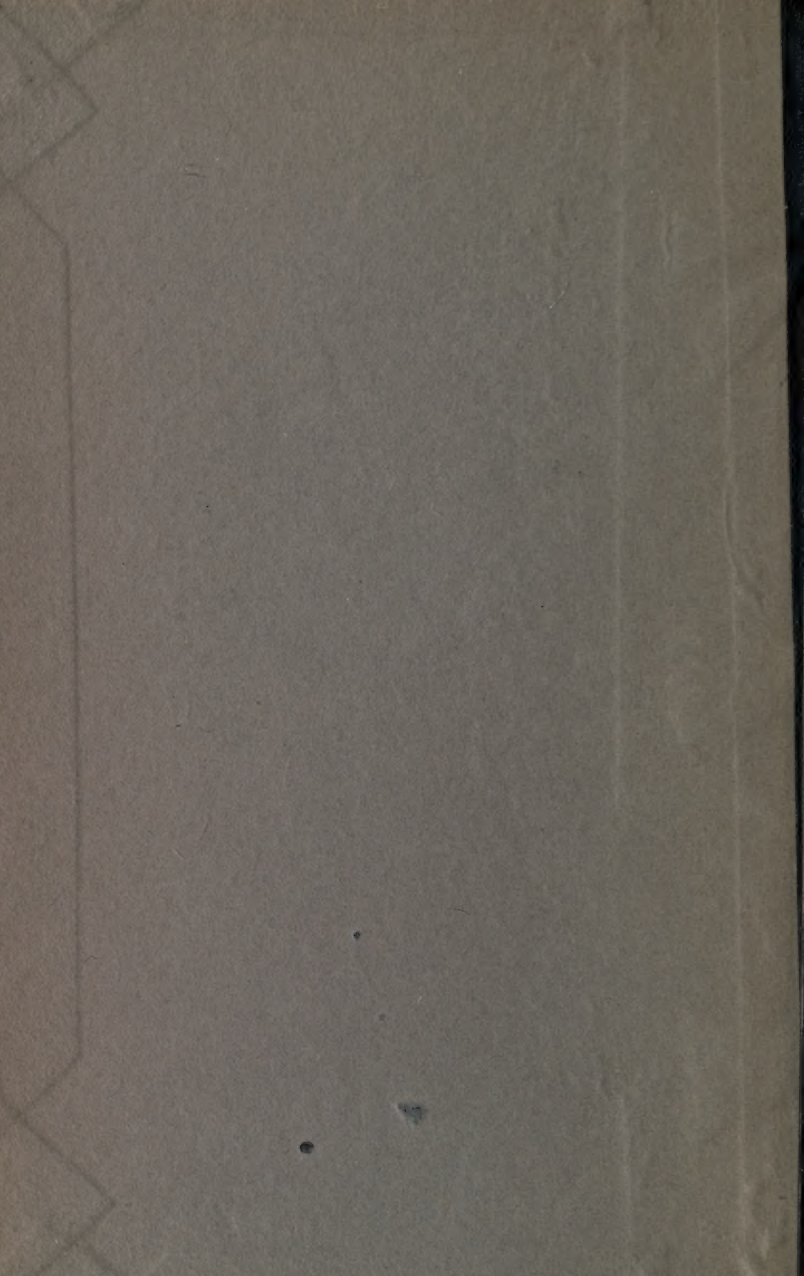
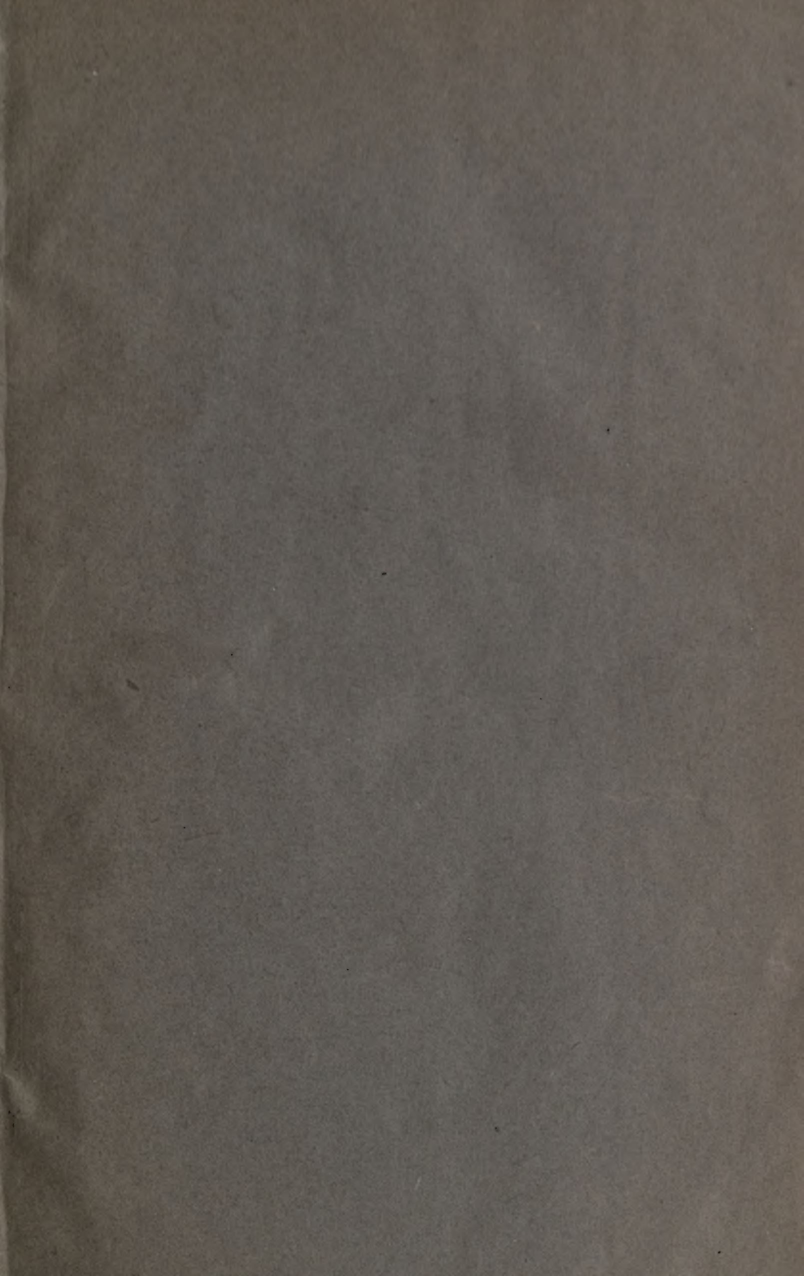
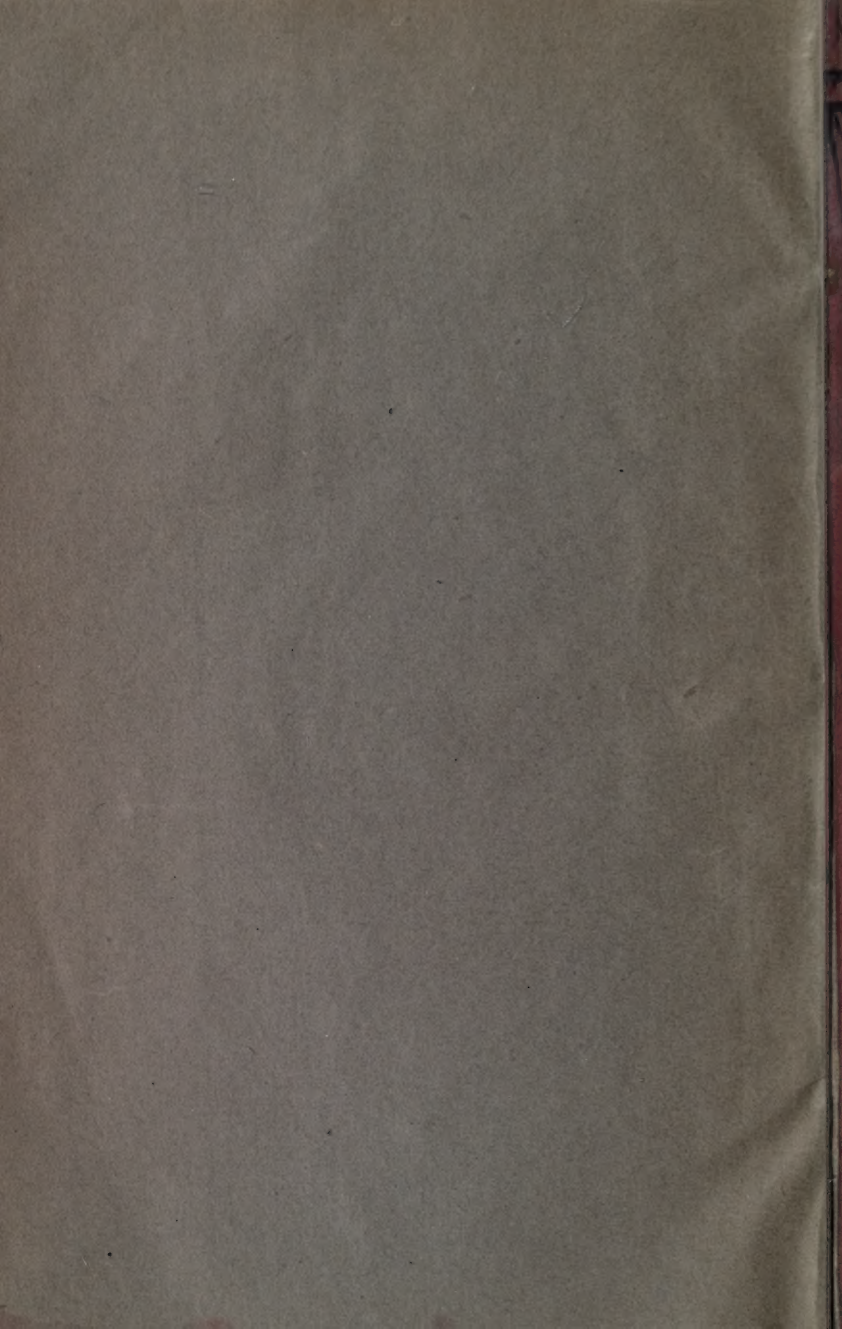
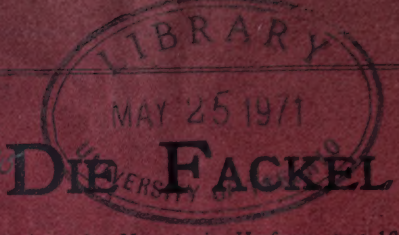

3 1761 08098018 8








Nr. 28
Wien, Anfang Jänner
19
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck nur mit Angabe der Quelle »DIE FACKEL« gestattet.



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K. 7.—
» » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 28 WIEN, ANFANG JÄNNER 1900

Jahraus, jahrein sind unserer Themis die Augen umhüllt. Wenn aber Uebelstände, die alle längst erkannt haben, endlich schreien, dann reißt sie erschreckt die Binde weg und schlägt die Hände überm Kopf zusammen: »Man sollt's nicht für möglich halten!« Und dann excediert sie im Strafen. In all den Jahren, da wir dieses Walten einer Justiz verfolgen konnten, die immer wieder Sündenböcke schießt, hat niemand einen Tadel auszusprechen gewagt. Aber die jüngste That unserer strafenden Gerechtigkeit macht den, der länger schweigend zusieht, zum Mitschuldigen. Juliane Hummel und ihr Gatte hatten ihr schwächliches Kind misshandelt. Nachbarn hatten wiederholt die Anzeige gemacht. Die Behörde blieb unthätig; endlich raffte sie sich auf, und den unmenschlichen Eltern ward ein Verweis ertheilt. Doch das Kind blieb in ihren Händen; und weil sie seinethalben die Schande des Verweises erlitten hatten, begannen sie es zu hassen. Und so wurden die Misshandlungen häufiger und roher. Der schwache Körper und die gebrochene Lebensenergie hielten nicht stand; die Kleine starb.

Was lag der Justiz vor? Die Schwere der Verletzungen, die das Kind erlitten, ward von den Aerzten festgestellt. Die feindselige Absicht war durch die Aussagen derer, die Zeugen seiner Leiden gewesen waren, constatiert. Der schweren Körperverletzung, die den Tod zur Folge hatte, oder des Todschlags waren also die Eltern schuldig. Aber bei keiner einzelnen der

Misshandlungen, auch nicht bei der letzten, war die Absicht, durch sie den Tod herbeizuführen, bewiesen. Und wie diese Absicht dem Juristen nicht beweisbar war, so war sie dem Psychologen unwahrscheinlich. Und doch hat der Staatsanwalt die Anklage auf Mord vor den Geschwornen erhoben.

Unsere Geschwornengerichte! Urtheile, aus denen der gesunde Menschenverstand und ein immer mehr erstarkendes Rechtsgefühl spräche, sollten sie nach den Hoffnungen derer, die sie schufen, fällen. Was treiben sie heute? Theils Classen-, theils Gefühlsjustiz. Und die zweite ist oft noch schlimmer als die erste. Das Herz dieser Männer, die Väter sind, überquoll von Widerwillen; und wer selbst sein Kind bisweilen hart angefasst hatte, wollte um so schärfer die Liebe, die züchtigt, vom Hass, der peinigt, scheiden. Das Gefühl überwand die Logik. Wie weit die Verwirrung in den Köpfen gieng, hat bald nachher der Process gegen das Ehepaar Kutschera gezeigt, da die Geschwornen die Frage der Absicht, zu tödten, den Arzt entscheiden ließen, der hierüber doch nicht als Sachverständiger aussagte, und da der Geschwornenobmann angstvoll um sechzig Procent Wahrscheinlichkeit bat. — Die Rede des Staatsanwaltes schürte die Erregung; der treffliche Jurist hieß seine haarscharf unterscheidende Logik schweigen, und in machtvollen Worten strömte sein empörtes Gefühl aus und floss mit dem der Richter zusammen. Juliane Hummel und ihr Gatte wurden zum Tode verurtheilt.

War nun die Begnadigung zu erhoffen? Wenn dem Juristen das Urtheil gerechtfertigt dünkte und das Rechtsbewusstsein des Volkes ihm zustimmte, dann war sie ein Fehler. Denn die Todesstrafe ist kein leerer Popanz. Wenn sie besteht, dann muss sie in jenen ernstesten Fällen, wo alle das Schuldig sprechen, vollzogen werden.

Als das Urtheil gefällt war, war ich der Einzige, der in die Oeffentlichkeit seine Missbilligung hinauszu-

rufen wagte. Die Organe der öffentlichen Meinung — ich vertrete nur die meine — stimmten dem Schuldspruch begeistert zu. Die entsetzlichen Schilderungen der Leiden des Kindes, in denen sie sich ergangen hatten, waren ja nicht zum wenigsten die Ursache gewesen, warum er gefällt wurde. Ich sah auch beim ernstesten Anlass die Sensationslust der Reporter am Werke. Mich ekelte der Anblick der Humanitätsberauschten; aber allzuscharf wollte ich mit ihnen diesmal nicht ins Gericht gehen. Denn heute, wo die Oeffentlichkeit des Processes nicht in der Zulassung von hundert Zuschauern, sondern in der Veröffentlichung durch die Zeitungen besteht, hat sich das Wesen der Abschreckung, die die Justiz bezweckt, geändert. Nicht so sehr die Strafe, die schließlich verhängt wird, wirkt abschreckend, als vielmehr das Bekanntwerden des Thatbestandes, wie er im Process sich enthüllt. Und nicht sowohl diejenigen, die des gleichen Verbrechens fähig sind, werden abgeschreckt, als vielmehr jene, die, besser geartet, doch bisweilen in Gefahr sind, die Grenze zu überschreiten, hinter der das Verbrechen beginnt. Mancher Mutter, die von den Leiden der Anna Hummel gelesen, mag die Hand, die zum Schlage gegen ein ungerathenes Kind schon ausgeholt hatte, in jenen Tagen zurückgezuckt haben, manche Züchtigung mag milder als sonst ausgefallen sein.

Die Schuld an dem Urtheil und seinem Vollzug trägt meines Erachtens nicht die Oeffentlichkeit, die ihren erregten Gefühlen nachgab, sie fällt auf die Juristen. Jene kalte Logik, die sie in ihrem Amte stets bewahren müssten, so wie der Chirurg in der schmerzlichsten Erregung über menschliches Leiden einen klaren Kopf und eine ruhige Hand haben muss, um kunstgerecht seine Messer zu handhaben, hatten sie sich nicht erhalten und die Erregung nicht gedämpft.

Was thaten aber j e t z t unsere Zeitungen? Dass sie es zuerst an juristischer Einsicht hatten fehlen lassen, mag ihnen hingehen. Die Männer, die unsere

Tagesjournale schreiben, haben nicht die Fähigkeit, die öffentliche Meinung zu leiten; so wurden sie denn von ihr getrieben. Wenn aber die Blätter zuerst das Todesurtheil gefordert hatten, dann mussten sie consequent bleiben und auch seinen Vollzug billigen. Aber da ward die Sensationslust ihrer neuerlich Herr. Welche Gelegenheit, in Schilderungen der Todesqualen eines Weibes zu schwelgen! Und als sie fast darum gekommen wären, weil das Gericht sie erst in letzter Stunde verständigte, welch edle Entrüstung! Feierlich protestierte die ‚Neue Freie Presse' dagegen, dass den Reportern nicht Zeit gelassen ward, das große Fest durch stimmungsvolle Berichte vorzubereiten. Zum Glück ward es den Journalen durch »private Beziehungen« — wohl zum Vertheidiger — noch rechtzeitig ermöglicht, die letzten Stunden der Verurtheilten zu schildern, wenn auch nicht mit der gewünschten Ausführlichkeit. Dafür haben sie sich am nächsten Tage, das ‚Extrablatt' allen voran, durch Sensationsberichte über den Hinrichtungsact entschädigt. Es ist geradezu ungeheuerlich. Man hat längst den Vollzug von Hinrichtungen auf offenem Marktplatz eingestellt, weil er verrohend wirke. Aber während ehedem Hunderte die Procedur mitansahen, wird jetzt durch die Schilderungen publicistischer Nachrichter die Phantasie von Hunderttausenden krankhaft erregt.

Doch diese Darstellungen waren ja von Humanitätsergüssen begleitet, in denen über die Entsetzlichkeit der Todesstrafe gejammert wurde. Da, wo der entschiedenste principielle Anhänger der Todesstrafe ihre Anwendung im concreten Falle kritisieren musste, entrollte man unnütz die Frage ihrer Abschaffung; und die Phrase, die für neu gelten konnte, weil's jetzt die Humanität des 20. Jahrhunderts galt, vertrat wie immer die Stelle der Argumente. Schließlich hat der Obductionsbefund die Beruhigung gebracht. Wir haben in fettem Druck gelesen, dass bei der Hinrichtung der Kehlkopf vollständig unversehrt blieb, dass kein mechanisches

Athmungshindernis eintrat u. s. w. Und so werden wir ja wohl schließlich einsehen müssen, dass die Hinrichtung der Juliane Hummel kein Mord war, sondern bloß schwere Körperverletzung, die den Tod zur Folge hatte. Die Strafe hat der Schuld entsprochen.

* * *

Man war allgemein gespannt, wie sich die ,Neue Freie Presse' zum neuen Jahrhundert stellen würde. Todtgeschwiegen konnte es nicht werden. Wohl waren die Herausgeber verstimmt, weil es zwar nicht den Antisemitismus aus der Welt schaffen, aber die »Schmach des Jahrhunderts« unmöglich machen würde, und sie konnten sich nur an die Hoffnung klammern, dass der Verfallstermin der Phrase eventuell noch bis 1901 prolongiert würde. Als aber der deutsche Kaiser mit weithintönender Stimme erklärte, dass das 19. Jahrhundert schon jetzt den Staub von seinen Schuhen schütteln solle, und dass er, »wer was dawider habe, zerschmettern« werde, gab die ,Neue Freie Presse', der Wilhelm II. seit jeher imponiert hat, nach.

Dass im neuen Jahrhundert alles, was sie verschweigt, in Kronen ausgedrückt werde, wusste man bereits; dass die Verrechnung der Pauschalien in den ersten Wochen noch nicht so glatt vonstatten geht, entschuldigte man. Nur ein Novum gab's. Der einzige Theil der ,Neuen Freien Presse', in dessen Text keine Stilblüten gestanden, der Zeitungsstempel, war verschwunden. Das plötzliche Wohlwollen, mit dem die Herren Bacher und Benedikt das 20. Jahrhundert begrüßten, erschien jetzt begreiflich. 100.000 Gulden wandern von nun ab jährlich in die Tasche jedes der beiden Herren, die sich mit ein paar sagenhaften Actionären in den Besitz der ,Neuen Freien Presse' theilen. Der Zeitungsstempel musste fallen; er war, wie ein Leitartikel des Herrn Bacher acht Tage vorher versichert hatte, eine »Besteuerung der

Volksbildung« gewesen. Da der Mann uns aber auch erzählte, dass die Aufhebung dieser Steuer »für das Volk wertvoll« sein werde, so richte ich an den Leser die freundliche Bitte, »Volk« in dem richtigen Sinne aufzufassen. »Volk«, mit der nöthigen Betonung ausgesprochen, ist nicht mehr eine Pauschalbezeichnung für viele, sondern eine Bezeichnung für einige bestimmte Pauschalienmänner, die mit heuchlerischem Pathos die Freiheit für Oesterreich fordern, wenn sie sicher wissen, dass deren Reinertrag ihrer Tasche zugute kommt.

Eine erbärmlichere Komödie ist niemals aufgeführt worden, seit Druckerschwärzer eine gutgläubige Oeffentlichkeit betrügen. Warum habe ich mir denn die ‚Neue Freie Presse‘ zum Hauptangriffsobject erwählt? Weil ich sie für mehr halte als für eine Zeitung, die ihre Abnehmer mit Nachrichten und Annoncen bedient. Weil mir der Offenbarungsglaube, mit dem unser Bürgerthum jede ihrer Aeußerungen entgegennimmt, ein alle Entwicklung hierzulande lähmendes Uebel scheint. Corrupt ist auch die Presse Deutschlands, Frankreichs und Englands und all der Länder, die culturstolz an der verheißungvollen Schwelle eines Jahrhunderts der dreimal gespaltenen Nonpareillezeile stehen. Aber welch ein Unterschied! Die öffentliche Dame, die draußen öffentlichen Bedürfnissen ohne Widerstand, aber auch ohne große Gefühle dient, kleidet sich hier in das Gewand der Priesterin, die mit Sprüchen der Tugend und Weisheit den entlässt, der bar gezahlt hat. Wenn unsere Presse sich als das gäbe, was sie wirklich ist, als Element der capitalistischen Weltordnung wohl sein muss, um wie viel besser stünde es um uns! Nicht gilt es, Inseratenbureaux zu bekämpfen, Annoncensäulen, die Säulen des »Wirtschaftslebens«, zu untergraben. Wir halten weiter in der geistigen Cultur, wenn wir die heutige erst zum Eingeständnis bringen, dass sie keine ist. Und amerikanische Zu-

stände, denen unsere Journalistik zutreibt, wären ein gesunder Abschluss, dem nur noch die wohlthätigste Reaction folgen könnte. Wenn der Mann, der jetzt das ‚Wiener Tagblatt‘ gekauft hat, allen Abnehmern und Abnehmerinnen in einem eigenen Auskunfts- und Vermittlungsbureau Rath und Hilfe in allen praktischen Angelegenheiten zu ertheilen verspricht, so habe ich gegen solches Treiben, das die Leistung eines geistigen Arbeiters durch Zugabe eines Schadchens und einer Hebamme anziehender macht, viel weniger einzuwenden, als gegen heuchlerische »Männer der Feder«, die das, was sie nicht verschweigen, als unabhängige Meinung ausgeben. Jener würde seine redactionelle Fähigkeit ohne Frage noch ehrlicher taxieren, wenn er beispielsweise zum Quartalsschluss jedem Leser des ‚Wiener Tagblatt‘ einen Laufteppich spendierte. Aber in allen Fällen ist unverhüllte Speculation sympathischer als der gleißnerische Idealismus eines großen Börsenblattes, als ein sittliches Pathos, das mit den Händen, und zwar mit offenen, redet. Auch gegen das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ bin ich nie allzu heftig gewesen. Es legt täglich ein umfassendes Geständnis seiner Absichten und seiner Beziehungen ab, ist ein Actienunternehmen, und für den Inhalt seines redactionellen Theiles übernimmt die Administration keine Verantwortung. Anders steht es mit der ‚Neuen Freien Presse‘, die sich als das große Meinungsblatt gibt, als solches noch immer betrachtet wird und in Wahrheit nur eine Blätterhülle für den penetranten Inhalt des ‚Economisten‘ bildet. Ohne diese unsaubere Stütze, hat noch vor zwei Jahren eine Regierung erklärt, in Oesterreich nicht regieren zu können; was Wunder, dass räuberische Geldmächte sich die Gunst des Blattes zu sichern eilen, dass vor und nach der berühmten Verlängerung des Nordbahnprivilegs alles, was in Oesterreich gegen die Taschen der Bevölkerung unternommen wird, unter dem Protectorate der ‚Neuen

Freien Presse‘ geschieht. Es gibt keine wirtschaftliche Schändlichkeit, die hier nicht ihre Sanction gefunden hätte; und wenn heute Oesterreich, das dem liberalen Schwindelgeist so viele Opfer gebracht hat, in Handel und Wandel nahe dem Ruin steht, so kann man wohl sagen, dass die ‚Neue Freie Presse‘ daran hervorragend — nun, sagen wir: »betheiligt« ist.

Für Dümmlinge in Amt und Würden, die die Schäden unserer Oeffentlichkeit nicht sehen, aus Bequemlichkeit oder Streberei alles beim Alten lassen, reicht gelinder Spott. Aber Verachtung muss jene weit Mächtigeren treffen, die täglich über die Empfindungen der Masse gebieten, von allen Beschwerden und Bitternissen unterrichtet sind und dennoch die allgemeinen Uebel nur nach dem Grade ihrer finanziellen Ertragfähigkeit abschätzen. Das sind die Zeitungsunternehmer. Ihr Handwerk ist jetzt, so sagt man, »von einer lästigen Fessel befreit«. Aber ich weiß, dass es heute in Wien nicht einen aufrichtigen Menschen gibt, der sich nicht mit innerstem Ekel von dem Anblick dieser neuesten Freiheit abkehrte, dieser Freiheit für Oesterreich, die darin besteht, dass die Bevölkerung den gewissen Kreuzer, das Strafgeld für die Lectüre schlechter Zeitungen, nicht mehr an den Staat, sondern an die Macher dieser Zeitungen bezahlen muss. Nun konnte die Regierung, die so reich gespendet hatte, beruhigt das Porto für Postkarten erhöhen; dass die Zeitungen nicht »mit dem Preis heruntergehen«, nicht um den Kreuzer, den die Stempelsteuer ausmachte, billiger werden, bereitet ihr wenig Scrupel. Welche Genugthuung an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts, welche Errungenschaft für Fortschritt und Civilisation: Herr Benedikt, Herr Bacher und der Verwaltungsrath der Steyrermühl verdienen jährlich um ein paar hunderttausend Gulden mehr! Und darum ward gekämpft, wie um die heiligsten Güter der liberalen Menschheit. Sie waren alle theuer. Man darf mit dem Preis nicht heruntergehen!

* * *

Die Bemühungen unseres Goluchowski um das Wohlergehen des feisten Schweinezüchtersprossen von Belgrad scheinen jetzt trotz allen officiösen Dementis ruchbar zu werden, und Doczis Pressknappen müssen den Ruhm unserer auswärtigen Politik laut austrommeln, um die Indignation der mitteleuropäischen Regierungen über das Verhalten Oesterreichs zu den serbischen Geschehnissen unhörbar zu machen. Milans Sohn — einen stärkeren Ausdruck finde ich nicht — ist am Wiener Hofe empfangen worden, wie kaum der Repräsentant einer dem Habsburgerreiche verbündeten Großmacht. Der Vater von Milans Sohn — eine stärkere Bezeichnung finde ich nicht — darf in Ungarn, nachdem er eben das serbische Volk zur Strecke gebracht, als Gast eines Magnaten dem Jagdvergnügen huldigen. Die Presse aller Staaten gibt ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, dass die Monarchie just in dem Augenblicke, da die Empörung über die serbische Wirtschaft aufs höchste gestiegen ist, es für angezeigt erachtet, gastfreundlich den Urhebern so vieler Schmach ihre Pforten zu öffnen.

Unser Goluchowski, dessen hervorragendstes Talent bekanntlich darin besteht, dass er sich »nicht hineinmischt«, geht seine eigenen Wege. Vorerst lässt er, um den peinlichen Empfang Alexanders am Wiener Hofe vorzubereiten, durch sein Leibblatt in alle Welt verkünden, dass es ihm gelungen sei, die russische Regierung umzustimmen, ja, dass Russland »seine Bereitwilligkeit ausgedrückt« habe, mit Milan wieder »normale Beziehungen« herzustellen. Und da ereignet sich, was eigentlich den Empfang Alexanders hätte unmöglich machen, dafür die sofortige Verabschiedung Goluchowskis zur Folge haben sollen. ‚Nowoje Wremja‘, das halbamtliche Blatt des russischen Ministeriums des Auswärtigen, ein Blatt, das dem Grafen Murawiew fast so nahe steht, wie die ‚Neue Freie Presse‘ dem Grafen Goluchowski, erklärt alles für

Lüge und Schwindel, erklärt mit vernichtender Bestimmtheit, dass die russische Regierung an ihrer ursprünglichen Auffassung der Lage in Serbien festhalte, dass von einem Nachfolger auf dem Posten Schadowskis in Belgrad »unter den obwaltenden Umständen keine Rede sein könne«, und fügt zu allem noch die höhnische Versicherung, die von Russland stets befolgte Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten Serbiens könne »durchaus nicht als Beweis einer Sanctionierung dessen angesehen werden, was sich in Serbien in der letzten Zeit ereignet hat«; es seien dieserhalb sogar seinerzeit von Russland in Belgrad Vorstellungen gemacht worden. So weit Graf Murawiew; die Höflichkeit aller Sänger des Goluchowski'schen Ruhmes schwieg davon. Dem Minister fuhr bei dieser kalten Douche der Schrecken in die Glieder, aber da Alexander bereits auf der Fahrt nach Wien, in Wien alles zu seinem Empfang vorbereitet war, blieb unserem Goluchowski nichts Anderes übrig, als auf den Bahnhof zu eilen und durch zitternde Kniee beim Honneursmachen Verständnis für die russische Balkanpolitik zu markieren. Noch verzweifelte er nicht. Es gab ja eine Entschuldigung für das beispiellose Wagnis, den Kaiser einem so unliebsamen Besuche auszusetzen. Flugs ließ er durch die Pressfreunde in Wien und Pest den großen Zweck dieser Entrevue enthüllen. Wurde er nicht erreicht, so war wenigstens die Absicht eine edle, wenn auch die Blamage eine größere. Alexander würde, hieß es, sofort nach seiner Rückkehr den in Kerkernacht verendenden Opfern Milan'scher Rachsucht Amnestie gewähren. Und nun konnte man leichten Herzens den jungen Herrn mit dem Kneifer ins Burgtheater zum »Verschwender« führen und ihn dort bei erhöhten Eintrittspreisen sehen lassen ....

Ja, Alexander würde. Aber Milan wird nicht. Ohne ein Lösegeld von mehreren Millionen werden wir die armen »Hochverräther« nicht befreien können, nicht

Serbien von dem Ex-König. Umso rascher werden wir von Herrn Goluchowski befreit werden. Er hat Oesterreich bloßgestellt, hat sich die schärfste Zurückweisung der russischen Regierung geholt und wird, wenn nicht in der allernächsten Zeit der Wiener Aufenthalt Alexanders seine Erklärung findet und das Klirren von hundert fallenden Ketten zu uns herüberdringt, mehr als sich und das Ansehen des Staates exponiert haben.

* * *

Der wahre Grund der Festigkeit des Dreibundes.

Die Berliner ‚Kreuzzeitung' brachte dieser Tage einen Artikel, in dem sie nach heftigen Ausfällen gegen die slavische Politik die Behauptung aufstellte, dass dasjenige, »was Oesterreich-Ungarn zusammenhält, heute nächst der Dynastie die Zugehörigkeit zum Dreibund« sei. Diese Insinuation nahm nun das Wiener ‚Vaterland' nicht ruhig hin und antwortete mit einem nicht minder polemischen Artikel, der die Chiffre »S—B.« trug und für dessen Autor deshalb vielfach der Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, Graf Schönborn, gehalten wurde. Der Verfasser wirft der ‚Kreuzzeitung' einen »Mangel an Logik« vor, »der uns versöhnen könnte, weil er fast erheiternd wirkt«, und schreibt dann wörtlich: »Wenn die ‚Kreuzzeitung' meint, das, was Oesterreich-Ungarn zusammenhält, sei .... die Zugehörigkeit zum Dreibund, so vergisst sie, dass Oesterreich-Ungarn vor dem Dreibund auf der Welt war, dass der Dreibund nur durch den Beitritt unserer Monarchie ermöglicht worden, seine Fortdauer nur durch das fernere Verbleiben Oesterreich-Ungarns gesichert ist. Es ist also der Dreibund, den Oesterreich-Ungarn, im Vereine mit den beiden anderen Factoren, zusammenhält, nicht umgekehrt!« Das ‚Vaterland' hat ohne Frage recht, ja man kann sagen, dass es einen Ueberfluss an Logik entwickelt, der uns versöhnen könnte, weil er fast erheiternd wirkt. Seine Methode lässt sich auch auf den Dualismus anwenden: Ungarn z. B. war vor dem Dualismus auf der Welt, der Dualismus ist nur durch den Beitritt Ungarns ermöglicht worden, seine Fortdauer nur durch das fernere Verbleiben Ungarns gesichert. Es ist also der Dualismus, den Ungarn, im Vereine

mit dem andern Factor, zusammenhält, nicht umgekehrt ... Aber auch das Abonnement des ‚Vaterland‘ lässt sich nach dieser Methode erklären: Die menschliche Dummheit war vor dem Abonnement des ‚Vaterland‘ auf der Welt, das Abonnement auf das ‚Vaterland‘ ist nur durch die menschliche Dummheit ermöglicht worden, seine Fortdauer nur durch die Erhaltung der menschlichen Dummheit gesichert. Es ist also das ‚Vaterland‘, das durch die menschliche Dummheit erhalten wird. Hier aber könnte auch das Umgekehrte der Fall sein.

* * *

Geehrter Herr Redacteur! Anschließend an die Ausführungen des Professors Karl Adler zum Urtheile des Wiener Handelsgerichtes in Sachen der Creditanstalt erlaube ich mir auf die Auseinandersetzung aufmerksam zu machen, welche Dr. *Franz Klein* in seinen soeben erschienenen »Vorlesungen über die Praxis des Civilprocesses« über »das rechtliche Interesse an der alsbaldigen Feststellung« gibt.

Es heißt daselbst S. 195: »Das Interesse muss ein rechtliches, aber nicht nothwendig ein vermögensrechtliches, nicht einmal ein privatrechtliches sein; zur Feststellungsklage berechtigt auch ein strafrechtliches, processrechtliches, eventuell ein verwaltungsrechtliches Interesse. Das vermögensrechtliche Interesse wird sich fast immer als wirtschaftliches, finanzielles Interesse geben. Letzteres steht nicht etwa im Gegensatze zum rechtlichen Interesse, es ist nicht einmal eine besondere Gattung des rechtlichen Interesses, sondern nur eine Umrechnung der juristischen in die ökonomische Währung, die Projicierung des Rechtsanspruches auf die Wirtschaftssphäre. *Wer legitime Geldinteressen an der alsbaldigen Feststellung nachweist, hat ein rechtliches Interesse dargethan.*«

Klarer kann wohl nicht ausgesprochen werden, dass der Unterschied, welchen das Handelsgericht zwischen »rechtlichem« und »wirtschaftlichem« Inter-

esse des Actionärs construiert, dem Civilprocesse fremd ist.

Das Gesetz gibt also dem Richter die Waffe gegen das Unrecht in die Hand, und wenn er sie nicht benützt, so handelt er gegen den Geist des Gesetzes.

Ein Wiener Richter.



EIN PRINCIPIELLER GEGNER ÖFFENTLICHER CORRUPTION.

Mitte October bot mir Herr Dr. Saul Rafael Landau einen Artikel über die Słobudka-Affaire des gewesenen galizischen Landsmannministers Jędrzejowicz an. Der Artikel war theilweise entwertet, denn am 14. October hatte Herr Dr. Heinrich Kanner in seinen Wochennotizen in der ‚Zeit‘ die Angelegenheit zur Sprache gebracht und den Hergang im wesentlichen conform den Mittheilungen des Dr. Landau geschildert. Eines aber hatte für mich Interesse. In Dr. Kanners Darstellung war jede Bezeichnung der schuldigen Personen sorgfältig vermieden. Dafür enthielt sie eine jener Pauschalverdächtigungen, die man sonst nur in antisemitischen Blättern niederer Kategorie zu lesen gewohnt ist. Der Minister habe an »reiche Juden« das Ansinnen gestellt, ihm sein Gut behufs Errichtung einer jüdischen Ackerbauschule mit den Mitteln der Baron Hirsch-Stiftung abzukaufen. »Gewissen reichen Juden«, die die »Ika« zum Ankauf von Słobudka leśna bewogen hätten, habe die Gunst des Herrn v. Jędrzejowicz ein Opfer von 100.000 Gulden aus ihrer eigenen Tasche wert geschienen; diese Summe habe »unter den reichen Juden« subscribiert werden sollen. Der

Artikel des Dr. Landau gab nun Aufschluss darüber, wer diese reichen Juden waren, die sich so bereit zeigten, Stiftungsgelder nebst einer aus der eigenen Tasche zu zahlenden Superprämie einem bankerotten Minister zuzuwenden. Und mir schien, dass die Oeffentlichkeit ein Interesse daran habe, diese Namen kennen zu lernen. Dazu kam noch eines: Herr Dr. Landau theilte mir mit, dass Herr Kanner seine Informationen widerrechtlich benützt habe. Ich ließ mir den Sachverhalt genau erzählen und fand, dass hier ein Eingriff in das literarische Eigenthum vorliege; wohlvertraut mit den laxen Sitten, die in unserer Journalistik in Bezug auf literarisches Eigenthum herrschen, erachtete ich es als sehr löblich, dass endlich einmal ein Schriftsteller zur energischen Geltendmachung seiner Rechte sich aufschwinge. Dabei wollte ich ihm meine Hilfe nicht versagen. Und so gestattete ich Herrn Dr. Landau, dem Artikel, der wichtige Thatsachen, die die Oeffentlichkeit angehen, enthielt, eine Besprechung seiner persönlichen Angelegenheit, in der er bereits die Klage überreicht hatte, beizufügen.

In der jüngsten Nummer der ‚Zeit‘ veröffentlicht nun Herr Kanner einen Brief des Dr. Landau, in dem dieser die gegen den Herausgeber des Blattes erhobenen Beschuldigungen zurückzieht, nachdem er vorher schon die Strafanzeige zurückgezogen hat. Im Anschlusse daran stellt Herr Kanner den wahren Sachverhalt dar, den ich auch meinen Lesern nicht vorenthalten will. Am 28. September hatte Dr. Landau dem Herausgeber der ‚Zeit‘ einen Artikel über die Słobudka-Affaire angeboten. Herr Kanner theilte ihm sofort mit, dass er von der Sache bereits wisse und sie zur gelegentlichen Bearbeitung in der ‚Zeit‘ in Vormerkung genommen habe. Wie man aus Nr. 20 der ‚Fackel‘ weiß, hatte nämlich Dr. Kanner eine kurze Notiz im ‚Deutschen Volksblatt‘ gelesen, war aber noch nicht in der Lage gewesen, Näheres zu erfahren. So erklärte er sich denn bereit, Landaus Manuscript entgegenzunehmen und

zu prüfen, um es eventuell in der ‚Zeit‘ abzudrucken. Am 4. October erhielt er es und erfuhr daraus, dass der Sectionschef Gniewosz zweimal den Anschlag auf die jüdischen Wohlthätigkeitsinstitute vereitelt habe. Was lag also näher, als sich an diesen Mann zu wenden, um an den von ihm erlangbaren Informationen die Richtigkeit der Darstellung des Dr. Landau zu prüfen? Das hat der Herausgeber der ‚Zeit‘ denn auch gethan. Aber »ehe er noch mit seinen Recherchen zu Ende war, verlor Dr. Landau die Geduld und verlangte am 11. October sein Manuscript zurück«, das ihm auch noch am selben Tage übersandt wurde. Und nun zeigte Herr Kanner, der das Manuscript sieben ganze Tage in Händen gehabt hatte, dass ein Journalist, wenn es nöthig ist, auch rasch arbeiten kann. Am darauffolgenden Tage, dem 12. October, hatte er seine Recherchen bereits beendet und eine längere Notiz über die Słobudka-Affaire niedergeschrieben. Diese Notiz publicierte er in der von Samstag 14. October datierten Nummer der ‚Zeit‘, die thatsächlich bereits am Freitag den 13. d. M. ausgegeben wurde, also spätestens am 12. fertiggestellt sein musste. »Die pikanten Details gegen die Herren v. Rothschild, v. Gutmann u. s. w., die Herr Dr. Landau beibrachte«, fehlten; die Mittheilungen des Herrn v. Gniewosz hatten einen öffentlichen Angriff gegen die genannten Herren nicht gerechtfertigt. Das ist nun der einzige Punkt, der in Herrn Kanners Darstellung unklar bleibt. Hat der Sectionschef andere Personen als Schuldige bezeichnet, deren Namen dann in der ‚Zeit‘ verschwiegen wurden? Oder hat er den Dr. Kanner wirklich dahin »informiert«, dass »die reichen Juden« das alles gethan hätten? Sei's wie es sei, Herr Kanner entschloss sich, den »reichen Juden« in corpore Schuld zu geben. Dass sie etwa in corpore berichtigen würden, war ja nicht zu befürchten.

Mit dieser kurzen thatsächlichen Feststellung ist die ganze Angelegenheit erledigt. Nur für eine Gruppe

von Personen hat sie noch Interesse: Für die regelmäßigen oder gelegentlichen Reporter, die unsre Zeitungen mit Nachrichten versehen. Wenn nämlich dasjenige, was Herr Dr. Kanner gethan hat, kein Eingriff in die Rechte des geistigen Eigenthums ist — und dass es keiner ist, hat die Staatsanwaltschaft bereits erkannt —, dann entbehren diese Leute jedes Rechtsschutzes. Und wenn es nach den Begriffen von journalistischem Anstand keine Illoyalität ist, dann sind sie nicht einmal durch die Sitte geschützt. Denn da Zeitungen wichtige Informationen regelmäßig überprüfen, d. h. sich vor der Veröffentlichung bei jenen Personen, die der Sachlage nach Auskunft zu geben imstande sind, erkundigen, können sie sich bei der nachherigen Publication stets darauf berufen, dass sie die Informationen aus erster Hand benützt haben. Und da der Wert von Nachrichten wesentlich darin besteht, dass man sie zuerst gebracht hat, sind die Zeitungen imstande, die Mittheilungen des Reporters zu entwerten, wenn sie die Angelegenheit ihren eigenen Informationen gemäß veröffentlichen, bevor der Reporter Zeit gehabt hat, den zurückgewiesenen Artikel anderweitig unterzubringen. Und dies hat jedenfalls Herr Kanner dem Dr. Landau gegenüber gethan. Da aber die Reporter die wichtigsten Mitarbeiter unserer Zeitungen, deren eigentliche geistige Nährväter sind, ist es bedauerlich, dass so Recht wie Sitte ihnen den Schutz versagen.

Und nun noch eine persönliche Abrechnung mit Herrn Kanner. Ich habe ihn in der ‚Fackel‘ oft genug, für seine Bedeutung, könnte man meinen, sogar zu oft angegriffen. Aber sein Gedächtnis oder sein Verständnis führen ihn irre, wenn er behauptet, dass fast jede Nummer der ‚Fackel‘ mit Verdächtigungen seiner Ehrenhaftigkeit aufgeputzt sei. Nein, seine persönliche Integrität habe ich nie bezweifelt, sie zu bezweifeln nie ein Interesse gehabt. Auch den Vorwurf des Plagiats habe nicht ich gegen ihn erhoben. Vielmehr wollte ich zuerst bloß den Artikel über Słobudka

leśna abdrucken und trug bezüglich des Zusatzes über die ‚Zeit' Bedenken. Erst als Dr. Landau mir ausführlich den Vorgang schilderte und in Gegenwart eines Zeugen, der ein langes Verhör mit ihm anstellte, ehrenwörtlich die Richtigkeit seiner Angaben betheuerte, fand ich, dass hienach thatsächlich einem Schriftsteller Unrecht geschehen war, und entschloss mich, seinen Appell zu veröffentlichen. An der Correctheit des Dr. Landau konnte ich nicht zweifeln, da ihn Herr Kanner, sein langjähriger Bekannter, wiederholt und durch Entgegennahme seines Aufsatzes über Słobudka neuerlich zur Mitarbeit an der ‚Zeit' herangezogen hatte, und diese Mitarbeiterschaft an der vornehmen Revue mir als genügendes Leumundszeugnis für den mir persönlich nicht näher bekannten Mann gelten musste. Schließlich konnte der Vorwurf eines Plagiats mich, an dem Herr Kanner zur Zeit, da ich — ach! — Chroniqueur der ‚Wage' war, so eine Art Witzplagiat begangen hatte, auch nicht so gänzlich absurd dünken. Aber darum zweifelte ich noch nicht an seiner Ehrenhaftigkeit. Ich fand nur begreiflich, dass Herr Dr. Kanner, der seine Carrière bei der ‚Sonn- und Montagszeitung' des Herrn Scharf begann und bei dem Börsenblatte, das im Deutschen Reiche die Rolle unserer ‚Neuen Freien Presse' spielt, der ‚Frankfurter Zeitung', fortsetzte, aus solcher Schule auch keine strengeren Begriffe von journalistischer Loyalität mitgebracht hat, als die den meisten seiner Collegen eignen.

Der Grund der häufigen Angriffe der ‚Fackel' auf Herrn Kanner ist ein anderer. Wenn ich der Oeffentlichkeit über die Personen, die unsere Corruptionspresse leiten, das rechte Urtheil beizubringen, ihr den Wert der persönlichen Ehrenhaftigkeit der Journalisten klarzumachen suche, kann ich die Gefahr nicht verkennen, dass eine anticorruptionistische Oeffentlichkeit diesen Wert auch überschätzen, dass bloße Anständigkeit unbedeutenden Geistern eine Macht verleihen könne, die dem allgemeinen Wohl höchst abträglich

ist. Denn fünfmal unter zehnmal wird der begabte und corrupte Politiker dem anständigen, aber unbegabten gegenüber Recht behalten. Schließlich hat in unserem öffentlichen Leben die schwache Logik kaum minderen Schaden gestiftet als der schwache Charakter. So wie ich also unter den Vertretern der Corruptionspresse den begabtesten als typische Persönlichkeit herausgreifen muss, um darzuthun, welches Unheil auch der beste Kopf, den ein verderbtes Herz lenkt, anzurichten vermag, so muss ich unter den nichtcorrupten Persönlichkeiten der Presse die unbegabteste zum Gegenstand meiner Angriffe wählen, um darzuthun, welches Unheil auch der anständigste Charakter, für den ein unbedeutender Kopf denkt, zu stiften imstande ist. Eine solche typische Persönlichkeit scheint mir aber Herr Kanner; er ist ein Politiker, dem jeder Blick in große Zusammenhänge versagt ist; sowie für die anständigsten unter seinen Landsleuten, den galizischen Juden, das Geschäft, so erschöpft sich für ihn die Politik in einer Reihe von kleinen Kniffen, Schlauheiten, Uebervortheilungen, die sich eben noch an der Grenze des Rechts halten, taktischen Maßregeln, wie er sie nennt. Aber die Belehrungen, die er der Reihe nach den verschiedensten Parteien gegeben hat, dienen keinem klar erfassten Ziel. Er, der für rein parlamentarische Regierungen eintritt, hat nicht erkannt, dass die Ministerien Badeni und Thun, auch wenn sie zum § 14 griffen, nicht absolutistische, sondern Majoritätsregierungen waren. Und als Graf Clary das Staatssteuer mit linker und linkischer Hand ergriff, hat er gejubelt, weil er den Sieg des Parlamentarismus gekommen glaubte, wo in Wahrheit der Absolutismus die Macht der Majorität und mit ihr die des Parlaments zu brechen versuchte. Freilich, als in der dritten Decemberwoche die Demission des Ministeriums Clary unmittelbar bevorstand, kam ihm endlich die rechte Erkenntnis, und damals hat er der Auffassung, die ich hier neuerlich ausgesprochen habe und Wochen vorher

in zwei Artikeln entwickelt hatte, in einem Epilog Ausdruck gegeben. Bezeichnend genug: Diese späte Weisheit ist nicht in der ‚Zeit‘, sondern in der ‚Frankfurter Zeitung‘ ausgesprochen worden. Aber nicht nur das Thun der Regierungen, sondern auch das Wesen der Parteien, denen er gedient, hat Herr Kanner nie verstanden. So musste er aus dem publicistischen Wortführer der Jungtschechenpartei, die er niemals richtig beurtheilt hatte, weil er die Structur der tschechischen Kleinbourgeoisie, die diese Partei vertritt, nicht kennt, ihr schärfster Gegner werden. Und so ward er aus dem Bekämpfer des Herrn v. Plener der Anwalt der deutschen Fortschrittspartei, in der die Traditionen jenes Politikers fortleben; wenn diese Herren zur Macht gelangen werden, wird ihm eine Enttäuschung, wie er sie bei den Jungtschechen erfahren hat, nicht erspart bleiben.

Und ebenso kleinlich, wie den entscheidenden Kampf der Parteien, der nicht erst seit drei Jahren, sondern seit Taaffes Sturz Oesterreich erschüttert, beurtheilt Herr Kanner die Personen. So kleinlich, wie er erst Plener, dann Kaizl kritisiert hat, kritisiert er jetzt Herrn v. Wittek. Da ich kürzlich über die Angriffe der ‚Zeit‘ auf den nunmehrigen Vorsitzenden im Ministerrath geschrieben hatte und ein Freund des Herrn Kanner mir versicherte, dass der wahre Grund der Bekämpfung Witteks durch Herrn Kanner das seinerzeitige Verbot der Beförderung der ‚Frankfurter Zeitung‘ auf den österreichischen Bahnen sei, habe ich nicht glauben wollen, dass so läppische Rücksichten ein politisches Urtheil bestimmen können. Aber jetzt hat Herr Kanner in der ‚Zeit‘ niedergeschrieben, was mir sein Freund versichert hatte. Nun, ich erkenne an, dass der Eisenbahnminister ein bedenkliches Mittel gewählt hat, um die ‚Frankfurter Zeitung‘ zu bestrafen. Aber Herr Kanner, der doch wohl weiß, dass diese Strafe nicht *seinem* politischen Muthe, sondern einer niederträchtigen Beschimpfung des Andenkens der todten

Kaiserin von Oesterreich galt, musste ja begreifen, dass man sich betreffs der Strafmittel nicht eben wählerisch zeigte. Das politische Verhalten eines Mannes von der Bedeutung Witteks wird aber außer dem Correspondenten der ‚Frankfurter Zeitung' niemand nach diesem Vorfall richten wollen. Wenn Wittek kein anderes Verdienst hätte, als dass er öfter Herrn Taussig unangenehm geworden ist, müsste ein Blatt, das reine wirtschaftliche Absichten hat, müsste Herr Kanner die rüde und gehässige Tonart, in der er schon das Ministersein an sich angreift, vermeiden.

In der Wahl der Waffen, mit denen er seine politischen Gegner bekämpft, zeigt der Herr sich nicht allzu peinlich. Ja man kann ihm, der über »leere Verdächtigungen« sich so erhaben fühlt, den Vorwurf nicht ersparen, dass er für ethische Niveauunterschiede keinen Maßstab hat und deshalb Männern, die gewiss nicht minder darüber erhaben sind, seinerseits mit leeren Verdächtigungen zu schaden sucht. Seines Verhaltens gegen Maximilian Harden will ich hier nicht gedenken: da sprach aus den Spalten der ‚Zeit' der ingrimmige Hass, den die ‚Frankfurter Zeitung' — wie alle ihresgleichen — gegen den ersten deutschen Publicisten hegt. Aber hat Herr Kanner nicht gegen den Führer der österreichischen Socialdemokratie die leere und niedrige Verdächtigung ausgesprochen, dass er einer Verwandtschaft mit Hofrath Halban zuliebe die politische Haltung der Partei in einem Sinne beeinflusse, der den Wünschen der Auftraggeber Halbans entspreche? Und hat er nicht in der bekannten Art kleingeistiger Unentwegtheit, die eine Statistik für »Gesinnungswechsel« bei größeren führt, Victor Adler gehöhnt, weil er entdeckte, dass der Socialdemokrat von dem deutschnationalen Linzer Programm, das er vor achtzehn Jahren mitunterzeichnet, abgefallen sei?

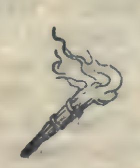
Ich sage, Herr Kanner ist ein engherziger Politiker — und darum bekämpfe ich ihn —, aber ein persönlich ehrenhafter Mann. Und schließlich kann er doch den politi-

schen Kampf nicht immer so führen, wie er vielleicht gern möchte. Er muss sich ja beständig gegenwärtig halten, welche Rücksichten ihm seine Stellung als Herausgeber einer vornehmen Revue auferlegt. Ich aber, der, wie Herr Kanner mir neulich freundlich bestätigt hat, ein »Schmähblättchen« herausgibt, bin natürlich von solchen Rücksichten frei. Und so habe ich denn schon öfter geschmäht, wo Herr Kanner Besonnenheit und ruhige Zurückhaltung bewahrte. Ich habe Herrn Krupp geschmäht, als er unlängst seine Arbeiter für den Ausfall des Taggeldes durch eine patriotische Gesinnung zu entschädigen suchte; Herr Kanner, Herausgeber der vornehmen Revue, ist damals, um nicht in den Verdacht der Schmählust zu kommen, mit einem Inserat der Metallwarenfabrik in Berndorf über die Sache hinweggegangen. Ich habe die Creditanstalt geschmäht, als sie in einer sonderbaren Generalversammlung den Beschluss fasste, ihren Gründern einen Millionenprofit zuzuschanzen. Die ‚Zeit‘ hat, um ihre Herausgeber vor dem so naheliegenden Verdacht der Schmählust zu bewahren, bei dieser Gelegenheit rasch einige größere Inserate über die Creditanstalt veröffentlicht, die ein gelinder Tadel im textlichen Theile stimmungsvoll begleitete. Dass die ‚Fackel‘ anlässlich der Słobudka-Affäire bloß die Rothschild, Gutmann und andere namentlich angeführte Finanzkünstler geschmäht hat und dass Herr Kanner mich diesmal übertrumpfte, indem er »die reichen Juden« überhaupt schmähte, habe ich schon einmal billigerweise zugestehen müssen. Aber wie rasch hat er auch diese alle anonymen Corruptionsmänner umfassende Schmählust bereut! Ich, unbesonnen wie ich bin, schmähe die Südbahn, da das Elend des ausgebeuteten Personals zum Himmel schreit, da verbrecherische Fahrlässigkeit das Leben von Tausenden gefährdet. Herr Kanner, der einsieht, dass des Unglücks schon genug geschehen und dass es nicht nöthig ist, sich überdies noch dem Verdacht der Schmählust auszusetzen, bringt in seinem Blatte

auch nicht ein Wörtchen über das Unerhörte, das die Wiener Bevölkerung in diesen Tagen so mächtig aufgerüttelt hat. Nicht ein Wörtchen? Oh, doch: — auf der dritten Seite des Umschlags der vom 6. Jänner datierten Nummer der ‚Zeit' einen Fahrplan der k. k. privilegierten Südbahngesellschaft, auf dem Abfahrt und Ankunft der Züge mit einer Pünktlichkeit verzeichnet sind, die auf der ganzen Linie der Südbahn seit Monaten nicht mehr erlebt ward. Herr Kanner ist ein ehrenwerter Mann, und für den Inhalt des Inseratentheiles übernimmt die Redaction keine Verantwortung. Ferne liegt es mir, das Stummsein im Text mit dem beredsamen Inhalt des Annoncentheiles in irgendeinen unlauteren Zusammenhang zu bringen. Aber wenn ich auch vollauf überzeugt bin, dass solch unglückliches Zusammentreffen purer Zufall ist, so erkläre ich doch frank und frei, dass ich das Fehlen jedes schmähenden Wortes gegen die Südbanditen an sich, an sich die Aufnahme eines Inserats in so kritischer Zeit für ungebürlich und einer socialpolitischen Revue unwürdig halte. Herr Kanner ist ein Gegner der Corruption, aber er kann sie nicht schmähen hören. Gut denn. Hat Vornehmheit dem Redacteur Zurückhaltung geboten, so musste er, dem doch in einer Wochenzeitung der Administrator nicht unerreichbar ist, die Annahme eines Geldbetrages inhibieren, der ohne Frage von der Südbahnverwaltung als Bestechungssumme angeboten war. Noch einmal wiederhole ich, was ich so oft schon gesagt: Hat eine Bahndirection ernstlich die Absicht, durch eine kleine Wochenschrift einen Fahrplan zur Kenntnis des Publicums zu bringen? Und ich füge hinzu: Ist es nicht ein trauriger Rehabilitierungsversuch, den hier die ‚Zeit' an einer Bahnverwaltung unternimmt, gegen die soeben die allerschwersten Anklagen von einer ehrlichen und schmählustigen Publicistik erhoben worden sind? Kein Mensch mehr hatte daran gedacht, keiner mehr gewünscht, dass die Südbahn noch einen Fahrplan besitze, und nun kommt das Blatt des Herrn Kanner

und will uns einreden, dass ein Zug der Südbahn um 8 Uhr 25 Minuten von Wien abgehe, um 9 Uhr 28 Minuten früh in Triest ankomme, und zählt alle Stationen auf, die die Züge anstandslos durchlaufen, ohne dass im Inserat auch nur angedeutet wäre, wann zwischen der einen und andern das und jenes passiert . . .

Herr Kanner nennt sich in dem Artikel, in dem er die ‚Fackel‘ »Schmähblättchen« nennt, einen »principiellen Gegner öffentlicher Corruption«. Dass ich der Herausgeber eines Schmähblättchens bin — schon durch das kleine Format unterscheidet es sich von der ‚Zeit‘ —, nehme ich mit dem Stolze, den die Anerkennung eines Mannes wie Kanner weckt, zur Kenntnis. Aber noch fehlt mir die nöthige Abgeklärtheit. So bin ich denn — ungeberdig, wie die Jugend schon ist — noch nicht principiell, sondern nur in jedem einzelnen Fall ein Gegner öffentlicher Corruption.



Ein Vorstädter. Wie das mit dem Jubiläumstheater und der Wiener Presse ist? Vielleicht habe ich noch mancherlei darüber zu sagen. So viel für heute: Dies »Parteitheater« hat bisher nicht ein Hundertstel von dem erfüllt, was — die Stücke eines Herrn Buchbinder für den Antisemitismus leisten. Das Repertoire-Inserat in der Weihnachtsnummer der ‚Neuen Freien Presse‘ war gewiss auffallend. Das Blatt hatte sich aus natürlicher Abneigung gegen die Absichten und das Programm des Theaters bisher geweigert, das Repertoire wie das der anderen, »liberalen« Theater gratis abzudrucken. Herr Müller-Guttenbrunn fand lange Zeit kein Mittel, den Widerstand zu brechen. Endlich verfiel er auf das nächstliegende: er zahlte. Auch den Annoncen von Köchinnen, die nur zu christlichen Herrschaften kommen wollen, auch Reclamen für Seebäder, die nur christliche Curgäste aufnehmen, war die tolerante Administration des Blattes bisher nicht unzugänglich. Nun hat sich das Jubiläumstheater auf kurzem Wege

Beachtung verschafft. Bei größeren Insertionsaufträgen erfolgt lobende Erwähnung im »Hauptblatt«. Das möge Herr Müller-Guttenbrunn bedenken, wenn er endlich auch ein günstiges Urtheil über sein Theater erreichen will. Die Antisemiten kennen nun den Weg, die ‚Neue Freie Presse‘ für sich zu gewinnen. Wer vom Rathhaus in die Fichtegasse gelangen will, muss die Wollzeile passieren.

Diese Antwort war in der letzten Nummer der ‚Fackel‘ enthalten. Nun sendet mir der Director des Jubiläumstheaters, Herr Adam Müller-Guttenbrunn, folgendes Schreiben:

Wien, am 7. Jänner 1900.

Sehr geehrter Herr Kraus! Sie haben da etwas Schönes angerichtet mit Ihrer Erörterung meiner Beziehungen zur ‚Neuen Freien Presse‘ in Nr. 27 der ‚Fackel‘, und ich weiß nicht, soll ich Ihnen böse sein, oder soll ich lachen über Ihren allmächtigen Einfluss auf die Entschließungen dieses Blattes und mir denken: was der Fackelmann diesmal verdorben hat, das kann er vielleicht später einmal wieder einrenken.

Die ‚Neue Freie Presse‘ hat das Kaiserjubiläums-Stadttheater als »antisemitisches Hetztheater« stigmatisiert, ehe es geboren war, und als es eröffnet werden sollte, da brachte sie Allarmnotizen über den misslungenen Bau. Die Brüstungen unserer Gallerien waren ihr zu nieder, die Treppen dem Einsturz nahe etc. Da unser Haus aber trotz alledem eröffnet wurde und am ersten Abend, obwohl es ausverkauft war, nicht einstürzte, half sich die ‚Neue Freie Presse‘ mit der Verschweigung unseres Theaterzettels und unseres Spielplanes. Ab und zu wurde zwar ein Stück kritisiert, aber fragt mich nur nicht, wie!? Im übrigen herrschte in ihren Spalten das Schweigen des Grabes über unsere Existenz.

Dass mir dieses Verhältnis eines »vielgelesenen« Blattes zu unserem Theater nicht angenehm war, kann sich jedermann vorstellen; aber ich that keinen Schritt, dasselbe zu ändern. Trotz gegen Trotz! Die Herren in der Fichtegasse glaubten, ein Theater ohne ihre Mithilfe sei in Wien unmöglich? Da musste ihnen doch das Gegentheil bewiesen werden. Und das ist redlich geschehen, denn wir leben und gedeihen nun übers Jahr und haben nicht nur den Einfluss der Gegnerschaft, sondern auch den Bann des Todtschweigens der ‚Neuen Freien Presse‘ beim Publicum gebrochen.

Im Laufe dieses Jahres aber haben sich die Beschwerdebriefe aus dem Wiener Theaterpublicum über den Mangel eines Repertoires in der ‚Neuen Freien Presse' auf meinem Schreibtisch zu Bergen gehäuft, und ich musste jeden dieser Briefe dahin beantworten lassen, dass dies nicht meine Schuld, sondern ein Act der Bosheit jenes Blattes sei gegen unser Unternehmen. Wenn alle, die daraufhin versicherten, das Abonnement der ‚Neuen Freien Presse' aufzugeben, ihr Wort gehalten haben, so hat dieses Blatt mindestens 1000 Abonnenten verloren aus Strafe für die Brutalität, die es nicht an uns, sondern an seinen Lesern durch ein ganzes Jahr verübte. Der Verlust dieser 1000 Abnehmer scheint der ‚Neuen Freien Presse' nun allerdings so gleichgiltig zu sein, wie mir ihr Verhalten gegen unser Theater vom ersten Tage an war. Aber sollte dieses feindselige Verhältnis, das lediglich durch die Ueberhebung und Unduldsamkeit der ‚Neuen Freien Presse' entstanden war, denn immer fortdauern? Sollte sich nicht ein Weg zur Anbahnung eines neutralen Verhältnisses finden? So fragte ich mich, nachdem unser Theater sein erstes Jahr siegreich hinter sich hatte. Und ich war so naiv, anzunehmen, dass die Gemüther auf der gegnerischen Seite sich bereits etwas beruhigt hätten über die unabänderliche Thatsache, dass ein dem Einfluss der Clique völlig entrücktes Theater in Wien möglich ist. Und ich beschloss, aus Rücksicht für die zahlreichen Freunde unseres Theaters, die leider noch immer Leser der ‚Neuen Freien Presse' sind, den einzigen Weg zu betreten, der für mich keine Capitulation bedeutete und der die ‚Neue Freie Presse' zu nichts verpflichtete: ich inserierte meinen Spielplan allsonntäglich in der ‚Neuen Freien Presse'. Auf einen Tausender jährlich sollte es mir nicht ankommen. Und viermal wurde mein Inserat anstandslos aufgenommen. Beim fünftenmal beanstandete man die Erwähnung der Thatsache, dass unsere »Sneewittchen«-Vorstellungen stets ausverkauft seien. Ich legte kein Gewicht auf die Feststellung dieser Thatsache in der ‚Neuen Freien Presse', und das Inserat erschien. Doch nun kam Ihre böse Notiz über die Käuflichkeit der ‚Neuen Freien Presse' auch für den Director eines »antisemitischen« Theaters, wenn er als Inserent käme.

Und jetzt ist es aus, ganz aus! Ohne Angabe von Gründen wurde mein sechstes Inserat abgelehnt, ein- für allemal abgelehnt! Sie haben das Gewissen dieses Blattes wachgerüttelt, und wir werden jetzt wieder so tief verachtet wie früher. Die christlichen

Dienstmädchen, die in der ‚Neuen Freien Presse' christliche Herrschaften suchen, die Seebäder, die nur christliche Curgäste wünschen, sie alle werden nun wohl aus der ‚Neuen Freien Presse' verschwinden müssen, und sie wird fortan nur jenen Masseusen in ihrem Inseratentheil Unterschlupf gewähren, die Jud und Christ mit gleicher Liebe bedienen.

Vielleicht haben Sie mehr Freude über dieses Ergebnis Ihrer Notiz als ich. Mir persönlich hat die ‚Neue Freie Presse' niemals etwas bedeutet, aber jener große Theil des Wiener Publicums, der seine Informationen über alles, was in Wien vorgeht, aus diesem Blatte schöpft, kann und darf mir als Theaterdirector nicht gleichgiltig sein. Und dieses Publicum erfuhr nie, was in unserem Theater vorgieng, es lebte bis zum Erscheinen meines ersten Inserates zum großen Theil in dem Glauben, wir hätten überhaupt kein Repertoire, wir wüssten von einem Tag auf den andern nicht, was wir spielen sollen. Wenn sich dieses Publicum nun auch ferner um sein gutes Recht, über alles Wissenswerte unterrichtet zu werden, schnöde betrügen lässt, dann geschieht ihm nicht mehr als es verdient. Aber erfahren soll dieses Publicum, unter dem sich wohl tausende christliche Familien befinden mögen, in welch' brutaler Weise die ‚Neue Freie Presse' sich selbst als ein jüdisches Unternehmen in diesem Falle aufgespielt hat. Nichts trennt dieses Blatt von uns als der politische Hass gegen die christliche Partei, die den Baugrund für das Theater gespendet und dessen Entstehen ermöglicht hat. Wie abgrundtief muss dieser Hass also sein, denn die ‚Neue Freie Presse' schweigt umsonst und redet selbst »nicht ums Geld« von uns!

Möge sie es thun. Der Triumph unseres Theaters wird dadurch nur noch größer werden. Denn nichts kann diesem hochmüthigen, unduldsamen Blatte schmerzlicher sein als die Thatsache, dass in Wien ein Theater möglich war trotz seiner Gegnerschaft und dass dieses Theater, obwohl es von der ‚Neuen Freien Presse' todtgeschwiegen wurde, im ersten Jahr seines Bestandes von mehr als einer halben Million Menschen besucht worden ist.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Kraus, den Ausdruck meiner ganz besonderen Wertschätzung.

Der Director des Kaiserjubiläums-Stadttheaters:

Adam Müller-Guttenbrunn.

Ich habe dieser spontanen Zuschrift Raum gegeben, weil sie einen ungemein wertvollen Beleg für die Gesinnungen bildet, die in allen Lagen für die ‚Neue Freie Presse' maßgebend sind, und weil sie bestätigt, was ich ohne jede »Information«, bloß in Kenntnis der wahren Natur des Blattes, über dessen Verhältnis zum Jubiläumstheater niedergeschrieben hatte. Ich bin nicht gewillt, in die Begeisterung einzustimmen, in die Herrn Müller-Guttenbrunn die Erfolge seines Theaters augenscheinlich versetzen, bin weit entfernt, die Zugkraft der »Teufelsmühle am Wienerberg« für ein erfreuliches Symptom der Entwicklung des Wiener Kunstgeschmacks zu halten. Aber unumwunden spreche ich aus, dass die chicanöse und niedrige Art, in der die Cliquenpresse das unleugbare finanzielle Gedeihen des neuen Theaters aus der Welt lügen wollte, in der Reihe jener politischen Albernheiten, die in Wien den Antisemitismus so sehr gefördert haben, wohl die albernste ist. Dass ein Theater nicht von einer Finanzcoterie, sondern ausnahmsweise aus communalen Mitteln subventioniert, dass es jenen schlimmen Einflüssen, die den Ruin der Wiener Vorstadtbühne beschleunigt haben, entzogen, dass sein Zuschauerraum nicht durchaus von dem gewissen schwärzlichen Gewimmel der Volkstheater- und Carltheaterpremièren erfüllt sein sollte, schien den Herren von vorneherein ein ungesunder Gedanke. Man konnte sich gegen die Existenz eines Theaters, das den Reinertrag keiner einzigen Vorstellung an die »Concordia« abzuführen gesonnen war, nicht anders wehren, als indem man es rechtzeitig als parteiantisemitisches Unternehmen verschrie.

Das Theater hat sich auf den Weg, der ihm durch das Treiben der Gegner vorgezeichnet war, nicht drängen lassen. Es hat, da den heimischen Theaterboden eine jahrzehntelange Reporterherrschaft verwüstet hat und die verschüchterten Talente, denen die siegreiche Concurrenz der Literaturjobber jede Aussicht genommen

hatte, nicht sofort herbeiströmten, das alte Repertoire der Vorstadtbühne — nicht immer das beste — gepflegt. Das von der rachsüchtigen Presse geschickt erzeugte Odium des Parteitheaters war auch nicht sonderlich geeignet, neue und unabhängige Männer anzulocken. Immerhin hat schon das erste Jahr zwei beachtenswerte Stücke gebracht, »Liebesheirat« von Frau Baumberg und »Tiberius Gracchus« von Barth, einem mit Wiener Verhältnissen nicht vertrauten deutschen Gelehrten, der sehr erstaunt war, als man ihm erklärte, dass die flegelhaften Urtheile der Wiener Presse über sein feines Römerstück der Abneigung gegen den — Antisemitismus entstammten . . .

Gewiss, mit Regie und Ensemble hat sich das Stadttheater noch nicht in die vorderste Reihe der deutschen Bühnen gestellt. Aber es wäre wahrhaftig nicht erstaunlich, wenn hier das Niveau ein weit niedrigeres wäre, als es thatsächlich ist. Wie soll ein Director Schauspieler bekommen, wenn er ihnen vor Antritt des Engagements eröffnen muss, dass sie das eine Blatt grundsätzlich »verreißen«, dass ihr Name von dem andern überhaupt nicht genannt werden wird? Welcher lobesdurstige Mime lässt sich so leicht einem Theater verpflichten, auf dessen Freiplätzen bei Premièren ein paar mürrische Herren herumlungern, die von ihren Chefs zum Tadeln hineingeschickt worden sind? Ein Wiener Antisemitenblatt hat vor einem Jahr erzählt, der Kritiker der ‚Neuen Freien Presse' habe einem Functionär des Stadttheaters gegenüber sein Entzücken über die gelungene Vorstellung ausgesprochen, aber auf die erstaunte Frage, warum denn »der Herr Doctor« dieser Meinung bloß ihm vis-à-vis und nicht auch in seinem Blatte Ausdruck leihe, achselzuckend erwidert: »Ja, sehen Sie, das darf ich nicht!« Diese schwere Beschuldigung, die niederschmetternder als der Vorwurf des Winterrockdiebstahls wirkt, weil sie den Journalisten auf einem ihm näherliegenden Terrain trifft, weil sie beim Kritiker bewussten und einge-

standenen Verrath seiner Meinung für Geschäftszwecke seiner Auftraggeber annimmt, ist bisher nicht widerlegt worden. Beschimpfungen eines gegnerischen Blattes mag einer, der sich mit der Verschlechterung des öffentlichen Tons abgefunden hat, ruhig über sich ergehen lassen. Aber darf selbst der notorische Gewohnheitsverleumder ungestraft entehrende Facten gegen irgendwen vorbringen? Dem ‚Deutschen Volksblatt' ist bis heute nicht einmal eine Berichtigung zugekommen.

Ich habe die Phasen, die die Wiener Presse in ihren Gefühlen für Herrn Müller-Guttenbrunn durchgemacht hat, aufmerksam verfolgt, und ich habe den früheren Leiter des Raimundtheaters getadelt, als die Clique sich in orgiastischer Begeisterung für den Mann ergieng, der damals noch Mitglied der »Concordia«, Logenbruder und auf dem besten Wege war, im Kampfe gegen ein paar Mariahilfer Spießer zum »Märtyrer« zu werden. Die »Concordia« feierte ihn in Kundgebungen, die ‚Neue Freie' in spaltenlangen Berichten über die Ereignisse im Raimundtheater; er war der genialste Director, der beste Regisseur. Welch ein Umschwung, als sich eines Tages die Commune entschloss, den Grund für ein Theater zu spenden, und als Herr Müller-Guttenbrunn auf den Directorposten dieses Theaters berufen ward! Eine mit keinem guten Wort zu beschwichtigende Wuth brach auf allen Linien los. Und da Herr Müller-Guttenbrunn nahe daran war, sie mit barem Gelde zu besänftigen, hat ein unvorsichtiges Wort von meiner Seite die Beziehungen, die sich zwischen dem Jubiläumstheater und der ‚Neuen Freien' spannen, durchschnitten.

* * *

Herr Brandes, der insofern bei der Jahrhundertwende in Frage kommt, als er einer der überschätztesten Schriftsteller des verflossenen ist, hat jüngst mit einem seltsamen »Rückblick« die Feuilletonspalten unseres Weltblattes geschmückt. Hatte Herr Nordau,

der ihm vorangieng, in seiner bekannten cyklopischen Art Banalitäten ins neue Jahrhundert geschleudert, so trug sie Brandes in seiner höflichen und abgeklärten Weise wieder ins alte zurück. »Wie verhält es sich mit unserem Rechtsgefühl? Lässt sich darauf bauen?« fragt er bedächtig rückschauend den Leser der ‚Neuen Freien‘ und liest ihm den Wunsch von den Augen, als Prüfstein die Teufelsinsel gewählt zu sehen. Und nun beginnt das »Rechtsgefühl« seine kaum überstandenen Orgien von neuem zu feiern. »Gewaltigstes, ergreifendstes Heldengedicht« und »großartigstes Verbrecherdrama«; lauter »Heroen« und lauter »Jagos«; »edle Gefühle, tapfere Handlungen, mächtige Gedanken« und »Niedrigkeit, Lüge, Laster«; »Lichtgestalten, Märtyrer, Engel« und »Krokodile, Tintenfische mit greulichen Fangarmen, Haie«; »Henker der Inquisition« und »stolze, leuchtende Gestalten wie Reinach, Yves Guyot, Trarieux, Georges Clemenceau u. s. w.«. In der That, so heißt die »Ehrenwacht der Wahrheit und Gerechtigkeit«, so heißen die stolzen, leuchtenden Gestalten, die Herrn Brandes im verflossenen Jahrhundert begegnet sind. Von Herrn Clemenceau, dem Verwandten unseres Freiheitskämpfers Szeps, schwärmt er ganz besonders, und der Schmutz der Reinach und Yves Guyot leuchtet ihm durch die Finsternis der französischen Reaction. Auf unserem Rechtsgefühl lässt sich also bauen, — ein Panama-Canal sogar . . .

Herr Brandes kann vom moralischen Leben seinen Blick beruhigt dem Geistesleben zuwenden. Der Kosmopolit hat allüberall der größten Männer Umgang genossen. Renan, Taine, Spencer, Swinburne, Gottfried Keller, Nietzsche, Ibsen — sie alle hat er persönlich gekannt, und er legt jetzt einen förmlichen Rechenschaftsbericht ab: über »entscheidende Anregungen«, »Förderungen«, »Einführungen« oder bloße »Begegnungen«. »In Oesterreich lernte ich die Besten kennen«, schreibt Herr Brandes. Während er sich nämlich in Frankreich mit Taine, in England mit Spencer, in Deutschland mit Nietzsche begnügen musste, kamen ihm in Oesterreich gleich Arthur Schnitzler, Richard Beer-Hoffmann und Hugo v. Hoffmannsthal entgegen. Im Salon Wertheimstein oder bei Todesco hat er nur die drei kennen gelernt. Weitere Säcularmenschen unserer Literatur, wie z. B. Adolf Donath, dessen lyrischem Gestammel er doch eine kritiklos begeisterte Einleitung geschrieben, nennt er nicht. Dafür trägt er für Deutschland die Bekanntschaft Hauptmanns, Sudermanns und

Fuldas nach, der »ausgezeichnetsten Dramatiker«, wie er die drei mit unheimlicher Charakteristik bezeichnet. Ja, mit Herrn Sudermann scheint ihn eine besonders angenehme Erinnerung zu verknüpfen. Der große dänische Essayist hat nämlich in Berlin über die Première von »Johannes« eine Nachtkritik für den ‚Localanzeiger' geschrieben. Auch der ‚Frankfurter Zeitung' hat er öfters Beiträge geliefert, z. B. Privatgespräche, die er bei einem Mittagmahl in Berlin, zu dem etliche Berühmtheiten zusammengespannt wurden, mit Herrn Bebel geführt, Aeußerungen, die nie gefallen wären, wenn der Sprecher geahnt hätte, dass der neben ihm sitzende Literaturhistoriker ein Reporter sei . . . Der betriebsame Mann wird in der Reihe der Klaar, Necker, Münz, Lothar und sonstigen liberalen Aesthetiker bald nicht mehr auffallen. Er sollte häufiger an der ‚Neuen Freien Presse' mitarbeiten, in deren Feuilletontheil er zwischen Nordaus Gewaltthätigkeiten und Herzls Sentimentalitäten die richtige Mitte einhalten würde. Die Chefs des Blattes fühlen sich zu ihm hingezogen und haben sogar, da er einmal nach Wien kam, ihm zu Ehren ein Bankett bei Sacher veranstaltet. Sie hatten nämlich erfahren, dass er ursprünglich Brandeis hieß . . .

* * *

[Südbahnglück.] Der gestrige Nacht-Schnellzug ist vormittags in Triest eingetroffen.

* * *

Der Geschlechtsbestimmer Schenk ist abgethan. Die medicinische Facultät wird aber, wofern sie sich nicht durch das dumme Geschrei des ‚Wiener Tagblatt' beirren lässt, einsehen, dass ihrem Reinlichkeitsbedürfnis noch lange nicht Genüge geschehen ist. Sie darf's bei der Entfernung des Mannes, der Wissenschaft und ‚Correspondenz Wilhelm' in allzupeinliche Verbindung gebracht, nicht bewenden lassen. Nun gilt es, feinere Reclamefäden zu zerschneiden Die Privatpraxis gewisser Herren muss untersucht und vor allem das blühende Sanatoriumsgeschäft endlich einer eingehenden Controle unterzogen werden. Eines Verdachtes freilich kann man sich auch im Falle Schenk nicht erwehren. Wenn die Czarin im Vorjahre zufällig eines gesunden Knaben genesen wäre, hätte die medicinische Facultät auch dann gefunden, dass das Vorgehen des Professors

Schenk die Würde der Wissenschaft und das Ansehen des ärztlichen Standes schädige? Herr Schenk hätte die Nachricht von seiner Assistenz am russischen Hoflager wahrlich nicht dementiert, und der nunmehr sanctionierte Zeitungsruhm hätte ihm den jähen Austritt aus dem Kreise der stolzen Träger wissenschaftlichen Bewusstseins erspart.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zahlreichen Einsendern. Ueber das Chaos, das die Einführung der Kronenwährung in den postalischen Verkehr hervorgerufen hat, über die einem Staatsstreich ähnliche Erhöhung des Posttarifs und über die Geschwindigkeit, mit der Herr Kniążiolucki — oder heißt der Mann augenblicklich Jorkasch? — die »fehlende Bedeckung« für den Entgang der Zeitungsstempelsteuer gefunden hat, brauche ich nicht mehr viel Worte zu verlieren. Es ist eine traurige Thatsache: Wir haben es jetzt mit einem scheu gewordenen Amtsschimmel zu thun. Sie alle schildern die drollige Suche nach der 1 Heller-Marke, diesem herzigen Neugeborenen des Fiscus, und beklagen die beispiellose Confusion, die unter den armen Beamten und Beamtinnen platzgegriffen hat. Wie oft mag man in diesen Tagen an den Schaltern den Ruf »Echt österreichisch!« vernommen haben, — auch aus dem Munde von k. k. Beamten! Posttaxtarife sind wohl noch immer nicht erhältlich, und der Andrang der »Posttaxtarif-Anwärter« — neuester Wiener Typus — vor jedem Schalter soll Scenen wie beim »Einlass zum alten Burgtheater« aufweisen. Auch für die 1 Heller-Marken muss man »sich anstellen«. Bezüglich der auffallenden Erhöhung der Recommandationsgebür für Locobriefe scheint mir die von dem Einsender B—r geäußerte Anregung beachtenswert, kleinere sonst zu recommandierende Briefe auf Postanweisungen zu schreiben, indem man 1 oder 2 Heller »aufgiebt«. Die kommen dann dem Empfänger zugute, — und man erspart $8^1/_2$ Kreuzer = 17 Heller. Freilich entsteht da eine neue Schwierigkeit: die alten Postanweisungen dürfen nicht benützt werden, und die neuen, die jetzt eingeführt wurden, sind nicht zu haben. Wenn der Fiscus ein kleines Nebengeschäft machen will, möge er eine Vorverkaufsgebür einheben.

Severus Verax. Ich komme gelegentlich gerne auf Ihre Sache zurück. Bis dahin könnten Sie mir wohl Ihren Namen mitgetheilt haben.

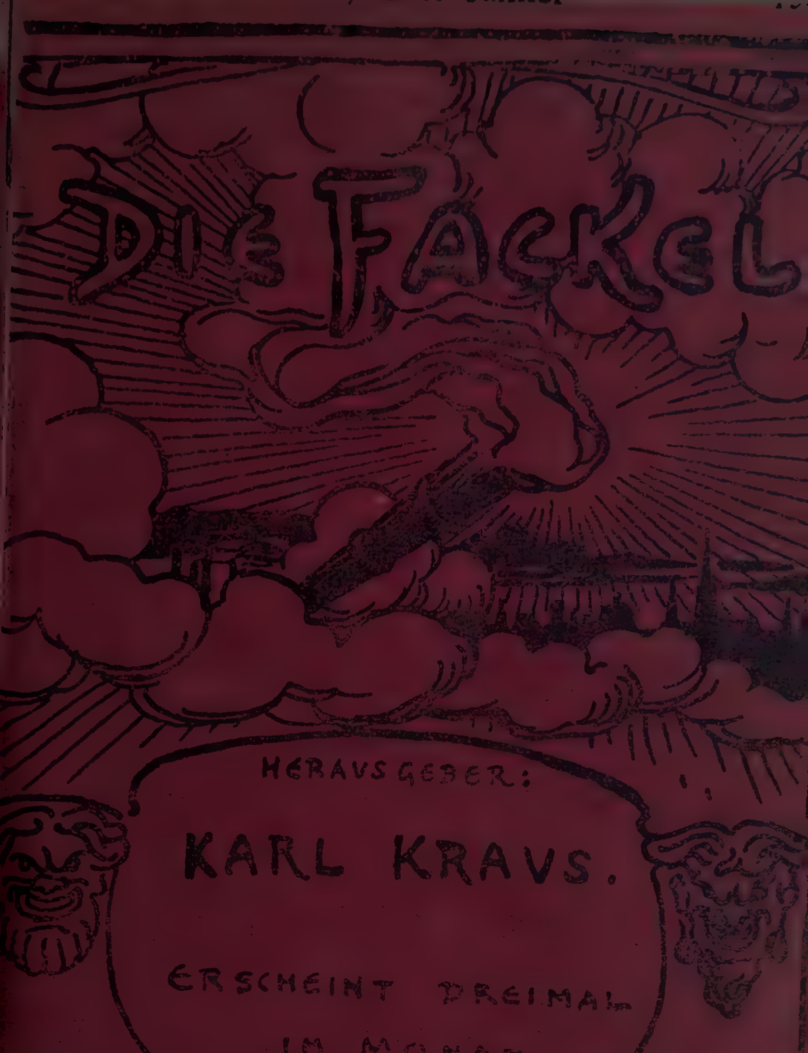
Flügelradler. Mittheilungen höchst willkommen.

Die übrigen Antworten mussten für die nächste Nummer zurückgelegt werden.

Den zahlreichen wohlmeinenden Briefstellern und allen Sendern stets willkommener Mittheilungen meinen besten Dank.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

Die Fackel

Nr. 29 WIEN, MITTE JÄNNER 1900

Die Tagung der Delegationen ist beendet, Graf Goluchowski athmet auf. Der Aermste! Angegriffen, weil er sich nicht einmischt — in die auswärtigen Verhältnisse —, und wiederum angegriffen, weil er sich einmischt — in die inneren Verhältnisse —, mochte er an seinem Beruf zum Staatsmann schier irre werden. Aber Herr Dóczi tröstete ihn und verfasste ihm eine Erklärung, in der alles, was gegen den Minister vorgebracht worden war, rundweg geleugnet wurde; diese Erklärung ward von Herrn Goluchowski vorsichtigerweise erst zum Schluss der Debatte verlesen, in deren Verlauf der Leiter unserer auswärtigen Politik nicht gewagt hatte, das Wort zu ergreifen. So viel Hilflosigkeit musste schließlich auch seine schlimmsten Gegner entwaffnen: Herr Kramarsch soll dem Minister zum Abschied die Hand gedrückt haben.

Wir dürfen also wieder ungestört der inneren Politik uns widmen. Der Ausgleich ist fertiggestellt; dank der politischen Einfalt des Ueberschätzers der österreichischen Menschheit und der österreichischen Verfassung, des Grafen Clary, natürlich mit dem § 14. Jetzt geht's an die nationale Verständigung, und alle Decompositeure Oesterreichs lassen Friedensschalmeien ertönen. Unter diesen Klängen soll das Faschingsministerium Koerber seinen Einzug halten; und schon am 28. Jänner sollen die Verständigungsconferenzen für Böhmen und Mähren zusammentreten. Sie werden

knapp einen Monat für ihre Berathungen beanspruchen dürfen; denn ach! der 28. Februar ist Aschermittwoch, der alle Faschingskomödien beendet.

Glaubt irgendwer ernsthaft, dass die 26 oder 30 Herren, die Ende Jänner im Abgeordnetenhause zusammentreten sollen, den nationalen Streit schlichten können? Das Aeußerste, was sie zu leisten vermögen, sind vernewerte Punctationen. Aber dann bräche in Böhmen und Mähren von radicaldeutscher wie von radicaltschechischer Seite ein Sturm los, der noch gründlicher als jener, der sich nach den Punctationen von 1890 erhob, mit den zum Frieden bereiten Parteien und ihren Abmachungen aufräumen würde. Und das wissen diese Parteien sehr wohl. Die deutsche Fortschrittspartei und die deutsche Volkspartei ebenso wie die Jungtschechen haben keinen so starken Rückhalt in ihren Wählerschaften, dass sie wagen dürften, einen kühnen Schritt zu thun. So macht das Gefühl ihrer Schwäche sie unnachgiebig. Weil aber Machtfragen nur von dem Starken entschieden werden können, muss die nationale Frage von jener Macht gelöst werden, die heute allein in Oesterreich stark ist, sobald sie sich nur stark fühlt, von der Krone. Der aufgeklärte Absolutismus hat seinerzeit in diesem Staate die Aufgabe, die ihm gestellt war, die unerschütterliche Begründung der Reichseinheit, nicht vollenden können: so muss er es jetzt nachholen. Und wenn er das gethan haben wird, wird er sich zugleich überflüssig gemacht haben. Dann aber brauchen wir starke Parteien, die aus den mächtigen Wurzeln, mit denen sie in den Völkern haften, die Kraft holen, Träger eines Nationalismus ohne Chauvinismus und socialer Ideen zu sein. Die Lösung der Nationalitätenfrage steht heute auf demselben Punkt, auf dem sie stand, als Graf Taaffe stürzte. Noch einmal sind alle Experimente, die er schon angestellt hatte, gemacht worden, sind alle Verbindungen, die er die Parteien hatte eingehen lassen oder eingehen lassen wollen,

erprobt worden. Der Erfolg war um soviel geringer als zu Taaffes Zeit, als seine Nachfolger an politischen Fähigkeiten ihm nachstanden. Wenn aber der Absolutismus den Sprachenstreit entschieden haben wird, dann wird er auch das Testament zu vollstrecken haben, das der scheidende Taaffe hinterlassen hat. Mit dem Octroi eines Sprachengesetzes wird die neue Periode des Absolutismus beginnen und mit dem Octroi der Taaffeschen Wahlreform wird sie enden müssen.

Und hiemit nehme ich bis Aschermittwoch Abschied von der inneren Politik.

* * *

Seitdem dank den Thaten der Männer, die seit Taaffes Demission Oesterreich regiert haben, österreichische Ministerposten nicht mehr als Ehrenämter betrachtet werden, pflegt man mit erhöhtem Interesse den Verdienst zu berechnen, der die Verdienste unserer Staatslenker belohnt. Und häufig hört man in der Oeffentlichkeit behaupten, dass »die Ministerpension von 4000 Gulden« doch allzuleicht erworben werde. Aber die öffentliche Meinung irrt; zwar nicht betreffs der Schwierigkeit des Erwerbes, aber betreffs des Ausmaßes der Pension. Denn die Ministerpension ist zumeist weit höher. Wir haben hier vier Abstufungen zu unterscheiden: 1. Ein Minister übernimmt ein anderes Staatsamt; dann behält er Rang und Einkommen seiner früheren Stellung, also 10.000 Gulden nebst Functionszulage. 2. Ein Minister wird »unter Vorbehalt seiner Wiederverwendung« entlassen; dann behält er den vollen Gehalt abzüglich der Functionszulage, also 10.000 Gulden. 3. Ein Minister wird kurzweg entlassen; er war, ehe er auf den Ministerposten berufen wurde, Sectionschef; dann erhält er auf Grund der Fiction, dass er als solcher die volle Dienstzeit zurückgelegt habe — denn nur seine Ernennung hat ihn verhindert, auszudienen —, eine Pension von 7000 fl.,

gleich dem vollen Sectionschefsgehalt. 4. Nur die von Liebhabern noch immer geschätzten Portefeuilles für parlamentarische Minister (inclusive der Portefeuilles der Minister ohne Portefeuille) sind infolge übermäßigen Angebots im Preise gesunken. Parlamentarische Minister, die einfach entlassen werden, erhalten thatsächlich nur jene vielberufene Pension von 4000 fl. Aber das geschieht höchst selten; selbst Minister, deren Verwendbarkeit vielfach angezweifelt wird, scheinen meistens wiederverwendbar zu sein; freilich nur unter Vorbehalt. Aber das bedeutet eben (siehe 2.) 10.000 fl. Pension. Das Nebeneinkommen, das in den Fällen 2., 3. und 4. eventuell aus Verwaltungsrathsposten erwächst, wurde bei dieser Berechnung natürlich nicht in Betracht gezogen; auch variiert es sehr stark.

Aber selbst beim größten Ministerverbrauch können nicht alle Beamten zur zweiten Rangsclasse emporsteigen. Da gibt es denn noch ein Mittel, das Einkommen zu erhöhen: die Aemtercumulierung. Der ausgediente liberale (socialpolitische) Abgeordnete Wilhelm Exner beispielsweise war ehedem zugleich Professor an der Hochschule für Bodencultur, Director des k. k. technologischen Gewerbemuseums (10.000 fl. Gehalt, freie Wohnung, Beheizung und Beleuchtung), Fachschulinspector des Cultusministeriums etc. etc. Gegenwärtig ist er Sectionschef und Generalcommissär der österreichischen Ausstellung in Paris (Bezüge 100.000 Francs). Zukunft: 7000 fl. Pension, Verwaltungsrathsstellen etc. etc. Noch zahlreichere Lasten trägt der Athlet des Handelsministeriums, Hofrath v. Rössler, auf seinen Schultern. Vor dem Lunch ist er Leiter der handelspolitischen Abtheilung des Ministeriums, zwischen Lunch und Dinner Director des österreichischen Handelsmuseums und Director der k. k. Exportakademie. Zu welcher Zeit er die Agenden eines Bureauchefs des Industrierathes versieht, wann er den commerciellen Dienst für die Pariser Weltausstellung leitet, ist unerfindlich. Aber er thut's. Ein Beamter, der vier bis

fünf Stellungen ausfüllt, von denen jede einen ganzen Mann erfordert, ist also mit zwei Gehalten und freier Wohnung kaum hinreichend bezahlt. Allerdings, bei Cumulierung so zahlreicher Aemter können die Steuerträger doch wohl Rabatt verlangen.

* * *

Zur Strafgerichtspraxis.

Man weiß kaum, wo beginnen, wo enden, wenn man alles rügen wollte, was an Unsinnigem, Unmenschlichem, Ungesetzlichem in unserer Strafpraxis geleistet wird. Was in den Gefängnissen geschieht, davon erfährt ja der »Laie« überhaupt nichts. Aber die Untersuchung ist uns immerhin so nahe gerückt, dass man sich wundern kann, wie wenig man von ihren schreienden Uebelständen vernimmt. Ein Gerichtsbeamter theilt mir mit, dass der Unfug mit den nicht unterscheidbaren Zeugen- und Beschuldigtenvorladungen nicht der ärgste sei; bei der Vernehmung werde ja der Zeuge gewiss an den abzulegenden Zeugeneid gemahnt. Geradezu entsetzlich sei aber folgende Procedur, zu der man sich in letzter Zeit hin und wieder verleiten ließ: Die Staatsanwaltschaft lässt zum Beispiel Kinder als einzige Zeugen gegen die Eltern vorladen; sie entschlagen sich der Aussage, nachdem ihnen eindringlich vorgehalten wurde, dass auf eine Unwahrheit alle möglichen zeitlichen und ewigen Strafen gesetzt seien. Nun beantragt der Staatsanwalt, sie neuerlich vorzuladen, aber als Beschuldigte. Dass es jetzt keine Entschlagung mehr gibt, sagt man ihnen wohl, die armen Getäuschten aber aufmerksam zu machen, dass sie jetzt nicht die Wahrheit zu sagen brauchen, dazu kann man sich »im Interesse der Rechtsfindung« nicht aufraffen.

Die ungesetzliche Verweigerung der Zeugengebüren geht soweit, dass man den Wochenlöhnern,

also allen gewerblichen Hilfsarbeitern, ihr Recht auf Zeugengebür einfach abspricht und es nur den Taglöhnern gewährt; und zwar bekommen diese höchstens einen Gulden, mag der »Ersatz des entgangenen Erwerbes«, den ihnen das Gesetz zubilligt, auch um noch so viel höher sein. Man thäte jedoch dem Untersuchungsrichter unrecht, wollte man ihn dafür verantwortlich machen. Was hätte er davon? Aber es ist eben nicht angenehm, ins Präsidium gerufen zu werden und den Vorwurf der Verschleuderung ärarischer Gelder anhören zu müssen . . . .

Dass man den Beschuldigten auf Beschwerden und Einsprüche während der Haft kurzerhand durch einen Vermerk im Protokoll, auf den er gar nicht aufmerksam gemacht wird, verzichten lässt, ist nicht so schlimm; — denn was könnten ihm alle diese Cautelen unserer weisen Strafprocessordnung nützen? Die Behörde, an die appelliert wird, die Rathskammer, besteht aus ein paar anderen Untersuchungsrichtern mit denselben Schmerzen. Ueberhaupt sind solche Berathungen äußerst gemüthlich, wo zwischen einem Paar »sehr Heißen« und einem Doppelliter über Menschenschicksale an Gottes Stelle entschieden wird.

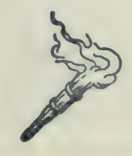
Was sociale Ungleichheit bedeutet, das sehe man, versichert mein Gerichtsbeamter, erst an Untersuchungshäftlingen so recht. Hier: Bequemlichkeiten, tröstender Briefwechsel, Essen und Trinken, Besuche, Vertheidiger, Caution und damit Enthaftung, Untersuchung des Geisteszustandes u. s. w. Dort: Hunger, Grobheit, kein Lichtstrahl, kein gutes Wort. Bei den Demonstrationen unter Badeni ward ein junger Hofrathssohn und Landesgerichtsrathsneffe von einem unglücklichen Wachmanne arretiert (dem später allerdings noch rechtzeitig die Vernunft zurückkehrte und das Gedächtnis schwand). Nach ein paar Stunden war der junge Herr auf freiem Fuß. Ein aus gleichem Anlasse verhafteter

Arbeiter, der flehentlich um Enthaftung bittet, weil er offenbar sein Brot verliert und Weib und Kind verhungern, muss warten und brummen, »damit alles in einem Aufwaschen geht«.

Und die Verhaftung selbst? Bekanntlich gibt es im Gesetz genau normierte Haftgründe. Ob sie vorhanden sind, ob nicht, das prüft in Wien — die Polizei. Am häufigsten wird Fluchtverdacht angegeben. Selbstverständlich ist irgendein rumänischer Banquier jederzeit weniger fluchtverdächtig, als ein armer, in Wien geborener und zuständiger, eventuell auch lahmer und blinder Greis. Die Haftgründe (Flucht-, Collusions-, Repetitionsgefahr) werden wahllos genannt, wenn der Thäter in Haft kommen soll ..... Aber sehen wir von der socialen Ungleichheit ab, die als ein unserer Cultur innewohnendes Abstractum unsere stumpfen Sinne fast nicht mehr beunruhigen kann. Im grauen Hause begibt sich — wenigstens behauptet es mein Gerichtsbeamter — manches, worüber keine Gewöhnung hinweghilft. Wir ehren und schätzen ja alle unsern österreichischen Richter. Wird man unser Bedauern nicht begreiflich finden, wenn im Volke der Glaube geweckt wird, dass Protection sich der Einmischung in die ernstesten, heiligsten und furchtbarsten Amtshandlungen schuldig machen darf?

* * *

(Güterverkehr.) »Słobudka leśna« ist kürzlich aus dem Besitze des Exministers v. Jędrzejowicz in das Eigenthum der »Ika« (Jüdische Colonisationsgesellschaft) übergegangen.



»Insbesondere soll ein zweifelhafter Vertrag so erklärt werden, dass er keinen Widerspruch enthalte, und von Wirkung sey.«

§ 914 des allg. bürgl. Gesetzbuches

Kürnberger hat einmal gesagt: »Wenn in Oesterreich ein Mann die Gesetze befolgen würde, so entstünde daraus unfehlbar eine Revolution.«

Wie man weiß, ist seit jenem Ausspruch keine Revolution erfolgt. Würde jemand, der einen »Verein zur Befolgung der Gesetze« gründen wollte, die Bewilligung der Statuten erhalten? Gott sei Dank, wir haben das nicht nöthig! Jedermann weiß doch, »wie man das macht«. Man »richtet sich« eben die Sachen. Man kann alles bekommen, vorausgesetzt, dass man es nicht als Recht verlangt. Es gibt keine komischere Figur als einen Michael Kohlhaas in Oesterreich ....

Ich kann daher nicht das geringste Mitleid mit den Herren Robert Scheu und Otto Stoeßl, ihres Zeichens Dramatikern, fühlen, die dieser Tage vor dem Oberlandesgericht sachfällig wurden, weil sie darauf bestanden hatten, dass das Carltheater seine schriftlich eingegangene Verpflichtung erfülle, ihr Drama »Todte Götter« aufzuführen. Diese Autoren haben seinerzeit ein »Wiener Stück« geschrieben und — waren so naiv zu glauben, dass Verträge gehalten werden müssen? Ich habe das Stück nicht gelesen, aber von ihrem »Milieu« verstehen sie offenbar nicht viel. Man kann die Verirrung nur daraus erklären, dass die Autoren nebenbei auch Juristen sind. Darum ist es einigermaßen verzeihlich, dass sie Verträge für bindend halten. Dieser Irrthum, dem sich übrigens zwei Urtheile (Gericht erster und zweiter Instanz) angeschlossen hatten, wurde durch den Obersten Gerichtshof nunmehr — Gott sei Dank — zerstört. Das Carltheater wurde der Verpflichtung, das Stück aufzuführen, durch Urtheil für ledig erklärt und die Autoren zur Zahlung aller Gerichtskosten verurtheilt.

So ist denn der natürliche Zustand wieder hergestellt und den Theatern die Möglichkeit, Verträge zu schließen, die bereits bedroht schien, zurückgegeben. Da es nun gewiss weite Kreise, insbesondere Theaterdirectoren, interessieren dürfte, wie man aus einem schriftlichen, bindenden Vertrag mit heiler Haut entrinnen kann, wird es nöthig sein, Einiges über den Fall in Erinnerung zu bringen.

Das Drama wurde mit Vertrag angenommen, eine Conventionalstrafe festgesetzt und ein Termin für die Aufführung fixiert. Vier Monate vor dem Endtermine kam das Stück von der Censur zurück, als gestattet, mit den landesüblichen Strichen. Das Theater nahm diese Thatsache zur Kenntnis und bereitete angeblich die Aufführung vor, schob sie aber so lange hinaus, bis der Endtermin nahe war. Nun erklärte plötzlich Directorstellvertreter Müller, er trete vom Vertrage zurück. Die Ausrede, die in ihm bis zu dieser Zeit endlich gereift war oder ihm von Herrn Victor Leon inspiriert wurde, lautete: Das Stück sei durch die Censurstriche verstümmelt worden. Die Autoren klagten und behielten in zwei Instanzen Recht, indm beide Gerichte erklärten, das Theater habe seine Verpflichtung nicht erfüllt, insbesondere nichts zur Beseitigung der Censurstriche während dreier Monate unternommen. (Bemerkt muss hier werden, dass nach den Gesetzen das Theater allein berechtigt ist, mit der Censurbehörde zu verkehren, und dass Herr Müller den Autoren versprochen hatte, durch seine nur ihm bekannten Mittel die Behebung der Schwierigkeiten herbeizuführen.) Erst dem Obersten Gerichtshof schien Müllers Ausrede einer tieferen Erörterung würdig, er hob das Urtheil des Oberlandesgerichtes auf und ordnete eine neuerliche Verhandlung mit Zuziehung eines Sachverständigen an, der darüber entscheiden sollte, ob die Censur thatsächlich das Stück ruiniert habe. Zum Sachverständigen wurde Herr Hofrath Max Burckhard gewählt, von dem beide Theile angenommen zu haben scheinen,

dass er sich seit seiner Entfernung von der Direction des Burgtheaters bereits einen Sachverstand für Stücke erworben habe. So wurde er zum zweitenmal in seinem Leben durch Decret zum Sachverständigen ernannt. Dieser erklärte, das Stück habe in wesentlichen Theilen gelitten; dass die Erfolgsmöglichkeit gelitten habe, sei wahrscheinlich, doch nicht mit Sicherheit zu sagen, das Stück sei aber noch immer aufführbar. Das Oberlandesgericht, das sich im ersten Urtheile der ersten Instanz angeschlossen hatte, schloss sich jetzt der Rechtsanschauung der dritten Instanz an, indem es sich in seiner Auffassung für gebunden erklärte, und verurtheilte die Kläger.

So ist also die Censurbehörde von den Gerichten officiell als vis major anerkannt, die den von ihr Betroffenen von seinen Verbindlichkeiten erlöst. Denn sie hat die durch keinerlei Gesetz eingeschränkte Macht, nach freiem Ermessen mit den Werken dramatischer Autoren zu verfahren.

Wem ist sie verantwortlich? Gott und sich selbst. Auf welche Gesetzesstellen hat sie sich zu stützen? Auf keine. Wie begründet sie ihre Maßregeln? Gar nicht. Welche Richter kann man gegen sie anrufen? Keine. Wie haftet sie für Uebergriffe? — Nicht! Welche Garantien für Loyalität, Takt und Verständnis sind gegeben? Die Einsicht und das Kunstverständnis des Herrn Bezirkshauptmannes Wagner v. Kremsthal und des Radfahrers Kielmansegg. — Weil diese Macht vollkommen unbeschränkt und unberechenbar ist, muss man sie als k. k. vis major respectieren. Beim Bahnverkehr zum Beispiel ist es das Eintreten eines Elementarereignisses, das die Bahn von ihrer Verpflichtung zur prompten Lieferung im speciellen Fall befreit. Das Auskommen eines wild gewordenen Ochsen auf der Straße kann unter Umständen vis major sein, denn man weiß ja nicht, dass der Ochse wüthend werden wird. Wird jemand von diesem Ochsen niedergerannt und dadurch an der Erfüllung einer Verpflichtung gehindert,

so ist er von jeder Schuld freizusprechen. Um nun auf den Censor zurückzukommen, so entzieht es sich der menschlichen Berechnung vollkommen, zu ahnen, was Herr Wagner v. Kremsthal »streichen« wird. Daher sind diese Striche gleichsam ein Fatum, ein Hagelschlag, — eine vis major. Wie wurde nun Herrn Wagner v. Kremsthal gelohnt für die gerichtlich constatierte »wesentliche« — Amtshandlung? Mit dem Bewusstsein treuer Pflichterfüllung. Er ist ebensowenig verantwortlich wie der Hagel, der Schneefall u. s. w.

So wenig schmeichelhaft die Charakterisierung der Censur als einer vis major sein mag, so mag Herr Wagner v. Kremsthal versichert sein, dass sie auch nicht zutreffend ist. Herr Wagner v. Kremsthal und Graf Kielmannsegg sind Menschen, sie stehen durchaus nicht auf der Höhe eines Schicksalsschlages. Es kommt nur auf die Art und Weise an, wie man sich ihnen nähert. Herrn Director Müller sind ja nach seinem eigenen Geständnis Mittel und Wege bekannt zur Aufhebung von Censurstrichen. Wenn also auch seine Macht vielleicht nicht so weit reicht, sich Censurstriche zu verschaffen, so erreicht er doch dasselbe, indem er die einzig wirksamen Mittel zu deren Beseitigung nicht anwendet. Wenn auch die persönlichen Reize der Herren Müller und Jauner auf Herrn Kielmansegg keine besänftigende Wirkung ausüben konnten, so waren ihnen doch, wie sie wenigstens behaupten, andere Mittel bekannt, ihn zu gewinnen. Freilich hatten sie es nicht so leicht, wie Herr v. Bukovics, der eine Zeitlang täglich seine Meinung der Censur ins Gesicht sagen konnte, da er ja Herrn Wagner v. Kremsthal beim Frühstück gegenüber saß.

Wie dem auch sei, der status quo ist wieder hergestellt, — dank dem Zusammenwirken des Obersten Gerichtshofes, des Herrn Wagner v. Kremsthal, des Oberlandesgerichtes, des Herrn Jauner und des sachverständigen Hofraths Burckhard. Ich aber hoffe, dass jetzt die schöne Harmonie zwischen Censur,

Theater und Wiener Schriftstellerwelt nicht mehr gestört werden wird. Leider höre ich, dass Herr Wagner v. Kremsthal unter ausdrücklicher Berufung auf die Erfahrungen, die er mit den zwei streitbaren Autoren gemacht hat, jeden Verkehr mit Dichtern ablehnt. Schade um die Inspirationen, die beiden Theilen dadurch verloren gehen!

Im übrigen bin ich befriedigt. Die Stellung Wagners v. Kremsthal ist neu gefestigt, Herr Burckhard kann neue Satiren schreiben und neues Theaterrecht entwerfen und das Carltheater wieder Contracte schließen. Andere Theaterdirectoren thun dies freilich schon längst nicht mehr und lassen es zu derartigen Misshelligkeiten mit den Autoren überhaupt nicht kommen. Sie nehmen Stücke an, schließen aber keine Contracte; sie wollen sich nicht binden und geben ihr Ehrenwort.

* * *

BURGTHEATER.

Vor einigen Wochen gab das »Etablissement« Somossy in Budapest folgendes Programm aus:

The Three Wortley:
Die phänomenalste Leistung auf dem Gebiete der Luftgymnastik.

Esko:
Krokodil-Imitator.

Gesammtgastspiel der Mitglieder des Burgtheaters unter Leitung des Oberregisseurs Herrn Josef Lewinsky.

Alles Weitere ist bekannt, die Demonstration gegen die deutschen Schauspieler, der Entschluss der Generalintendanz, ihnen das Gastieren vor dem lieblichen Publicum der Bruderstadt auch weiterhin zu gestatten, die zahme gerichtliche Verurtheilung der Oes-Budavarer Culturträger, die im Theater getobt hatten, u. s. w. Tiefe Beschämung erfasste unsere von ungarischem Patriotismus, ungarischer Freiheit und

ungarischem Pressbureau fascinierte öffentliche Meinung, tiefere, weil gleichzeitig die bösen Chauvinisten in Paris Frau Sorma artig willkommen hießen. Dem zügellosen Komödianten hat es nie geschadet, auch am übelsten Ort, vor dem schlechtesten Publicum und zwischen Feuerfressern und Schlangenmenschen seine Künste zu zeigen. Dass Lewinskys strenge Kunst sich so weit bringen ließ, macht das Experiment erst anwidernd. Der kritischen Sippschaft zum Trotz, die sich seit Jahren gegen ihn verschworen hat, sei es gesagt, dass dieser Mann nach dem Tode der Wolter der einzige Hüter classischen Stilbewusstseins geblieben ist. Ich weiß, man ruft heute Entsetzen hervor, wenn man es wagt, gegenüber dem Taumel, der das Publicum bei Nennung des Namens Kainz erfasst, seine fünf Sinne zu bewahren, wenn man es wagt, den Cult, der mit dem Heros der Dürftigkeit getrieben wird, auf die Schwindelmache einiger Recensenten zurückzuführen, und wenn man Herrn Kainz für unwürdig erklärt, selbst auf dem Trümmerhaufen eines Burgtheaters seine Trophäen aufzupflanzen. Ich steigere das Entsetzen und — ziehe die langweilige, monotone, farblose oder sonstwie gescholtene Rede Lewinskys dem neurasthenischen Geschnatter des Herrn Kainz vor. Mir fehlt heute der Raum, seit langem schon die Lust, über das Burgtheater zu sprechen. Jeder Tadel ist hier längst zum Gemeinplatz geworden, und Herrn Schlenther anzugreifen, der in behäbiger Ruhe zerstörte, was noch zu zerstören war, hat nichts Verlockendes. Die Wiener Kritik hasst ihn, und so wird er wohl im Amte bleiben. Ihr Hass protegiert, weil man seine Motive kennt. Dem einen hat der frühere Kritiker ein Stück verrissen, dem zweiten der Director ein Stück abgelehnt, dem dritten eine Freundin nicht engagiert, und diesem saubern Meinungscartell schließen sich die anderen willenlos an. Es widerstrebt einem, mit diesen Leuten einen Freund, aber es ekelt einen an, mit ihnen ein Opfer gemeinsam zu haben. Ich kann nur wünschen, dass es Herrn

Schlenther bald gelingen möge, die Ungunst der Nachtkritiker zu beschwören. Dann kann er versichert sein, dass ich wieder mit Lust und Liebe seine Unfähigkeit betrachten, mit vollem Eifer den Zustand unseres Burgtheaters beklagen werde.

*

Vor einigen Wochen war Hochzeit im Hause eines Wiener Jobbers. Um dem Feste erhöhten Glanz zu verleihen, hatten sich Schauspieler des Kaisers bereitgefunden, die »Klabriaspartie« in classischer Bearbeitung von Julius Bauer aufzuführen. Ich bin der Meinung, dass dieses Fest und diese Aufführung keine Familiensache des Jobbers sind — auch wenn der Erfolg nicht geflissentlich an ausländische Redactionen, ja nach Amerika gemeldet worden wäre. Ich hatte es verabsäumt, einen Specialberichterstatter zu entsenden, aber Augenzeugen erzählten mir nachträglich so haarsträubende Dinge, dass ich der Besorgnis Ausdruck gab, das Maß von Hohn und Verachtung, über das ich nach den starken Anforderungen der letzten Zeit noch verfüge, werde kaum ausreichen. Ja, was soll man da eigentlich noch sagen? Geschmack und Sitte gewisser Wiener Gesellschaftskreise hat sich oft schon erschreckend enthüllt; doch die canaille dorée ist bekanntlich international, und bunter als in anderen Centren hat sie's hier bislang nie getrieben. Aber die Mitwirkung von kaiserlich-königlichen Hofschauspielern in diesem Ensemble des Widerwärtigen gibt der Sache ihr eigenes Gepräge. Dass Herr Julius Bauer der »Klabriaspartie« einen »classischen« Text unterlegt, dass er Nathan, Shylock und Uriel sich im Café versammeln lässt, ist bei einem Satiriker nicht auffallend, der nach der Aufführung von »Antonius und Kleopatra« die Worte niederschrieb: »Und die Moral davon? Kaufen Sie sich Busenschützer!« Und ein Mensch, dem der Anblick des geblendeten Oedipus keinen anderen Gedanken eingab, als den, dass zum Schluss

des Sophokleischen Dramas auf der Bühne »Ausstich« ausgeschänkt werde, ist wohl befähigt, die Unterhaltung einer Börsengesellschaft zu besorgen. Man weiß es, Taussigs Narr steht auch bei Rothschild in Gnade, und wenn er Urlaub hat, nützt er seine Laune gern, um Herrn v. Springer Ansätze zu Fettleibigkeit wegzuscherzen. Ich werde einer versöhnlicheren Beurtheilung des Hochzeitsspiels immer geneigter. Auch dass Herr v. Sonnenthal zum Part eines die Zeche schuldig bleibenden Uriel sich entschloss, nimmt mich eigentlich nicht wunder. Man darf niemanden gewaltsam seinem Milieu entreißen wollen, und man weiß, Sonnenthal findet noch immer die wärmsten Herzenstöne, wenn es gilt, für sein Fleisch und Blut eine Sensalenstelle zu erlangen. Lear hat denn auch nur einer Pflicht der Dankbarkeit genügt, als er sich bereit erklärte, die Aufführung zu arrangieren. Er gewann Fräulein Witt und Herrn Zeska für den Plan. Das ist möglich. Ob auch die Herren Thimig und Lewinsky, muss ich bezweifeln. Herr Lewinsky war zwar direct aus Budapest gekommen, aber ich erkläre es einfach für eine Verleumdung seitens gewisser, dem trefflichen und correcten Mann längst aufsässiger Notizenschreiber, wenn man uns glauben machen will, dass Herr Lewinsky den Shylock in der »Klabriaspartie« des Herrn Bauer gespielt hat. Die Budapester Excursion war eine Verirrung; aber wenn er auch in dem einen Falle die Hofbeamtenwürde preisgab, so ist er doch einer der wenigen Schauspieler, deren feinerer Wesensart es widerstrebt, einem Zeitungstyrannen zuliebe ihre Menschen- und Künstlerwürde preiszugeben.

Ich glaube es nicht, dass er, wie mir ein entsetzter Augenzeuge berichtet, als Shylock ins Kaffeehaus tretend, dem aufwartenden Kellner die Worte zugerufen hat: »Bringen Sie mir ein warmes Christenmädchen!« — Worte, die im Jobbersaale dröhnendes Gelächter erweckt haben sollen. Herr Lewinsky kann das nicht gesagt haben. Dass Herr Julius Bauer es

erdacht, dass die vertrüffelte Gesellschaft dabei gelacht hat, scheint mir glaubhaft. Und es reicht nicht aus, das Maß der Verachtung ....



Im Wiener Kunstgeschmack hat sich ein gewaltiger Umschwung vollzogen: Die Salons unserer Geldprotzen werden nicht mehr von Herrn Sandor Jaray, sondern von Olbrich oder Hofmann eingerichtet; und statt der jüngsten Ninetta des Herrn Blaas oder der ältesten Invaliden von Friedländer hängen dort die neuesten Schöpfungen von Klimt und Engelhardt. Was bedeutet das? Nun, jene Herren, die heute reich und morgen vielleicht schon arm sind, sehen eben, wenn sie einen Theil ihres Vermögens in Kunstwerten placieren, stets darauf, möglichst marktgängige Ware zu kaufen. Und auf dem Wiener Kunstmarkt sind ja in den letzten Jahren viele Valeurs zu Nonvaleurs geworden; die Speculation begünstigt neue Werte, und der geänderten Richtung hat sich, nach längerem Widerstreben, auch die conservative Publicistik gefügt: Der Kunsteconomist der ‚Neuen Freien Presse‘ ist mit der modernen Kunst »in der Lieb«. Aber auch der Schauplatz des Kunsthandels hat gewechselt; die Säle des Künstlerhauses sind verödet. und die schwatzende Menge drängt sich in der Halle des Kunsttempelchens der Secession. Dass etwa ein kräftiger Arm die Händler aus diesem Tempel jage, ist nicht zu befürchten.

Seit manchem Jahre hatte in der Künstlergenossenschaft der Kampf mit einer energischen Opposition sich abgespielt. Einige jüngere Leute, die im Ausland sich umgesehen und etwas gelernt hatten,

versuchten sich nicht ohne Glück in den mannigfachen neuen Techniken, die sich dort entwickelt hatten, und arbeiteten, nicht ohne manchen originellen Einfall, im Stile der großen Meister, die in den westlichen Culturländern heute allgemein anerkannt sind. Aber das Publicum lehnte ihre Werke ab. So lange es nicht zum Verständnis der Vorbilder gebracht war, stand nicht zu erwarten, dass es die Nachbildner schätzen lerne. So ward denn der wesentlichste Programmpunkt der Jungen die Heranziehung der modernen Auslandsproduction zu unseren Ausstellungen. Hatten früher die Leute, die Makart bewunderten, die Werke des Makart-Imitators Klimt gekauft, so mussten sie jetzt, um die Bilder des Khnopff-Imitators Klimt zu kaufen, erst zur Khnopff-Bewunderung erzogen werden; und wer würde sich von Herrn Klimt in pointillistischer Technik porträtieren lassen wollen, ehe er nicht wüsste, wie hoch in West-Europa die Bilder der Pointillisten bezahlt werden, und ehe er nicht durch den Anblick dieser Bilder Gelegenheit erhalten hätte, die Treue der Nachahmung zu constatieren?

Aber die Alten im Künstlerhause merkten die Absicht der Geschäftsstörung. Und als nach einigen Ausstellungen, in denen die Bilder der modernen Belgier, Franzosen, Engländer, Schotten und der Liebermann-Jünger in Deutschland zu sehen waren, der Wiener Kunstmarkt thatsächlich »flau wurde«, begannen sie stützig zu werden. Da that die Opposition den entscheidenden Schritt: sie trat aus der Genossenschaft aus. Aber wie überall spielten auch hier mehr persönliche als sachliche Gründe mit. Den Jungen schloss sich gar mancher an, der im Kreise der Modernen recht wenig zu suchen hatte; wenn's ein bekannter Mann war, ließ man sich ihn gern gefallen. Andererseits blieben viele, deren Beitritt zur Secession man erwarten durfte, zurück. So Urban und Lefler, die verschiedentliche Proben von ihrer Fähigkeit, den neuen Stil zu adaptieren, gegeben hatten; so neben anderen Graf, von dessen jungem

Talente die Freunde der modernen Richtung viel erhofften. Es war vorauszusehen, dass das Verbleiben im Künstlerhause diesen Männern zum Schaden gereichen würde. Wenn die Secession siegte, war mit Bestimmtheit zu erwarten, dass ein Publicum und eine Kritik, die von den Werken nicht viel verstehen, ihr Urtheil nach dem Ausstellungsorte einrichten würden. Auch in Sachen der Kunst haben die Dümmsten die stärksten Ueberzeugungen. Ihnen sind heute die Begriffe »Künstlergenossenschaft« und »veraltet«, »Secession« und »modern« gleichbedeutend; und grundsätzlich loben sie das Moderne und tadeln das Alte.

Fast gleichzeitig mit dieser Revolution in Künstlerkreisen ward von oben eine Umwälzung im Kunstgewerbe angebahnt. Unsere Aristokraten, die zu den Rennen und Parforcejagden alljährlich nach England reisen, hatten dort an Wohnungseinrichtungen und Decorationsgegenständen Gefallen gefunden. Sich englisch einzurichten, ward Mode in der österreichischen Aristokratie, ebenso wie sich englisch zu kleiden. Im Cultusministerium leitete damals ein Aristokrat von gutem Geschmack die Agenden des Kunstgewerbes; dieser Graf Latour nun, der alljährlich große Summen für kunstgewerbliche Erzeugnisse nach England wandern sah, kam auf den Gedanken, dass es praktisch wäre, diese Gegenstände in Oesterreich imitieren zu lassen, das heimische Kunstgewerbe für den englischen Stil zu schulen. Er fand einen tüchtigen Helfer und geschickten Agitator im damaligen Leiter des Handelsmuseums, Hofrath Scala. Nach Kämpfen, die noch in aller Erinnerung sind, ward dieser Mann, kein Kunstverständiger, aber ein warmer Kunstliebhaber und zugleich praktischer Geschäftsmann, an die Spitze des Kunstgewerbemuseums gestellt, um es zu reorganisieren. Die legitimen geschäftlichen Interessen der Kunstgewerbetreibenden sollten durch diese Reform gefördert werden.

Eines war dabei noch ungewiss. In England haben sich aus den Stilen des 17. und 18. Jahrhunderts

zwei völlig verschiedene Richtungen entwickelt. Die eine bezweckt hauptsächlich künstlerische Wirkungen; die Freude am Decorativen, an Linienführungen, deren Geschichte man leicht bis zu Hogarth zurückverfolgen kann, überwiegt. Die andere geht von den Bedürfnissen des modernen Lebens aus; nach ihnen construiert sie Erzeugnisse, die dem wirklichen Gebrauche dienen und standhalten sollen. Deshalb legt sie den höchsten Wert auf das Material, und die künstlerische Wirkung sucht sie nur insoweit, als sie aus der besten Verwertung des Materials sich ergibt. Man hat diesen Stil nicht übel als »Telegrammstil« bezeichnet. Die Hauptsache ist, diese Kunst ist sociales Kunstschaffen; dabei aber — was man fast immer übersieht — auch nationales. Ueberall hat sie Formen angewandt, die dem englischen Auge längst vertraut sind. So lässt sie Altes allmählich ins Neue herüberwachsen.

Welcher der beiden Richtungen, die beide englisch sind, Herr Hofrath Scala zuneigen würde, war ungewiss. Zunächst schien's, dem Telegrammstile. Zumindest war der Mann, der die Principien dieser Richtung gewandt vertrat, Herr Adolf Loos, ein eifriger Anwalt des Hofraths. Ich glaube, die Absicht, dieser Richtung in Wien zum Siege zu verhelfen, wäre fehlgegangen. Denn auch bei uns müsste die sociale Kunst zugleich national, oder richtiger gesagt, bodenständig sein. Was Lichtwark den Hamburgern predigt, gilt auch für Wien. Mutatis mutandis natürlich; das begreift freilich nur der geringste Theil von jenen, die kürzlich Lichtwarks Vortrag zugejubelt haben, die seit Jahren seinen Schriften zustimmen. Freilich, vom »nationalen Sessel« schwatzt manch einer. Aber wo hätten wir in Wien einen Versuch mit tauglichen Mitteln aufzuweisen, eine moderne Entwicklung des Kunstgewerbes aus seiner Vergangenheit anzubahnen? Doch die Berufungen von Lehrern an die Kunstgewerbeschule, die Hofrath Scala seither vorgenommen hat, scheinen zu beweisen, dass er die andere Richtung, die in England heute die typischen

Formen der Decadenz angenommen hat, zu fördern beabsichtigt. Und zwischen dieser Richtung und der Secession bestehen starke Bande. Einige der Vorkämpfer der Secession lehren heute an der Kunstgewerbeschule; auf diesem Gebiete sind wir in Oesterreich officiell modern.

Wie sich aber die Kritik und das von ihr beherrschte Publicum verhalten haben, davon ein andermal.

* * *

Die Saison.

»Was zeichnet diesen Fasching aus vor allen anderen Faschingen seit 1800?« Also fragte vor einigen Tagen der jüngste Sohn der ‚Neuen Freien Presse', und die Leser freuten sich des intim-rituellen Tons, der nunmehr auch schon die Ballplaudereien des Blattes vor den Ballplaudereien aller anderen Blätter auszeichnet, und antworteten einfach und stilvoll: »Was zeichnet diesen Fasching aus vor allen anderen Faschingen u. s. w.?«

*

Das mitleidige Wien hat sich jetzt entschlossen, die Kinder zu retten, und koste es auch einen Walzer. Oder hat man sich zu tanzen entschlossen und auf der Suche nach einem wohlthätigen Zweck — es herrscht schon längst Mangel an solchen — die actuellste Gelegenheit ergriffen? Jene Kinder, die nicht erst gerettet zu werden brauchen, sucht man durch den Anblick holder Puppen zu entschädigen. »Die Künstlerinnen Wiens« haben, um einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen und um die Reclamegier auch einmal »in den Dienst der Wohlthätigkeit« zu stellen, die guten Wiener mit einer veritablen Puppenbescherung überrascht. Jede Puppe trägt Costüm und Maske der Spenderin, in den Puppen haben sich die Künstlerinnen selbst dargestellt, und die Puppen sind ohne Ausnahme käuflich. Der Phantasie des Habitués, dem es bisher

trotz aller Anstrengung nicht gelungen war, mit der Dame aus der ersten Quadrille zu wohlthätigem Zwecke zu soupieren, ist weitester Spielraum gegönnt. »Baron Königswarter, der die Ausstellung besuchte, merkte sich augenblicklich auf die Palmay-Puppe vor«, verkündet uns die über Geschmack und Neigung ihrer Gönner so wohlunterrichtete ‚Neue Freie Presse‘. Die Balletpuppen, meint sie, tragen alle reichen Brillantenschmuck. »Ist das Selbstironie oder ein zarter Wink an die, die's angeht?« fragt neckisch die Beschützerin jeglicher Prostitution. »Herr Streitmann macht den Damen den Sieg um die schönste Puppe streitig.« Wie das? In einer Ausstellung von 150 weiblichen Puppen der Tenor des Theaters an der Wien? Soll auch der reiche Schmuck, den seine Puppe trägt, ein zarter Wink an die sein, die's angeht? Die Dame, die ihn beim Wiener Handelsgericht auf Erfüllung eines Liebescontracts klagte, mag sich jetzt mit der Puppe, die ihn darstellt, bescheiden .... Segnend hält die gute Gesellschaft ihre Hände über diesem anmuthigen Bunde, den Kinderstube und Theatergarderobe geschlossen haben. Groß und Klein eilt nach der Puppenausstellung, in der Kärntnerstraße stockt der Verkehr, und eine Wagenburg, die die Passage lebensgefährlich macht, verräth dem Fremden, der lange staunend das Getriebe beobachtet hat, dass sich große Dinge vorbereiten. Werden sich die Wiener für die Puppe der Frau Kopacsi, die als Coletta, oder für die des Frl. Lanius entscheiden, die als Comtesse Guckerl dargestellt ist?

*

Aber es lauern noch Ueberraschungen. Denn was zeichnet diesen Fasching aus u. s. w.? Wenn die Saison sich ihrem Ende nähert, wird das Erfindergenie der maîtres de plaisir die bangenden Wiener zum letztenmale entzücken. Bevor sie verscheidet, wird die Saison noch ihren Trumpf ausspielen: »Damenjours in den Sophiensälen!« Ein Fest in großartigem Stile; »eine Anzahl Damen der vornehmsten Gesellschaft,

viele unserer hervorragendsten Bühnenmitglieder, Künstler und Schriftsteller haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt«. »Die Idee des Festes besteht darin, dass bekannte Damen der Gesellschaft ihren Freundeskreis ausnahmsweise in die Sophiensäle zum Jour laden, woselbst mehrere Intérieurs eine getreue Copie der wirklichen Salons der einzelnen Damen bilden werden.« Welche Aussicht! Und vielleicht setzt man es durch, dass »ausnahmsweise« für diesen Tag das Pokerspiel gestattet wird. Zur Vermeidung von Unzukömmlichkeiten könnte etwa Herr Polizeicommissär Stuckart in eines der getreu nachgeahmten Intérieurs entsendet werden. Welche Aussicht! Die berühmte vierte Wand wird entfernt sein, und die Wiener werden in Scharen herbeiströmen, um endlich einmal Frau Auspitz oder Frau Gutmann leibhaftig Thee schänken zu sehen; also nicht etwa als Puppen, oder gespielt, von Damen, die sonst jeden 1., 10. und 20. in den Sophiensälen »zu Hause« sind, copiert. Nein, echt, alles echt, in echter, greifbarer, lebendiger Wirklichkeit! Um die letzte Spur von Misstrauen zu entfernen, wird man dem Publicum sogar gestatten, die ausgestellten Hausfrauen und Jourbesucher zu berühren. Eine Dame, die soeben ein getreu nachgeahmtes Intérieur verlassen hat, wird wirklich betratscht, eine unverstandene Frau spricht über Nietzsche, im Hintergrund deckt ein Herr seinen Cigarrenverbrauch für den kommenden Monat. Dazu stimmungsvolle Musik .... Ich sage nichts, als: Welche Aussicht! Für bloß fünf Gulden Entrée kann jetzt auch der Minderbemittelte Herrn Walter Brix Sandwiches essen sehen. Zu wohlthätigem Zweck! Und zwischen den offenen Salons »gibt sich die Jugend dem Tanzvergnügen hin« ....

*

Die Reporterphrase will auch, dass die gute Gesellschaft, wenn sie vom fortwährenden Schwingen des »Tanzbeins« ermüdet ist, sich wenigstens immer irgendwo »Rendezvous gibt«. Die Melba-Concerte waren

eine hervorragende Gelegenheit hiezu. Wenigstens wollen eifrige Statistiker des Amusements bemerkt haben, dass an diesen Abenden die Nestroy-Säle eine gewisse Leere zeigten und dass die gute Gesellschaft das übliche »Rendezvous« diesmal in den Musikvereinssaal verlegt hat. Mein Berichterstatter meldet, dass die Generalversammlung aller Seichten und aller Aufdringlichen, die nur dann der Frau Musika huldigen, wenn eine sexuelle Sensation im Spiele ist, den gewohnten Verlauf nahm. Frau Melba gab alte, schon von Herrschaften abgeleierte Coloraturen in prätentiöser Weise zum besten. Aber der Beifall, den ihr die gute Gesellschaft zollte, war so demonstrativ, als ob sich die Dame wegen Dreyfus von dem Herzog von Orléans losgesagt hätte. Jedenfalls haben das »Patti-Podium« und die »Patti-Preise«, die der Musikhändler Gutmann ankündigte, das ihre gethan. Die hervorragendsten Repräsentanten des verfaulten Wien hatten ihr Erscheinen zugesagt, und der ganze Musikpöbel, der von seiner Abwesenheit bei Darbietungen ernster Kunst bekannt ist, stürmte den Concertsaal. Heißumstritten, oft interviewt und viel belästigt, fand Frau Melba noch Zeit, dem Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' ihre Indignation über die Wiener Straßenzustände auszusprechen. Die Dame — welch ein Erfolg für die liberale Partei! — fand das Thauwetter abscheulich und wollte sich gar nicht auf die Straße wagen. Sie wurde uns als eine arme Gefangene im Hotel Bristol vorgeführt, die verzweifelnd von ihrer einsamen Höhe auf das antiliberale Wiener Kothmeer blickt, das an den Mauern brandet. So kämpft man erfolgreich für Gutmann und gegen Lueger. Denn — »was zeichnet diesen Fasching aus vor allen anderen Faschingen u. s. w.?«

* * *

Wann das 20. Jahrhundert zu beginnen hat, darüber konnten sich die Zeitungsgelehrten nicht einigen. Aber jedenfalls steht fest, dass die leiden-

schaftliche Discussion der Frage, ob der Philister schon jetzt oder erst übers Jahr Säcularempfindungen hegen dürfe, noch eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts ist. Mehrere Zeitungen haben eine Rundfrage an mehrere Gelehrte ergehen lassen, die mit abgeklärtem Ernst dem bedeutsamsten Problem zweier Jahrhunderte nachsannen. Ein Blatt störte diese emsige Denkarbeit und entschloss sich rasch, die ersten Männer des Landes mit der andern Frage zu überrumpeln, welches Ereignis sie »als das für Oesterreich wichtigste im 19. Jahrhundert« bezeichnen würden. Und siehe da, Herr Professor Fournier, Abgeordneter von Bodenbach und Umgebung, erklärte, dass er das Jahrhundert noch nicht für beendet halte und dass »immerhin noch im nächsten, letzten Jahre desselben Dinge vorfallen können u. s. w.«. Freiherr v. Bezecny gibt klipp und klar Auskunft; er hält offenbar seine Rückberufung auf den Posten des Hoftheater-Intendanten im »nächsten, letzten Jahre« nicht für wahrscheinlich. Für Frau Marie Boßhardt van Demerghel ist der Völkerfriede das wichtigste Ereignis, und sie erwartet bestimmt, dass er noch in diesem Jahre erscheinen wird. Herr Dr. Glossy hinwiderum führt die »Aufhebung der Censur« an, die nach seiner Ansicht bereits vollzogen ist; für ihn handelt es sich jedenfalls um die Streitfrage, ob das 20. Jahrhundert 1900 oder 2000 beginne. Auch der Polizeipräsident Habrda gibt eine ähnlich utopische Antwort; eines der wichtigsten Ereignisse sei für ihn die »Erkenntnis und Bethätigung der Humanität«, namentlich auf dem Gebiete der polizeilichen Pflege, auf dem sie »bereits zum vollen Durchbruch gelangt«. Die Zustände im Gefangenhaus in der Theobaldgasse, wo ja Taschendiebe keine schlechtere Behandlung als Wahlrechtsdemonstranten erfahren, bestätigen das Gesagte. Dass die Wiener Polizei eine »Wohlfahrtsbehörde« ist, hat sie in den Maitagen bewiesen. Die beispiellosen Brutalitäten, deren Schauplatz die Ringstraße im 19. Jahrhundert öfter

war, stützen auch die weitere Behauptung des Herrn Habrda, dass »das Moment der Oeffentlichkeit bei den Gestionen der Polizei immer mehr in den Vordergrund tritt, weil ihre Amtsführung nichts zu verbergen hat«. Seitdem Wien ein Museum mit künstlerischen Verklärungen polizeilichen Wohlthuns besitzt, scheinen die Gestionen unserer Polizei von den Suggestionen unseres Polizeipräsidenten unterstützt zu werden ... Die Fürstin Pauline Metternich hat sich, wie die Redaction freudig mittheilt, am frühesten mit der Antwort eingestellt. Sie vermeidet es, von Familienangelegenheiten zu sprechen und etwa, wie so viele Theilnehmer an der Enquête, das Jahr 1848 als das für Oesterreich wichtigste Ereignis zu bezeichnen; auch die Erwähnung des ersten Blumencorsos hat man in ihrer Antwort vermisst. Frau Wisinger-Florian meint kurz und bündig: »Die Erfindung der Elektricität«, wiewohl es doch eine Thatsache ist, dass, selbst wenn für Oesterreich die Elektricität eigens hätte erfunden werden müssen, am Ende des Jahrhunderts in Wien Gaswerke gebaut worden wären. Frau Bertha Suttner schweigt in ihrer Antwort das Manifest des Czaren todt und erklärt, obwohl doch Anzengruber, Anastasius Grün und Grillparzer von einander ganz getrennt und zu verschiedenen Zeitpunkten auf die Welt kamen, »das Aufgehen des Dreigestirns« für das eine beträchtliche Ereignis. — Auch Herr Kestranek, der Centraldirector der Prager Eisenindustriegesellschaft wurde um seine Meinung befragt. Er erbittet sich einen kleinen Aufschub, da »vielleicht schon im nächsten Jahre« ein Ereignis eintreten könne, das als das wichtigste zu bezeichnen sein würde. Nun ja, das Eisencartell soll im Laufe dieses Jahres die Werke des Erzherzogs Friedrich und des Grafen Andrassy erwerben und damit endlich in Oesterreich das Monopol für Eisenwucher erlangen. Die »freundlichsten Grüße«, die Herr Kestranek schon jetzt an die Redaction sendet, sind jedenfalls höchst verdächtig. Hofrath Eger antwortet schlicht und

ruhig: »Der Ausgang des Krieges vom Jahre 1866.« Dass ein Generaldirector der Südbahn gerade ein unglückliches Ereignis für das wichtigste erklärt, ist gewiss bezeichnend. Aber dann war Bescheidenheit nicht am Platze, und Herr Eger hätte in aller Seelenruhe die Katastrophe von Mödling, von Klagenfurt oder Kalsdorf, oder geradeheraus die Eröffnung der Strecke Wien—Triest nennen können. Am verblüffendsten ist jedenfalls die Antwort des Ritters von Taussig. Der Vicepräsident der Waffenfabriksgesellschaft. gegen den zwar eine Untersuchung eingeleitet, jedoch bekanntlich nach kurzer Zeit schon eingestellt wurde, erbittet sich trotzdem »ein Jahr Bedenkzeit«. Aber dann ist ja die Sache längst verjährt, und nicht einmal wir können gegen den Einstellungsbeschluss Berufung einlegen.

* *
*

Ein köstliches Histörchen soll sich jüngst in den ominösen »schwarzen Bergen« zugetragen haben. Der findige Fürst dieses Ländchens, der auf der weiten Welt nur vom Grafen Goluchowski ernst genommen wird und dem es gelungen ist, das österreichische Postärar um 1,200.000 Kronen zu prellen, ist schließlich auf die Idee gekommen, seinen schadhaften Ruf in kleinen Raten ausbessern zu lassen. Es war kein schlechter Einfall, mit dem ersten Nadelstich einen stammverwandten Mann zu betrauen, der vor nicht langer Zeit dem Fürsten etwas am Zeuge geflickt hatte. Ich spreche von einem kleinen kroatischen Redacteur, der sich früher in seinem kleinen Blatte im Brusttone der Ueberzeugung über die Unzulässigkeit von so großen Postdiebstählen ergangen hatte. Der Mann wurde also nach Cettinje gebracht, vom Minister des Aeußern empfangen und ins Hotel geleitet. Nach einer Stunde wurde er vom Füsten in Privataudienz empfangen. Dem braven Revolvermann »klopfte das Herz stürmisch«, als er dem berühmten Hammel- und Postanweisungsräuber gegenüberstand; denn er hatte noch nie einen Fürsten von Angesicht zu Angesicht gesehen. Schon vorher ward ihm die Ehre zutheil, dass ihm der Minister selbst — mit gewohnter Geschicklichkeit — beim Ausziehen des Rockes behilflich war. Als ihm der Fürst nun gar

eigenhändig eine Cigarrette anbot, war des Herzklopfens kein Ende mehr. Im Laufe des Gesprächs versicherte der Fürst den Gast, dass er allen Großmächten wohlgesinnt sei und sich speciell mit der siebenten vertragen wolle. Er beklagte sich über die Empfindlichkeit eines Journalisten, der ihm mit der Ehrenbeleidigungsklage gedroht hatte, als er ihm seinen Danilo-Orden anbieten ließ. Im übrigen seien die »schwarzen Berge« gar nicht so schwarz, als man sie male, und es seien schon viele reisende Kaufleute unversehrt und ungeplündert durch Montenegro gekommmen. Nun stellte der Fürst dem Gaste noch seine fürstliche Gemahlin, sowie seine prinzlichen Kinder vor und setzte dann das politische Gespräch fort. Als der Gast bei den Worten »Krone von Montenegro« ein etwas verblüfftes Gesicht machte, wies der Fürst mit der Hand auf eine Cassette, die auf dem Tische stand. Mit vor Ehrfurcht zitternden Händen wollte der Redacteur das Kleinod betasten, und streifte dabei mit dem Aermel das Diadem. Und der Fürst klopfte ihm mit freundlicher Bereitwilligkeit den Schmutz vom Aermel . . .

Wie ich nachträglich erfahre, soll der Hotelier, bei dem der Redacteur abgestiegen war, nach mehreren vergeblichen Versuchen, Bezahlung zu erlangen, den Danilo-Orden bekommen haben.

* * *

Destenfels.

Das Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse' vom 16. Jänner citiert in einem Privattelegramm das Rundschreiben, das Präsident Krüger an die Buren-Generale gerichtet hat. Krüger, heißt es zum Schlusse, »vergleicht das englische Zerstörungswerk mit dem Angriffe Destenfels' auf die Kirche Christi«.

Die Leser der ‚Neuen Freien Presse' zerbrachen sich den Kopf und konnten auf keine Weise herausbringen, wer denn dieser Destenfels, dessen Name bisher im Burenkriege nie genannt war, eigentlich sei. Sie haben sich an mich mit der Bitte um Aufklärung gewendet. Sie ward mir nicht leicht. Vom langen Nachdenken wollte ich schier des Teufels werden.

* * *

Cettinje. (Telegramm meines Specialcorrespondenten.) Dem bekannten Sammler von Insolvenzen und Armeebefehlen Sr. Majestät, L. K. Nolston (auch Leopold Kohn), wurde soeben der Danilo-Orden IV. Classe verliehen. Da Kohn hier als hervorragendes Redactionsmitglied der Wiener ‚Neuen Freien Presse‘ bekannt ist, durch deren seinerzeitige Polemik gegen den Fürsten die Beziehungen beider Reiche bedenklich ins Schwanken geriethen, so fasst man die Verleihung des Ordens an den verdienten Wiener Gelehrten in hiesigen politischen Kreisen allgemein als Versuch einer Wiederannäherung Montenegros an Oesterreich auf.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Concertsängerin. Dass in Wien die Verhältnisse, unter denen Sie, Ihre Collegen und Colleginnen Ihren Beruf ausüben, die denkbar schlechtesten sind, weiß ich. Aber das Material, womit Sie Ihre Klage belegen, enthält wenig Neues und Ueberzeugendes und kommt meiner guten Absicht, die Uebelstände des Wiener Musiklebens zu besprechen, nicht im entferntesten zu Hilfe. Sie sind, wie Sie behaupten, Sängerin von Ruf und beschweren sich über die langweiligen und oft demüthigenden Besuche bei den Herren Kritikern. Sie schildern aber Ihre Erfahrungen nur dort, wo Sie nicht vorgelassen wurden. Dass die Dienstmädchen der Wiener Recensenten oft unhöflich sind, kann ich als einen Uebelstand des Wiener Musiklebens eigentlich nicht ansehen, und wenn die Magd in barschem Ton gemeldet hat, dass der Herr nicht zu sprechen sei, so haben Sie darum noch keine Ursache, bitter-ironisch von einem »goldenen Künstlerlos« in Gänsefüßchen zu sprechen. Ich will Ihnen und Ihresgleichen einen Rath geben: Machen Sie einfach keine Kritikerbesuche mehr! Und wenn Sie dann ein auffallendes Sinken der Lobestemperatur bei dem einen oder andern bemerken, wenn, wie Sie sagen, Sie dann »erst recht verrissen« werden, so theilen Sie mir einfach diese Beobachtung nebst dem Namen des Herrn und dem Datum des letzten Besuches mit! Die Sache interessiert mich auch, wenn Sie annehmen, dass Sie seinen Unmuth durch Uebersehen der neuesten Lieder des Kritiker-Componisten erregt haben könnten. Dagegen freilich, dass Opernsänger Ihnen die so seltenen Concertengagements wegnehmen, kann ich viel weniger ausrichten. Sie meinen, Herr Mahler sei »ohnehin ein solcher Despot«, das »könnte und sollte er verbieten«. Ob sich das Publicum lediglich aus dem Grunde, weil Opernsänger 18–20.000 fl. Gage haben, »nicht darnach sehnt, sie im Concertsaale zu hören«, kann ich nicht sagen. Die wirklichen Schäden, die nicht in der Concurrenz der ausübenden Künstler, sondern in der Monopolisierung des Musikhandels liegen, streifen Sie nur obenhin. Warum erzählen Sie mir nichts Näheres von Herrn Gutmann, dem im Operngebäude etablierten

Händler, der Ihnen und Ihren Erfolgen gewiss oft hinderlicher gewesen ist, als die im Opernhause engagierten Künstler? Oft schon habe ich mir gewünscht, Genaueres über diesen Herrn Gutmann zu erfahren, der mir in zahllosen Beschwerdebriefen seit langem als ein arger Musiktyrann geschildert wird. Freilich immer nur, wie in dem Ihren, andeutungsweise. Ich kann doch nicht ein Preisausschreiben erlassen: auf die beste Beantwortung der Frage, was Herrn Gutmann eigentlich vorzuwerfen ist, worin er das musikalische Leben unserer Stadt geschädigt und welche Künstler er schon gezwungen hat, bei den Jours seiner Gattin gratis mitzuwirken, bevor er ihnen einen Concertsaal überlässt. Wenn Herr Gutmann nicht will, hat ja selbst Sarasate keinen vollen Saal, d. h. wenn Sarasate nicht will, dass Frau Gutmann bei seinem Concert mitwirke. Ja, dieser kaiserliche Rath, bei dem Sie alle Audienz nehmen müssen, der aber auch fürstliche Gnaden austheilen und »Patti-Preise« in Aussicht stellen kann! Ich habe mich mit ihm seit den denkwürdigen Perosi-Tagen, da er mit Monsignore Locatelli auf dem Südbahnhofe auf- und abschritt und später vor den Augen einer weihevoll gestimmten Schar im Concertsaal dem Fürsterzbischof Gruscha die Hand küsste, nicht mehr beschäftigt ..... Und was ist das mit der Frau Ehrenstein? Dass ihren Abgang vom Hofoperntheater der tieftrauernde Gatte im ‚Extrablatt' unermüdlich beklagt, weiß ich. Kürzlich constatierte Herr Königstein die neapolitanischen Erfolge der Dame, meinte, dass sie der »Tannhäuser«-Aufführung im San Carlo-Theater »den Stempel aufgedrückt« habe, und bemerkte schließlich familiär: »Wir haben von der ausgezeichneten Künstlerin nichts Anderes erwartet.« Die Telegramme und Reclamenotizen, die Frau Ehrenstein sendet, kommen nicht direct in Satz, sondern werden vorher noch von dem ihr vermählten Kritiker redigiert. Auch an Herrn Liebstöckl wendet sie sich, den gesinnungstüchtigen Mann, der in liberalen, antisemitischen, regierungsfreundlichen, oppositionellen, zionistischen, autonomistischen, centralistischen, jüdisch- und deutschnationalen Blättern für Reclame sorgen kann, einen Musikkritiker, dem die unerbittliche Consequenz für Frau Ehrenstein umso höher anzurechnen ist, als er sich z. B. öfter schon gleichzeitig in dem einen Blatt gegen, in dem andern für Mahler ausgesprochen hat .... Ich weiß es, die Schwester der Dame arrangiert indessen die musikalischen Soiréen der Gräfin Kielmansegg auf entsprechend billige Weise. Warum geniert Sie das aber? Wodurch fühlen Sie sich da in Ihrem Innersten getroffen? Ist es denn das letzte und heiß erstrebte Ziel ehrgeiziger Künstler, bei Kielmanseggs zu singen? Gewiss sehe ich weiteren Mittheilungen gerne entgegen. Aber zwischen Kritikerbesuchen und Statthaltersoiréen werden Sie hoffentlich noch Interessanteres und Wesentlicheres zu erleben und auszusprechen in der Lage sein.

Ein Wissender. Dass Herr Schlenther dem Director eines Berliner Theaters, der ihn nach den Qualitäten der Frau Lewinsky

fragte, die Auskunft ertheilt haben soll, die Dame habe sich als gänzlich unverwendbar und unbrauchbar erwiesen, glaube ich denn doch nicht. Wie man Künstler beschäftigt, mag Herr Schlenther nicht wissen, wie man sie entlässt, muss ihn doch das primitivste Anstandsgefühl lehren. Er weiß, dass man jedem Dienstboten »treu, fleißig und ehrlich« ins Zeugnis schreibt, um seinem Fortkommen nicht hinderlich zu sein. Thatsächlich hat aber, wie Sie mir mittheilen, der Berliner College des Herrn Schlenther Frau Lewinsky nicht engagiert . . . . Anlässlich des Abschiedes der Dame sind übrigens anderweitig wahre Orgien der Brutalität gefeiert worden. Mögen Härte und Hohn, mit denen man die Gattin eines verdienstvollen Künstlers durch Jahre behandelt hat, hundertmal gerecht sein, erbärmlich bleibt die Art, wie einige Recensenten das letzte Auftreten der endlich Scheidenden glossiert haben. Da ist vor allem der Gentleman im ‚Wiener Tagblatt', der sich nicht geschämt hat, eine unglückliche Frau, der ein redliches Wollen nicht die bittersten Enttäuschungen ersparen konnte und die ihre Laufbahn nun beendet sieht, mit faulen Aepfeln und faulen Witzen zu bewerfen.

Herrn Dóczi, Mitarbeiter des ‚Neuen Pester Journal'. Da Sie nebenbei auch Sectionschef im Ministerium des Aeußern sind, haben Sie sich kürzlich veranlasst gefühlt, aufgeregt zum Grafen Goluchowski zu kommen und ihm meine der Beleuchtung seiner Balkanpolitik und seiner Stilblüten gewidmeten Artikel vorzulesen. Ich kann Ihnen verrathen, dass Ihre Vorlesung auf ihn nicht den mindesten Eindruck gemacht hat. Nichts vermag den behäbigen Mann aus seiner Fassung zu bringen, und was die Grobheiten Russlands nicht vermochten, wird einem Zeitungsartikel nicht gelingen. Das hätten Sie sich füglich denken können. Also ersparen Sie sich wenigstens für die Folge alles unnöthige Echauffement!

Richard L—nt, Budapest. Ich wusste es, Ihr heimisches Schmutzblatt, der ‚Pester Lloyd', leistet im Dienste Milans das Menschenmögliche. Aber dass es dem unmündigen Sohne dieses Halunken »Hochherzigkeit, Milde und wohlerwogene Staatsklugheit« nachsagen würde, hatte ich selbst nicht erwartet. Was ist übrigens dies alles gegen die Reden, die der Chefredacteur des Blattes, der bekannte Herr Max Falk, neulich in Wien als Vertrauenskuli Goluchowskis den Delegationen zu bieten gewagt hat! »Der ausgezeichnete Empfang des jungen Königs von Seite des Monarchen wird unstreitig die gegenseitigen freundschaftlichen Gefühle noch steigern«, rief er. Aber nicht nur, dass man den Mann nicht nach Ungarn abgeschoben hat, soll Herr Goluchowski noch gesonnen sein, die Subvention für den ‚Pester Lloyd' zu erhöhen.

Linzer Correspondent. Ich danke Ihnen für die Zusendung des Blattes, aus dem ich die Vorgeschichte der Gmundener Bürgermeister-Demission kennen lernte. Der Fall Kaltenbrunner ist gewiss typisch für die liberale Gemeindepolitik. Den Anschluss an die Wiener capitalistische Corruption hat, wie Sie mir mittheilen, Herr Moriz

Pflaum, Chef des Hauses Dutschka & Co., dem früheren Gmundener Bürgermeister besorgt. — Auch Ihr Bericht über das Auftreten des »Herrn aus Linz« in seiner Vaterstadt war mir willkommen. Wenn Herr Hermann Bahr, der erst jahrelang unsere jüngeren Kaffeehausbesucher verleitet hat, undeutsch zu schreiben, nach Linz kommt, um die Wiener »Bewegung« für bankerott zu erklären, so ist das freilich recht drollig. In Ihrem Brief heißt es: »Herr Bahr gab Linz die Ehre seines Wiedersehens nach langen Jahren der Trennung. Sie denken boshaft: Ach, wären sie uns Wienern beschieden gewesen! . . . . Er kam, Thränen in den Augen. ‚Wie jener biblische verlorene Sohn, zu dessen Ehren geschlachtet wird, — der aber bittet, nicht selbst geschlachtet zu werden.‘ Dieses und ähnliche Mätzchen leiteten sein Thema ‚Moderne Literatur‘ ein, das er im Handumdrehen in einen Vortrag über sich verwandelte.« Bekannt war mir, dass Herr Bahr auf seine Tournéen den gewissen einen Vortrag mitnimmt, in dem er sich über die »jungen Stürmer«, die er irregeleitet, weidlich lustig macht. Auch, dass er dabei Roseggers Weckruf nach einer Provinzliteratur mit schwächlicher Stimme copiert. Unbekannt war mir, dass der glückliche Nutznießer des Wiener Cliquenthums den Muth aufbringt, in Oesterreichs Provinzen auf die Wiener Cliquenwirtschaft in Theater und Presse zu schimpfen. Das steht dem von der Nähe eines Siegfried Löwy oder Spiegl Beseeligten wahrlich schlecht an. Herrn Bahr gegen die verworfene Wiener Presse losziehen hören: — wie schade, dass man nach Linz fahren muss, um solches Vergnügen zu genießen.

Auf zahlreiche Zuschriften. Ich verstehe die Empörung nicht. Dass die meisten Blätter nach Aufhebung des Zeitungsstempels »mit dem Preise nicht heruntergehen«, kann ich, der ich mir jetzt die Sache genau überlegt habe, so übel nicht finden. Die ‚Neue Freie Presse‘ hatte ja doch verkündet, dass die Beseitigung der Stempelsteuer dem Volkswohle dienen werde. Für dieses aber kann sie in Wahrheit nur thätig sein, wenn sie den Abonnementspreis erhöht, wenn sie sich als eine für das Volk unerschwingliche geistige Nahrung declariert. — Der einzige Politiker übrigens, der halbwegs geahnt hat, wem die neueste »Freiheit« zugute kommen werde, war Herr Kaizl. Er wollte mitten im Jahr den Zeitungsstempel nicht aufheben; denn er fürchtete, dass die Blätter im selben Jahr nicht billiger würden. Dass die Herausgeber den Gewinn überhaupt einstecken würden, hat er sich freilich nicht träumen lassen. — Die Ankündigung von Montagsblättern war natürlich purer Schwindel, ebenso die Versammlung der gegen die Störung der Sonntagsruhe protestierenden »Concordia«-Leute, die Herr Steinbach mit Wissen und Willen seiner Chefs zusammengerufen hatte. Hinter den Bemühungen, dem Publicum vom 1. Jänner an »etwas zu bieten«, hat nichts gesteckt, als die bekannten dummen Eifersüchteleien zwischen den Herausgebern der ‚Neuen Freien Presse‘ und des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘. Bitter ist nur, dass der tertius gaudens in diesem Streite der Besitzer der ‚Sonn- und Montagszeitung‘ ist.

K. k. Postdirection. Sie ersuchen mich in einer vom 12. Jänner datierten Zuschrift Nr. 4288/7 mit Bezug auf die in Nr. 27, Seite 31 enthaltene Bemerkung um die Einsendung jenes Couverts, das »amtlich geschlossen« war, nachdem es, wie mir schien, vorerst amtlich geöffnet worden, und stellen eingehende Erhebungen in Aussicht. Ich freue mich dieses Eifers und der augenfälligen Wirkung, die meine Notiz gethan hat, und gebe mich der für die Völker Oesterreichs beruhigenden Hoffnung hin, dass in Zukunft das Briefgeheimnis »thunlichst« gewahrt werden wird. Das Couvert kann ich Ihnen leider nicht übersenden. Denn erstens habe ich es ein paar Tage nach Erscheinen der erwähnten Notiz dem Adressaten zurückgestellt, und zweitens weiß ich nicht, ob der bosnische Student, der mich natürlich um Discretion bezüglich seines Namens und des Bestimmungsortes bat, es mir nicht am Ende verübeln möchte, dass ich ihn nachträglich den Chicanen der bosnischen Regierung nähergerückt habe. Ich bin höchstens in der Lage, Ihnen fünf Personen, die meine Wahrnehmungen an dem Couvert bestätigt haben, als Zeugen für die Richtigkeit meiner Angaben zu nennen, und ich glaube, dass es genügen wird, wenn die löbliche Direction eine strenge Weisung an alle Postämter ertheilt, dass die an bosnische Studenten und auch an österreichische Staatsbürger adressierten Briefe fortan nicht mehr »amtlich geschlossen« werden dürfen.

Pressfeind. Auch ich habe seit Jahren nichts Gemeineres gelesen als den Aufruf der Scharf'schen ‚Sonn- und Montagszeitung': »Geld am Sonn- und Montag!« Man kann auf die Art, wie der Mann das Publicum zur Mitarbeit »heranziehen« wird, begierig sein. Der Kampf gegen die ‚Neue Freie Presse' ist aber selbst durch Herrn Scharf noch nicht compromittiert. Er hat jetzt die richtige Methode gewählt, den Börsenwöchner unterzukriegen: Stilblüten gegen Stilblüten. Herr Benedikt, meinte Scharf neulich, ist »kein richtiger Wilhelm Tell«; denn er ruft immer: »Landgraf, werde — weich!« Und doch ist es eine Thatsache, dass sich im ganzen Tell der bekannte Ruf: »Landgraf, werde hart!« nicht ein einziges Mal findet.

Herrn Edgar v. Spiegl, Effectenbörse, Wien. Sie wollen mit Herrn Lippowitz vom ‚Neuen Wiener Journal' ein neues Tagblatt herausgeben und fragen an, ob Sie als Chefredacteur noch möglich sind? Bleiben Sie ruhig weiter auf Ihrem Posten als »Concordia«-Präsident, der Ihnen ja sicher ist, so lange ihn kein anderer haben will. Gelegenheit zu geschäftlichen Transactionen finden Sie ja auch in Ihrer jetzigen Stellung.

O. H. Ing. Beruhigen Sie sich! Ex-lex ist ein politisches Schlagwort und heißt: »Aus — das Gesetz!« oder »Gesetz — aus!« Ex lege (aus dem Gesetze) ist ein Unsinn.

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

r. 30 Wien, Ende Jänner 190

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS.

ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.

REIS 10 KR. WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in **allen** Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K. 7.—
» » halbjährig, »	. . . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr 30 WIEN, ENDE JÄNNER 1900

Ueber den Kampf, den fünfzigtausend Kohlengräber gegen ihre Ausbeuter führen, schreibe ich heute nicht. Die elementare Wucht der öffentlichen Meinung, die selbst der von den Grubenbesitzern erkauften Presse eine heuchlerische Haltung aufzwingt, bedarf keines Antriebes. Aber da jetzt zum erstenmal in Oesterreich eine Regierung der Pflicht sich bewusst ward, das öffentliche Interesse, das beim Arbeitsvertrag in Frage kommt, zu schützen, ist der Kampf zwischen der Staatsgewalt und einer Capitalistengruppe zum wesentlichen Gegenstande der Betrachtung geworden. Ueber seinen Verlauf werde ich, wenn es zur Entscheidung kommt, mich zu äußern haben.

* * *

Da ich jüngst eben im Begriffe war, unserer k. k. Post von der liebevollen Sorgfalt abzurathen, mit der hierzulande an bosnische Studenten adressierte Briefe vor der Zustellung »amtlich geschlossen« werden, kam die telegraphische Kunde, dass reichsdeutsche Abgeordnete über die gleiche Aufmerksamkeit der österreichischen Postbehörden Klage geführt hätten. Unsere öffentliche Meinung erschrak heftig, wollte es nicht glauben, dass das einzige Cabinet in Oesterreich, das im ewigen Regierungswechsel durch alle Zeiten feststeht, das schwarze sei, und beruhigte sich in den Tagen des § 14 bei der Versicherung zweier

höherer Postbeamten, dass durch einen andern Paragraphen des Staatsgrundgesetzes das Briefgeheimnis geschützt sei. Das reichsdeutsche Parlament tagt, und es ist darum Aussicht vorhanden, dass die Interessen der österreichischen Völker ein wenig vertreten werden. Und wenn wir, sei es aus missverstandenem Patriotismus, sei es aus Indolenz, uns mit der jetzigen Behandlung unseres Briefgeheimnisses abgefunden haben, so müssen die deutschen Interpellanten durch Herbeischaffung des angekündigten Materials für unsere Aufmunterung sorgen. Mit einer flüchtigen Correspondenz zwischen den Herren v. Podbielski und v. Neubauer ist nicht gedient; hier könnte eine Verletzung des Briefgeheimnisses uns bloß eine Reihe artiger Phrasen offenbaren, und zwar auf der einen Seite: die übliche Versicherung, dass »hieramts nichts von Missbräuchen bekannt« sei und dass auch in Zukunft »thunlichst« für alles Mögliche gesorgt werden solle, auf der anderen: die Verwahrung, dass irgendjemand in Deutschland an eine Illoyalität der österrreichischen Aemter auch nur im Traume gedacht habe. In Wahrheit steht die Sache so, dass die überflüssige und groteske Aufregung, in die unsere Behörden seit der Convertierung des Herrn v. Schönerer gerathen sind, draußen einiges Misstrauen wachgerufen hat, und dass man dort ernstlich der Meinung ist, bei uns sei der »Los von Rom«-Bewegung die Parole »Los vom Briefgeheimnis« entgegengestellt worden. Ein in Wien sesshafter Reichsdeutscher, der bisher auch nicht einen Moment daran gedacht hatte, den Wiener Gemeinderath zu einer antipapistischen Liga umzugestalten, behauptete kürzlich, dass er es absolut nicht einsehen könne, warum die Briefe, die ihm seine Mutter aus Berlin schickt, täglich in »amtlich geschlossenem« Zustande an ihn gelangen. Manche, die sich über dies und das hinwegzusetzen vermöchten, sind wieder über die plumpe Art der Schließung, unter der die Couverts so sehr leiden, ungehalten. Aber für das Vorurtheil, das jetzt im Reiche die Anerkennung der

sonst so tüchtigen österreichischen Postverwaltung beeinträchtigt, ist gewiss das Schreiben bezeichnend, das die Redaction der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' vor einiger Zeit an einen ihrer Wiener Mitarbeiter gerichtet hat, der es mir freundlichst zur Verfügung stellt: »P. scr. Versäumen Sie, bitte, nie, Ihre Briefe an unsere Redaction eingeschrieben abgehen zu lassen. Bei dem zärtlichen derzeit. Verhältnisse Ihrer Postbehörde zu unserem Blatte kann man nie wissen .....«

* * *

Die ‚Neue Freie Presse' und der Zeitungsstempel.

‚N. Fr. Pr.', 16. Jänner, Seite 7.

[Eine Beschwerde gegen das Zeitungspostamt.] Wir erhalten folgende Zuschrift: »Sehr geehrte Redaction! Ich habe am 30. v. M. beim hiesigen Zeitungspostamt mehrere ausländische Journale abonniert, für welche ich neben dem Abonnementspreise auch den Zeitungsstempel entrichten musste, da das Gesetz über die Aufhebung des Zeitungsstempels damals amtlich noch nicht publiciert war. Mit Rücksicht auf die mittlerweile erfolgte kaiserliche Sanction verlangte ich heute im Zeitungspostamte die Rückgabe der von mir eingehobenen Stempelgebür, welche je-

‚Fackel', Ende Jänner, Seite 3.

[Eine Beschwerde gegen die ‚Neue Freie Presse'.] Ich erhalte folgende Zuschrift: »Sehr geehrte Redaction! Ich habe am 30. v. M. die ‚Neue Freie Presse' abonniert, für welche ich neben dem Abonnementspreise auch den Zeitungsstempel entrichten musste, da das Gesetz über die Aufhebung des Zeitungsstempels damals amtlich noch nicht publiciert war. Mit Rücksicht auf die mittlerweile erfolgte kaiserliche Sanction verlangte ich heute im Administrationslocale die Rückgabe der von mir eingehobenen Stempelgebür, welche jedoch der Beamte mit der Motivierung ver-

doch der amtierende Beamte mit der Motivierung verweigerte, dass eine auf den Rückersatz des Zeitungsstempels bezügliche Weisung bisher nicht erflossen sei. Ich erlaube mir nun die Anfrage, mit welchem Rechte das Aerar diese Rückerstattung verweigert, die zu verlangen ich doch unbedingt berechtigt bin. Mit vorzüglicher Hochachtung etc.«

weigerte, dass eine auf den Rückersatz des Zeitungsstempels bezügliche Weisung von den Herren Bacher und Benedikt bisher nicht erflossen sei. Ich erlaube mir nun die Anfrage, mit welchem Rechte die ‚Neue Freie Presse‘ diese Rückerstattung verweigert, die zu verlangen ich doch unbedingt berechtigt bin. Mit vorzüglicher Hochachtung etc.«

* * *

MAN MUSS SICH TODT MELDEN.

Zu diesem unerschöpflichen Thema erhalte ich noch folgende Mittheilungen:

Geehrter Herr Kraus! Für die Südbahn ist also jetzt einiges Interesse vorhanden. Gemeinderäthe befassen sich mit ihr, das Publicum macht seine Glossen über sie, und die Regierung traktiert sie mit Investitionsaufträgen. Das ist nun diesem Veilchen, das so gern im Verborgenen geblüht hätte, natürlich höchst unangenehm, der Verwaltungsrath der Südbahn verträgt so scharfe Beleuchtung nicht, und darum hat er durch ein langathmiges, mit betäubendem statistischen Material versehenes Rechtfertigungsschreiben an die Regierung den Gegenstand wieder zu verdunkeln und zu verwirren gesucht. Er spricht darin von den zahlreichen und kostspieligen Investitionen, die er in den letzten Jahren gemacht haben will; für Geleiseanlagen, neue Locomotiven und Waggons, Signaleinrichtungen u. dgl. will er Millionen ausgegeben haben. Die arme verfolgte Unschuld merkt

nicht, wie schwer sie sich gerade dadurch anklagt. Wenn 10 Millionen Gulden Investitionen keine — selbst dem Personal nicht — merkliche Veränderung in der Betriebssicherheit hervorbringen, was muss das für eine grauenhafte Lotterwirtschaft gewesen sein! So und so viel Locomotiven seien neu gebaut worden. Aber am Brenner platzt am 17. October 1899 bei einer Vorspann-Locomotive das Feuerrohr, weil die nöthigen Reparaturen schlecht gemacht worden waren und die Feuerrohre, statt gegen neue ausgewechselt zu werden, nur nothdürftig verstopselt wurden. Mit solchen Maschinen werden Bergfahrten gemacht. Geleiseanlagen seien hergestellt worden. Aber am 23. October entgleisen Vorspann- und Zugslocomotive des Postzuges 13 in der Station Brenner, weil der südliche Einfahrtswechsel verrostet und unverlässlich ist, worauf der Monteur übrigens längst vorher aufmerksam gemacht hatte! Am selben Tage entgleist aus ähnlichem Grunde in Calliano eine Locomotive und wieder aus ähnlichen Ursachen am 13. November drei Waggons des Nord-Süd-Expresszuges Nr. 8 beim Einfahrtswechsel in Salurn. Und so weiter. Freilich, ein solcher Augiasstall ist mit 10 Millionen nicht zu reinigen, um so weniger, als es sich hier um ein alteingefressenes Uebel handelt. Schreibt mir doch ein gewesener Südbahnbeamter, dass vor zwölf Jahren in Vöslau allein innerhalb elf Monaten elf Unglücksfälle passiert seien, ohne dass davon das Publicum etwas erfahren hätte. Derselbe Briefschreiber theilt mir ein Gespräch mit, das zu charakteristisch ist, als dass ich es nicht publicieren sollte: Einige Tage nach seiner Versetzung nach Vordernberg fiel ihm auf, dass die Züge Leoben—Vordernberg keine Zugsleine hatten. Er fragt den Zugsführer nach der Ursache, der lächelt ihn freundlich an: »Mir brauchen da scho lang kane!« Mein Gewährsmann macht den Stationschef auf die Gefahr der Steigung aufmerksam (zwischen Hafning und Friedauwerk 1 : 40);

der macht ein ungläubiges Gesicht und fragt dann selbst den Zugsführer: »Warum sind Sie heute ohne Zugsleine gefahren?« »Aber Herr Stationschef, wissen S' denn nöt, dass m'r scho seit zwa Jahrn ohne Zugsleine fahren? Beim Obanehmen ham's ma ja alleweil den Strick zerschnitten, weil's alleweil d'rüberg'fahrn sein! Na, und da hab'n mer'n halt liaber ganz weggeb'n — hat eh zu nix g'nutzt!«

Die verfolgte Unschuld schreibt auch von über 600 Personen, um die sie den Bedienstetenstand vermehrt, »ungeachtet« 44 Personen, die sie bei der Uebernahme der Verbindungsbahn durch die Stadtbahn frei bekommen habe. »Ungerechnet« hat nämlich die löbliche Verwaltung nicht sagen können, weil sie von diesen 44 die eine Hälfte in Pension gab, die andere in die Direction übernahm, ohne dafür auch nur einen einzigen Mann mehr auf die Strecke hinauszugeben! Bei solch dreister Flunkerei vor der Oeffentlichkeit und vielleicht auch vor der Generalinspection muss man freilich sehr bald — »ungeachtet« werden.

Ich will's daran vorläufig genug sein lassen. Sollte aber die Sanierung nicht rascher vor sich gehen und vielleicht auch das Eisenbahnministerium lahme Beine bekommen, so werde ich im gegebenen Zeitpunkte dem Erinnerungsvermögen der Oeffentlichkeit wieder nachhelfen. Steht die Südbahn auch nicht unter Sequester, so soll sie doch unter Polizeiaufsicht stehen.

Dr. W. Ellenbogen.

*

Die Südbahndebatte im Wiener Gemeinderath hat wieder einmal gezeigt, dass die Liberalen so klug sind, wie zuvor. Man hat sie jahrelang die Corruptionspartei gescholten, und unter diesem Schlagworte sind in den letzten Wahlkämpfen die Antisemiten Sieger geblieben. Der Vorwurf der Corruption hat nun im Laufe der Zeit viel von seiner Schärfe verloren;

rechts und links wurde so Großes auf diesem Gebiete geleistet, dass der beschränkte Wählerverstand sich nicht mehr recht auskennt und daher vorzieht, die Nase als untrügliches Zeichen der Parteizugehörigkeit anzusehen. Diesem Uebelstande musste abgeholfen werden. Die Liberalen unterscheiden sich nun von den Antisemiten nicht mehr bloß durch ihre Nasen, sondern auch durch eine große That, die nicht genug gerühmt werden kann; unter ihnen haben sich »Vierzehn« gefunden, die für die Südbahn gekämpft haben. Das nennt man »unentwegt«. Diese Wackeren kümmert es nicht, wenn der Schienenweg durch entgleiste Maschinen und ineinandergefahrene Waggons verrammelt ist; sie sind also im eigentlichen Sinne des Wortes unentwegt. Ihre Namen sollten in goldenen Lettern die Wände des Gemeinderathssaales schmücken. Künftige Geschlechter mögen mit Ehrfurcht auf jene Männer hinweisen, die für die Freiheit der Südbahn gekämpft haben und mannhaft dafür eingetreten sind, dass der österreichische Staatsbürger sein Blut nicht bloß dem theuren Vaterland, sondern auch der noch theureren Südbahn zu opfern habe.

Unter den »Vierzehn« ragen zwei Männer besonders hervor, Herr Lucian Brunner und Herr Dr. August Nechansky. Herr Brunner, dem man — er ist Großactionär der Schweizer Bahnen — ein gewisses fachmännisches Vorurtheil in Sachen der Südbahn schon zutrauen kann, hat überdies die nationale Eigenthümlichkeit, alle Dinge vom Standpunkte des Judenthums aus zu betrachten. »Was haben unsere Leut' davon?« So ungefähr mag Brunner sich selbst fragen, bevor er für oder wider einen Antrag Stellung nimmt. Die letzten Unglücksfälle auf der Südbahn haben nun allerdings in Steiermark stattgefunden. Die Strecke »Wien—Baden« ist verschont geblieben. Die Wähler des Herrn Brunner waren also gar nicht gefährdet. Bevor nicht etwa einmal im Sommer der Eilzug, der um 4 Uhr nachmittags von Wien nach Baden fährt, entgleist,

findet Herr Brunner keinen Anlass, die Südbahn anzugreifen.

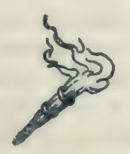
Anders steht die Sache bei Herrn Dr. Nechansky. Seine advocatorische und gemeinderäthliche Thätigkeit ließ ihm so viele Mußestunden, dass er darauf verfiel, eine Fähigkeit, die er nach längerem Suchen bei sich gefunden hatte, zur Kunstfertigkeit zu entwickeln. Er ist Coupletsänger geworden. Heute singt er im Salon Kielmansegg vor einem Parket von Excellenzen und Gräfinnen, morgen beglückt er die haute finance mit seinen kraftlosen Witzen, und dafür erhält er zwar kein Geld, wie jene Collegen vom Couplet, die nicht zugleich auch Gemeinderäthe sind, aber überall gute Worte. Und nun kommen diese lästigen Sitzungen, in denen Herr Nechansky Opposition machen soll! Um 6 Uhr hat er die Rolle eines ernsten Politikers zu spielen, während er bereits an die Hanswurstiaden denkt, die er um 9 Uhr bei Kielmanseggs zum besten geben soll. Ist es da nicht verzeihlich, wenn er schon um 6 Uhr in die 9 Uhr-Stimmung geräth? Nechansky soll denselben Lueger angreifen, der ihm einige Tage vorher das höchste Lob über seine künstlerischen Leistungen zutheil werden ließ. Oder er soll gar die Sequestration der Südbahn verlangen! Was denn noch? Nechansky ist doch ein guter Freund des Herrn v. Bezecny, er kennt also jedenfalls auch den Herrn v. Chlumecky. Und nun soll er gegen die Südbahn sprechen, während ihm noch das edle Antlitz Chlumeckys mit dem sirenenhaften Lächeln vorschwebt und die Zauberstimme dieses großen Mannes in den Ohren klingt? Man darf von einem Menschen nichts Unmögliches verlangen.

Die Wähler der Inneren Stadt treiben ein grausames Spiel mit dem Herzen eines Mannes; sie geben Nechansky ihre Stimmen, damit er ihre Interessen vertrete, und überlassen ihn so der peinvollen Erwägung, ob er ihren Stimmen oder der eigenen Stimme seine Carrière verdanken wolle. Sie mögen ein Talent in

seinem Streben nicht stören! Nechansky soll durch sein Mandat nicht gehindert werden, sich ungetheilt dem Couplet und dem Grafen Kielmansegg, der auch schon Couplets singen kann, zu widmen.

* * *

Die Angelegenheit der Einrichtung des Botschafterpalais in Constantinopel ist in den glücklich verflossenen Delegationen zur Sprache gekommen. Dafür, dass in einer Stadt, wo eine österreichische Handelskammer ist, die Möblierung eines österreichischen Amtsgebäudes der englischen Firma Maple übertragen wurde, hat Herr Goluchowski ein paar Ausreden vorgebracht. Er vergass zu erwähnen, dass der heimischen Industrie auch in diesem Falle wieder mit dem Franz Josefs-Orden aufgeholfen wurde. Noch wäre zu berichten, dass das Palais vom Sultan in mehr als halbfertigem Zustande geschenkt wurde und überdies 500.000 fl. gekostet hat; die Beamten aber, für die darin trotz alledem kein Platz ist, müssen in gemietheten Häusern wohnen. Bemerkenswert ist auch, dass die englischen Möbel zur Hälfte unbrauchbar waren, schlecht verpackt zurückgeschickt wurden und zerbrochen in London ankamen; noch schweben die Unterhandlungen darüber, wer zu bezahlen hat, aber der Ausgang scheint nicht zweifelhaft. Sollte die Bestellung bei Sir Maple mit den von Herrn Goluchowski peinlich beobachteten Rücksichten auf den Dreibund zusammenhängen? Der Londoner Möbelhändler ist nämlich Schwiegervater des Herrn Eckardstein, deutschen Botschaftsrathes in London. Goluchowski hat gehört, dass der Dreibund ein »abgespieltes Luxusclavier« ist; und da ihm das Talent zum Clavierstimmer fehlt, wendet er sich jetzt an den — Möbelhändler.



Wenn man die Haltung verstehen lehren will, die das Wiener Publicum dem Umschwung gegenüber einnimmt, der sich mit der Gründung der Secession und dem Einzug des Hofraths Scala in das

Museum am Stubenring in Kunst und Kunstgewerbe vollzogen hat, muss man dem Treiben der Schlachtenbummler in jenen Kunstkämpfen ein eigenes Capitel widmen. Die officiellen Nachrichten, die aus den feindlichen Kunstlagern stammen, die Proclamationen, in denen die Künstler von ihren Absichten, und die ruhmredigen Bulletins, in denen sie von ihren Erfolgen sprechen, gelten der Oeffentlichkeit wenig. Aber dieselbe Oeffentlichkeit lauscht gespannt den Offenbarungen von Kriegsberichterstattern, die hier wie allenthalben Unverständnis und Sensationslust vereinen. Das fragt bei Officieren und Unterofficieren herum, schnappt überall Nachrichten auf, die vielfach missverstanden werden, brüstet sich dann mit Wohlinformiertheit und kritisiert Kunstwerke mit eben jener tiefen Einsicht, mit der Absolventen eines Einjährig-Freiwilligenjahres in Wiener Redactionsstuben die Strategie der englischen Generale in Südafrika beurtheilen. Wer aber einem Lager folgt, ergreift für dessen Kämpfer Partei. So verstehen denn unsere Kritiker ihre Aufgabe nicht in dem Sinne, dass sie Kunstleistungen einzeln zu prüfen hätten — die Totalität von Leistungen zu würdigen muss doch dem Historiker vorbehalten bleiben —, sondern sie treten »unentwegt« für die eine oder andere Gruppe von Personen ein, deren Leistungen durchwegs als hervorragende oder minderwertige hingestellt werden. Dass aber die angeblichen Kunstrichter in Wahrheit die Anwälte von Kunstparteien sind, bedeutet eine ernste Gefahr für das öffentliche Urtheil. Ueber politische Dinge erwartet kein Vernünftiger von den Tagesblättern objective Aufklärung. Wer das Blatt zur Hand nimmt, weiß, in welchem Sinne es urtheilt. Wer liberal ist, hat einmal ein Wiener Gelehrter gesagt, der liest die ‚Neue Freie Presse‘, der Socialdemokrat liest die ‚Arbeiter-Zeitung‘, der Antisemit das ‚Deutsche Volksblatt‘, und wer gar keine Meinung hat, der greift zum ‚Fremdenblatt‘. Wäre in

Sachen der Kunst die Parteirichtung ebenso offenkundig, so dürfte man dawider wenig einwenden. Aber noch glaubt die Menge an die Objectivität von Kunsturtheilen. Und indem ihr schwaches Verständnis der Einsicht vermeintlicher Besserwisser sich willig beugt, ergreift sie Partei, ohne es zu wissen und zu wollen.

Die schlimme Corruption des öffentlichen Geistes, die durch die Secession verschuldet ward, soll hier nur in einem markanten Typus geschildert werden. Dass die jungen Künstler Herrn Hermann Bahr zu ihrem ersten Rufer im Streite machten, durfte man ihnen nicht verargen. Der Mann ist ohne Frage ein gewandter Agitator. Und schließlich konnte er nicht schaden. Da niemand ihm Kunstverständnis zuschrieb, konnte sein Urtheil niemanden irreführen. Wenn Herr Bahr etwa einen Maler, der Zorn hieß, als einen Künstler charakterisierte, der jäh auf die Dinge losspringe, dann lächelte man darüber, dass doch einem, der immer nur an Worten sich berauscht, auch das Bildhafte nur in Wortbilder sich auflöse. Aber ein wirklich gefährlicher Verderber des Kunsturtheils ist heute ein Mann, den ich ehemals in seiner Art hochgeschätzt habe: Der Kunstkritiker Ludwig Hevesi.

Die Wiener Presse hat die Wiener Literatur zerstört. Aber um diesen Preis hat sie selbst, indem sie die literarischen Talente sich dienstbar machte, auf einem Gebiete, auf dem des Feuilletons, eine Höhe erreichen können, zu der nirgends im Auslande die Zeitungen zu gelangen vermochten und von der sie auch heute noch nicht gänzlich herabgesunken ist. Die Blüte des Wiener Feuilletons bedeuten heute drei Namen: die lauten Ludwig Speidel, Ed. Hanslick und Ludwig Hevesi. Mit ihrem Talent, das sich rasch entfaltete, haben diese Drei das Kunsturtheil jahrelang leiten können. Ob sie's mit ihrem Charakter könnten, das hat sich in einer Peripetie zeigen müssen, die keinem Menschenschicksal, das

sich in langen Jahren abspielt, erspart bleibt. Da hat denn jeder der Drei einen anderen Weg eingeschlagen. Speidel, ein Cunctator, ist vor der Jugend, die an die Thore pochte, bald vorsichtig zurückgewichen, bald kam er ihr ein Stück entgegen. Wer seine Kritiken in den letzten Jahren las, mochte fast vergessen, welcher Kampf die Geister erregte. So leise klang hier all das Getöse nach. Und da länger kein Zaudern, kein Lavieren galt, hat er sich zurückgezogen; er ist verstummt. Früher trat an Hanslick die Entscheidung heran; er wagte zu wählen, wie es seinem Wesen entsprach. So erscheint er seit Jahren allen, die Wagners Werk lieben, und an die Möglichkeit, es fortzuführen, glauben, hassenswert; und doch jener Achtung würdig, die jede tiefere Individualität verdient. Das Entstehen der Secession hat für Ludwig Hevesi den Wendepunkt bedeutet.

Was war dieser Mann vordem? Als einen feinen, sachten Plauderer, den wir gern erzählen hörten, haben wir alle ihn in Erinnerung. Wie er als Kunstkritiker vorsichtig und gerecht Tadel und Lob abwog, dabei mit seinem freundlichen Gemüthe immer dem Lobe holder und geneigt, lieber zu schweigen, wo er nicht billigen konnte; wie er die »Schwarzmaler«, Anton Müller, Nowak und die anderen zu schätzen verstand und über die Wiener Kunst, mit der er aufgewachsen war, Intimes zu sagen wusste: — das wissen wir ihm heute noch freundlich zu gedenken. Wenn er es damals schon liebte, ein wenig mit kaum erworbener Gelehrsamkeit zu prahlen, ließ man sich's gern gefallen. Dem Autodidakten sieht man willig die kleine Eitelkeit, sich als Fachmann aufzuspielen, nach. Dann kam Muthers Werk, und aus dem Strome des Wissens und Kunstempfindens, der darin floss, durfte auch Hevesi trinken. Mit diesem Zaubertrank im Leibe hat er dann manche Helena gesehen, deren Schönheit ihm sonst unerkannt blieb. Und dann kam die neue Kunst auch zu uns. Dass

Hevesi ihr schroff gegenübertreten würde, wie einst Hanslick der neuen Musik, war nicht zu erwarten; denn er war niemals ein starker Mensch. So mochte man ihm die Politik Speidel-Cunctators zutrauen. Aber, siehe da! Aus Angst überrumpelt, bald zu den Alten, zu den Todten geworfen zu werden, verleugnete Ludwig Hevesi seine ganze Vergangenheit, sein eigenstes Empfinden und gieng in das Lager der Jungen über.

Was mochte er dort werden? Was ihn ehedem ausgezeichnet hatte, die sichere Unterscheidungsgabe, die Wertvolles und Minderwertiges fast instinctiv erkennt, fehlte ihm naturgemäß auf dem fremden Terrain. So hat sein Geist allen Halt verloren. Aus Besorgnis, falls er einmal sein Lob abschwächte, gerade das Beste zu verkennen, lobt er unterschiedslos. Darüber hat er denn auch um sein Bestes, um seinen Stil kommen müssen. Eine erkünstelte Begeisterung, zu der er sich immer wieder aufpeitschen muss, treibt ihn von dem schönen Maß, das er einst zu halten wusste, zu abenteuerlich ausschweifenden Wendungen und Uebertreibungen. Und wenn der Stil den Menschen erkennen lässt — bei Schriftstellern ist das Wort wahr —, dann mag man aus der Aenderung in Hevesis Stil entnehmen, wie sein Charakter verwandelt ward. Der liebenswürdige, zurückhaltende Mensch ist zum barschen, unvernünftigen Tadler Aller geworden, die heute dort stehen, wo er selbst noch vor wenigen Jahren stand. Aus einer, wenn auch kleinen, doch interessanten, graziösen Individualität ist ein Cliquenmensch, ein Parteieiferer geworden, der rücksichtslos verficht, was die Seinen thun, und jeden, der's ihnen gleichthun möchte, als Störer, als lästigen Eindringling zurückweist. Und je seichter jetzt sein Verständnis ist, desto mehr prunkt er mit einem unordentlich zusammengerafften Wissen. Da meint er schon etwas Großes zu thun, wenn er Muther — in dessen in jungen Jahren geschaffenem Riesenwerk

natürlich ebenso zahlreiche Detailfehler sich finden, wie etwa in Lamprechts genialem Geschichtswerke — dafür abkanzelt, dass er das Nest, in dem Michetti geboren wurde, mit einem gleichbenannten verwechselt. Und von wannen kommt ihm selbst die Summe von Wissenschaft, mit der er jetzt seine Leser niederdrückt?

Vor den Ausstellungen nehmen die Herren von der Secession ihren kritischen Anwalt her, machen ihn mit den neuesten Schlagworten und mit den technischen Details ihrer Arbeiten vertraut, und was von langen Gesprächen her beim »Hirschen« in der Paniglgasse in dem übervollen Kopf nicht haften blieb, wird nochmals eingetrichtert. So sprechen dann viele Stimmen in Hevesis Rede, aber wahrhaftig keine kritische. Wenn aber Kunstwerke aus der Fremde vorgeführt werden, woher sollte da die Erleuchtung stammen? Dann wird der Mann, der Muther als Plagiator missachtet, zum — Plagiator. Einen bezeichnenden Fall aus jüngster Zeit kann ich nachweisen. Jef Lambeaux' Relief »Die menschlichen Leidenschaften« ward den Wienern vorgeführt. Ein Belgier! Also hochmodern; und die räumliche Größe schien allen, die wenig von Kunst verstehen, auch Tiefe zu bedeuten. Ein jüngerer Kritiker freilich, dessen Name mir schon vor Jahren durch einige eindringende Betrachtungen über Malerei in der ‚Neuen Revue' bekannt ward, Herr Dr. Julius Pap, legte in wenigen, treffenden Sätzen in der ‚Zeit' die technische Unvollkommenheit des Werkes dar. Die anderen beschlossen, weil es doch ein Werk moderner Kunst galt, begeistert zu sein. Aber Hevesi braucht mehr. Er muss auch sein überlegenes Wissen von belgischer Kunst darthun. Zum Glück hat eben die Pariser Kunstzeitschrift ‚Art et Décoration' (Novembernummer) einen Aufsatz von H. Fiérans-Gevaert über Jef Lambeaux gebracht. Den nimmt jetzt Hevesi her, und man mag Satz um Satz verfolgen, wie frei er ihn übersetzt. Manchmal zu frei: Denn wenn es im

französischen Texte heißt: M. Lambeaux a environ quarante-cinq ans, so durfte man nicht übersetzen: »Er ist jetzt 45 Jahre alt«, da er doch 47 alt ist. Auch ist das Wort »praticiens« durch »Marmorleute« nicht gut wiedergegeben. Sonst aber stimmt's. Die vier Werke, die dem Franzosen die Ehre unseres Jahrhunderts auszumachen scheinen, werden auch von Herrn Hevesi richtig aufgezählt, vor Lambeaux' Tänzerinnen denkt auch er an die Tanzgruppe Carpeaux' u. s. w.

Aber was geschieht, wenn Herrn Hevesi die Belehrung durch seine Freunde in der Secession und die französischen Kunstzeitschriften im Stiche lassen, wenn er in die Fremde kommt? Man höre: Hevesi kommt nach Berlin — und der in Wien anbetend vor moderner Kunst sich neigte, bewundert dort die strammen Schöpfungen, die Wilhelms II. teutscher Geist ins Leben rief. Bewundernd durchwandelt er die Siegesallee, bestaunt das Monstrum des neuen Doms — und wendet sich verächtlich von Wallots Reichstagsgebäude ab, das bekanntlich Wilhelm II. als Gipfel der Geschmacklosigkeit bezeichnet hat. Dieses Nachrichteramt übt er dann — in der ‚Magdeburger Zeitung'.

Jawohl, auch für die ‚Magdeburger Zeitung' schreibt Hevesi. Das ist nämlich der schlimmste Missbrauch, der heute in der Kunstkritik eingerissen ist, dass ein Einzelner so viele Blätter bedient, dass uns seine Stimme wie in einem vielfachen Echo von allen Seiten entgegentönt. Wehe dem, der Hevesi gegen sich hat! Wohl denen, deren Lob er verkündet: Sie können es Mittwoch im ‚Fremdenblatt', Donnerstag im ‚Pester Lloyd', Freitag — allerdings nicht regelmäßig — in der ‚Magdeburger Zeitung', Samstag in der ‚Wage' und nächsten Monat in ‚Kunst und Kunsthandwerk' lesen. Ich habe hier nicht davon zu sprechen, wie sehr der Ernst der Beurtheilung unter solch entsetzlicher Vielschreiberei leidet. Aber die öffentliche Meinung wird verfälscht, wenn immer wieder nur der Eine allerorten zu ihr spricht.

Was ist die Folge davon? Dass heute z. B. im der Meinung des Publicums, von dem ja schließlich die Künstler leben müssen, zu Gunsten Olbrichs, mit dem Hevesi und Herr Bahr, dem Olbrich sogar eine Villa baut, befreundet sind, alle mächtigeren Begabungen zurückgesetzt werden. Wenn uns immer wieder eine Villa in der Brühl als vollendetste Kunstleistung gepriesen wird, mag es noch hingehen. Damals konnte man noch nicht wissen, dass der glückliche Besitzer, um in all der Schönheit auch wohnen zu können, ein paar tüchtige Tischler werde rufen müssen, um alles erst gebrauchbar zu machen, was sich so schön angesehen hatte. Uebrigens kümmert das auch die Kritiker nichts, denen Otto Wagners Wort: artis sola domina necessitas ungefähr so viel bedeutet, als der Mauthner-Gruppe die Principien des Liberalismus. Aber wenn Olbrich seine Atelierscherze unter dem Namen »Ideen« herausgibt — noch vor wenigen Jahren hießen solche Dinge »Gschnas« und, wie Herr Hevesi uns einmal erzählt hat, heißen sie jetzt »Klämsche« —, darf man da der Oeffentlichkeit von Meisterwerken, von kühnen Neuerungen sprechen?

Ich weiß, Herr Hevesi hält sich bei alledem für ehrlich. Und seine Schuld mag man für geringer ansehen, wenn man das Wiener Milieu berücksichtigt, in dem er lebt. In dieser Stadt, die aus einem Capua der Geister längst ein Eden des Ungeistes geworden ist, scheint er heute noch einer der Besten. Denn neue Männer von Wert bringt unsere Presse nicht hervor, und diejenigen, die sie von außen anzieht, erliegen ihren Einflüssen, wenn sie nicht rechtzeitig wieder fliehen. So hat der junge Schäffer, dem in der ‚Neuen Freien Presse' die Urtheile in seinen Kunstfeuilletons, ohne dass man ihn befragte, corrigiert wurden, den Wiener Boden verlassen. Ob Herr Servaes jetzt solche Correcturen dulden muss oder ob er, um ihnen zu entgehen, gleich selbst schreibt, was Herr Herzl und die Herausgeber wünschen, weiß ich

nicht. Und schon sehe ich den Besten, der seit langer Zeit nach Wien berufen wurde, Richard Muther, sich hier acclimatisieren. Wer von den Lesern, die neulich den Scharfsinn bewundern durften, mit dem Muther aus den Bildern eines jungen Herrn Schlesinger zu erkennen behauptete, dass der Maler ein Freund Hoffmannsthals sei, hat wohl geahnt, dass der Kritiker vorher dem Freundespaar Hoffmannsthal-Schlesinger im Salon des Fräuleins v. Wertheimstein vorgestellt ward? Und so wurden die Arbeiten eines Schülers, der mit den technischen Mitteln seiner letzten Lehrer noch nicht recht umzugehen weiß, einer ausführlichen Besprechung gewürdigt, die hundert besseren Leistungen versagt bleibt.



»Concordia« — Geselliger Abend.

Ein Theilnehmer sendet mir folgenden Bericht:

Gleich zahlreichen anderen Vereinigungen von Handeltreibenden hält auch die »Concordia« ihre geselligen Abende im »Hotel Continental« ab. Leistung und Gegenleistung der Mitwirkenden und des Vereines halten sich im Rahmen eines soliden Handelsgeschäftes, und um strebsamen Kunstkräften den Entschluss zur Mitwirkung und die Buchung der einzelnen Posten zu erleichtern, geben wir im Folgenden einen Auszug aus der Bilanz.

Für eine Schauspielerin stellt sich diese etwa so:

Activa	Passiva	Dubiosa
Fiaker zum »Hotel Continental«	Allein im Wagen mit dem Theaterplauderer Stern	Verschiedene Artigkeiten des Comités
Gratissouper im Comitézimmer	Dabei ungeheurer Appetit der Herren Bauer und Landesberg	

Activa	Passiva	Dubiosa
Begeisterte Notizen über die »gefeierte Künstlerin« in allen Tagesblättern .	In schlechtem Deutsch verfasst von Edgar v. Spiegl	Verschiedene Artigkeiten des Comités
Auch fernerhin die wohlwollendste Behandlung seitens der Presse . . .	Dafür die Verpflichtung, den »Concordia«-Ball zu besuchen	
—	Zwang zum Vortrage eines Baumbach'schen Gedichts bei vollständigem literarischen Unverständnis des Publicums	

Große Verdienste um die glatte Abwicklung dieser Geschäfte erwirbt sich der bekannte Veranstalter von Blumencorsos, auch Präsident der »Concordia«, Herr v. Spiegl. Seinem Arrangiertalent und Ordnungssinn ist es zu danken, dass die Zuhörer nicht durch allzurasche Abwechslung aus der Stimmung gerissen werden. Wenn er mit fünf Violinvirtuosinnen und fünf Pianisten für einen Abend abgeschlossen hat, so liebt er es, ordnungsgemäß zuerst die fünf Violinvirtuosinnen und hierauf ordnungsgemäß die fünf Pianisten vorzuführen . . .

Nächst Edgar v. Spiegl ist der Theaterplauderer Julius Stern »unablässig für das Gedeihen des Festes bemüht«. Als Publicist hat er zum erstenmale Aufsehen erregt, als er den Franz Josefs-Orden bekam. Für Alexander Duschnitz' Jubiläumswerk war er nämlich auf ein Jahr Historiker geworden. — Alexander Duschnitz! Er weilt nicht in der »froh gestimmten Menge«: aber so viele Fäden verbinden ihn mit den Theilnehmern des »Concordia«-Abends, in so hohem Grade stellt er die fine fleur dieser Gesellschaft dar, dass es sich wohl verlohnt, die Geschichte zu erzählen von Alexander Duschnitz' Glück und Ende . . . . .

Zum erstenmale taucht Duschnitz' Name auf in Verbindung mit der dunklen Kunde von schweren inneren Unruhen in jenen Balkanländern, in welchen er als Schmierendirector mit einer deutschen Truppe Gastvorstellungen gab. Die cultivierteren Einwohner von Rustschuk und Philippopel lehnten sich gegen Duschnitz' schauspielerische Darbietungen so energisch auf, dass der kleine fette Herr in der weislichen Erkenntnis, er könne sein Publicum nicht in höherem Maße befriedigen als seine Schauspieler, bei Nacht und Nebel den anspruchsvollen Balkan verließ und sich nach jener Stadt wandte, von der er mit Recht vorraussetzte, dass andauernde, auf alle Gebiete gleichmäßig vertheilte Unfähigkeit im Vereine mit einem unbedeutenden Machertalent daselbst zu den höchsten Würden verhelfe. »Ich will Geld und Ehre«, war das Programm des Ankömmlings aus dem Osten, und wenn auch seine journalistischen Freunde über den unseligen zweiten Theil des Programmes bedenklich den Kopf schüttelten — Alexander Duschnitz war der Mann, es in Wien vollständig durchzuführen . . . . .

Es war just die Zeit des Kaiserjubiläums, jene Zeit, die so unsäglich traurig wurde dadurch, dass eine Reihe feiler Geschäftsleute die festliche Stimmung zum Anlasse der schmutzigsten Campagnen nahm. Alexander Duschnitz kam und sah, dass das Jubiläum »gut« war. Rasch wurde er Patriot, entdeckte, dass die Hoftheater »jetzt auch fünfzig Jahre hinter sich haben«, betonte energisch, dass dieses Ereignis in einem monumentalen Werke gefeiert werden müsse, und engagierte sofort den Theaterplauderer Stern und den bekannten Freimaurer-Logenhabitué Rudolf Lothar als Historiker. Die Frage war für ihn nur die, als was er denn bei dem Werke fungieren solle. Dem Schauspieler Duschnitz hätten unsere Hofschauspieler mit der ihnen eigenen Vornehmheit abgewinkt; da kam der geniale Mann auf die Idee, dass er eigentlich — Maler sei. Er, der noch nie einen Pinsel in den fetten Händen gehabt, war nicht abzubringen von dem unglückseligen Gedanken, er habe die Wiener Kunstakademie mit vorzüglichem Erfolge absolviert und sei berufen, das »monumentale Werk« zu illustrieren; in der That bestellte er auch für alle Künstlerphotographien die Clichés und gab zahlreichen armen Kunstakademikern Aufträge für Vignetten und Randleisten, dabei immer an ihr Billigkeitsgefühl appellierend. Und nun geschieht das Wunderbare. Unsere

Tagespresse hat seinerzeit über Segantini manches zu sagen gewusst, die singuläre Erscheinung Fernand Khnopffs wurde zwar nicht verstanden, aber doch feuilletonistisch verarbeitet; — aber was man über Khnopff und Segantini, über Walter Crane und Antonio de la Gandera geschrieben hat, es macht zusammen nicht die Hälfte von dem aus, was unsere tonangebende öffentliche Meinung über Alexander Duschnitz in Feuilletons und Notizen, in Kunstartikeln und Stimmungsbildern zu sagen wusste. »Morgen werden acht Feuilletons über mich in den Blättern stehen«, pflegte Herr Duschnitz — behaglich im Lehnstuhl sich dehnend — zu sagen, und acht Blätter feierten des nächsten Tages Duschnitz, den ausgezeichneten Illustrator von »Fünfzig Jahre Hoftheater«, der eine Staffelei nicht einmal als Decorationsstück in seinen Räumen dulden mochte ....

Was war der Grund dieses plötzlichen Duschnitz-Paroxysmus der Wiener Presse? Pries man ihn vielleicht bloß deshalb als Maler, weil er keinen Strich zeichnen konnte? .. Zur Beantwortung dieser Fragen bedarf es der Kenntnis einer der vielen guten Sitten unserer Tagespresse.

Die Führer unserer öffentlichen Meinung haben bekanntlich die verschiedensten geistigen Interessen. Was Wunder, dass sie bei jedem guten Werke, das sie publicistisch fördern wollen, in gewissem Sinne betheiligt zu sein wünschen. Der berühmte Jurist, der von dem Erscheinen seines großen Werkes die Oeffentlichkeit unterrichten möchte, wird dies nur dann vollkommen erreichen können, wenn er den Gerichtssaalreporter die Vorrede schreiben lässt. Aber auch der gefeierte Dramatiker wird — wenn er nicht etwa als Chef einer Freimaurerloge in geregelten Beziehungen zur Oeffentlichkeit steht — nicht umhin können, demselben Gerichtssaalreporter, der ja nebenbei auch die Kunstkritik besorgt, zum mindesten eines seiner dramatischen Werke zu dedicieren. Ist er dazu zu stolz, dann wird ihm wenigstens zu empfehlen sein, den Druck seiner Werke der überaus leistungsfähigen »Steyrermühl« zu übertragen; hat ja doch selbst die ‚Neue Freie Presse‘ die Frauenbewegung erst von dem Momente ernst genommen, als sie bei Reißer & Werthner drucken ließ.

Auf die klare Erkenntnis dieser urwüchsigen Eigenschaft unserer Presse baute Alexander Duschnitz das feste Gebäude seines

jungen Künstlerruhmes. Mit dem Zuge ins Große, der ihm eigen, machte er nicht einen, nicht zwei Schmöcke, sondern einfach alle Schmöcke zu Mitschuldigen seines Werkes. Was sie schreiben würden, war ihm herzlich gleichgiltig: Er wusste, dass sie loben würden, was sie geschrieben hatten. Aber — die Gerechtigkeit gebietet, das festzustellen — es war nicht Geldgier, was sie veranlasste, sich als Schriftsteller, Herrn Duschnitz als Maler zu loben; denn Duschnitz zahlte wenig oder gar nicht. Was sie thaten — zur Ehre der Herren sei es hier öffentlich anerkannt — haben sie lediglich aus Dummheit gethan . . . . .

Dem von der Presse gefeierten Maler öffnen sich alle Thore. Die Schätze der Generalintendanz wandern in Duschnitz' Arbeitscabinet, und während freundliche Agenten die Mitglieder der Hoftheater eindringlichst auf die neueste Lieferung des von competenter Seite geförderten Prachtwerkes aufmerksam machen, wird dem Meister die frohe Kunde, dass man sich an hohen Stellen außerordentlich für das patriotische Werk interessiere. Duschnitz wird öfters empfangen; und bald lässt er im engeren oder weiteren Kreise die Bemerkung fallen, der erste Obersthofmeister Sr. Majestät sei ein ganz netter Kerl, auch der Generalindentant sei immerhin von annehmbaren Umgangsformen. Misstrauische Würdenträger entwaffnet Duschnitz sofort damit, dass er ein Telegramm des Obersthofmeisters vorweist, das ihn in die Hofburg beruft. Nur Gustav Mahler wirft ihn mit genialem Scharblick hinaus . . . .

Das Werk erscheint; Alexander Duschnitz abonniert in sicherer Erwartung einer Ordensdecoration die ‚Wiener Zeitung'. Aber der Franz Josefs-Orden hat Glück: Herr Duschnitz erhält ihn nicht.

Rasch gefasst wird er wieder Schauspieler. Der Maler Duschnitz hat keinen Orden bekommen — der Schauspieler Duschnitz, so hat er sich's in den Kopf gesetzt, muss ans Burgtheater engagiert werden.

Man weiß, welche Bedeutung für den jugendlichen Kunstscholaren die Bewilligung zum »Probespiel« vor dem Burgtheaterdirector hat: die höchste Anerkennung für erfolgreiches Streben im ernsten Dienste der Kunst; Alexander Duschnitz kam nicht zum Burgtheater, das Burgtheater musste zu ihm kommen. Der k. u. k. Generalintendant der k. k. Hoftheater und der Director des k. k. Burgtheaters mussten anlässlich einer hastig zustandegebrachten

Duschnitz-Stagione in das Mariahilfer Theater eilen, um zu entscheiden, ob die hilflose Unfähigkeit des Darstellers einer unbedeutenden Rolle im »Fegefeuer« reif zum Engagement für die Hofbühne sei. Aber auch das Burgtheater hatte Glück: Herr Duschnitz wurde nicht engagiert.

Nicht entmuthigt, wird er wieder Maler. Er leitet als solcher die Ausschmückung des Künstlercafés auf dem Franzensring. Das alte System lebt wieder auf: Duschnitz peitscht die Eitelkeit der Zeitungsschreiber auf's höchste, indem er verspricht, die Wände des Kaffeehauses mit ihren Bildnissen zu schmücken. Schon lässt Julius Bauer, höchst geschmeichelt, die Nachricht »lancieren«, es werde Alles ins Künstlercafé gehen. Da kommt die Peripetie. Eine Zeitung deckt Einiges aus Duschnitz' Thätigkeit auf: Er wusste die Bilder gar billig zu beschaffen. Bei armen Kunstakademikern hat er sie bestellt; als die Werke kamen, erklärte er — er, der vorzügliche Absolvent der Kunstakademie hatte ja das Recht dazu —, sie seien total unbrauchbar. Was sollten die armen Teufel thun? Sollten sie ihren »Julius Bauer« vielleicht dem Herrn v. Taussig anbieten? So ließen sie sich die Bilder um ein Geringes abkaufen . . . . .

Das war Duschnitz' letzte künstlerische That auf dem Boden der Stadt, welche, wie keine zweite der Welt, Raum zur Entfaltung eigenartiger Individualitäten bietet. Seine Spur hat man verloren; nur als der Telegraph einmal von »verdächtigen Bewegungen« an der montenegrinischen Grenze zu melden wusste, zogen manche den Schluss, dass Duschnitz dort gastiere. Warum er bei uns nicht Präsident der »Concordia« oder Vicepräsident der Waffenfabriksgesellschaft geworden ist, weiß eigentlich niemand recht zu sagen: wahrscheinlich verdarb ihm sein Extérieur alles. — So erinnert im festlich beleuchteten Saale des »Hotel Continental« nichts mehr an Alexander Duschnitz' Wirken, als ein kleines rothes Bändchen im Knopfloch des Theaterplauderers Stern, der, unterstützt von dem allzeit gefälligen Alexander Landesberg, die Honneurs macht. Landesberg ist nicht hervorragend gefährlich; eine gewisse salbungsvolle Bonhommie nimmt sogar für ihn ein. Ohne Widerstreben lässt er junge Leute in der »Vorstadtzeitung« neben sich aufkommen, auch wenn sie nicht schreiben können, wie zum Beispiel Herrn Bahr. Wie viele seiner Collegen hat Landesberg — bei zahlreichen in anderen Lebenkreisen sehr verwendbaren Eigenschaften — bloß

das Malheur, an einen falschen Platz gestellt worden zu sein. Als Chef einer nach den Gesetzen heiliger Tradition geregelten Wursterzeugung etwa würde er gewiss die größten Sympathien genießen, als Chef des Theatertheils eines großen Wiener Tagblattes erregt er fortwährend Anstoß. Immerhin aber – das müssen selbst seine Feinde anerkennen – steckt ein guter Kern in ihm, und wer weiß, welche Höhe der Tugend er erklommen hätte, wenn nicht ein böser Freund, ein gewisser Schnüfferl von Scharfs ‚Sonn- und Montagszeitung' ihn fortwährend zu den gewagtesten Dingen verleitete. Alexander Landesberg, der hilfreiche und gute Mensch, wird durch das Zusammenarbeiten mit dem Erzschelm Schnüfferl geradezu compromittiert, und gerade seine aufrichtigsten Freunde müssen dem Redacteur der ‚Vorstadtzeitung' empfehlen, sich von dem zweifelhaften Mitarbeiter der ‚Sonn- und Montagszeitung' zu emancipieren. Die gemeinsame Thätigkeit spielt sich nach folgendem Schema ab, das aus verschiedenen Einzelfällen durch Abstraction gewonnen wurde:

Alexander Landesberg überreicht der Direction des X-Theaters ein Stück	Herr Schnüfferl findet die Directrice des X-Theaters geradezu »schenial«.
Die Direction zögert aus begreiflichen Gründen mit der Aufführung	Herr Schnüfferl bemerkt zu Frau Holefka, der keuschesten aller Garderobierinnen, dass das X-Theater bedenklich zurückgehe.
Erschreckt setzt die Direction das Stück doch auf den Spielplan	Herr Schnüfferl constatiert einen erfreulichen Aufschwung des X-Theaters und ehrt die Diva der Bühne dadurch, dass er gelegentlich eines bei ihr vorgekommenen Diebstahls detailliert alle »Rockerln und Hoserln« aufzählt, die der Dame entwendet wurden.

Mit feinem Kunstverständnis erklärt die Diva, es sei ihr unmöglich, in Herrn Landesbergs Stück aufzutreten	Herr Schnüfferl verfolgt die Diva mit einer Reihe der pikantesten Enthüllungen aus ihrem intimen Leben, bis die Künstlerin angewidert das X-Theater verlässt, um nach Berlin zu entfliehen.

Dergestalt hetzt Schnüfferl Herrn Landesberg in die dunkelsten Affairen. An und für sich aber bleibt Landesberg ein braver Mann, und so begrüßt auch jetzt vielhundertstimmiges Evoe seine Ankündigung, dass Herr Leo Ebermann, der Dichter der »Athenerin«, eigene Gedichte vortragen werde.

Zwar — Herrn Ebermanns Ruhm hat schon stark gelitten. Die maßgebenden Führer der modernen Literatur haben ihn längst wegen hartnäckigen Tragens zu kurzer Hosen aus ihren Reihen verbannt, schon bedauert Herr Julius Bauer lebhaft die Hausse, die er in Ebermanns überschätzten Papieren hervorgerufen, und wenn Ludwig Speidel seinerzeit über den Advocaturscandidaten die Meinung abgab: »Oesterreich hat wieder einen Dichter«, so zittern kundige Rechtsanwälte jetzt schon bei dem Gedanken, dass die Czernowitzer Advocatur bald wieder ihren Concipienten haben könnte. Aber, wenn auch die Besorgnis literarischer Freunde oft genug dem Mono-Dramatiker mit der Frage sich nähert: Nu, was machen Sie denn eigentlich? —, im weiteren Kreise der »Concordia« hat man noch immer die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, dass Herr Ebermann doch noch etwas »machen« werde, und man lauscht willig dem Vortrage seiner griechischen Liebesgedichte. Aber der Hellene operiert mit talmudischen Erwägungen; um mit Liebchen allein zu sein, schließt er mit logischen Argumenten die Thüre, und wenn die Geliebte sich schließlich ergibt, so scheint sie mehr durch die zwingende Logik als durch andere Eigenschaften des »Griechen« überwältigt . . . .

Während Ebermanns Vortrag entwickelt sich im Saale die angeregteste Conversation. Die junge journalistische Welt ist stark vertreten. Aber auch die Jünglinge von anderen Branchen lieben es, diese Abende zu besuchen. Es ist doch gar zu nett, von einer kleinen Schauspielerin ganz wie ein Redacteur irrthümlich mit »Herr Doctor«

angesprochen und in eine lauschige Ecke gezogen zu werden, wo die junge Künstlerin -- freundliche Annäherung suchend — von ihrer reinen Liebe zu dem Berufe in glühenden Worten spricht. Und wenn auch die Rede gewöhnlich in die für den Jüngling aus der anderen Branche schwer zu verwirklichende Bitte ausklingt, die bewusste Notiz ganz sicher im Morgenblatte zu bringen, so hat man doch schöne Augenblicke erlebt. Und deshalb lieben es auch die Jünglinge von den anderen Branchen andauernd, die Abende der »Concordia« zu besuchen . . . .

Ein Witz »fliegt auf«. Julius Bauer hat einer Schauspielerin freundlich die nackte Schulter getätschelt: »So mein Kinderl, jetzt geh' nach Haus und zieh' Dich schön an!« Das Wort macht die Runde, und gerne erröthend bergen die jungen Damen die Gesichtchen hinter dem Fächer . . . .

Man eilt zum Tanze. Der Ballberichterstatter waltet schon seines Amtes. Er, der so wenig nimmt, das er nach einem bekannten Worte sich geradezu der Unbestechlichkeit nähert, wird hier nicht hoch eingeschätzt. Melancholisch denkt er an die vielen Elitebälle, da die Blüte der bourgeoisen Damenwelt vor ihm sich neigt und auf die Lippen des Gewaltigen mit allen Künsten der Koketterie ein Lächeln zu zaubern sucht. Aber alle Reize der Schönheit und Liebenswürdigkeit lassen den ernsten Mann unbeeinflusst: Pünktlich erhält den nächsten Tag zugleich mit dem Blatte, das feststellt, Frau Nelly Weinreb sei auch diesmal entzückend gewesen, Herr Weinreb die Rechnung für dieses Urtheil. Für alle Affecte hat der Ballberichterstatter seine fixe Taxe, und niemand möge es versuchen, an seine niedrigen Instincte zu appellieren. Einmal hatte er freilich Pech. Er hatte sich in einem Hotel in Vöslau eingemietet, dort längere Zeit umsonst gegessen und getrunken, und als es zum Scheiden kam, der Wirtin höflich aber entschieden erklärt, sie müsse ihm 200 Gulden geben oder er werde sich umbringen, worauf die Wirtin nicht anstand, ihrerseits zu erklären, dass sie ihm die 200 Gulden nicht geben werde. Seine Feinde werfen ihm noch heute vor, dass er auch damals sein Wort nicht gehalten habe. — Nach solchen Abenteuern begibt sich der Ballberichterstatter ruhig in die Redaction eines Blattes, aus dem unsere Aristokratie Aufklärung schöpft, und schreibt für das »österreichisch-ungarische Adelsorgan« einen von ekelhafter Loyalitätsduselei erfüllten Artikel über — unser Kaiser-

haus . . . . . Wenn man den Majestätsbeleidigungsparagraphen einmal abschafft, vergesse man nicht, einen Paragraphen gegen die Majestätsverherrlichung von solcher Seite an seine Stelle zu setzen . . . . .

Kurz nach Mitternacht tritt plötzlich erwartungsvolle Stille ein. Alle Augen leuchten heller, alle Busen wogen höher — am Arme Julius Bauers schreitet ein Hofrath, freilich nur Herr Burckhard, durch den Saal. Der Aermste! Was hat Herrn Bahrs und der »Concordia«-Clique Freundschaft aus dem liebenswürdigen und fähigen Manne, mit dem gesunden Ressentiment des österreichischen Beamten gegen die neue feile Presse und alles sociale Unrecht, in wenigen Jahren gemacht!

Von der Estrade blickt, gelehnt an die Graphologin Dolphine Poppée, der würdige Oberhirte Josef Bloch auf die anmuthig bewegte Menge. An dem irdischen Treiben haben die Beiden — mit höheren Mächten im Bunde stehend — kein Theil. Nur einmal ist Herr Josef Bloch aus seiner klösterlichen Zurückgezogenheit nach langer Kasteiung wieder hervorgetreten: Es galt damals, eine glaubensverwandte Liqueurfabrik durch Zuspruch und Empfehlung zu fördern. Aber auch dieser Schritt wurde so vielfach missdeutet, dass Se. Ehrwürden es vorzog, sich ganz auf die stille publicistische Förderung jüdisch-plutokratischer Interessen zurückziehen. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bis zum Morgen dauert das frohe Treiben. Dann scheidet man. Die Vertreter der Presse freilich haben sich unmittelbar nach dem Souper zurückgezogen. Später lässt nur die Anwesenheit der Jünglinge aus den anderen Branchen, die galant um die kleinen Schauspielerinnen bemüht sind, noch erkennen, dass die »Concordia« einen ihrer beliebten Abende abgehalten hat. Alles eilt zur Garderobe, während im Comitézimmer Herr v. Spiegl in schlechtem Deutsch seinen Bericht für die Blätter abfasst. Schon graut dem Morgen . . . .

* * *

Einer meiner Freunde arbeitet an einer Culturgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Die Verlagsbuchhandlung hat mir die Aushängebogen des in Bälde erscheinenden Werkes in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Nachstehend ein Fragment:

...... Gegen das Ende des XIX. Jahrhunderts war die reiche dramatische Begabung des deutsch-österreichischen Volkes vollständig auf die Redacteure der Wiener Tagesblätter übergegangen. Je intensiver die fortschreitende Arbeitstheilung die journalistische Thätigkeit mechanisierte, je mehr diese Thätigkeit sich schließlich auf das geisttödtende Redigieren hektographierter Correspondenzen beschränkte, je mehr die Herren, in ihren dunst- und raucherfüllten Arbeitsräumen den Tag hindämmernd, den lebendigen Zusammenhang mit dem Volke verloren —, desto mächtiger wuchs, welches Wunder, ihre dramatische Gestaltungskraft, und die Wiener Bühnen sahen sich in jener Zeit genöthigt, ihren literarischen Bedarf fast ausschließlich in liberalen Zeitungsredactionen zu decken .....

Eine kräftige Stütze fand dies schöne Verhältnis zwischen Bühne und Zeitung in dem wahrhaft collegialen Zusammenhalten der Redactionsdramatiker. Der böse Neid der Concurrenz fand keinen Eingang in ihre reinen Seelen. So weit entfernt waren sie, in dem guten Werke des Standesgenossen eine Gefahr für den eigenen Erwerb zu sehen, dass sie sogar gerne dem schlechten Werke Anerkennung zollten, wenn sie bei dem Autor nur den guten Willen durch seinen Eintritt in die »Concordia« oder die Loge »Humanitas« erwiesen sahen. Seinen Ausdruck hat dieses brüderliche Verhältnis in jenem bekannten Paradigma gefunden, das dem Fremden in gleicher Weise die Eigenthümlichkeiten des deutschen Verbums wie der deutschen Kritik näherbringt:

Ich lobe Dich
Du lobst mich
Er lobt sich
Wir loben uns
Ihr lobet Euch
Sie loben sich alle zusammen.

Ihren Höhepunkt aber erreichte diese Literatur-Entwicklung mit der Aufführung von Theodor Herzls »I love you«.

Es war ungefähr um die Zeit, da die ehrgeizigen Pläne des Prätendenten auf die israelitische Königskrone anfiengen, greifbare Gestalt anzunehmen und Börserath Naschauer den Tag schon nicht mehr ferne sah, da er dem gerathenen Schwiegersohn das güldene Diadem aufs Haupt drücken würde. Es lebte auch noch in frischer Erinnerung der nachher so berühmt gewordene Brief Herzls an Bahr — die Thätigkeit dieses Schriftstellers bespreche ich im Capitel »Tantièmen« —, in welchem der Verfasser von »Unser Käthchen« in seiner stillen und bescheidenen Art Lob und Tadel der Mitwelt ablehnte, prophetisch andeutend, dass doch eigentlich nur die Nachwelt berufen sei, über sein Werk zu urtheilen. (Ich widme dem Einflusse, den »Unser Käthchen« auf die bald danach eingetretene Nachwelt geübt hat, einen eigenen Band.) Was Wunder also, dass man der Aufführung des von dem gefälligen Schlenther ein Jahr lang durch den Notizentheil der Zeitungen geschleppten »I love you« mit einer Spannung entgegen sah, die für die gebildeten Kreise der Residenz durch die Hoffnung genährt ward, man werde auch Aufklärung über den den meisten räthselhaften Titel des Stückes erhalten.

Vor den erstaunten Zuschauern spielten sich nun folgende Vorgänge ab:

Eine englische Gouvernante (Fräulein Kallina) raste unaufhaltsam über die Scene.

Einige schulpflichtige Kinder fielen in gemessenen Intervallen von einem Lindenbaume auf einen reichbesetzten Frühstückstisch.

Der Lindenbaum blieb einige Zeit leer.

Hierauf wurde er von einem Familienvater (Herrn Römpler) erstiegen.

Eine frischangestrichene Gartenbank wurde in langsamem Tempo auf die Bühne getragen. (Man hat sie damals vielfach als Symbol der jüdischen National-

bank aufgefasst, an der sich auch mehrere Personen angeschmiert haben sollen.)

Mehrere Liebespaare nützten die Bank für ihre egoistischen Zwecke aus.

Zum Schlusse wurden die unschuldigen Kinder für alles verantwortlich gemacht.

Der Eindruck war überwältigend. Viele Frauen waren so erschüttert, dass sie das Haus vorzeitig verließen. Zum Schlusse wollte der bekannte Orkan des Beifalls losbrechen, erinnerte sich aber noch rechtzeitig, dass Herr Herzl ihn ausdrücklich der Nachwelt vorbehalten habe, und legte sich wieder. Was sollte übrigens das öde Händeklatschen dem Manne bedeuten, den bald das Hosiannah einer anderen national erregten Volksmenge begrüßen würde! Den nächsten Tag gab's noch eine kurze Zurechtweisung in der ‚Neuen Freien' für den diensthabenden Regisseur, der den Autor — »Autor«, nicht Dichter genannt hatte, dann eilte der Prätendent höheren Zielen entgegen. Schon harrte seiner im Hafen von Triest die Galeere, die ihn im Triumph nach jenem Lande führen sollte, das auch von allen gelobt wird. Vergebens drahteten die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' — besorgt über das Aufkommen eines neuen orientalischen Souveräns, von dem man doch anstandshalber keine Pauschalien verlangen konnte — noch in letzter Stunde: »Königreich *nicht* gründen. Feuilletonhonorar wird erhöht. Karlweis sendet Freikarte zu Retourfahrt.« — Umsonst! Schon schwollen die Segel vor Hochmuth, und ein allen Zurückbleibenden günstiger Wind entführte das königliche Geschwader an die Küsten des rothen Meeres ....

* * *

Kundmachung.

Da es in letzter Zeit bedauerlicherweise wiederholt vorgekommen ist, dass die Besuche der zu Studienzwecken hier weilenden *japanischen Officiere* von einigen kleinen Geschäfts-

häusern zu Reclamezwecken benützt wurden, wird hiemit öffentlich bekannt gegeben, dass es der renommierten Firma »Kathreiners Kneipp-Malzkaffee« endlich gelungen ist, die Herren ausschließlich für die Zwecke dieses bekannten Geschäftshauses zu engagieren; jene Herren werden von nun an jede Woche die ausgedehnten Etablissements des Welthauses besuchen, worüber im redactionellen Theile der jeweiligen Sonntagsnummer der ‚Neuen Freien Presse‘ in erschöpfender Weise Nachricht gegeben wird. Alle Nachrichten über Besuche bei anderen Firmen sind daher als tendenziöse Concurrenzmanöver zu betrachten, welche gegebenenfalls als unlauterer Wettbewerb gerichtlich verfolgt werden. —

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Graf Goluchowski, I., Ballplatz. Wann werden die serbischen Gefangenen amnestiert? Der 13. Jänner ist längst vorbei, und aus Belgrad dringt keine andere Nachricht als die, dass der Onkel Milans, Chef des Verzehrungssteueramtes, $1^1/_2$ Millionen Dinaren defraudiert hat. Das ist doch keine Entschädigung? Ich glaube, die Sache wird unangenehme Folgen für Sie haben. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen in Nr. 28 gesagt. Sie haben den Großneffen des Belgrader Defraudanten in die Wiener Hofburg eingeführt!

F. G. Dass die Schwestern des neuesten Handelsministers Herrn v. Call Klosterschwestern wurden, scheinen Sie ihnen höchlich zu verargen. Sie ziehen offenbar die Mädchen, die nach schweren Seelenkämpfen zu Jours zu gehen sich entschließen, jenen vor, die ins Kloster gehen. Herr v. Call zu Rosenburg aber, der jetzt ins Barbarastift heimgekehrt ist, wird wohl nicht lange Muße haben, frühere politische Sünden zu bereuen. Heutzutage wird ja einem Handelsminister nicht einmal Zeit gelassen, sich nothdürftig das Verständnis für Tiroler Weinhandel zu erwerben.

J. Schnitzer, Patriot. Herzliche Gratulation zu den 1000 fl., die Ihnen der Kaiser für die zwei Bände des von Ihnen herausgegebenen Jubiläumswerkes übersenden ließ. Da es sonst nur 500 fl. kostet und eigentlich gar nichts wert ist, dürfen Sie mit der kaiserlichen Spende ganz zufrieden sein. Freilich, der Franz Josefs-Orden wäre Ihnen lieber gewesen, und als an seiner Stelle die Ueberzahlung kam, machten Sie alle Anstrengungen bei den Ihnen befreundeten Blättern, damit die herbe Enttäuschung, die Ihnen widerfuhr, nicht ruchbar werde. Ich begreife das. Wem wie Ihnen das Jubeljahr ein Arbeitsjahr gewesen, wer so unermüdlich gestrebt hat, patriotische Rundgemälde und dynastische Prachtwerke zusammen-

zustellen, wer bei den Bauhandwerkern und Mitarbeitern den gleichen Opfermuth und die gleiche Loyalität, die sich von selbst bezahlt macht, vorausgesetzt hat, dem ist wahrlich jede Verbitterung zugute zu halten. Erst kamen die Arbeiter, die den Rundbau aufgeführt hatten, und verlangten ohneweiters Bezahlung; und jetzt wollen gar die Schriftsteller — Johannes Ziegler z. B. — ihre Honorarforderungen gerichtlich durchsetzen. Dabei noch nicht ein Schimmer vom Franz Josefs-Orden! Nun, der 1000 fl. müssen Sie sich nicht schämen; solch kleinere Verdienste, die Sie sich um das Vaterland erwerben, vermögen die Anerkennung der reinen Sache, der Sie dienen, nicht zu trüben.

H. R. In Ihrer Streitsache gegen den Musikhändler Gutmann bin ich anderer Ansicht als der Bagatellrichter der Inneren Stadt und glaube, dass es nicht »ganz gleich« ist, ob intime Kammermusik im Bösendorfersaale oder im großen Musikvereinssaale geboten wird, und dass Sie nicht verhalten werden können, den veränderten Sitzplatz zu beziehen. Wenn der Musikhändler, der Ihnen mit dem Verkauf der Karte nicht nur die Einhaltung des Programms (Soirée des böhm. Streichquartetts), sondern auch den bestimmten Saal (Bösendorfer) und den bestimmten Platz gewährleistet hat, eine dieser Voraussetzungen nicht einhalten kann, so haben Sie natürlich Anspruch auf Rückgabe des Geldes. Dass Herr Gutmann im letzten Moment es für möglich hält, einige hundert Plätze mehr anzubringen, und darum einen größeren Saal aufnimmt, kann doch für eine richterliche Entscheidung nicht ernstlich in Betracht kommen. Auch die Verantwortung des Herrn Gutmann, er hätte befürchten müssen, dass noch 400 Personen kommen und ihr Geld zurückverlangen würden, kann dem Richter unmöglich imponiert haben. Und die Betheuerung, dass ihn die Sache eigentlich gar nichts angehe, da er lediglich der Commissionär gewesen wäre, der den Kartenverkauf gegen Provision übernommen hätte — wolle jemand sein Geld retour, müsse er sich an das böhmische Streichquartett wenden —, hätte vollends eine ernstliche Zurechtweisung verdient. Ich nehme von Ihrer Zuschrift an dieser Stelle Notiz, weil das richterliche Urtheil mir ein Interesse des musikalischen Publicums — dem Melba-Pöbel ist es freilich »ganz gleich,« ob er im großen oder intimen Saal von Musik nichts versteht — empfindlich zu treffen scheint. Herr Gutmann selbst hat das gefühlt und von seiner Macht über die Zeitungsleute, die er mit Karten und Inseraten füttert, diesmal ausgiebigen Gebrauch gemacht. Viel curioser nämlich als die Streitsache zwischen Ihnen und Herrn Gutmann, die schließlich nur den Bagatellrichter beschäftigte, war das Nachspiel zwischen Herrn Gutmann und der Wiener Presse, mit dem sich's ernster ins Gericht zu gehen lohnt. Der Mann wollte nicht, dass sein Sieg in die Blätter komme, und nach der Verhandlung kam's erst zu Verhandlungen mit der Presse. Er hatte den Process gewonnen und machte Anstrengungen, dass dies dem Musikpublicum, von dem er voraussah, es könnte die Partei des Klägers ergreifen, nicht bekannt werde. Zwei

Blätter hatten — unvorsichtigerweise — den Bericht gebracht. Und — ich citiere Ihr Schreiben — »,Neue Freie Presse', ,Neues Wiener Tagblatt', ,Fremdenblatt' wollten ihn Sonntag morgens bringen. Sonntag entschuldigt man sich telephonisch bei mir: Gutmann hatte Samstag an alle Redactionen geschickt, man dürfe den Bericht nicht bringen, widrigenfalls er keine Inserate mehr gäbe. Trotzdem der Bericht schon gesetzt war, unterblieb sein Erscheinen, und dies der Grund, warum ich mich an Sie wandte«.

Kainz-Schwärmerin. Ihre gefühlvollen Vorwürfe haben mich ganz sentimental gestimmt; aber ich fürchte, dass ich unverbesserlich sein werde. Nur einer Bemerkung in Ihrem Schreiben kann ich rückhaltlos zustimmen. Sie lautet: »Die vielen Zuschriften sind Ihnen gewiss manchmal langweilig. Wie viel Unsinn müssen Sie da hinunterschlucken!« Um von Herrn Kainz zu sprechen, und weil Sie's so gut mit ihm und mir meinen, so nenne ich Ihnen von den jüngeren deutschen Schauspielern einige, die mir besser als er gefallen: In Berlin Matkowsky, Sauer, Bassermann und Herrn Reinhardt, der ein höchst begabter Lewinsky-Schüler ist und darum im Vorjahre von unseren kritischen Faselhänsen als der Gipfel »moderner« Schauspielkunst bestaunt wurde; Lützenkirchen (München) und Höfer (Breslau); Reusch, der im Vorjahre im Carltheater wirkte, und Burg, der jetzt im Raimundtheater den lebendigsten und sichersten Bonvivant spielt. Zum »Schwärmen« haben Sie Auswahl.

Südbahnbeamter. Sie theilen mir mit, dass Herr v. Chlumecky sich neuestens die oberste Controle über die Ausgabe von Freikarten an Journalisten vorbehalten hat, und versichern mir, dass die Angestellten der Südbahn längst darauf verzichtet haben, um Freikarten ins Jenseits anzusuchen. — Ueber den allerneuesten Südbahnunfall schwieg das ,Neue Wiener Tagblatt'. Der Ehrenmann, der den »Volkswirt« beim ,Wiener Tagblatt' macht, beklagte das Unglück, das über die Südbahnverwaltung hereingebrochen ist, und bedauerte, dass eine pflichtvergessene Publicistik sich gefunden habe, die aus alledem dem Verwaltungsrath einen Vorwurf machen will; das heiße zum Schaden den Spott fügen. Und der Mann bekommt gewiss nicht mehr als das übliche Pauschale!

M. P. Vielen Dank für Ihre freundlichen Worte und beste Wünsche für das ebenso muthige wie amusante Beginnen.

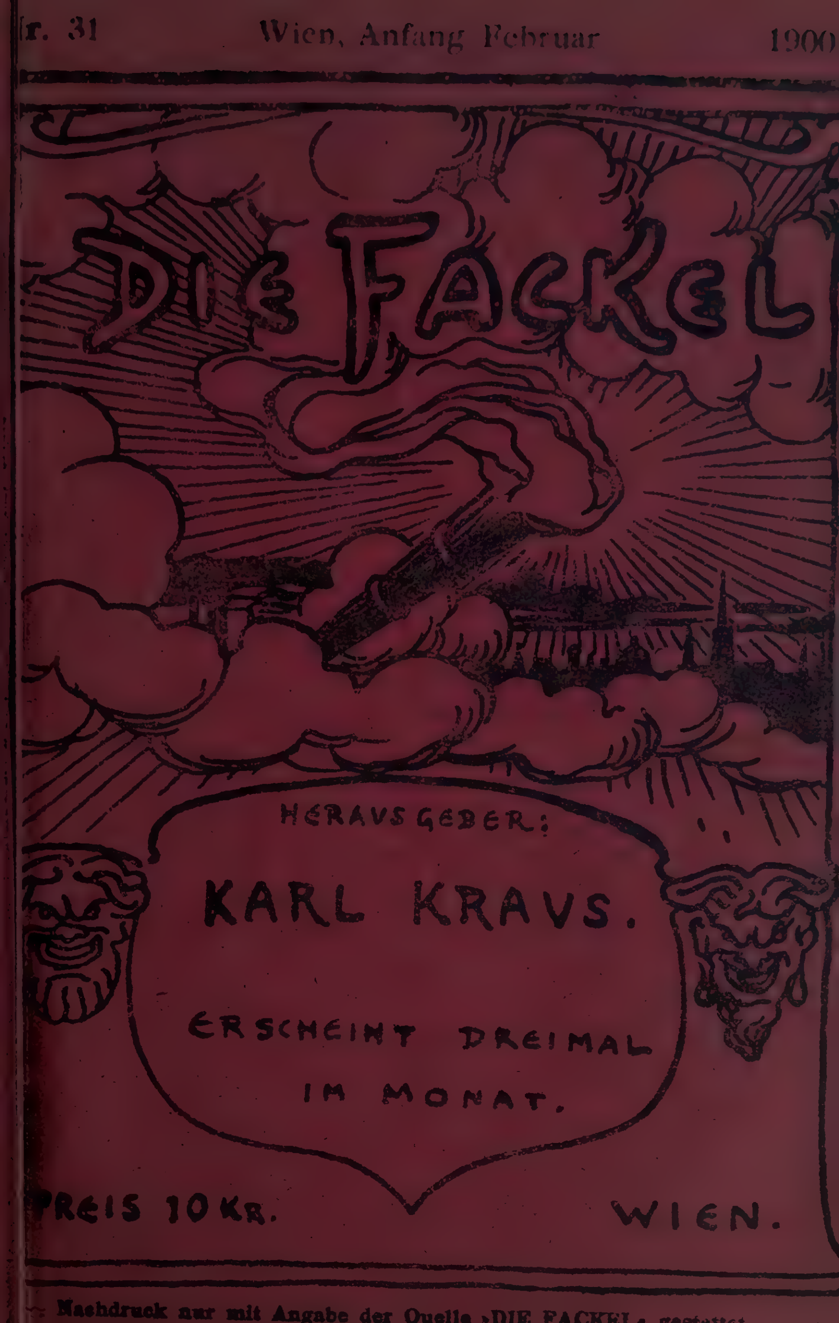
Dr. R. v. B. in G. Verbindlichsten Dank!

Eine »Melba-Wurzen«. Dank und Gruß!

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet. Ballcomités werden ersucht, die Zusendung von Ehren- u. dgl. Karten zu unterlassen, da der dankbare Herausgeber zur Zurücksendung keine Zeit hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


Nr. 31 Wien, Anfang Februar 1900
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck nur mit Angabe der Quelle »DIE FACKEL« gestattet.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K. 7.—
» » halbjährig, »	. . . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1533.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 31 WIEN, ANFANG FEBRUAR 1900

Der gordische Knoten — zerhauen.

Die Schlichtung der nationalen Wirren: Die Regierung hat anfangs Februar eine Conferenz zusammenberufen, um über die Modalitäten zu berathen, unter denen den nationalen Parteien vorläufige Entwürfe vorzulegen wären, die zu einer gesetzlichen Regelung der strittigen Fragen führen könnten.

Die Schlichtung der socialen Wirren: Die Regierung wird anfangs März eine Commission zusammenberufen, um über die Modalitäten zu berathen, unter denen Erhebungen gepflogen werden sollen, auf Grund deren der Entwurf eines Gesetzes über die Abkürzung der Arbeitszeit im Bergbau vorzubereiten wäre.

Die Ergebnisse von Conferenz und Commission werden am 1. April veröffentlicht.

* * *

Seit Wochen stehen im Norden der Monarchie die Kohlengräber im Ausstand; und einmüthig, wie noch nie, billigt eine Oeffentlichkeit, in der es sonst nur Meinungen, aber keine Meinung gibt, die Forderungen der Strikenden. Der freche Trotz der Ausbeuter, die sich zuerst weigerten, die Einigungsämter zu beschicken, und sie dann sprengten, hat selbst ihre

berufsmäßigen Anwälte eine Zeitlang verstummen gemacht. In der Börsenpresse schienen sociale Instincte sich zu regen, und man wagte, an die Rothschild und Wittgenstein leise Mahnungen zur Nachgiebigkeit zu richten. Rothschild und Wittgenstein spotten der Worte; dass es zu Thaten nicht kommen werde, waren sie ja versichert. Wer unbotmäßigen Arbeitern die Wasserleitung absperrt, wird doch nicht zögern, den publicistischen Taglöhnern die Futterkrippe der Pauschalien nöthigenfalls höher zu hängen. Es war nicht erst nöthig, damit zu drohen. Unsere bürgerliche Presse ist besonnen genug, um sich von Gefühlen nicht allzuweit hinreißen zu lassen. So weit ist kein einziges bürgerliches Blatt gegangen, dass es, wie dies im Ausland tausendmal geschehen ist, für die Strikenden Sammlungen eröffnet hätte. Und als die ersten Spuren der Nachgiebigkeit von Seite der Gewerken sich zeigten, athmete die Presse, die schon davor gezittert hatte, dass eine auch nur scheinbare Arbeiterfreundlichkeit ihre Patrone verletzen könnte, erleichtert auf. Man verkündete, in wenigen Tagen werde der Strike beendet sein.

Die Absichten der Grubenbesitzer waren von allem Anfang an klar. Sie waren sich bewusst, dass sie auf die Dauer nicht unnachgiebig bleiben könnten. Aber ihr Plan war, die Arbeiter auszuhungern. Wenn der Ausstand lange genug gedauert hätte, wenn der Strikefonds und alle eigenen Mittel der Ausständigen erschöpft, die Cassen der hilfsbereiten Arbeiterorganisationen bis zur Grenze, die ihre Mittel stecken, in Anspruch genommen, die Kohlengräber auf Monate hinaus an die Lebensmittelhändler verschuldet sein würden: dann sollten Concessionen in solchem Ausmaße gemacht werden, dass sich ihre Kosten noch auf die Schultern der Consumenten abwälzen lassen würden. Die Erschöpfung der materiellen Mittel der Arbeiterschaft würde dann zugleich Gewähr dafür bieten, dass ein neuerlicher Ausstand auf lange Zeit hinaus unmöglich wäre.

Unsere Oeffentlichkeit versteht nur zum geringsten Theile die Schliche der Grubenbesitzer. So kann man ihr einreden, das nunmehr gezeigte Entgegenkommen der Ostrau-Karwiner Gewerken sei ein Erfolg der Regierung; und so unterlässt sie, das Vorgehen der Regierung mit dem gebotenen Misstrauen zu prüfen, und ergießt alle Entrüstung über die Häupter der Ausbeuter. Es ist eine alte Erfahrung: kurzsichtige Menschen schwingen sich niemals zur Kritik bestehender, ruhender Zustände auf. Immer muss erst eine Veränderung eintreten, ein Anstoß gegeben werden, damit sie die Augen öffnen. Ja, hat man bisher die Schädlichkeit der Sippe, gegen die die Kohlenarbeiter jetzt kämpfen, nicht gekannt? Oder hat man geglaubt, die Rothschild, Gutmann, Wittgenstein würden plötzlich aus der Art schlagen und Menschenwohl über Capitalsprofit stellen? Wenn Herr Rothschild ein wohlthätiges Institut mit ein paar tausend Gulden unterstützt, wenn Frau Gutmann als Patronesse in den Ballsaal einzieht, in dem zu wohlthätigem Zweck getanzt wird, dann ist es an der Zeit, davon zu sprechen, dass die verbrecherische Ausbeutung von hunderttausend Menschen diesen Leuten die Mittel bietet, mit deren tausendstem Theil sie hundert Menschen zu Hilfe kommen. Wenn Herr Wittgenstein die Eintrittskarte zum Deutschen Schulvereinsfest mit tausend Kronen bezahlt, dann hat man der Oeffentlichkeit zu sagen, dass der Herr, d r da mit einem Lumpengeld dem Deutschthum helfen will, sammt seinen auchdeutschen Kumpanen durch Hungerlöhne, von denen der höhercultivierte deutsche Arbeiter nicht leben kann, die deutsche Arbeiterschaft aus angestammten Gebieten treibt, die Slavisierung Oesterreichs wirksamer fördert, als zehn Sprachenverordnungen vermöchten. Jetzt aber, sage ich, handelt es sich nicht um eine Capitalistengruppe, sondern um das Vorgehen der Regierung, die endlich sich entschlossen hat, gegen deren Uebergriffe einzuschreiten.

Und das wissen ja wohl manche: der Entschluss ist nicht erst von heute und nicht erst durch den gegenwärtigen Strike veranlasst. Ende Februar 1899 hatte der Arbeitsbeirath statistische Erhebungen des arbeitsstatistischen Amtes über die Lage der Bergarbeiter im Ostrau-Karwiner Revier beantragt. Sogleich meldete sich der »Centralverein der Bergwerksbesitzer Oesterreichs« (Präsident: Graf Larisch-Mönnich, Vicepräsident: Carl Wittgenstein), um gegen solche Erhebungen zu protestieren. Und als in der Sitzung des Arbeitsbeirathes vom 20. März gleichwohl beschlossen ward, sie durchzuführen, lehnten die Gewerken nach langen, hinterhältigen Verhandlungen jede Mitwirkung ab. Mitte September riss endlich dem Handelsminister Freiherrn v. Dipauli die Geduld. Er richtete ein Schreiben an den Grafen Heinrich Larisch-Mönnich, in dem er erklärte, die Stellungnahme der Bergwerksbesitzer müsse die Anschauung als berechtigt erscheinen lassen, dass diese »eine authentische amtliche Klarstellung der Lage der Bergarbeiterschaft im Ostrau-Karwiner Reviere zu scheuen hätten«. Dem Freiherrn v. Dipauli blieb nicht Zeit, den Widerstand zu brechen. Das Ministerium Thun fiel, und Graf Clary gelangte an die Regierung, freudig begrüßt von allen Liberalen und allen Capitalistencliquen. Kaum hatte er die Leitung des Ackerbauministeriums, dem ja bekanntlich das Bergwesen untersteht, übernommen, als sich der Centralverein der Bergwerksbesitzer an ihn als Retter aus der Noth wandte, die von der statistischen Klarstellung drohte. Er ward aufgefordert, das arbeitsstatistische Amt zur Unterwerfung unter die Wünsche der Grubenbesitzer zu zwingen. In ähnlich frechem Tone, wie in diesem Schreiben, hat man in Oesterreich noch niemals gewagt, zu einem Minister zu sprechen. Dem arbeitsstatistischen Amte wurde vorgeworfen, dass es »mangels ausreichender Kenntnis der thatsächlichen Betriebs- und Arbeiterverhältnisse beim Bergbau die Tragweite seiner Entschließungen ebensowenig wie

der ständige Arbeitsrath beurtheilen könne«; dass es durch seine Action »den mühsam erhaltenen socialen Frieden zwischen Bergbau-Unternehmern und Bergarbeitern in unnöthiger Weise stören« wolle. Graf Clary gab nach; Beweis genug, dass es nicht immer der Klügere ist, der nachgibt. Der Plan der Erhebungen wurde fallen gelassen.

Da aber jetzt der »mühsam erhaltene sociale Friede«, ein bewaffneter Friede, in dem seit zwei Jahren beide Parteien mit allen Mitteln gerüstet haben, endlich doch gebrochen wurde, hat das Ministerium Koerber einen Schritt gethan, der viele Hoffnungen erweckte. Der Justizminister und ein Sectionschef haben persönlich vermittelt. So durfte ich neulich die Worte niederschreiben, es sei jetzt zum erstenmale in Oesterreich eine Regierung der Pflicht sich bewusst geworden, das öffentliche Interesse, das beim Arbeitsvertrag in Frage kommt, zu schützen. Wie sie das gethan, davon das nächstemal; da will ich von der socialen Gesinnung und der Energie des socialen Wollens der österreichischen Verwaltung und des Ministeriums Koerber sprechen.

* * *

RUSKIN.

Von hochgeschätzter Seite erhalte ich nachstehende Zeilen:

Vor einigen Wochen ist einer der größten Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des ausgehenden Jahrhunderts gestorben. In Oesterreich hat man davon natürlich kaum etwas gehört oder gelesen. Wer kennt bei uns John Ruskin? Die meisten, die den Namen überhaupt gehört haben, denken dabei an eine Art Bädeker oder, wenn sie zu den literarisch Höchstgebildeten gehören, an einen Cicerone à la Jakob Burckhardt. Denn sie haben in Venedig, wohin ja auch Oesterreicher noch reisen, in den Händen der die Assunta

anschmachtenden Engländerinnen ein Büchlein »Ruskin, Stones of Venice« gesehen.

Unsere Juristen und Socialpolitiker erinnern sich vielleicht auch noch, dass sie den Namen zuerst in Steinbachs Vortrag »Erwerb und Beruf« (oder war es in dem Vortrage »Die Moral als Schranke des Rechtserwerbs und der Rechtsausübung«?) gehört haben. Aber Steinbach hören die meisten unserer Juristen, wie die schönen Sünderinnen in der Madeleinekirche in Paris die berühmten Fastenprediger hören: um mit desto mehr Elan die Moral als Schranke des Erwerbs überschreiten — sagen wir überspringen zu können.

Andere denken wohl, es sei Ruskin ein clericaler Kampfhahn gewesen, weil vor einigen Jahren in der von der »Leo-Gesellschaft« herausgegebenen »Allgemeinen Bücherei« eine Charakteristik des Mannes (von Ludwig Gall) erschienen ist und dieses Heftchen durch einige Zeit in den Schaufenstern der »clericalen« Buchhandlungen zu sehen war. Die Leo-Gesellschaft aber, die in Wahrheit keine anderen Zwecke verfolgt, als in Wissenschaft und Kunst eine nicht-materialistische, christliche Richtung zu fördern, ist ihnen nichts als ein »Verein von Betbrüdern«; also muss wohl Ruskin ein ultramontaner Dunkelmann gewesen sein.

Vor wenigen Tagen hat nun auch der Kunstweise der ‚Zeit', Herr Muther, Ruskin »gefeiert«. Er hat ihn ganz einseitig als Aesthetiker aufgefasst und auch in dieser Einseitigkeit ihn nicht erfasst. Was er hervorhebt, sind hauptsächlich Ruskins Mängel, die Zerfahrenheit seiner Composition, das Phantastisch-Unklare, in das seine Ausdrucksweise mitunter überschlägt: die Uebertreibung des durch Carlyle begründeten Stiles. Was er verschweigt oder nicht versteht, ist die sittliche Größe eines literarischen Heros, wie Carlyle ihn gezeichnet hat. Das sittliche Pathos Ruskins enthüllt sich freilich weniger in seinen ästhetischen Schriften, als in seinen rechtsphilosophisch-ökonomischen Werken,

die der Biograph in der ‚Zeit' wohl kaum kennt. Und doch sind es diese, die Ruskin selbst in seinen späteren Jahren allein wollte gelten lassen und die in England seinen höchsten Ruhmestitel bilden. In einem dieser Werke, das den absonderlichen Titel führt: »Sesam und Lilien« (Sesam and lilies), hält er seiner Nation ein Spiegelbild vor, das gerade in diesen Zeiten, in denen ein wichtiger Theil derselben amtlich belobt wird, weil er »ihren edelsten Traditionen treu geblieben« ist, allgemeine Beachtung verdient, das aber leider auch die Züge manches anderen Volkes als des britischen reflectiert:

»Eine edle Nation (und es hat solche gegeben) unterscheidet sich von einem Pöbelhaufen dadurch, dass ihre Empfindungen als Ergebnisse richtigen Denkens constant und gerecht sind. Einen Pöbelhaufen kann man in alles hineinreden. Seine Empfindungen sind vielleicht im großen und ganzen edel und gerecht; aber er hat keine feste Grundlage für sie. Deshalb kann man ihn in alles hineinreizen. Er denkt durch Ansteckung, wird von einer Meinung wie von einem Schnupfenfieber inficiert. Es gibt nichts, was zu geringfügig wäre, als dass er sich nicht darüber, wenn der Anfall ihn packt, bis zur Besinnungslosigkeit erhitzen könnte; nichts, was so groß wäre, dass er es nicht in einer Stunde vergessen könnte, wenn der Anfall vorüber ist. Im Gegensatz dazu sind die Leidenschaften einer großen Nation gerecht, gemessen und dauernd. Eine große Nation verschleudert nicht durch eine Reihe von Monaten ihre ganze Intelligenz an die Abwägung des Beweises, ob ein einzelner Schuft einen einzelnen Mord begangen hat,*) und sieht daneben durch eine Reihe von Jahren ruhig zu, wie ihre eigenen Kinder sich zu Zehntausenden gegenseitig morden, und überlegt dabei einzig und allein, welche Wirkungen das auf die Preise der Wolle haben werde, ohne sich irgend darum zu kümmern, welche der beiden Seiten

*) **Diese Stelle ist Jahre vor dem Dreyfus-Processe geschrieben.**

im Recht und welche im Unrecht ist. Ebensowenig schickt eine große Nation ihre kleinen Buben ins Gefängnis, wenn sie sechs Wallnüsse gestohlen haben, und lässt auf der andern Seite es höflich zu, dass ihre Bankerottierer Tausende stehlen, dass ihre Banquiers, »durch die Umstände genöthigt«, ihre Geschäfte schließen, nachdem sie sich mit den Ersparnissen der Armen bereichert haben, dass die Großgrundbesitze von Männern aufgekauft werden, die ihr Geld dadurch erwarben, dass sie in den chinesischen Meeren unter dem Schutze der Kanonen Opium verkauft haben, und die das »Geld oder Leben« des Straßenräubers in das »Geld und Leben« des modernen Völkerrechts verwandelt haben.« ..... »Alles in allem, eine Nation; kann sich nicht erhalten, wenn sie nichts ist als ein geldmachender Pöbelhaufen.«

In Strafpredigten, wie dieser, liegt Ruskins Größe; in ihnen liegt aber auch die Größe der englischen Nation, von der ein guter und nicht eben kleiner Theil ebensosehr von der Wahrheit dieser Anschauungen praktisch durchdrungen ist, wie der freilich weitaus größere Theil noch nach den Grundsätzen der Pöbelmoral handelt. Es gibt in England vielleicht eine größere Zahl hochgemuther Männer, die für das Wohl ihrer Mitmenschen sich opfern, als in irgendeinem andern Staate. Die Gegensätze stoßen auch in dieser Beziehung vielleicht nirgends so schroff aufeinander, als in England: neben dem hartherzigsten, entmenschtesten Profitmacher der Heros sittlicher Pflichterfüllung. Das hat an dem einzigen glücklichen Tage, den sie seit langer Zeit hatte, an dem Tage, an dem sie an die Erstürmung des Spionskops glaubte, sogar die ‚Neue Freie Presse' zugegeben, und dann muss es wenigstens für alle Oesterreicher wahr sein. Die ‚Neue Freie Presse' hat an diesem Tage die heroische Pflichterfüllung — nicht der englischen Soldaten, die mit Preisgebung ihres Lebens die steile Höhe stürmten, gefeiert, wohl aber die der drei Journalisten, die bis

in die tiefe Nacht im War office ausgeharrt haben und daher zuerst die »Siegesnachricht« erhielten — und mit ihr ein gutes Geschäft machten.

* * *

Die staatsrechtliche Frage, ob bosnische Regimenter nach Oesterreich dislociert und ob sie bei politischen Demonstrationen gegen die deutsche Bevölkerung »verwendet« werden dürfen, ist seit der Grazer Revolte oft gestellt, von parlamentarischen Zwischenrufern hitzig verneint, aber noch von keinem Juristen ernsthaft beantwortet worden. Seit einigen Tagen ist es mindestens außer Zweifel gestellt, dass die Bosniaken sich gegen die Völker Oesterreichs eine gewisse Animosität bewahrt haben, die gelegentlich gute Wirkung thun dürfte, falls man sich ihre »Wiederverwendung« vorbehalten haben sollte. Excedierende Bosnier, die, von Wachleuten escortiert, durch die Straßen belebter Stadttheile geführt werden, springen einer nach dem andern aus Reih und Glied, ohrfeigen die Passanten und können mit Müh' und Noth in ihrer unbezwinglichen Lust gebändigt werden, der Wiener Bevölkerung schwere körperliche Verletzungen beizubringen. Wen der Straßenlärm nicht herbeilockte, der hat nachträglich aus den Blättern von der Unterwerfung Bosniens erfahren und alle Phasen der Aufregung kennen gelernt, in die die Bewohnerschaft des zweiten und neunten Bezirkes neulich versetzt war. Und nach jeder Ohrfeige, die seine Soldaten verabreichten, hat der Lieutenant, der den seltsamen Zug anführte, bedauernd ausgerufen: »Beschweren Sie sich bei der bosnischen Landesregierung!« Nun, ich meine, dass Herr Kallay da nicht helfen kann. Rücksichten auf eine würdige Vertretung einer »bereits wehrhaft gemachten Nation« verbieten es ihm, und er ist ebensowenig gewillt, Bosnien von Revolverjournalisten, wie Oesterreich von Bosniaken zu ent-

blößen. Aber vielleicht entschließt man sich an anderer Stelle, den Protest in Erwägung zu ziehen, den 25 Bosnier namens ihrer Heimatgenossen gegen die Culturthätigkeit des Herrn v. Kallay lärmend vorgebracht haben. Zwischen Taubenschießen in Ilidže und den Excessen in der Kleinen Sperlgasse lässt sich am Ende irgendein melancholischer Zusammenhang herstellen . .

Und da Herr Kallay wieder actuell geworden ist, will ich gleich noch einige Proben seiner Thätigkeit anführen, von der man nicht glauben soll, dass sie bloß auf die Beunruhigung der Residenz hinausläuft. Im Anschluss an die letzten Gedanken, die der Reichsfinanzminister in seinen Delegationsreden über Bosnien nicht ausgesprochen hat, liefert mir ein Kenner der Verhältnisse einen kleinen Nachtrag zu dem in Nr. 26 erschienenen Artikel.

Versierte Politiker wird es nicht wundernehmen, wenn sie erfahren, dass die großserbische Gesinnung des Herrn v. Kallay durch die Uebernahme der Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina eine wahrnehmbare Veränderung erlitten hat. Diese äußert sich darin, dass Herr v. Kallay nunmehr den Serben jede politische Berechtigung in den occupierten Provinzen abspricht, wiewohl er doch früher in einem — anscheinend von ihm selbst geschriebenen Buche — das Reich Dušans mit begeisterten Worten gefeiert hatte. Weniger Aufmerksamkeit als dieser nationalen Frage zollt Herr v. Kallay der Leibeigenschaft, für deren Aufhebung bisher viel weniger Mühe verwendet wurde, als für die Arrangierung von kostspieligen Ausstellungen und für die Unterbringung von unterstandslosen Aristokraten, für die in Bosnien in jedem Falle und um jeden Preis Sinecuren geschaffen werden und deren mitunter hübsche Frauen es sogar zu hohen Beamtenstellen gebracht haben. Auf solcher Höhe sind ihnen ihre geistigen Qualitäten nicht mehr im Wege, während die kleinen, fähigen Beamten unter der Last der Arbeit, die ihre Chefs

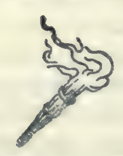
nicht zu verrichten vermögen, nachgerade zusammenbrechen. Die Ueberbürdung der kleineren Beamten in Bosnien ist eine beispiellose. Da befähigte Leute sich nur schwer dazu entschließen, ihre Laufbahn in jenem dunklen Theile Europas zu beenden, und das Land selbst für seine Bedürfnisse in dieser Richtung nicht aufkommen kann, werden die kleinen Beamten, deren man habhaft werden kann, gezwungen, das Doppelte von dem zu leisten, was ihnen obliegt. Um sich ihre Kräfte auch für längere Zeit zu sichern, lässt man diese Lastthiere einer Regierung höchstens bis zur neunten Rangsclasse sich schleppen, da man die rascheren Avancements für die Söhne der hohen Beamten und für die Creaturen des Sectionschefs Horovitz offen halten muss.

Dieser Herr, der die rechte, die weniger gewaschene Hand des Herrn v. Kallay ist, scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, die unzweideutigsten Leute auf manchmal sogar zweideutige Weise zu protegieren. Die Belehnung eines der markantesten Revolverjournalisten mit der Specialberichterstattung über die Rennen zu Serajevo ist ein eclatanter Beleg dafür. Charakteristisch für den Einfluss des Herrn Sectionschefs ist auch die Carrière, die der Inspector der landesärarischen Bäder gemacht hat. Seine Laufbahn begann er als Künstler im Wiener Prater, wurde dann Finanzwächter und in rascher Aufeinanderfolge Günstling des Herrn v. Horovitz, Inspector des Curortes Ilidže, Inspector der ärarischen Bäder in Bosnien und Reisemarschall der Frau Vilma v. Kallay. Und als solcher scheint er sich schließlich darüber getröstet zu haben, dass ihm die Aufnahme in das Serajevoer Beamtencasino verweigert wurde.

Ein nicht minder gefährlicher Schöpfer von Creaturen ist der Reclamehofrath, Ausstellungscommissär und Director des Landesmuseums Constantin Hörmann, der es verstanden hat, den Anschein zu erwecken, als ob er sich in den drei

Classen der Realschule, die er seinerzeit frequentierte, die Fähigkeit erworben hätte, vortreffliche wissenschaftliche und belletristische Zeitschriften selbst zu redigieren und auf wissenschaftlichen Congressen von ihm selbst verfasste Vorträge zu halten.

Ueber das selbst in Bosnien wenig bekannte Umrechnungssystem der Naturalsteuer in Geldsteuer wäre noch manches zu sagen. Der Bauer hat außer der Naturalsteuer an den Grundherrn und dem Zehent an den Staat noch eine dritte nicht minder beschwerliche Abgabe an den Zehenter (desetar) zu leisten, der das auf den Halmen stehende Getreide zum Zwecke der Umrechnung abzuschätzen hat. Da es im Interesse des Zehenters gelegen ist, auch das Doppelte und Dreifache des muthmaßlichen Wertes anzugeben, während das Interesse des Bauern dem entgegenstrebt, muss sich der Bauer als der Schwächere dazu bequemen, den Zehenter mit klingender Münze einer falschen Schätzung zu überführen. Dass nun der serbische Wucherer sein nicht unbeträchtliches Scherflein beiträgt, um den Wohlstand des Bauern zu untergraben, wurde schon erwähnt. Auch dass diese Leute ihr Handwerk unter den Augen einer hohen Landesregierung ungeniert betreiben und dass sich in dieser Gilde sogar unterschiedliche hohe Persönlichkeiten wohlbefinden, ist Thatsache. Der Bürgermeister von Serajevo soll einmal ausdrücklich versichert haben: Auch meinem Vater leihe ich nichts unter 40 Procent . . .



UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Die »Gesellschaft der Aerzte« bot jüngst das tragikomische Schauspiel einer nachträglichen Debatte über die schon in Kraft getretene Reform der medici-

nischen Studien und der medicinischen Rigorosenordnung. Die Reform trägt den Namen Hartel. Aber — pater semper incertus; fest steht nur, dass »Hartel« der mütterliche Name der neuen Studien- und Rigorosenordnung ist. Der frühere Leiter des Unterrichtsministeriums hat sie empfangen; doch alle Umstände weisen auf den Referenten des Ministeriums, Professor Sigmund Exner, als den Erzeuger hin. Nach dem Grundsatze: qui s'excuse, s'accuse hielt denn auch Exner eine lange Vertheidigungsrede. Das Amt des Vertreters der öffentlichen Interessen aber übernahm Hofrath Albert; und er hat bewiesen, dass das Unterrichtsministerium, wenn es auch geeignetere Candidaten für das Amt des tschechischen Landsmannministers bergen mag, als den hervorragenden Chirurgen, sicherlich niemanden besitzt, der mit gleicher Einsicht unser medicinisches Studium zu beurtheilen vermöchte.

Nach jahrelangen Bemühungen, nachdem alle Facultäten und competenten Behörden befragt worden waren, ist schließlich am sehr grünen Tische ein Reformwerk geschaffen worden, das keinerlei wesentliche Verbesserung, aber zahlreiche böse Mängel aufweist. Alle Einsichtigen sind darüber einig, dass die fünf Jahre unseres Medicinstudiums für die Ausbildung des Arztes nicht hinreichen. Der Grundgedanke der Reform musste also der der Entlastung sein. Sie war auf doppelte Weise zu erzielen: indem man einen Theil des Wissensstoffes den Jahren, die dem Universitätsstudium vorangehen, einen andern jenen, die ihm folgen, zuschob. Das naturwissenschaftliche Studium musste größtentheils in das zu diesem Zwecke umzugestaltende Gymnasium*), die praktische Ausbildung in ein nach Erlangung des Doctorates zu absolvierendes Spitalsdienstjahr verlegt werden. Wer den »Referenten-Entwurf einer medicinischen Studienordnung« (als Manuscript

*) Den kühnen Gedanken, die Absolventen der Realschule zum Medicinstudium zuzulassen, will ich der k. k. Unterrichtsverwaltung nicht zumuthen.

zum Amtsgebrauche gedruckt, Wien 1895) zur Hand nimmt, wird ersehen, dass eine solche Entlastung in einer der beiden oder in beiden Richtungen vom Obersten Sanitätsrath, von den Facultäten in Wien, Prag (deutsch und böhmisch), Krakau und von den Regierungsvertretern in Wien, Innsbruck, Prag und Krakau vorgeschlagen worden ist. Man fragt erstaunt, wozu eigentlich die maßgebenden Körperschaften befragt worden sind, wenn man im Ministerium bereits überzeugt war, dass Franz Exners Sohn die reformatorische Begabung als Erbtheil von seinem Vater übernommen habe.

Die überzeugenden Argumente, die Albert gegen die neue Rigorosenordnung vorgebracht hat, brauche ich hier nicht zu wiederholen. Nur einen Punkt will ich noch beleuchten. Das zweite Rigorosum, das nach dem vollendeten zehnten Semester abgelegt wird, soll eine neuerliche Prüfung aus Anatomie oder Physiologie (alternierend) enthalten. Da es nun unbestreitbar ist, dass die Prüfungen aus Chirurgie und Gynäkologie beim dritten Rigorosum hinlänglich Gelegenheit bieten, das anatomische Wissen des Candidaten zu überprüfen, und das Rigorosum aus der internen Medicin, Augenheilkunde und Psychiatrie genügenden Einblick in seine physiologischen Kenntnisse gestattet, war mir der Nutzen dieses Examens zuerst unerfindlich. Die folgende Erwägung hat mich theilweise aufgeklärt.

Examinator ist der ordentliche Professor jedes Faches (§ 14 der neuen Rigorosenordnung). Von den Rigorosentaxen erhält der Examinator der Physiologie beim ersten Rigorosum (theoretisch-praktische Prüfung) 20 Kronen, der Examinator der Histologie (erstes Rigorosum) 10 Kronen, der Examinator der Physiologie (theoretische Prüfung) beim zweiten Rigorosum 10 Kronen (§ 31). Nun gibt es in Wien einen Professor der Physiologie und Histologie und einen Professor, der bloß Histologie lehrt. Jener erhält also in Zukunft von jedem Studenten

20 Kronen für das physiologische Examen beim ersten Rigorosum; von jedem zweiten Studenten 10 Kronen für das histologische Examen beim ersten Rigorosum und von jedem zweiten Studenten 10 Kronen für das physiologische Examen beim zweiten Rigorosum, also durchschnittlich von jedem Studenten 30 Kronen an Prüfungstaxen, während er bisher bloß 15 Kronen erhielt. Da ferner in Hinkunft die Vorlesung aus Physiologie im dritten und vierten Semester obligat ist, erhält er von jedem Studenten 20 Kronen Collegiengeld. Die Rigorosentaxen erfahren außerdem noch dadurch eine Erhöhung, dass jene Studenten, die sich dem dritten Rigorosum nicht innerhalb der vorgeschriebenen Frist (6, beziehungsweise 10 Wochen nach Ablegung des zweiten Rigorosums) unterzogen haben, das zweite Rigorosum wiederholen müssen, was eine dritte Prüfung aus Physiologie bedeutet.

Wenn ich nun bedenke, dass der einzige Professor der Physiologie und Histologie in Wien Sigmund Exner heißt, so komme ich zur Ueberzeugung, dass der Referent des Unterrichtsministeriums sich die neue Reform allzusehr auf den eigenen Leib zurecht geschnitten hat. Aber schließlich wäre das noch ihr kleinster Fehler. Die gewichtigen Bedenken, die gegen jeden einzelnen Punkt der Verordnung vom 21. December 1899 sprechen, müssen ihre Aufhebung zur Folge haben. Eine gute Regierung ist nach Buckle jene, die die Verfügungen schlechter aufhebt. Will also das Ministerium Koerber als eine gute Regierung gelten, so muss es zum Beispiel mit den Leistungen des Ministeriums Clary aufräumen. Dass zufällig unter der neuen Rigorosenordnung die Unterschriften der Herren Koerber und Hartel stehen, die auch jetzt wieder die Ministerien des Innern und des Unterrichts leiten, verschlägt nichts. Ich war stets der Meinung, der Satz. wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, sei dahin zu erweitern: wem Gott ein höheres Amt gibt

dem gibt er auch höheren Verstand. Und im neuen Ministerium ist ja Herr v. Koerber von der zweiten in die erste, und Herr v. Hartel, auf den es hauptsächlich ankommt, von der vierten in die zweite Rangsclasse vorgerückt. Ich wage daraus die Hoffnung zu schöpfen, dass Herr v. Hartel, was er gegeben hat, auch wieder nehmen werde. Dann sei sein Name zum erstenmal in diesem Blatte gelobt.

* * *

In den Kreisen unserer Techniker herrscht seit einiger Zeit lebhafte Erregung. Zu den vielen Doctorfragen, deren Discussion unser öffentliches Leben versumpft, ist jetzt noch die technische Doctorfrage hinzugekommen; oder eigentlich die Frage: soll der absolvierte Techniker den Doctortitel erhalten oder soll der Ingenieurtitel gesetzlich geschützt werden? Mein Papierkorb ist bis zum Rande mit Zuschriften gefüllt, die ich über diese Angelegenheit erhalten habe. Und nächtens glaube ich manchmal ein heftiges Rascheln und Knistern zu hören: Die gegnerischen Argumente, denen ich ein gemeinsames, friedliches Massengrab zu bereiten gedachte, scheinen dort noch den Kampf fortzusetzen ....

Unter den technischen Disciplinen nimmt aber die technische Chemie eine Sonderstellung ein. Das chemische Studium wird auch an der Universität betrieben; und der doctor philosophiae, der im Universitätslaboratorium gearbeitet hat, wird zumeist später der Concurrent — oft der begünstigte Concurrent — des technischen Chemikers. Die Lehrer der Chemie an der technischen Hochschule sind durchwegs aus dem Universitätsstudium hervorgegangen und führen den Doctortitel. Eine der Zuschriften nun, die sich mit dem Studium der technischen Chemie in Oesterreich beschäftigen, habe ich einem unserer fähigsten technischen Chemiker mit der Bitte zugesandt, sich

nicht sowohl über den Titel, als über die Mittel zu äußern, mit denen hier Hilfe zu schaffen wäre. Der Mann hat, ehe er zur tieferen Ausbildung nach Deutschland gieng, die Wiener Technik absolviert. Er beschränkt sich darauf, von den Dingen zu sprechen, die er aus eigener Anschauung kennt.

Wenn es so wahr wäre, als es strittig ist — meint er —, dass der Absolvent der chemischen Abtheilung der Wiener Technik zumeist hinter dem Universitätschemiker zurückgesetzt wird, so gibt es dafür zureichendere Gründe als den Mangel eines Titels. Nicht die Hoffnung auf den Doctortitel treibt gerade die Besten unter unseren jungen Technikern nach theilweiser oder vollständiger Absolvierung ihrer hiesigen Studien nach Deutschland hinaus. Aber seit fast dreißig Jahren stagniert an der Wiener Technik die chemische Wissenschaft. Das allzu kurze Wirken Rudolf Benedikts bildete eine rühmliche Ausnahme. Seit seinem frühen Tode aber hat die Wiener Technik keinen irgendwie hervorragenden technischen Chemiker mehr. Die Namen der hiesigen Professoren sind noch nicht über den neunzehnten Bezirk hinausgedrungen; und selbst in dieser engen Gemarkung denkt man bei dem Namen Oser nicht an das Polytechnikum, sondern an die Poliklinik. Diese Männer, die der österreichischen chemischen Industrie die Wege zeigen sollten, humpeln mühselig, meist mit einer Verspätung von zehn Jahren, den technischen Fortschritten nach. Sie arbeiten aber auch wissenschaftlich ebensowenig wie technisch. Durch eigene Forschung neue Wege zu finden, kann der junge Techniker von ihnen nicht lernen. Denn dazu bedarf es des Beispiels der Lehrer. Darum nehmen die deutschen Chemiker eine achtunggebietende Stellung ein: sie haben chemisch und chemisch-technisch denken und arbeiten gelernt und finden sich deshalb rasch in der Industrie zurecht. Unser Studentenmaterial ist tüchtig; das beweisen die Vielen, die seit Jahren nach Deutschland studieren

giengen*) und jetzt draußen thätig sind. Aber in Wien fehlt die Möglichkeit der Ausbildung. Der junge Chemiker, der nach beendetem technischen Studium noch ein, zwei Jahre als Assistent an der Technik bleiben will, um sich fachlich weiterzubilden, kommt nicht auf seine Rechnung, da ihm jede Anregung fehlt. Es sieht fast so aus, als sollte den jungen Leuten verboten werden, eigene Ideen zu haben. Leider könnte es missverstanden werden, wenn ich an einzelnen Beispielen darthun wollte, um wieviel besser es für die Carrière junger Leute ist, wenn sie in die Fußstapfen traditioneller Unfruchtbarkeit treten. Aber ich prognosticiere dem Unfähigsten der derzeitigen Assistenten an der Wiener Technik eine baldige, eigens für ihn systemisierte Adjunctur . . . .

Den Professoren Bauer, Vortmann und Oser, die in den drei ersten Jahrgängen Chemie lehren, will ich hier keinen Vorwurf machen. Während der ersten drei Jahre muss der Schüler dasjenige, was Handwerk an der Chemie ist, erlernen. Aber im vierten Jahrgange ist es endlich an der Zeit, aus dem mit Detailkenntnissen vollgepfropften Studenten einen technischen Chemiker zu machen. Diesen Jahrgang beherrscht die organisch-chemische Technologie, jener Zweig, der im Deutschen Reich durch die imposante Industrie der Farbstoffe, Heilmittel etc. repräsentiert wird. Bis zum Jahre 1894 war diese Lehrkanzel mit dem berüchtigten J. J. Pohl besetzt, der die ganze Farbenchemie als einen »reichsdeutschen Schwindel« bezeichnete. Ihm folgte der jetzige Hofrath Professor Dr. Hugo Ritter v. Perger. Das bedeutete immerhin einen Fortschritt; denn während Pohl Farbstoffe kaum vom Hörensagen kannte, hat Perger schon manchen gesehen. Freilich erfunden hat er noch keinen. Die feinere Ausbildung der technischen Chemiker ist einem Herrn anvertraut,

*) Das Studium der Chemie an den näherliegenden österreichischen Universitäten ist dem absolvierten Realschüler verschlossen.

der auf einem Gebiete, wo die Themata sozusagen auf der Straße liegen, keine einzige Leistung aufzuweisen hat. Mit einer unglaublichen Unkenntnis wissenschaftlicher Chemie verbindet er eine erheiternde Rathlosigkeit in technischen Dingen; die Synthese beider Eigenschaften aber ist der crasse, jeden Fortschritt hemmende Terrorismus, den er auf seine Collegen übt. Seine Blamagen vor reichsdeutschen Chemikern sind den Besuchern des deutschen Naturforschertages in Wien 1894 noch in lebhafter Erinnerung, und seine Gutachten in deutschen Processen erregen heute noch im Reiche mitleidiges Lächeln. Seinem Ansehen im Unterrichtsministerium schadet das natürlich nicht. Als Perger noch Professor an der Brünner Gewerbeschule war, sagte er einmal zu einem Collegen, der ihn im Laboratorium besuchte: »Ja, schau'n Sie, lieber Freund, ich kann mich plagen wie ich will, ich find' halt nichts und find' halt nichts.« Er hat denn auch bis heute, soviel er seither sich geplagt und gestrebt haben mag, nichts gefunden, — es sei denn die wichtigste chemische Lehrkanzel an der Wiener Technik. Von hier aus schädigt er jetzt in gleicher Weise unsere Studenten wie unsere Industrie. Durch enge Fühlung mit den A. W. v. Hoffmann, A. v. Baeyer und anderen Collegen des nichts findenden, wenn auch findigen Hofraths Professor Hugo Ritter v. Perger ist Deutschlands chemische Industrie geworden, was sie heute ist. Wie sollten in Oesterreich chemische Industrie und wissenschaftliche Technologie sich entwickeln, wenn an der Wiener Technik Zustände herrschen, die einer Kochschule, aber keiner Hochschule würdig sind?

Ein tapferer Liberaler.

Herr Max Mauthner, Präsident der niederösterreichischen Handelskammer, wurde kürzlich durch seine Berufung ins Herrenhaus dem deutschen Volke jäh entrissen, dem er durch die unentwegte Abfassung der Communiqués der »Freien Deutschen Vereinigung« so lange gedient hatte. Das deutsche Volk hat sich bis heute von diesem Schlage nicht erholt. Aber insgeheim hat Herr Mauthner auch seine nichtdeutschen, seine »liberalen« Anhänger längst verrathen. Als Präsident der Handelskammer muss der Bannerträger des Freisinns auf die christlichsocialen Genossenschaftler, mit denen er täglich in Berührung kommt, Rücksicht nehmen und darf es nicht wagen, selbst in die bescheidene Stellung eines Concipisten den Träger eines prononcierten Namens aufzunehmen. Ein solcher prononcierter Name ist aber z. B. Nothnagel. Herr Dr. Nothnagel junior hat zwar als Verfasser eines trefflichen juristischen Werkes die ernste Beachtung der Fachkreise erregt, aber als Sohn des Hofrathes Nothnagel hat er keine Aussicht, Gnade vor den Augen des Herrn Max Mauthner zu finden, und wurde, als er sich um das Amt eines Concipisten bewarb, mit verlegenen Worten abgewiesen. Dies hat sich, wie mir ein Eingeweihter mittheilt, vor kurzer Zeit zugetragen. Ich gehöre nicht zu den Verehrern des Hofrathes Nothnagel, aber Herr Mauthner hat doch wahrhaftig alle Ursache, mit den Bestrebungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus einverstanden zu sein. Es ist fraglich, ob er damit, dass er den gut qualificierten Sohn die politische Stellungnahme des Vaters büßen lässt, die von ihm heißerstrebte christliche Gesinnung beweist. Die Sünden der Väter an den Kindern und Kindeskindern zu ahnden, dürfte selbst Herrn Professor Nothnagel als jüdische Art erscheinen. Das Bestehen von jüdischen Unarten leugnet er ja.

* * *

Jubiläumstheater und Presse.

Eine Broschüre, »Das antisemitische Theater« betitelt, wird soeben von einem Leipziger Verlag an unterschiedliche Redactionen versendet. Die parteilose Ehrlichkeit des Verfassers, eines Herrn Franz Josef Cramer, hat nicht immer den richtigen Ausdruck ge-

funden, um die Böswilligkeit zu kennzeichnen, mit der die angeblich liberalen Geister Wiens der angeblich antisemitischen Bühne von Anfang an genaht sind. Immerhin ist das Material beträchtlich, das der Mann, dessen Wille besser als sein Stil ist, herbeigetragen hat. Herr Cramer gibt an, dass er keiner politischen Partei angehöre, aber mit den Jahren ein sehr kritischer Leser unserer liberalen Presse geworden sei, die er in tausend Fällen auf Lügen und Entstellungen der Wahrheit ertappt habe. Aus Zeitmangel und »um sein geschwächtes Augenlicht zu schonen«, komme er nur selten dazu, die antiliberalen Zeitungen auch noch zu lesen. Gerade diese Zurückhaltung erklärt es aber, dass er für die Mängel des Jubiläumstheaters nicht blind ist. Umso objectiver klingt auch das Urtheil, das er über die niedrigen Umtriebe der gegnerischen Presse ausspricht. Es lautet in seinen wesentlichsten Stellen:

»Lange vor der Einverleibung der Wiener Vororte in das Stadtgebiet von Wien war von einem Theaterproject an der Währinger Linie die Rede. Schon vor fünfzehn Jahren brachte die ‚Neue Freie Presse' mehrere Artikel über diesen Plan, und sie suchte überzeugend darzulegen, dass eine Volksbühne an jener Stelle eine Nothwendigkeit wäre. Der Schreiber jener Zeilen war so sehr überzeugt von dieser Nothwendigkeit, dass er sofort einige Häuser am Währinger Gürtel durch allerlei Transactionen billig an sich zu bringen suchte, und er nährte von da ab — zur ‚Hebung' jener Gegend — unaufhörlich den Gedanken eines solchen Theaterbaues, den sich mittlerweile auch andere angelegen sein ließen. — — — — — — — — — — — — — — —«

»Der Verfasser kennt die Vertragspunkte, die Herr Director Müller-Guttenbrunn unterzeichnete, nur aus Veröffentlichungen des ‚Extrablatt' und des damals noch Szeps'schen ‚Tagblatt', und das letztere sagt ausdrücklich in seiner Besprechung des Pachtvertrages:*) ‚Was den Vertrag selbst betrifft, so zeigt seine Stilisierung, dass man von dem Plane, ein Theater mit antisemitischen Tendenzen zu gründen, Umgang genommen hat. Die Stipulationen enthalten keinen Punkt, der dem Bühnenleiter in dieser Beziehung auch nur

*) In der Nummer vom 8. Juni 1898.

irgendeine Directive geben würde. Es ist bloß bestimmt, dass nur deutsche Stücke aufgeführt werden dürfen und dass die Zote ausgeschlossen sein müsse, im übrigen bleibt dem Ausschuss gar keine Ingerenz in künstlerischer Beziehung, weder auf die Annahme von Stücken, noch auf das Engagement von Schauspielern.‘

»Die ‚liberale‘ Kritik benahm sich am ersten Abend noch halbwegs anständig. Der Referent der ‚N. Fr. Pr.‘, der die Miethparteien in seinen Häusern neben dem Theater jetzt endlich ‚steigern‘ konnte, leitete seine Besprechung mit der Versicherung ein, dass er die Leistungen der neuen Bühne ‚in voller Objectivität und ohne Voreingenommenheit beurtheilen wolle‘. Aber dieses Lügenblatt schwieg bereits die zweite Vorstellung des neuen Theaters todt. Und warum? Weil der Director die unerhörte Kühnheit besaß, als zweite Vorstellung den ‚Pfarrrer von Kirchfeld‘ Anzengrubers anzusetzen. Wahrscheinlich wollte Director Müller-Guttenbrunn gleich am Beginn seine künstlerische Unabhängigkeit demonstrativ betonen, indem er diesen Classiker des Volksstückes in den Vordergrund stellte; aber das passte den ‚liberalen‘ Herren ganz und gar nicht. Wo blieb da das ‚Clericale Theater‘? Einen Leitartikel hatte die ‚N. Fr. Pr.‘ dem Thema gewidmet, dass in dem antisemitisch-clericalen Zukunftstheater Dichtungen, wie ‚Faust‘, ‚Der Pfarrer von Kirchfeld‘ etc. nie aufgeführt werden dürften. Und nun beschämte der Director diese Herren schon mit seiner zweiten Vorstellung? Das durfte nicht bekannt werden im Leserkreis der ‚N. Fr. Pr.‘, das musste unterdrückt werden. Wie? Sollte sich das liberale Kampfblatt von dem kecken Director ein so wirksames Agitationsmittel entwinden lassen? Es sollte auf einmal kein antisemitisch-clericales Theater in Wien geben, ‚für welches die Steuergulden der Bürger aller Confessionen‘ waren hergegeben worden? Der ‚Pfarrer von Kirchfeld‘ wurde also todtgeschwiegen. Aber als dieses Stück einmal vier Wochen nicht im Repertoire erschien, da wurde in der ‚N. Fr. Pr.‘ sofort behauptet, der Director sei verwarnt, das Stück verboten worden von seinen ‚clericalen Hintermännern‘. Sofort setzte der Director das Stück wieder an — aber nun wurde es wieder todtgeschwiegen! Andere Blätter halfen sich klüger als die ‚N. Fr. Pr.‘, sie besprachen die erste Aufführung, behaupteten aber, das Stück wäre im Stadttheater seiner freisinnigen Stellen beraubt und stark zusammengestrichen worden. Natürlich war das

— 12 —

nicht wahr. Ich habe den ‚Pfarrer von Kirchfeld' bei der vierten Aufführung gesehen und kein Wort des Textes vermisst, der auf den anderen Wiener Bühnen gesprochen wird. Aber eins war mir bereits nach jener Vorstellung vollkommen klar: man will ein antisemitisches Parteitheater haben, und darum hat man eins. — — «

»Die ‚N. Fr. Pr.', die ihren Lesern vom ersten Tage ab den Spielplan und den Theaterzettel des neuen Theaters vorenthielt,*) brachte seit der ‚Turandot'-Vorstellung, die sie als eine müssige Curiositätshascherei betrachtete, überhaupt keine Besprechung mehr über die classischen Versuche**) der jungen Bühne, und die anderen Blätter beschränkten sich auf wenige Zeilen. Die erstaunliche Thatsache, dass ein junges Wiener Volkstheater sich in kurzer Zeit drei große Dichtungen Grillparzers aneignete und erfolgreich zur Geltung brachte, wurde mit keinem Wort gewürdigt, und der erste Versuch in hundert Jahren, Goethes ‚Iphigenie' auf einer Wiener Volksbühne einzubürgern, blieb fast unbeachtet .... Ueber ‚Moisasurs Zauberfluch' konnte man in Berliner, Münchener, Prager und Grazer Blättern Feuilletons lesen; die Abnehmer unserer liberalen Presse aber haben kaum von dem Erfolg dieser ‚Curiosität' vernommen, die bis heute wohl an die zwanzigmal aufgeführt wurde. Die ‚N. Fr. Pr.' hat sich auch in diesem Fall kostbar benommen. ‚Moisasurs Zauberfluch' wurde am Ende der Zwanziger Jahre in Wien schlecht behandelt, das Stück verschwand. Nach siebzig Jahren kommt ein literarischer Director und appelliert gegen das damalige Urtheil des Wiener Publicums, und siehe, der Appell gelingt, das Werk Raimunds gefällt der heutigen Generation. Was aber thut das genannte Blatt? Es druckt die ungünstigen Kritiken der Zwanziger Jahre über ‚Moisasur' ab und sagt, dass es dabei bleiben müsse. Das Kaiserjubiläums-Stadttheater aber findet laut einer im ‚Fremdenblatt' erschienenen Statistik für die ersten 13 Vorstellungen des Raimund'schen Märchens 19.102 Zuschauer, und das Stück lebt fort im Spielplan. — — — — — — — — — — — — — — — — — «

»Nicht alle neuen Stücke haben gleichmäßig interessiert, aber einige davon gefielen außerordentlich, und sie werden sich dauernd

*) Siehe Nr. 28. Anm. d. Herausgebers.

**) Seit dem in Nr. 28 der ‚Fackel' publicierten Schreiben Müller-Guttenbrunns bringt das Blatt auch kein Referat mehr über Novitäten des Jubiläumstheaters. Anm. d. Herausgebers.

behaupten. ‚Eine Liebesheirat‘ von A. Baumberg, die erste Neuheit des jungen Theaters, wurde von der ‚N. Fr. Pr.‘ geradezu schnöde behandelt. Mit den Worten: ‚Director Müller-Guttenbrunn wird mit dieser Liebesheirat kein Glück haben!‘ schloss der witzige Referent, der jedem Erfolg, den er voraussieht, ein Bein zu stellen bereit ist, seine Kritik, und das Stück wurde richtig der größte Erfolg der vorjährigen Wiener Theatersaison. . . . . . Als das zweite Stück von A. Baumberg: ‚Familie Bollmann‘, zur Aufführung kam, da war die ‚N. Fr. Pr.‘ vorsichtiger. Sie lobte das Stück, weil es jene verlumpten Wiener Kleinbürger schilderte, aus denen angeblich die antisemitische Partei in Wien besteht. Die Kritik aber schloss mit der beiläufigen Frage: Wie wird man die Schuldigen strafen, die der antisemitischen Partei so etwas in ihrem eigenen Hause angethan? Da nichts mehr helfen wollte, griff man zur Denunciation und ‚verzündete‘ den Director bei der Partei! Und mehrere andere liberalen Blätter stimmten in diesen Ton ein! Erst darauf hin sah ich mir das Stück an. Ich fand eine sehr gut geschaute Charakterstudie aus dem Wiener Volksleben, aber nicht die geringsten Anhaltspunkte für eine parteipolitische Auslegung. Muthwillig wurde eine Tendenz ‚gegen die Patrone des Theaters‘ in das Stück gelegt, an die der Autor gar nicht dachte. Aber das war eben die Politik der Herren: Da man dem Theater beim Publikum nicht mehr schaden kann und den erfolgreichen Autor vielleicht schonen wollte, suchte man wenigstens dem Director zu schaden, indem man ihn bei seinen Hausherren verdächtigte . . . . . Wollte der Director durchaus keine judenfeindlichen Stücke spielen, gut, so zieh man seinen talentvollsten Autor feindlicher Absichten gegen die Antisemiten ... —«

»Ein classisches Beispiel für die Verlogenheit der liberalen Blätter lieferten die letzten Tage. Der Theaterverein, der das Kaiserjubiläums-Stadttheater gebaut, nahm eine Anleihe auf zur Deckung einer von den Architekten verschuldeten Ueberschreitung des Kostenvoranschlags für den Bau, und die ‚N. Fr. Pr.‘, die ‚Wiener Allgemeine Zeitung‘ und die Scharf'sche ‚Sonn- und Montagszeitung‘, die unter allen Wiener Blättern das Theater vom ersten Tag an am niedrigsten behandelt haben, sie logen einmüthig, wie auf Commando: das Theater brauche Geld, denn es prosperiere nicht, es sei nur von Freikartenbesitzern besucht. Sie brachten das Kunststück fertig, die einfache, klare Sache so darzustellen, als

ob nicht der Verein, sondern der Director und Pächter zur Fortführung seines Unternehmens ein Anlehen benöthigen würde. Aber was tritt wenige Tage später ein? Der Director erklärt aus freien Stücken, dass er um 6000 Gulden jährlich mehr Pacht bezahle, damit der Verein trotz des aufgenommenen Anlehens in der Lage sei, das Capital der Gründer, wie er es versprochen, mit vier Procent zu verzinsen. Also prosperiert das Theater dennoch?

In Wien wurde schon lange nicht so viel gelacht wie am Tage dieser Enthüllung. — «

Die Aufführung eines Volksstückes, in dem episodistisch ein Wucherer und eine Licitationshyäne in ihrem Walten und Wirken vorgeführt werden, hat jüngst dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Die Theaterkritiker der Blätter, deren volkswirtschaftliche Absichten auf die Erhaltung jener Figuren im Volksleben gerichtet sind, geberdeten sich wie besessen ob ihrer naturgetreuen Darstellung auf der Bühne. Sie glaubten den lange gesuchten »Antisemitismus« endlich gefunden zu haben und ergriffen die Gelegenheit, ihr Publicum vor dem Besuch einer Stätte zu warnen, auf der die hehre Kunst zu parteipolitischen Zwecken missbraucht werde. Die berufsmäßigen Schädiger des Judenthums verlangten, dass es sich wieder einmal in solido beleidigt fühle, weil Wucherer und Licitationshyäne maskenähnlich auftraten. Die alte Methode, die so hübsch Hass und gottgeschlagene Dummheit vereinigt, scheint wieder aufzuleben. Und sie bedachten nicht, wie oft und um wie viel schimpflicher die hehre Kunst der Buchbinder und Bauer von den Stätten des Raimund- und Carltheaters herab die Unantastbarkeit ihres Judenthums missachtet hatte. Wäre nur ein Hundertstel von dem, was in den widerlichen Dialogen von »Adam und Eva«, von der »Dritten Escadron« u. s. w., was unter dem Jubel der Judenschaft allabendlich in Rauchtheatern geleistet wird, je von den Schauspielern des Jubiläumstheaters gewagt worden, längst hätten Protestversammlungen die Schmach dieses oder jenes Jahrhunderts in alle Welt

verkündet, und dem Posaunenschall aus der Fichtegasse hätten Jerichos Coulissen nicht standgehalten. Wahrlich, der seichte Spott auf jüdische Aeußerlichkeiten, den die ausübenden Dramatiker der Wiener Presse ihren Glaubensgenossen im Parket oft genug geboten haben, er hat im Sinne christlichsocialer Propaganda erfolgreicher gewirkt als die tendenziösen Anläufe des angeblichen Parteitheaters, und noch immer hat an Wiener Premièrenabenden der Regisseur Gelegenheit, »im Namen des Autors« den Zuhörern zu danken, — dass sie nicht Antisemiten geworden seien. Jetzt versucht man wieder die Speculation mit veralteten und abgeschmackten Empfindlichkeiten, und die Leute, die sich bisher nicht genug über die aufgeregten Tschechen moquieren konnten, die sich durch den »Böhm in Amerika« beleidigt fühlen, beginnen den im gleichen Stück auftretenden Börsenjobber schmerzvoll auf sich zu beziehen. Es geht wirklich zur Neige mit dem reinen Kunstgenuss, wenn es so weit kommt. dass sich jetzt schon Wucherer durch einen scenisch dargestellten Collegen, Licitationshyänen durch die Licitationshyäne und Herr Otto Frischauer durch beide getroffen fühlt.

Fast könnte solches Treiben auch den unabhängigen Beurtheiler verwirren und ihn veranlassen, mit ehrlichem Tadel, zu dem das neueste Schauspielhaus, wie alle anderen, gewiss Anlass bietet, sparsam zu sein. Aber es wäre ebenso ungerecht, aus den Böswilligkeiten der liberalen Presse, wie aus den thörichten Paroxysmen des ‚Deutschen Volksblatt' auf Programm und Haltung eines so heiß umstrittenen Theaters zu schließen. Dass seine Existenz von den Schwachköpfen in allen Lagern für ihre Zwecke ausgenützt wird, daran, dünkt mich, sind einzig die Schwachköpfe schuld.

* * *

Auf den Abschied des Fräuleins Renard komme ich nicht zurück. Ich halte die Frage, ob zuerst Herr Director Mahler die Dame oder diese Herrn Mahler geküsst hat, für unlösbar. Erwiesen ist, dass in

dem Moment, als Fräulein Renard den Collegen baldige Wiederkehr versprach, Fräulein Schleinzer vom Ballet »Bravo, das is' g'scheidt!« ausgerufen hat. Dies haben auch alle Blätter bestätigt. Was mit den Herren geschehen ist, die vor der Vorstellung zur Garderobe der Künstlerin hinaufstöhnten: »Fräulein, Fräulein, wir haben keine Karten bekommen! Was sollen wir thun?«, weiß ich nicht. In dem allgemeinen Chaos, das nach dem letzten Auftreten der Renard hereinbrach, ist die Spur jener Männer verloren gegangen. »Was sollen wir thun?« Dieser Angstschrei der Wiener Volksseele gellte durch die Nacht und wird durch die Nächte gellen, bis die Vergnügungen des Wiener Nachtlebens nicht mehr bloß im Ausspannen von Zugthieren für eine beliebte Diva bestehen werden.

* * *

Wiener Börsebericht.

Die heutige Börse wurde in freudiger Stimmung eröffnet.

Die über Berlin hier eingetroffene Reuter-Meldung des Inhaltes, dass die Engländer zahlreiche Burendörfer niedergebrannt, die männlichen Einwohner ausgeraubt und sodann niedergemetzelt, deren Frauen vergewaltigt hätten, wurde von der Börse mit einer lebhaften Avance in den Coursen der leitenden Papiere begrüßt.

Von Industriewerten erfuhren unter anderen »Steyrermühl« eine lebhafte Courssteigerung auf die Nachricht, dass der Gewinn aus der Aufhebung des Zeitungsstempels nicht dem Publicum zugute kommen, sondern zur Erhöhung der Dividende verwendet werden solle. Später lustlos auf ein Feuilleton von Hermann Bahr.

Zwölfkinderpapiere (Bodencredit, Nordwestbahn, Staatseisenbahn, Waffen etc.) standen unter dem guten Eindrucke, den die Nachricht von der bevorstehenden günstigen Vermählung einer Tochter Herrn v. Taussigs insbesondere auf die Coulisse übte. Später flauer auf das Bekanntwerden eines aus diesem Anlasse vorbereiteten Bänkels von Julius Bauer. Die Meldung, dass die böhmischen Gewerke den Strikenden die Wasserleitung abgeschnitten und ihren Kranken die Ausfolgung von Medicamenten verweigert hätten, wurde freudig begrüßt und bewirkte eine namhafte Hausse in böhmischen Montanwerten, da man sich von diesen Maßregeln eine baldige Beilegung des Ausstandes versprach.

Kurz vor Börseschluss wirkte die Nachricht von der Demission des Volkstheater-Geiringer verstimmend; dagegen befestigte sich die Tendenz auf das Gerücht, dass der beliebte Hofrath Burckhard von fortschrittlicher Seite als Gemeinderathscandidat aufgestellt werden soll.

— —

Nachschrift. Die Börseleitung gibt den Besuchern der Gallerie bekannt, dass infolge baulicher Adaptierungen die Thüre des Börsensaales, durch welche seinerzeit ein führender Wiener Börsenjournalist hinausgeworfen wurde, eine Zeitlang nicht mehr besichtigt werden kann; dagegen steht die Thüre, durch welche er gleich darauf wieder hereinkam, jederzeit zur Besichtigung offen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schadenfroh. Sie senden mir die letzte Nummer des gewissen Montagblattes, das — eine rühmliche Ausnahme unter den Schmutzfinken im Wiener Blätterwalde — schon öfters meinen Namen genannt hat, und freuen sich, dass mir endlich etwas »nachgewiesen« wurde. Ich habe in Nr. 30 unter den deutschen Schauspielern, die ich schätze und Herrn Kainz vorziehe, auch Einen namens Sauer genannt; dieser Herr, den ich noch dazu als einen jungen Künstler bezeichnete, lebt aber gar nicht mehr, sondern hat vor undenklichen Zeiten in Prag Heldenväter u. dgl. gespielt und ist längst begraben und vergessen. Fatal! Aber nicht für mich, sondern für meinen tapfern Gegner, der mir so flink wie anonym eins am Zeug zu flicken gedachte. Beruhigen Sie sich und ihn. Ich habe nicht den alten Sauer gemeint, sondern wirklich einen jungen, der frisch und gesund am Deutschen Theater in Berlin wirkt und durch Schärfe, Eleganz und Natürlichkeit seiner Darstellung in den letzten Jahren sehr bekannt geworden ist. Dass der vorlaute Montagsbursche von ihm nichts weiß, ist weiter nicht interessant. Aber mich sollte er doch darum nicht anfallen, weil ich den Mann kenne. Der Schmock capriciert sich mit einer Hartnäckigkeit auf den Prager Schauspieler, als ob er ein sogenannter Prager Schmock wäre. Und das sind, wie Sie wissen, die ärgsten.

Dr. B. und zahlreichen anderen freundlichen Lesern der ‚Neuen Freien Presse‘ Dank für die ungalante Mühe, mit der Sie die kleineren Lächerlichkeiten der Dame zutage fördern helfen. Wenn ich consequent sein wollte, hätte ich hier freilich viel nachzuholen. Da war vor einiger Zeit die Nestroy-Geschichte. Holofernes sagt natürlich nicht: »Räumt mir die Schlamperei weg.« Er sagt dies auch nicht »mit Bezug auf die Todten des Schlachtfeldes«. Vielmehr hat Holofernes seine drei Hauptleute im Feldherrnzelt erstochen und ertheilt, weil er Judith empfangen will, den Befehl: »Ramt's

m'r die Todten weg. Ich kann die Schlamperei nicht leiden!« oder, wie's in einer schlechten hochdeutschen Ausgabe heißt: »Laß' aber erst 's Zelt ordentlich zusammenräumen — überall lieg'n Erstochene herum — nur keine Schlamperei!« Diese selbst kann man doch überhaupt nicht wegräumen! — Die ‚Neue Freie Presse' muss ja nicht Nestroy citieren. Thut sie es, dann vermeide sie nach Möglichkeit, aus seinen Worten den ihr geläufigen lapidaren Unsinn zu machen und ihn, der kurz vor Gründung des Blattes starb, listig als ihren Mitarbeiter erscheinen zu lassen. — Ostrau und Karwin waren natürlich ein reiches Revier für Abgeschmacktheiten und stilistische Missgriffe. Der Specialschmock hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Ankunft der milieugierigen Dichter aus Wien und Brünn auf dem Schauplatz des Strikes zu melden. Dass einmal die modernen Dramatiker striken und die Kohlenarbeiter zur Besichtigung des Literaturcafés in Wien eintreffen könnten, ist leider nicht zu erwarten. Dem Geschmack, der die Meldung über die Dichter in Karwin dictiert hat, entspricht das Deutsch, in dem sie abgefasst war. Das »Milieu« wird wie folgt beschrieben: »Ein plötzlicher Wetterbruch hat den Schnee geschmolzen, der nur in schwachen Linien die Hügel der Landschaft und der Aecker umsäumt . . . der fahle Lichtschein spiegelt sich im Schneewasser, das in Tümpeln an den Straßen steht . . .« Die Karwiner Luft ist mit Kohlenstaub geschwärzt, die Straße ist menschenleer und eine große Schar von Kindern treibt sich vor den Häusern herum. Die dampfende Gegend sinkt in tiefes Schwarz der Finsternis, und elektrische Lichter lassen erkennen, dass u. s. w. Am nettesten aber ist der nachstehende Satz: »Die Arbeiterhäuser sind kleine, ebenerdige Ubicationen, die, in langer Reihe aufgeführt, sich zu Gassen schließen, vor denen einige fußbreite Gärten vor jedem Hause sich befinden.« — Anlässlich der Schnee-Misère nörgelt sie, von der Abfuhr sei noch immer nicht viel zu merken, und klagt sieben Zeilen später, beim Ueberschreiten der Ringstraße müsse man oft mehrere Minuten lang warten, bis die Reihe der mit Schnee beladenen Karren vorüber sei. — Eine Nachricht, die in Gelehrtenkreisen lebhaft interpretiert wurde, deren Sinn aber bis heute noch nicht enträthselt ist: »Jena, 6. Februar. Der Chemiker Professor Knorr in Jena lehnte den Ruf nach Freiburg in Baden zum Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Directors der medicinischen Klinik der Universität Halle ab.« — Aus dem Bericht über die Eröffnung der englischen Parlamentssession: »Einige wenige Peers dritten und vierten Ranges bildeten unter den Damen vertheilt die spärliche Staffelei, über welche das zahlreiche Publicum auf der Gallerie neugierige Blicke schweifen ließ. Lautlos gelangte die Verlesung zu Ende . . .« — Der Börsenwöchner beklagt 8000 Leichen von Engländern, die in Capland modern. Eine der üblichen Uebertreibungen dieses Gemüthsmenschen; mindestens 3000 davon spielen in Pretoria Fußball und modern nicht. Dafür heißt der holländische Gesandte in Wien, der der Kundgebung für die Buren

beiwohnte, nicht Jon Kheer van der Hoeven, sondern Jonkheer (Junker), Ritter v. u. s. w. — Im Montag-Abendblatt vom 5. Februar belehrt uns Herr Berthold Frischauer, dass die Deutschen 1870 71 Mitrailleusen hatten. Das haben sie durch 30 Jahre zu verbergen gewusst. Aber ein Frischauer erfährt eben alles. Und er weiß nicht nur in militärischen, sondern auch in den seit der »Affaire« damit untrennbar verknüpften kirchlichen Dingen Bescheid. In seinen Telegrammen über den Process gegen die Assumptionisten hat er's bewiesen. Man nahm bisher an, dass die Assumptionisten sich von der in den Himmel aufgenommenen Jungfrau (assumpta) nennen. Nach Frischauer aber heißen sie zu Deutsch: Auferstehungbrüder, und zwar »weil sie den Zweck verfolgten, die Erhebung gegen die Republik zu organisieren«.

Manchester. Gewiss, Herr Lucian Brunner hat sich beeilt, durch sein Benehmen bei der Strike-Debatte im Gemeinderath meine letzten Bemerkungen über ihn actuell zu machen. Es würde sich wohl verlohnen, von dem anmuthigen Herrn, der im Ausland Geschäfte macht und bei uns den Freiheitsmann spielt, ausführlicher zu sprechen. Das wildeste Treiben hat unsern Gemeinderath bisher nicht tiefer herabgewürdigt als die hämisch-dreiste und protzige Art, in der Herr Brunner den Sequestrationsantrag und die Lage der Kohlenarbeiter besprach. Welchen Quellen diese Opposition entspringt, dafür ist, selbst wenn die Stellung des Herrn Brunner zur Südbahn und zu den Gewerken eine andere wäre, der Ausspruch bezeichnend, den der Mann kürzlich hinter den Coulissen gethan hat: »Dieser Lueger traut sich nicht, mir in die Augen zu sehen.« Warum? »Ja, so einer ist ja doch abhängig. Aber unsereins ist doch ganz anders fundiert!« Und der Großactionär mehrerer Bahnen, der dieses Wort sprach, wird in socialpolitischen Kreisen ernstgenommen und als Demokrat in den Wiener Gemeinderath entsendet!

J. K. Sie irren. Herr Zenker hat den guten Geschmack, nicht mehr Redacteur der ‚N. F. Pr.‘ zu sein. Dass sein Name anlässlich der läppischen Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof noch einmal in Zusammenhang mit dem Blatte genannt wurde, dafür kann ja Herr Z. nicht. Was sollte er übrigens heute noch in der ‚Neuen Freien Presse‘? Für einen ernsten Kritiker unserer communalen Verhältnisse ist dort ebensowenig ein Platz wie auf der Journalistentribüne des Gemeinderathes. Und seine socialpolitischen Kenntnisse konnte der Mann doch bei einem Blatte nicht verwerten, dessen Herausgeber — Herr Bacher — seinerzeit auf die Anregung, ein socialpolitisches Ressort zu schaffen, geantwortet hat: »Für so 'was interessieren sich unsere Leut' nicht. Freilich, wenn die ‚Neue Presse‘ so 'was hätte, möchten sie's lesen. Aber wozu sollen wir ein künstliches Bedürfnis wecken?«

Consul Thalberg. Der § 78 des Deutschen Börsengesetzes vom 22. Juni 1896 lautet: »Wer gewohnheitsmäßig in gewinnsüchtiger

Absicht andere unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinnes zu Börsenspeculationsgeschäften verleitet, welche nicht zu ihrem Gewerbebetriebe gehören, wird mit Gefängnis und zugleich mit Geldstrafe bis zu fünfzehntausend Mark bestraft. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.«

Socius. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mich noch einmal die interessante Nummer der ‚Sonn- und Montagzeitung', die Sie mir im Sommer aus Baden sandten, sehen zu lassen oder mir wenigstens das Datum, das ich vergessen habe, bekanntzugeben.

Obergymnasiast. Sie sind nicht der erste, der im Namen seiner Collegen bei mir über das Treiben des Religionslehrers Adolf Weiß am akademischen Gymnasium Klage führt. Seit zwei Decennien besteht die arge Plage, unter der Eltern und Schüler in gleicher Weise leiden. Ich brauche dem, was in Nr. 13 über die Methode des jüdischen Religionsunterrichtes an den Wiener Gymnasien und speciell über das Benehmen des Herrn Weiß gesagt war, nichts hinzuzufügen. Nun fragen Sie mich aber, wie Sie sich gegen die gröblichsten Insulten schützen sollen. Sehr einfach. Wenn der Director, bei dem Sie sich beschweren, Herrn Weiß nicht zwingt, vor der ganzen Classe Abbitte zu leisten, so möge Ihr Vater ohneweiters die Ehrenbeleidigungsklage überreichen. Vielleicht entschließt sich dann doch einmal das Unterrichtsministerium, dem Skandal ein Ende zu machen oder wenigstens einen Regierungsvertreter in die jüdische Religionsstunde am akademischen Gymnasium zu entsenden.

Redacteur. Und daran ist Ihr Engagement beim ‚Fremdenblatt' gescheitert? Der Chef sagte zu Ihnen, als Sie sich ihm vorstellten: »Sie erhalten soundsoviel Gage und wöchentlich zwei Theaterfreibillets.« Sie fragten: »Und wann werde ich Regierungsrath?« Aber der Chefredacteur konnte Ihnen die dritte Eintrittsbedingung nicht gewährleisten. Sie hätten von Ihrer kleinlichen Forderung abstehen und nicht ein sonst so günstiges Engagement in die Schanze schlagen sollen. Es ist ja wahr, dass es keine Freikarten fürs »Deutsche Volkstheater« gibt, da sich in jeder Wiener Redaction das Recht auf Gratisbezug der bequemen Fauteuils dieses Theaters die Chefredacteure vorbehalten haben. Aber vielleicht hätte man Sie doch schließlich durch den Titel eines Regierungsrathes schadlos gehalten.

Auf zahlreiche Erkundigungen. Der collegiale Lobspender für Herzls »I love you« in der ‚Neuen Freien Presse' war nicht Ludwig Speidel, sondern Herr Wittmann. Speidel hat es, wie man mir mittheilt, ausdrücklich abgelehnt, über das Zeug zu schreiben. Herr Wittmann war noch von den Zeiten »Adam und Evas« her Herrn Herzl Revanche schuldig. Für die productiven Versuche des Musikkritikers Heuberger ist neuestens ein eigener Lobreferent bestellt worden.

Thespiskarrenschieber. Gewiss wären die Leiden der Anfängerin beim Theater besonderer Beachtung würdig. Wie da alles

nach wohlberechneten Chicanen collegial herbeieilt und sich erbötig macht, der jungen Dame die »richtige Auffassung« der Rolle beizubringen. Und nur um ein kleines Verhältnis! Aber zu den Herren der Schöpfung, die sich der Debutantin auch als Herren der Creierung aufdrängen, gesellen sich noch allerlei Revolvermänner und Coulissenschnüffler. Mit so vielem Gesindel auf einmal sich vertragen müssen, ist wahrlich bitter, und ein gutes Wort ist kürzlich aus dem Winkel einer Vorstadtbühne hervorgeseufzt worden: »Man glaubt nicht, wie viel schmutzige Hände sich an meiner Anfängerschaft abwischen möchten!«

»Eine Dame der besten Gesellschaft«. Ich werde mich bemühen, Wesentliches aus der meiner Aufmerksamkeit empfohlenen Sphäre zu erfahren.

Sufficit. Ihre Mittheilungen sind mir stets willkommen.

Jos. St in G. Jederzeit erwünscht.

Artifex. Richtig! Herr Hevesi ist auch für ‚Ver Sacrum‘ thätig.

Herunter mit der Maske! Ihre Anregung ist mir höchst erwünscht; ich habe längst die Absicht, eingehender die Sache zu behandeln. Erfüllen Sie bald den Wunsch, den Ihre Chiffre ausdrückt.

Birualuinus. Besten Dank! Mit Ihrem Wunsche bitte sich an den Verlag zu wenden.

Treuer Leser. Keines.

Auf zahlreiche Anfragen. Welcher Art die »künstlerischen Meinungsverschiedenheiten« waren, die Herrn Geiringer zwangen, sich vom Deutschen Volkstheater zurückzuziehen? Leider bin ich nicht in der Lage, Authentisches hierüber zu sagen. Bloß so viel weiß ich: Die literarischen Absichten Geiringers neigten mehr zur Richtung Schapiras, Hauptcassiers am Deutschen Volkstheater, während Bukovics sich wieder mehr von Bahr beeinflussen ließ. Zwar behaupten manche, es wäre schließlich gelungen, die Richtungen Bahrs und Schapiras zu versöhnen. Aber die unheilvolle Leidenschaft Bahrs für die Classiker hat Herrn Geiringer immer wieder verstimmt. Dazu kam die schwere Enttäuschung, die »Chrysis« brachte. Man hatte sich zugkräftige Nacktheiten versprochen, und bei der Generalprobe vertröstete Geiringer die schon ungeduldigen Vertreter der Presse, indem er jedem einzelnen ins Ohr flüsterte: »Es kommt noch! Es kommt noch!« . . . Aber es kam nicht. Und Geiringer gieng.

Anonyme Anfragen bedauere ich nach wie vor nicht erledigen zu können. Leider macht es mir die Fülle der Zuschriften unmöglich, auch sonst in jedem einzelnen Falle mit Dank oder Antwort zu dienen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


Nr. 32
Wien, Mitte Februar
1900
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck nur mit Angabe der Quelle »DIE FACKEL«

Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	K.	7.—
» » halbjährig, »	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	M.	7.—
» » » » halbjährig, »	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 32 WIEN, MITTE FEBRUAR 1900

Die Kohlengräber in Ostrau und Karwin sind trotzig finstere Gesellen; sie haben keinen Sinn für Faschingsscherze. Ob nun k. k. Minister und Sectionschefs als Engel des socialen Friedens auftreten oder ob ein junger Herr Gutmann den Volksbildner spielt — die Ausstaffierung hat ein rundes Sümmchen gekostet —, sie wissen, hinter der Carnevalsmaske stecken die bestbekannten und bestgehassten Gesichter ihrer alten Gegner, der Verwaltungsbeamtenschaft und der ausbeuterischen Grubenbesitzer. Die Versöhnungskomödie ist durchgefallen. Die Charaktere, die darin vorkommen, taugen nichts; nur der Situationswitz hat zweimal Heiterkeit erweckt.

Zum erstenmal geschah's, als die Regierung die Absicht verkündete, eine Commission zur Berathung der Modalitäten einzuberufen, unter denen Erhebungen über die Lage der Bergarbeiter gepflogen werden sollen. Man erinnerte sich, dass von einem Ausschuss des Arbeitsbeirathes bereits im März 1899 diese Modalitäten festgestellt und nach einem Entwurf des Ministerialrathes Zechner zwei Fragebogen ausgearbeitet worden sind.*) Aber die Grubenbesitzer protestierten. Sie waren sich zwar, wie Herr Doctor Caspaar im Arbeitsbeirath versicherte, bewusst, dass »die Erhebungen vielleicht nicht jenes Resultat liefern

---

*) Siehe Beilage 1 und 2 des Protokolls der dritten Sitzung des Arbeitsbeirathes am 20. März 1899.

würden, welches im Interesse der Bergbaubesitzer zutage gefördert werden soll«. Aber sie wollten zumindest jene Erhebungen nicht in solcher Weise gepflogen sehen, dass die Arbeiterschaft auf sie die »Hoffnung setze, dass durch dieselben ihre von den socialdemokratischen Führern formulierten Forderungen zur Anerkennung gelangen, oder wenigstens der Erfüllung näher kommen werden«.*) Und deshalb ward über die Modalitäten der Erhebungen gestritten, bis der wackere Graf Clary anfangs November 1899 der Sache ein Ende machte. Die Ministerien Clary und Wittek waren Uebergangsregierungen. Das definitive Ministerium Koerber knüpft hier wie überall an die Leistungen des Cabinets Thun an. Anfangs März kann der Streit um die Modalitäten der Erhebungen wieder beginnen.

Als die Einigungsamtskomödie bis zur Abgabe der ersten Erklärung der Regierung gediehen war, erweckte der kräftige Ton, in dem diese gesprochen ward, einige verschlafene und gelangweilte Zuschauer. Sie erhoben sich vorzeitig, meinten, das Spiel sei zu Ende, und weil das Stück von hohen Herren verfasst war, klatschten sie lebhaft Beifall. Sie wurden rasch enttäuscht: der zweite Act begann. Auch er erreichte seinen Höhepunkt in einer Regierungserklärung. Das Ministerium wird eine Gesetzesvorlage über die Verkürzung der Arbeitszeit im Bergbau einbringen. Der Worte Sinn ist dunkel. Umso stärker ist die Spannung, mit der wir dem dritten Act entgegensehen, der nächster Tage im Reichsrathe spielen wird.

Wir wissen, die thatsächliche Arbeitszeit in Ostrau - Karwin ist kürzer als die Maximalzeit, die gegenwärtig gesetzlich festgelegt ist. Wird die vorzuschlagende Verkürzung unter das Niveau der that-

*) Siehe die Erklärung der Delegierten des Centralvereins der Bergwerksbesitzer in der Conferenz vom 17. April 1899, abgedruckt in »Die Gewerkschaft« Band 1, Nr. 16.

sächlichen Arbeitszeit herabgehen? Und was wird die schließliche Lösung sein?

Jetzt befinden wir uns in der größeren Pause, die, wie üblich, dem zweiten Acte folgt. Inzwischen tauschen die Zuschauer im Foyer ihre Meinungen über Ausgang und Erfolg des Stückes aus. Man weiß, bei solchen Gelegenheiten werden die größten Dummheiten gesagt. Ein Herr aus Prag zum Beispiel hat behauptet, logischerweise müsse schließlich die Unternehmerschaft siegen, denn ein Sieg der Arbeiter würde die Industrie und dadurch die Arbeiter selbst schädigen. Und der Herr war so überzeugt davon, dass dies ein ungemein geistreicher Einfall sei, dass er ihn nicht bloß seinen nächsten Bekannten mittheilte, sondern ihn, als er dem Kaiser auf dem Ball der Industriellen vorgestellt ward, wiederholte. Der erste Gentleman des Reiches war zu höflich, um darauf: Sie Dummkopf! zu erwidern. Er antwortete bloß: Ist das Ihre Meinung?

*

Die Sammelgelder für die Strikenden fließen spärlich. Und doch treibt die bittere Noth manchen bereits zum Verkauf des letzten Gewandes. Harmonische Geister wissen, wie allen Uebeln, auch diesem eine tröstliche Seite abzugewinnen. Die Trödler und Herr Franz Adamus, die die Kleider aufkaufen, machen dabei ein gutes Geschäft. Und die Wiener Kohlenactionäre werden demnächst bei der Première von »Familie Wawroch« zum erstenmal in ihrem Leben Kohlengräber zu Gesicht bekommen. In echten Costümen! Der Reinertrag der Vorstellung aber soll der »Concordia« zufallen, weil sie's ebenso gut wie Herr Adamus und die Kohlenactionäre mit den Arbeitern meint.



DIE DEMONSTRATION AN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE.

Die ‚Neue Freie Presse' vom 15. Februar brachte nachstehende Notiz:

[Ovation für Hofrath Professor v. Perger.] Gestern vormittags fand an der technischen Hochschule eine große Ovation zu Ehren des allgemein beliebten Professors Herrn Hofrathes Hugo R. v. Perger statt. Herr stud. chem. Gustav Koller übermittelte dem verehrten Lehrer den Ausdruck der größten Sympathie und der Liebe nicht nur der Schüler des Gelehrten, sondern der Technikerschaft überhaupt. In warmen Worten dankte Hofrath v. Perger für die ihn so mächtig ergreifende Manifestation in längerer, oft von stürmischem Beifalle unterbrochener Rede und versicherte, dass ihn die so herzlich kundgegebene Verehrung der Studenten mit der lebhaftesten Genugthuung erfülle. Er sei stets ein Freund der Studentenschaft gewesen, habe stets deren Wohl vor Augen gehabt und werde es auch in Zukunft so halten. Stürmischer Beifall folgte den eindrucksvollen, herzlichen Worten.

Die neugierigen Leser hätten am liebsten gleich auch erfahren, welchem Anlasse der allgemein beliebte Herr v. Perger die so mächtig ergreifende Manifestation zu verdanken hatte und wofür der stürmische Beifall und die so herzlich kundgegebene Verehrung ihm eine »Genugthuung« sein sollte. Wenn man nämlich erzählt, dass Herr v. Perger plötzlich lebhafte Genugthuung empfunden hat, so ist das ja ohne Frage sehr interessant; aber kein Mensch wird behaupten wollen, dass die Erzählung vollständig ist, und jeder wird vielmehr fragen: Wofür wurde Genugthuung empfunden, wofür wurde sie geboten? Die ‚Neue Freie Presse' hat da ihren Lesern wieder einmal einen schlimmen Streich gespielt und sie förmlich darauf angewiesen, sich aus den anderen Blättern die Kenntnis der Ursachen des Ereignisses, das sie beschreibt, zu verschaffen. Aus diesen anderen Blättern erfuhren sie dann, dass die Ursache in einem Artikel der ‚Fackel'

Nr. 31 zu suchen ist, und dass die bewusste Genugthuung des Herrn v. Perger einem Angriffe der ‚Fackel‘ auf dem Fuße folgte. Die ‚Neue Freie Presse‘ hat mit den unvollständigen Meldungen kein Glück, da sie nur die Neugierde ihrer Leser, die sie ja doch nicht befriedigen will, steigert. Sie wird also wieder zur Taktik des vollständigen Todtschweigens zurückkehren müssen, die sie ja öfter schon mit Erfolg angewendet hat. Wie übel hätte es zum Beispiel ausgesehen, wenn das Blatt zu einer Zeit, da ich noch nicht Demonstrationsobject an der technischen Hochschule war, vielmehr bloß überfallen wurde, folgende Nachricht in die Welt gesetzt hätte:

[Rencontre.] Gestern nachts verursachte ein peinlicher Vorfall in einem der elegantesten Cafés der Inneren Stadt großes Aufsehen. Der anwesenden Gäste bemächtigte sich lebhafte Erregung, und einer gab der Versicherung Ausdruck, dass der Vorfall die meisten Wiener Schriftsteller mit lebhaftester Genugthuung erfüllen werde. Die Sache dürfte ein gerichtliches Nachspiel haben. Ueber die interessante Verhandlung werden wir seinerzeit nicht berichten.

Auch in diesem Falle hätte der Leser mit erhöhter Spannung nach den anderen Blättern gegriffen, die, vielleicht mit gehässigem Commentar, aber immerhin als pflichtbewusste Diener der Oeffentlichkeit alle Details der Begebenheit berichteten. Gehässigkeit und Pflichtbewusstsein haben sie auch im jüngsten Falle wieder bethätigt. Deutschnationale, clericale und liberale Berichterstatter schildern die Demonstration an der Technik und versichern, dass die Ursache ein »Pamphlet«, ein »Pasquill«, ein »Schmähartikel in einem ab und zu erscheinenden jüdischen Localblättchen«, ein »gemeiner Angriff eines hiesigen Wochenblättchens« u. dgl. war. Ich will mir diese rührende Solidarität, die sonst entzweite Parteikulis gegen die Existenz der ‚Fackel‘ bethätigen, nicht zu Herzen nehmen und bloß an der Hand eines der vielen Tendenzberichte, jenes der ‚Ostdeutschen Rundschau‘, die Angelegenheit besprechen. Es fällt mir

nicht ein, Herrn K. H. Wolf, dessen publicistische Anständigkeit ich nie bezweifelt habe, für alle Unsauberkeiten, die in sein Blatt gerathen, verantwortlich zu machen. Aber ich muss es mindestens als Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge bezeichnen, dass in der ‚Ostdeutschen Rundschau' vom 14. Februar unter der Rubrik »Von deutschen Hochschulen« eine Notiz erscheinen konnte, die in ihren wesentlichen Theilen also lautet: »In der letzten Nummer eines periodisch erscheinenden Blättchens befand sich ein niedriger Artikel in demselben gegen Hofrath Dr. H. R. v. Perger und seinen Ingenieur Dr. Karl Oettinger. Es konnte nun nicht Aufgabe der deutschen Hörer sein, den niedrigen Artikel, der wie ein semitischer Wuthausbruch darüber, dass die Lehrkanzel noch nicht von jüdischen Leuchten der Wissenschaft geleitet wird, aussieht, zu widerlegen . .« » . . . stürmische Heil Perger- und Heil Oettinger-Rufe erschollen. Stud. chem. Koller sprach hierauf die tiefste Entrüstung der ganzen deutschen Technikerschaft über den niedrigen Artikel aus und erklärte, dass sowohl die Hörerschaft wie die Hochschule sich glücklich schätzen könne, eine solche Kraft wie Hofrath v. Perger zu besitzen. Hofrath v. Perger dankte gerührt, indem er darauf hinwies, dass er diese Ovation als einen neuerlichen Beweis u. s. w., u. s. w., und dass mit diesem Anhang, mit dieser Macht er auch einem offenen und nicht nur einem im Finstern kriechenden Gegner gegenübertreten würde. Im übrigen glaube er, dass dieser niedrige Artikel es nicht verlohne, von der Studentenschaft weiter beachtet zu werden.« » . . . . erbrausten abermals endlose Heilrufe, worauf die Hörer anderer Fachschulen den Hörsaal verließen und die Vorlesung ihren gewöhnlichen Verlauf nahm. Um 10 Uhr bereiteten die Praktikanten im Laboratorium Perger ihrem so beliebten Assistenten, Herrn Dr. Karl Oettinger, eine herzliche Ovation u. s. w., u. s. w.«

In diesem Bericht, der mehr deutsche Gesinnung als deutschen Stil verräth, fesselte mich zunächst die schlichte Erklärung, dass der Artikel der ‚Fackel‘ gegen die Zustände an der technischen Hochschule eigentlich nichts sei als ein semitischer Wuthausbruch darüber, dass die Lehrkanzel noch nicht mit einer jüdischen Leuchte der Wissenschaft besetzt sei. Die aufmerksamsten Leser der ‚Fackel‘ erinnern sich nicht, bisher semitische Wuthanfälle an diesem Blatte wahrgenommen zu haben, und konnten oft genug — anerkennend oder bedauernd — bemerken, wie der Herausgeber auch in jenen Fragen, die fern dem Presskampfe liegen, in allen Angelegenheiten der öffentlichen Corruption, ja selbst zur Zeit der Dreyfus-Affaire eine Haltung eingenommen hat, der man die Verzweiflung darüber, dass die jüdischen Interessen nicht entsprechend berücksichtigt werden, nur schwer anmerken konnte. Der Bericht der ‚Ostdeutschen Rundschau‘ ließ mich aber nicht nur das Unverständnis einer verbohrten Parteipresse erkennen, sondern leider auch das viel traurigere Missverständnis, dem die demonstrierenden Akademiker zum Opfer gefallen sind. Immer wieder zeigt es sich, wie in diesem ohne Frage schon etwas versulzten Oesterreich jedes Ding zur Parteiangelegenheit gemacht wird, — selbst die Unfähigkeit eines Chemikers. Weder mein Gewährsmann, ein tüchtiger, wissensreicher und von semitischen Wuthausbrüchen freier Fachgelehrter, noch ich hatten auch nur einen Moment daran gedacht, dass die Unfähigkeit des Herrn v. Perger eine specifisch deutschnationale ist. Unsere Absicht war bloß, in völlig vorurtheilsloser, sachlicher Weise die Uebelstände aufzudecken, die die chemische Wissenschaft in Oesterreich zum Gespött des Auslandes, vor allem Deutschlands, machen, und jene Personen zu bezeichnen, die durch ihre Verzopftheit und durch den Terrorismus ihrer Impotenz die Stagnation auf diesem Gebiete bewirkt haben. Nun stellt es sich heraus, dass Herr v. Perger ein Deutschnationaler

ist, und deutschnationale Studenten verübeln es mir, dass ich in Dingen der Wissenschaft über die Grenze geschielt habe. Und welcher Art ist die Abwehr, die man meinem frevlerischen Beginnen zutheil werden lässt? Wäre in Deutschland, in München, ein A. v. Baeyer in ähnlicher Weise angegriffen worden, wie hier Herr Perger, so hätte sich wahrscheinlich ein Schüler des Mannes erhoben und im Namen der gesammten Hörerschaft gesagt: »Ein ebenso übelwollender wie unwissender Journalist hat Sie, hochverehrter Herr Geheimrath, und Ihr Ansehen verunglimpft. Das vermag Ihrer Bedeutung keinen Abbruch zu thun. Denn jeder, der nur in irgendeiner Beziehung zur Chemie steht, weiß, dass Sie der Entdecker der herrlichen Eosine sind, der Entdecker des Cöruleins. Sie haben als der erste den König der Farbstoffe, den Indigo, dargestellt. Und dieser künstliche Indigo ruft vor unsern Augen eine Umwälzung in der Industrie hervor, die nur jener zu vergleichen ist, die sich vor dreißig Jahren durch das künstliche Alizarin, das aus Ihrem Laboratorium hervorgieng, vollzogen hat. Dreiviertel alles dessen, was sich in Deutschland Chemiker nennt, rühmt sich mit Stolz, Ihr Schüler zu sein«. So etwa hätte ein reichsdeutscher College jenes Wiener stud. chem. Koller gesprochen, der jüngst Herrn v. Perger im Namen der Wiener Technikerschaft über die Angriffe der ‚Fackel' zu trösten versuchte. Seine Ansprache lautete wesentlich anders. Denn trotz lebhaftem Bemühen konnte weder er, noch irgendeiner seiner Collegen dem vielgeliebten Lehrer auch nur e i n e Entdeckung nachrühmen, eine einzige Bereicherung der chemischen Wissenschaft anführen, die ihm oder einem seiner Schüler zu danken wäre. Sie mögen es Herrn v. Perger hoch anrechnen, dass er in gerechter Erkenntnis seiner eigenen Wissensgrenzen ein nachsichtiger Prüfer ist; sie mögen auch dem Hofrath eine stramme deutschnationale Gesinnung nachrühmen, so lange es ihnen nicht bekannt ist, dass er als Präses

des Congresses für angewandte Chemie 1898 zu Ehrenpräsidenten für jeden Tag je einen Minister des Cabinets Thun, auch Herrn Kaizl, vorgeschlagen hat und dass diese Liebedienerei und Vergewaltigung einer Versammlung von der Mehrzahl der Congressmitglieder mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken beurtheilt wurde.

Wie sehr es Erwägungen rein wissenschaftlicher Art waren, die die Demonstration bewirkten, geht schon daraus hervor, dass, als sich die Hunderte von Demonstranten der anderen Fachschulen, die mit Perger in keinerlei Berührung kommen, entfernt hatten, ganze zehn Mann im Hörsaale zurückblieben; die — vielleicht gleichfalls demonstrative — Abwesenheit der weiteren fünfundzwanzig Schüler des allbeliebten Lehrers hat sich empfindlich genug bemerkbar gemacht. Jene zehn Chemiker freilich werden sich erst nach Vollendung des Studiums an der Wiener Technik zu meiner Ansicht bekehren. Man frage bei verschiedenen Absolventen an und trachte in Erfahrung zu bringen, ob es je einem gelungen ist, nach wiederholten Versuchen ein Thema von Perger zu erhalten oder ob je eine Arbeit unter ihm zu Ende geführt wurde. Die deutschnationale Parteisympathie kann nicht so weit gehen, dass Pergers Schüler nicht wiederholt bemerkt haben sollten, wie der allbeliebte Lehrer z. B. seine Vorlesungen über die Technologie des Zuckers Wort für Wort aus dem bekannten Lehrbuche von Lintner sammt Druckfehlern herausliest; sie haben es sogar selbst häufig, wie ich weiß, an der Hand des Lehrbuches lachend controliert und rühmen ihm selbst jene Weitsichtigkeit nach, — die es ihm gestattet, bei seinen Vorlesungen zwei Meter entfernt von seinem Pult zu stehen.

»Es konnte nicht Aufgabe der deutschen Hörer sein, den niedrigen Artikel zu widerlegen.« Freilich, es konnte nicht; denn das wäre zu schwer gewesen. Wie sollte z. B. die Erwähnung der Blamagen am Naturforschercongress widerlegt werden? Sie lässt sich

vortrefflich belegen. Herr Perger toastete auf den »berühmten Entdecker der Constitution der Triphenylmethanfarbstoffe, der in unserer Mitte weilt, Herrn Geh. R. Emil Fischer.« Nun ist jedem chemischen Kinde bekannt, dass die historische Bedeutung Emil Fischers in der Synthese des Zuckers liegt. Unter peinlicher Stille erhob sich lächelnd E. Fischer und sagte, er müsse »dankend ablehnen, aber er werde Pergers freundliche Gesinnungen seinem leider nicht anwesenden Vetter Otto Fischer ausrichten«. Tableau! Perger war wüthend und ließ E. Fischer contrahieren, der natürlich wieder lächelnd ablehnte. Geknickt — so erzählt die Legende, die sich längst der Perger'schen Unwissenheit bemächtigt hat — habe er sich sodann in der Nähe von Prof. Königs aus München niedergelassen, dem er Elogen über »sein vorzügliches Buch über die Nahrungs- und Genussmittel« sagte. Nun ist wieder jedem chemischen Kinde bekannt, dass Königs und der verstorbene Weidel die bedeutendsten Forscher im Gebiete des Pyridins sind; das Buch über die Nahrungs- und Genussmittel ist aber von König und nicht von Königs .... An unzähligen Fällen ließe sich auch der Terrorismus, den Perger übt, nachweisen. In Fachkreisen verfolgt man die Carrièren, die tüchtige technische Chemiker, die seine Unduldsamkeit und Eifersucht abstieß, machen, und mein Gewährsmann, der Pergers Einfluss kennt, bittet mich, den Namen des Mannes nicht zu nennen, der von unserm Hofrath lange Zeit nur aus dem Grunde chicaniert wurde, weil er eine anerkannte Autorität in Fragen der Färberei ist.

Noch ein Moment, das heiterste, muss ich erwähnen: Die ‚Ostdeutsche Rundschau' meldet, dass der niedrige Artikel gegen Hofrath v. Perger und seinen Assistenten Ingenieur Dr. Karl Oettinger gerichtet war, dass im Hörsaale auch stürmische »Heil Oettinger«-Rufe erschollen, und dass dem so beliebten Dr. Karl Oettinger auch noch im Laboratorium eine herzliche Ovation bereitet wurde. Ja, wer ist denn, so

fragte ich mich bei der Lectüre des Berichtes, dieser Dr. Karl Oettinger? Wofür sollte denn diesem eine »Genugthuung« verschafft werden? Ich las meinen niedrigen Artikel wiederholt durch und konnte beim besten Willen den Namen Oettinger, einen Angriff auf ihn, nicht entdecken. Aber da — halt — was war das? Da stand auf Seite 18 nach einer allgemeinen Besprechung der Zustände an unserer Technik, an der die jungen Leute nur vorwärts kommen können, »wenn sie in die Fußstapfen traditioneller Unfruchtbarkeit treten«, der Satz: »Ich prognosticiere dem Unfähigsten der derzeitigen Assistenten an der Wiener Technik eine baldige, eigens für ihn systemisierte Adjunctur. . . « Der Unfähigste hat sich gemeldet. Mehrere hundert technische Hochschüler haben ihn erkannt, einstimmig erklärt, dass Herr Dr. Karl Oettinger der Unfähigste sei und ihn dafür durch eine erhebende Ovation entschädigt. Das ist die merkwürdige Wirkung meiner ganz allgemein gehaltenen Prognose. Ich hatte von Herrn Oettinger bis dahin keine Ahnung, erkundigte mich nunmehr bei meinem Gewährsmann und erfuhr, dass die technischen Studenten nicht übel gerathen hatten. Oettinger werde von Herrn Perger wegen seiner Congenialität thatsächlich poussiert; er sei allerdings ein vorzüglicher Glasbläser, aber seine Fähigkeiten auf dem Gebiete der chemischen Wissenschaft würden noch vielfach bestritten. Ein zweiter Assistent, Dr. Clauser, den sich Herr Perger neuestens für Entdeckungen »hält«, sei ungleich tüchtiger.

Wie ich höre, plant auch der österreichische Chemikerverein, dessen Präsident Herr v. Perger ist, eine solenne Kundgebung. Für diesen Fall bitte ich wieder um energische Abwehr meiner Angriffe, — aber vielleicht in Form der Aufzählung aller Verdienste, die sich Herr v. Perger um die chemische Wissenschaft erworben hat.

* * *

Von den zahlreichen Zuschriften, die ich in Sachen Perger erhalten habe, sei die nachstehende publiciert:

Einige Tagesblätter berichten, dass an der technischen Hochschule in Wien eine Studentendemonstration zu Gunsten des Hofrathes Professor Dr. Hugo v. Perger infolge eines Artikels stattgefunden hat, den ein »kleines Schmähblättchen« veröffentlichte. Diese schon öfter gebrauchte Umschreibung für die ‚Fackel' reiht sich würdig an das Stillschweigen jener Zeitungen an, die das Ereignis wegen der bestgehassten Demonstrationsurheberin überhaupt verschwinden ließen. Die Demonstration der Hörer der Technik gereicht ihnen als Schülern, die ihrem Professor anhängen, zur vollen Ehre; nicht minder ist sie aber ein Zeugnis für das noch unreife Urtheil eines großen Theiles der chemisch-technischen Jugend. Ruhig denkende Beurtheiler aus wissenschaftlichen Kreisen — und diese Thatsache lässt sich nicht wegdemonstrieren — wissen eben, dass seit jeher der naturwissenschaftliche Unterricht an der Technik im allgemeinen dem an der Universität nachgestanden ist, und dass überhaupt die technische Hochschule in Wien den modernen Anforderungen, die an sie gestellt werden müssen, derzeit nicht entspricht, — namentlich dann, wenn die reichsdeutschen Musterinstitute zum Vergleich herangezogen werden. Der Höhepunkt der Wirksamkeit unserer Hochschule ist schon lange überschritten: die Zeit, in der die beiden Winkler, Ferstel, Lützow, Hochstetter, Hlasiwetz und Weselsky wirkten, die als selbständige Geister und als Forscher den Ruhm der Wiener Technik über die Grenzen Oesterreichs trugen, ist gewesen. Hochstetter und Hlasiwetz, auf naturwissenschaftlichem Gebiet zwei Capacitäten ersten Ranges, machten es vergessen, dass neben ihnen Caricaturen wie J. J. Pohl, der noch die Formel des Wassers HO schrieb, wichtige Lehrkanzeln innehatten. Ebenso zweifellos ist es, dass — mit Ausnahme der Specialkanzel für Elektrotechnik — der Unterricht der Physik und Naturgeschichte an der Technik keinen Vergleich mit dem an der Universität aushalten konnte und auch heute noch keinen Vergleich aushält. Wir brauchen nur für die Richtigkeit dieser Behauptung die Namen der Universitätsphysiker Stefan, Lohschmidt, Lang, Boltzmann anzuführen, die trotz den knauserig zugemessenen, oft ganz unzulänglichen Hilfsmitteln Großes geleistet haben, respective noch leisten, während die parallelen

Leistungen an der Technik kaum nennenswert sind. Im Interesse der Technik wäre es daher zu wünschen, dass an dieser künftig auch diejenigen Wissenschaften, die sie mit der Universität gemein hat, durch gediegene Kräfte jene Pflege finden würden, die einer Hochschule angemessen ist. Die Industrie und die chemischen Gewerbe wenden sich immer mehr bezüglich wissenschaftlicher und technischer Gutachten von der Hochschule ab und dem technologischen Gewerbemuseum zu, wo sie rasch und billig Rathschläge und Hilfe finden, wiewohl diese Anstalt nur eine fachliche Mittelschule genannt werden kann. Dadurch verliert aber die chemisch-technische Abtheilung der Technik den so wichtigen Contact mit der Praxis, und wenn sie noch überdies wissenschaftlich auch nicht vollgiltig ist, so ist gewiss kein Anlass vorhanden, für derartige Zustände zu demonstrieren.

Ihr ergebener

Professor V. L.

* * *

Klinik Schrötter.

In medicinischen Universitätskreisen wird in den letzten Tagen wieder ziemlich lebhaft über die Familie Schrötter discutiert, und der Laie mag sich wundern, dass seit vielen Jahren von allen Facultäts-Familien just diese immer wieder den Gesprächsstoff in medicinischen Kreisen liefert: von der Revolutionszeit her, in der der Vater des jetzigen Hofrathes Schrötter eine Arbeit über den rothen Phosphor lieferte, bis in die jüngsten Tage, in denen Dr. Hermann v. Schrötter, der Sohn des Hofrathes, sowohl in Tagesblättern, als auch medicinischen Zeitungen viel genannt wird. Wir wollen uns mit der sehr verdienstvollen Entdeckung des amorphen Phosphors, bei dessen Erwähnung die Eingeweihten — und es gibt deren viele — stets wieder den Namen Goldmark in eigenartiger Verbindung mit dem Namen Schrötter auf das Tapet bringen, nicht weiter beschäftigen, obgleich manche Ereignisse der letzten Zeit sich so leichter durch das Gesetz der Vererbung erklären ließen. Es sei hier nur von den Lebenden, von Vater und Sohn, die Rede

Herr Hofrath Professor R. v. Schrötter ist ein auffallend jovialer, gemüthlicher Herr mit wohlwollendem Gesicht, so lautem und so biederem Benehmen, dass er auch in weiteren Kreisen als »der biedere Leopold« bekannt ist. Die Tagesblätter, besonders die ‚Neue Freie Presse‘, erwähnen ihn pünktlich zweimal in der Woche, manchmal auch dreimal, bei passenden, manchmal auch bei unpassenden Gelegenheiten. Wie kommt es nun, dass der Mann, der nach den Berichten der Tagesblätter einer der hervorragendsten internen Kliniker ist, von Aerzten und zahlenden Patienten so ängstlich gemieden wird? Es ist noch nicht lange her, da befasste sich Hofrath — damals noch Professor — v. Schrötter ausschließlich mit Kehlkopfkrankheiten, und er hatte sich auf diesem Gebiete mit vollem Recht einen europäischen Ruf erworben. Als die dritte medicinische Klinik creiert wurde, bemühte sich Schrötter auf das eifrigste, ihr Vorstand zu werden. Verblümt oder weniger verblümt erinnerten ihn seine Collegen daran, dass er sich nie eingehender mit den Organen unterhalb des Zwerchfelles, nie mit den Erkrankungen des Nervensystems befasst habe. Der Herr Professor aber — lüstern nach der internen Praxis — erklärte, das könne er leicht nachholen. Besonders bekannt ist sein Ausspruch: »Was ich in Nervenkrankheiten nicht weiß, lern' ich in acht Tagen.« Dabei ist es auch geblieben, und Hofrath v. Schrötter beherrscht dank seinem ziemlich guten Gedächtnis noch immer das, was ein fleißiger Student in acht Tagen von Nervenerkrankungen erlernen kann. Dafür erfreut er sich einer so beneidenswerten Naivetät gegenüber den modernen Hilfswissenschaften der inneren Medicin, besonders der Mikroskopie, Chemie und Bakteriologie, dass zahlreiche unter den Studenten circulierende Bonmots darthun, wie ungerecht es ist, klinischen Vorlesungen Humor abzusprechen. Wie sehr beneiden die Studenten den Kliniker, der nie das zu lernen nöthig hatte, was bei seinen Collegen Neußer und Nothnagel so eingehend examiniert wird!

Aber nicht diese Wissensdefecte, noch seine durch die auffallende Biederkeit gemilderte, auch in weitesten Kreisen bekannte Rücksichtslosigkeit haben den Hofrath Schrötter bei Aerzten und Studenten so beliebt gemacht, sondern der Umstand, dass er es stets verstanden hat, die unter ihm dienenden, ja die ihm nur bekannten Aerzte auf das äußerste zu seinen Zwecken auszunützen, ohne ihnen je die geringste Gegenleistung zu bieten. Die meisten der ihm unterstehenden Aerzte vermochten nicht einmal nach vielmonatlicher Dienstzeit ein anständiges Zeugnis zu erlangen, das sie, ohne sich zu schämen, vorweisen könnten. Dabei hatte sich doch mancher nothgedrungen — Professor v. Schrötter ist ja der Chef, mit dem er es sich nicht verderben wollte — zur Besorgung von Privatgeschäften hergeben müssen, die ebensogut, wenn auch nicht so billig, ein Dienstmann hätte durchführen können. »Alles für mich und nichts für die anderen«, ist die bekannte Devise des Chefs der dritten medicinischen Universitätsklinik.

Bei dem Umstande, dass der Kliniker v. Schrötter stets nur bestimmte Wissensgebiete cultivierte, war es aufgefallen, dass er plötzlich im vergangenen Jahre den Beruf zum Neurologen in sich entdeckte. Es erschien eine wissenschaftliche, ziemlich exacte Arbeit von ihm über Rückenmarkserkrankungen bei den Caissonarbeitern, die beträchtliches Befremden bei allen Aerzten hervorrief, die da wussten, dass sein Wissensschatz das Wichtigste von zwei bis drei Rückenmarkskrankheiten umfasste. Des Räthsels Lösung wird sich vielleicht später finden; vorerst gilt es, sich mit dem bisher ungebührlich vernachlässigten Sohne, Dr. med. et phil. Hermann v. Schrötter, zu beschäftigen.

Ein sehr geschmeidiger, magerer, nervöser, unendlich süßer Herr, stets präoccupiert und gleich dem vielfach von ihm copierten Vater stets in Eile. Er ist Assistent an der Klinik seines Vaters, wurde es allerdings erst, nachdem die von Papa Schrötter entdeckten

chirurgischen Talente seines Sprösslings von einem so competenten Richter wie Professor Gussenbauer nicht anerkannt worden waren und er zweimal von Professor Schrötter vorgeschlagen war. Der zweite Vorschlag wurde — stricte entgegen den bestehenden gesetzlichen Vorschriften — vom damaligen Unterrichtsminister Latour, einem nahen Verwandten der Familie Schrötter, bestätigt.*) Der Sohn versteht gleich seinem Vater meisterhaft die Ausnützung aller ihm untergebenen Aerzte, ist daher bei Aerzten aller Parteien, Deutschnationalen, Christlichsocialen und Juden gleich gut angeschrieben und hat also — ganz wie sein Vater — kein bestimmtes politisches Programm. Macht seine wissenschaftlichen Arbeiten nie allein, sondern stets in Compagnie. Der junge Forscher ist nun der Held einer höchst merkwürdigen Affaire, wie sie sich in gleicher Weise seit den Tagen des Großvaters Schrötter nicht abgespielt haben dürfte.

Als der Bau der Donaucanalschleuse in Nussdorf durchgeführt wurde, übernahm die medicinische Klinik des Professors Schrötter den ärztlichen Ueberwachungsdienst, da bei solchen Bauten sich häufig eigenartige, bis dahin nicht genau gekannte Erkrankungen unter den beschäftigten Arbeitern einzustellen pflegen. Die

---

*) Siehe Nr. 8 der ‚Fackel‘, Seite 4 und 5: **Der verstorbene** Phytopaläontolog und Professor der Botanik in Graz Constantin Freih. v. Ettingshausen war mit Pauline Schrötter v. Kristelli, des Hofrathes Schrötter Schwester, verheiratet. Der Ehe sind mehrere Kinder entsprossen, von denen Johanna Freiin v. Ettingshausen, geboren den 30. März 1854, am 7. Juli 1881 Normand Mac Leod of Mac Leod, Herrn auf Dunvergan-Castle in Schottland heiratete. Nach dem Tode des schottischen Edelmannes blieb Johanna Witwe, bis sie am 7. November 1897 den damaligen — durch seine verständnisvolle Förderung des österreichischen Kunstlebens mit Recht gerühmten — Sectionschef im Unterrichtsministerium Vincenz Grafen Baillet-Latour ehelichte. Anfangs December desselben Jahres war Graf Latour, der Gemahl der Nichte des Hofrathes Schrötter, — Unterrichtsminister im Cabinet Gautsch. Hofrath Schrötter war mit einem Schlage dem Manne verschwägert, der, wenn auch nur für einige Monate, die Geschicke der österreichischen Universitäten zu leiten und über alle Besetzungsangelegenheiten zu entscheiden hatte . . . .

wissenschaftlichen Untersuchungen waren den Herren Dr. Heller und Dr. Mager anvertraut, denen geraume Zeit später, als die Untersuchungen Neues zu ergeben versprachen, ein Compagnon von Seite des Leiters der Klinik zugesellt wurde. Der Compagnon war selbstverständlich Dr. Hermann Schrötter. Die Arbeit gedieh langsam weiter, die Untersuchungen waren mühsam und konnten nur allmählich abgeschlossen werden. Das hinderte Dr. Hermann v. Schrötter nicht, während seine Kameraden weiter arbeiteten und sich abmühten, an verschiedenen Orten, auf Congressen und wissenschaftlichen Versammlungen Vorträge zu halten, die die gemeinschaftliche Arbeit betrafen. Dass er zumeist vergaß, die Namen der beiden Mitarbeiter zu nennen, war wohl nur Zufallstücke. Im vergangenen Jahre überraschte er die medicinische Welt mit einem Buche: »Die Bergkrankheit.« Es war dies Werk mit etlichen Textveränderungen dem großen gemeinschaftlichen Werke entlehnt; leider hatte der junge Gelehrte in der Eile vergessen, die Namen der beiden Mitarbeiter auf dem Titel des Buches drucken zu lassen.*) Diese Mitarbeiter hatten während ihrer Dienstzeit auf der Klinik Schrötter gelernt, dass die erhabenste Pflicht des Subalternarztes darin besteht, sich widerstandslos ausnützen zu lassen, und erhoben beim Erscheinen des Buches, soweit bekannt, keinen Protest. Durch solchen Erfolg ermuthigt, inscenierte nun Dr. Hermann v. Schrötter eine Expedition in fremdes geistiges Gebiet, die lebhaft an den Einfall Jamesons in die Südafrikanische Republik erinnert. Ein berühmter geistvoller Kliniker hat freilich erklärt, Dr. v. Schrötter sei nach streng wissenschaftlichen Principien vorgegangen. Er habe zuerst, wie es die Schulregel vorschreibt, einen Vorversuch gemacht und dann erst den Versuch. Dr. Hermann

---

*) Dass Herr Schrötter junior so vergesslich ist, habe ich, als ich die Genealogie seiner Familie schrieb, noch nicht gewusst. Die in Nr. 8 auf Seite 5 über die »Bergkrankheit« gemachte Bemerkung erfährt hiemit ihre Correctur.

Schrötter wartete ab, bis alle drei Autoren gemeinschaftlich das fertiggedruckte, sehr umfangreiche Werk in den Correcturen durchgelesen hatten, und dann gieng er daran, die Früchte der gemeinschaftlichen Arbeiten für sich einzuheimsen. Er ließ heimlich, natürlich ohne die Compagnons zu verständigen, ein Titelblatt drucken, auf dem er als Autor figurierte (der Titel lautet: In Gemeinschaft mit Dr. W. Mager und Dr. R. Heller herausgegeben von Dr. H. v. Schrötter), und verfasste eine etwa fünf Seiten lange Vorrede, in der er stets nur das Wort »ich« — das aber sehr häufig — anwendete. Die Vorrede war nur von Dr. v. Schrötter unterzeichnet, der so den Schein erwecken wollte, als hätte er das Werk doch eigentlich allein verfasst. Der Drucker hatte von Herrn Schrötter den Auftrag erhalten, die Correctur des Titelblattes und der Vorrede an den einen der Mitarbeiter, der in Wien lebt, Herrn Dr. Mager, nicht auszufolgen. Unglücklicherweise hatte der »Herausgeber« nicht bedacht, dass dem anderen Mitarbeiter die Correctur nach Salzburg zugesendet werde, und so gelangte glücklicherweise der Plan des »Herausgebers« rechtzeitig zur Kenntnis der beiden »Mitarbeiter«, denen er im Vorwort so warm gedankt hatte. Zum erstenmale hat sich hier die alte Vergesslichkeit des Herrn v. Schrötter gerächt. Die beiden Compagnons, die er durch die Auch-Nennung ihres Namens beschwichtigen zu können glaubte, leiteten sogleich die nothwendigen Schritte ein und, wie es heißt, haben die sie vertretenden Advocaten dem Herausgeber die Beute bereits abgejagt. Rasch folgt ein Ereignis auf das andere. Dr. Hermann v. Schrötter läßt das eine der beiden Opfer wegen des höchst despectierlichen Briefes des Advocaten fordern. Die beiderseitigen Secundanten nehmen in das Beweismaterial Einblick, und Dr. Hermann v. Schrötter zieht die Forderung zurück.

Auf dem confiscierten Titelblatte stand: Aus der dritten medicinischen Universitätsklinik des Professors

Schrötter. Die ungesetzliche Handlung ist also im Einverständnisse mit dem Leiter der Klinik, Hofrath v. Schrötter, erfolgt. Ein solch offener Versuch, eine straffällige Handlung zu begehen, dürfte wohl seit vielen Jahren nicht von öffentlichen Functionären gewagt worden sein. In wissenschaftlichen Kreisen gibt es nur ein Urtheil über die Affaire, mag sie nun weiter vor den Gerichten verfolgt oder durch einen Ausgleich beigelegt werden. — Herrn Unterrichtsminister Hartel wird nachgerühmt, dass er zwar ein Intimus des Hofraths Schrötter, aber doch eifrig bestrebt sei, das Niveau der Wiener Universität zu heben. Wird ihm sein Freund zu rathen wissen, was in diesem Falle zu thun sei? Das Ansehen der medicinischen Facultät verlangt die genaue und unparteiliche Untersuchung der Affaire ohne Schonung von Personen. Die Wiener Universität darf sich nicht damit zufrieden geben, dass ein Schaden rechtzeitig gutgemacht, die Ausführung eines üblen Planes durch Zufall verhindert wurde.



Wahlcampagne.

In circa vier Wochen wird wieder einmal ganz Europa auf uns sehen; wenigstens werden es so im trauten Einklange alle behaupten, die angesichts der verworrenen Lage erhöhte Zeilenhonorare beziehen.

Merkwürdige Dinge gehen allerdings vor; unheimlich wird einem zu Muthe, wie wenn die Todten erwachten. Die liberale Partei steht wieder auf; sie redet sich ein, sie wisse den Wert der Freiheit jetzt am besten zu taxieren, weil sie sie so oft verkauft hat.

Freilich, die Personen haben gewechselt. Der gute Dr. Vogler, der in Thränen ausbrach, als der

ehemalige Kanzleicollege vom bürgermeisterlichen Stuhle herab über ihn die Ausschließung verhängte, hat längst die Führerschaft der liberalen Partei dem wohlbeleibten Sohne der renommierten Firma Kohn & Mittler abtreten müssen, der sich erst durch die vielen Entfernungen aus dem Sitzungssaale eine sichere Position im Gemeinderathe geschaffen hat. Ist bei Herrn Dr. Vogler eigentlich nur mehr sein christliches Religionsbekenntnis allgemein anerkannt, so schätzt man in Herrn Dr. Mittler den genauen Kenner der Psychologie seiner Wähler. Seine pfiffige Taktik ist die folgende: Er versenkt zuerst seine Leute in den Versammlungen durch endlose pseudo-juristische Ausführungen in süßen Schlaf; dann erweckt er sie plötzlich mit der begeistert hinausgeschmetterten erfreulichen Kunde, es sei ihm von competentester Seite versichert worden, dass es mit dem gefürchteten Gegner zu Ende gehe: Die freisinnigen Wähler haben gut geschlafen, nehmen die Hoffnung mit, dass »Er« doch noch einmal zerspringen werde, und geben ihre Stimmen bei der nächsten Wahl nur Herrn Dr. Alfred Mittler.

Neben dem ehrgeizigen Mittler ist auch der Bau- und Logenmeister Donat Zifferer in die erste Reihe gerückt. Er sucht durch genaue Daten über die Cokesgewinnung bei den städtischen Gaswerken die Wählerschaft für den Fortschritt zu gewinnen. Da er seinen Vortrag über die Cokes überall hält und ihn auch von Zeit zu Zeit in der ‚Neuen Freien Presse‘ veröffentlicht, so sieht man ihm schon resigniert entgegen. »Der Mann mit den Cokes ist da«, flüstert einer dem andern ins Ohr, während Herr Zifferer Ziffer auf Ziffer über die Cokesgewinnung bei den städtischen Gaswerken mühsam herbeischleppt . . . . .

Wackere Kämpfer für den Freisinn sind natürlich auch wieder die Herren Noske und Wrabetz; speciell des zweiten Brandreden gegen das allgemeine Wahlrecht wecken — begleitet von dem Beifallsgetöse des den besten Schichten angehörigen Janhagels — eine

geradezu revolutionäre Stimmung. Während jedoch die Noske und Wrabetz nur für den ungestümen Fortschritt zu haben sind, vertreten die um die Gemeinderäthe Allmeder und Matzenauer die ruhig fortschreitende Paralyse.

Hinter all den Kämpfenden steht aber, anfeuernd und begeisternd, ermahnend und tröstend, die markante Gestalt Moriz Benedikts, des Herausgebers der ‚Neuen Freien Presse'. Der Mann kann es noch jetzt nicht fassen, dass der Rückschritt soweit gegangen ist, öffentliche Anstalten zu gründen, die seinem Blatt nicht die geringsten Betheiligungen zukommen lassen, und er bebt in gerechtem Zorn bei dem Gedanken, dass die Reaction in Oesterreich auch fernerhin einen Rückgang in den Pauschalien bedeuten werde . . . . .

In inniger Verbindung mit der liberalen Sippe, durch deren Bekämpfung sie vor wenigen Jahren den Beweis ihrer Existenzberechtigung erbringen wollten, ziehen die Socialpolitiker ins Feld. Ihr commandierender General ist Isidor Singer. Sie wollen Wien vom Schottenring aus erobern; schon haben sie sich einiger Häuser des Rathhausviertels bemächtigt, die Schotten- und die Mölkerbastei im Sturme genommen, und ihre Vortruppen sind bereits in die Teinfaltstrasse siegreich vorgedrungen, ohne Herrn Taussig in seiner Bureau-Thätigkeit auch nur im Geringsten zu stören. Binnen kurzem hoffen sie auch die Freyung zu gewinnen und den Hof zum Anschluss an die Socialdemokratie zu bewegen. Schon haben sie einen Hofrath für sich.

Herr Burckhard ist nämlich der letzte politische Trumpf, den die Herren auszuspielen haben. Nicht der schlechteste! Dass der Mann politische und diplomatische Talente besitzt, hat er zur Genüge dadurch bewiesen, dass er sich bei vollständiger Ignoranz in allen künstlerischen Fragen, trotz der erbitterten Gegnerschaft aller ehrlichen Künstler und Kritiker der Hofbühne, immerhin acht Jahre als Burgtheaterdirector

über Wasser hielt. Freisinnig ist er auch, sonst trüge er keinen Cylinder mit flacher Krämpe und wäre nicht Herrn Julius Bauers Freund. Seine Leute — die Fortschrittlichen im I. Bezirk — kennt er gleichfalls, sonst hätte er nicht kürzlich in einen Artikel der ‚Zeit' über »Giordano Bruno, den Nolaner« geschickt einen Angriff auf Ernst Schneider, den Meidlinger, verwoben. Somit liegt wirklich kein Grund vor, daran zu zweifeln, dass Hofrath Burckhard die Freiheit bis zum letzten Athemzuge vertheidigen werde, wenn nicht gerade eine wichtige Première dazwischen kommt, und jeder Fortschrittsfreund muss den Tag geradezu herbeisehnen, da in der ‚Neuen Presse' also zu lesen sein wird: »Die Gallerie des Ronachersaales war von einem distinguierten Damenpublicum besetzt ..... Langanhaltender Beifall lohnte den feinpointierten Vortrag ..... Zum Schlusse wurde Hofrath Burckhard einstimmig als Candidat der vereinigten fortschrittlichen Parteien nominiert.«

In stolzer Abgeschiedenheit von dem Herdenvolke betritt Lucian Brunner den Plan, ein ausgewachsenes Exemplar jener Gattung, welche Kirchen zerstören möchte, um die Synagogen zu renovieren; Freidenker im Hinblick auf den lästigen Katholicismus, dabei zugleich ein warmer Anwalt des Judenthums, dessen Abtrünnlinge er öffentlich gebrandmarkt sehen möchte. Sehr beliebt bei der Tagespresse, die zwar nicht besonders Brunners Demokratie, aber sehr heiß die Inseratenpauschalien von Brunners Colosseum liebt. Gefürchtet bei den Gegnern, welche die Flucht ergreifen, wenn der neue Staatsmann ihnen eine lange Nase macht oder zuruft: Zerspringen Sie! ....

Und die Wiener Juden? Beinahe möchte man vergessen, dass der Kampf sich ja angeblich um sie dreht. Mein Gott! Sie haben sich mit dem k. k. Antisemitismus des österreichischen Staates abgefunden, der seine Bürger jüdischen Glaubens zwingt, erst gründlichen Unterricht in der katholischen Religion

zu nehmen, bevor er sie zu den Würden eines Auscultanten, Concipisten oder gar Lieutenants gelangen lässt. Sie fühlen sich für solch' kleine Unbill reichlich entschädigt in dem Gedanken, dass Glaubensbrüder, die erfolgreich das Vermögen hoher Herren verwalten, eine Freiheit ihrer Handlungen genießen, in die kein Staatsanwalt eingreifen kann. Der Ausgleich mit dem communalen Antisemitismus erscheint noch viel einfacher. Einige obscure Juden werden geprügelt, einige Lehrer nicht befördert — aber Rothschilds Gewinne aus communalen Geschäften wachsen. Und da Herr Benedikt den Wiener Juden schon seit zwanzig Jahren mit Glück einredet, dass sie kein anderes reales Interesse hätten, als die Bilanz von Witkowitz, so erscheint es nicht als Wunder, wenn sich die Leser der ‚Neuen Freien Presse' unter Luegers Regime sehr wohl fühlen. Schließlich findet der Unparteiische heraus, dass es nur eine antisemitische Tendenzlüge gibt: Die, dass alle Juden gescheite Leute seien .....

Die Parteien sind mit Phrasen gerüstet, der Froschmäusekrieg kann beginnen. Wer feine Instincte hat, kennt schon jetzt das Resultat: Es bleibt alles beim Alten. Und Europa? Wird nicht wenigstens wieder einmal Europa auf uns blicken? Vielleicht. Zwar — es ist jetzt ziemlich beschäftigt. Die Theilung der ostasiatischen Beute, Tommy Atkins Kämpfe mit den Afrikandern und der drohende Streit um die Herrschaft in Indien fesseln seine Aufmerksamkeit. Aber vielleicht will sich Europa einmal ein paar heitere Momente verschaffen, und dann mag es immerhin seinen Blick wenden auf den im großen Dorfe entbrannten großen Kampf, in welchem so unendlich viel gesprochen, so wenig gehandelt und so gar nicht gedacht wird.



Gestionen der Wiener Polizei.

Im Geschäftshause Th. hat sich um Weihnachten vergangenen Jahres der Fall ereignet, dass ein Beamter nach mehrfachen Defraudationen flüchtig wurde. Bis man die Höhe der veruntreuten Gelder bestimmte, vergiengen Wochen, und erst am 20. Jänner entschloss sich die Firma, die Anzeige zu erstatten.

Am 22. Jänner erhielt sie einen Brief ihres ehemaligen Beamten, in welchem er nach einem umfassenden Geständnis für das Geschehene Verzeihung erbittet. Der Brief, der aus Weipert in Nordböhmen adressiert ist, wandert nun sofort zur Polizei, um dieser als Radicalmittel zur Ausforschung des Flüchtigen zu dienen. Täglich erwarten die Betheiligten die Einholung des treulosen Beamten. Man munkelt von ein bis zwei Jahren Zuchthaus, man bedauert den Armen, der nun bald seine schwere Schuld büßen wird, und als am 1. Februar, also zwölf Tage nach erfolgter Anzeige, ein Polizeicommissär im Bureau erscheint, glaubt jeder, dass sich der Unglückliche bereits in den Händen der allgewaltigen österreichischen Hermandad befinde. Ein älterer Beamter wagt es, sich um das Schicksal des Eingefangenen zu erkundigen. Allein mit wichtiger Miene wehrt der Commissär jede Anfrage ab und erkundigt sich in geheimnisvollem Flüstertone, ob der Herr Chef zu sprechen sei. »Der Herr Chef ist leider nicht gegenwärtig, aber wenn Herr Commissär mit dem Procuristen vorlieb nehmen wollen, so bitte sich nur hier hinein bemühen zu wollen.« Der Herr Commissär nimmt vorlieb und bemüht sich zum Procuristen. — Was kann er nur wollen? »Ah, jedenfalls deponiert er das bei dem Eingefangenen noch vorgefundene Geld«, meinte einer der Beamten. Doch schon wird die schreckliche Ungewissheit zerstört, denn da kommt der Procurist mit dem Polizeicommissär selbst, und dieser verlangt — einen Atlas . . . Der Commissär wollte nur nachsehen, wo Weipert in Böhmen liegt. Gleichzeitig erbat er fünf Gulden zur Deckung telegraphischer Vorauslagen . . .

*

Die Polizei unterscheidet drei Kategorien von Personen, mit denen sie sich beschäftigen muss. Defraudanten, deren Aufenthalt zwei Monate nach der That in einem am Thatorte aufliegenden Atlas gesucht wird, Wahlrechtsdemonstranten und Pokerspieler. Gegen die Pokerspieler wird vorläufig noch nicht die berittene

Wache verwendet, sondern nur Herr Obercommissär **Stuckart**, den ein gewisses Sachverständnis und Erfahrung gerade zur Action gegen das Pokerspiel hervorragend befähigen. Herr Stuckart, der alle Schuldigen der Wiener Jours nach und nach vorladen lässt und verwarnt, agnoscirt sie mit staunenswerter Leichtigkeit und man erzählt sich, dass er seine Pflicht seit jeher ernst aufgefasst und schon lange vor der jetzigen Action in vielen Börsensalons dem Pokerspiel als Vertreter der Behörde beigewohnt habe. Immerhin bleibt noch die Frage zu entscheiden, ob die Wiener Polizei nichts Anderes zu thun haben sollte, als Herrn Stuckart zu ein paar mühelosen Erfolgen zu verhelfen, eine müßige Jagd auf Wiener Jourdamen zu veranstalten und die Herren vom Jockeyclub in schuldiger Ehrfurcht vor allzugroßen Verlusten zu bewahren.

Ein Sicherheitswach-Inspectorstellvertreter war kürzlich eines schweren Verbrechens gegen die Sittlichkeit angeklagt. Nach der gegen ihn erhobenen Anklage hatte er Nachts ein Liebespaar angehalten, sich aber damit begnügt, das Mädchen einer weiteren Amtshandlung zu überliefern, in die sich der Begleiter natürlich nicht einmischen durfte. Der Inspectorstellvertreter kam vor die Geschwornen, von denen sechs ihn eines schweren Verbrechens gegen die Sittlichkeit schuldig erkannten; er wurde freigesprochen. Seine Verantwortung, dass er unmittelbar vor der Ernennung zum definitiven Inspector stehe und dass man ihm also eine so schwere Disciplinverletzung **in dieser Zeit** nicht zumuthen könne, hatte Eindruck gemacht.

Zahlreiche Zuschriften, die sich mit diesem Process beschäftigen, beweisen mir, welches Interesse das Publicum den Actionen unserer Polizei jederzeit entgegenbringt. Befragt, was ich zu dem Fall sage, dessen haarsträubende Einzelheiten der Gerichtssaalbericht offenbart hat, gebe ich der Meinung Ausdruck, dass die Vorgesetzten des Angeklagten ihr Urtheil noch nicht gesprochen haben. Ueber das Verdict der Geschwornen — ihr Obmann war der auch von seinen Carltheateraufführungen unliebsam bekannte Baron Haas — ist weiter nichts zu sagen. Aber ich erwarte die ausdrückliche Erklärung der Wiener Polizeidirection, ob sie die Absicht hat, einen Mann, den sechs Geschworne eines schweren Verbrechens gegen die Sittlichkeit schuldig erkannten, von dem Vertrauensamte zu entfernen oder den freigesprochenen Inspectorstellvertreter zum definitiven Inspector zu ernennen.

* * *

Aus Meran wird mir geschrieben:

Wir Pensionsbesitzer in Meran leiden in erster Linie unter der Incoulance der Südbahn. Meran ist von Wien nur mit einem Zug erreichbar. Graz ist mit Rücksicht auf die Abfahrtszeit dieses einen Zuges (circa $^1/_2$3 Uhr nachts) für Meran nicht zu rechnen. Das Salzkammergut, Linz, Böhmen sind nicht zu rechnen, da jeder Zug der Westbahn entweder in Innsbruck oder Wörgl mindestens $3^1/_2$ Stunden, wenn nicht länger, keinen Anschluss an die Südbahn erhält. Daher sind auch Meran und Bozen beinahe nur von Norddeutschen und Bayern besucht, da die Südbahn von Kufstein nach Deutschland für gute Verbindung sorgt und nur aus Angst, dass Leute aus Wien über die Westbahn nach Meran gelangen könnten, die Verbindung dorthin und mittelbar nach Salzburg, Oberösterreich und Böhmen derart verschlechtert, dass Reisende aus, beziehungsweise nach diesen Gegenden kaum sporadisch vorkommen.

Wenn Sie, geehrter Herr Kraus, dies einmal in der ‚Fackel' beleuchten würden, könnten Sie uns umsomehr helfen, als heuer Meran und Bozen wieder sehr schlecht besucht sind und es den Reisenden durch die im Vorjahre erfolgte Kürzung der Giltigkeit der Retourkarten nach Wien auf 30 Tage und Erhöhung der Fahrpreise für die Retourkarte um circa 17 Gulden in der ersten und 13 Gulden in der zweiten Classe ohnehin erschwert ist, von Wien aus Meran zu erreichen. Es sollen zwar gegenwärtig wegen besserer Verbindung mit den übrigen Kronländern seitens der Curvorstehung Schritte gemacht werden. Sie werden aber wohl ebenso vergeblich sein, wie alle bisherigen.

Hochachtungsvoll

Eine Pensionsbesitzerin.

* * *

»Concordia« — Geselliger Abend.

Herr Dr. S. Bloch, Herausgeber der ‚Oesterreichischen Wochenschrift', liefert mir als dankenswerten Beitrag eine Zuschrift auf Grund des § 19, die ich mit größtem Vergnügen veröffentliche, wiewohl sie den gesetzlichen Anforderungen nicht entspricht. Die Berichtigung lautet: »Die Nummer 30 Ihrer Zeitschrift »Die Fackel« enthält auf Seite 26 mehrere Mittheilungen über mich, welche vom Anfang bis Ende auf Unwahrheit beruhen. Seit mehreren Jahren

habe ich keinen Unterhaltungs- oder Geselligkeitsabend der »Concordia« besucht. Es ist darum auch unwahr, dass ich bei irgendeinem »Concordia«-Abend von der Estrade auf die anmuthig bewegte Menge herabgeblickt, unwahr selbstverständlich auch, dass ich an die Graphologin Dolphine Poppée mich angelehnt habe. Es ist unwahr, dass ich je in meinem Leben eine ‚glaubensverwandte Liqueurfabrik durch Zuspruch und Empfehlung' zu fördern versucht, es ist unwahr, dass ich je publicistischer Förderung jüdisch-plutokratischer Interessen mich gewidmet hätte. Im Grunde § 19 des Pressgesetzes werden Sie aufgefordert, vorstehende Berichtigung in gesetzlicher Form und Frist in Ihrem Blatte abzudrucken.«

*

Die Form und Frist, in der ich's thue, ist gesetzlicher als das Ansinnen des Herrn Bloch, das sich aber von den landesüblichen Belästigungen auf Grund des § 19 immerhin durch eine gewisse Lustigkeit unterscheidet. Gesetzlich ist jede Berichtigung, die correct abgefasst ist und Thatsachen widerlegt, die der Redacteur hundertmal aufrecht erhält; die Berichtigungsklage schließt den Wahrheitsbeweis aus. Die Zuschrift des Herrn Bloch entspricht **nicht** den gesetzlichen Anforderungen, weil sie in ihrem letzten Passus nicht die Behauptung einer Thatsache widerlegt, sondern eine Wertschätzung der Thätigkeit des Herrn Bloch bekämpft; ich wäre nicht verpflichtet, ihr in meinem Blatte Raum zu geben. Wahr ist allerdings, dass Herr Bloch seit jeher die jüdischen Interessen mehr compromittiert als gefördert hat, und wahr ist möglicherweise auch, dass sich seine Förderung plutokratischer Interessen auf die liebevolle Verzeichnung freudiger Familienereignisse in Finanzkreisen beschränkt hat. Immerhin könnte ich ihn daran erinnern, dass er unmittelbar nach Absendung seiner Berichtigung in einem Artikel über den Kohlenstrike die Herren Rothschild und Gutmann zu vertheidigen gesucht hat, indem er ihnen in strictem Widerspruch zu den Thatsachen eine nachgiebige Gesinnung imputierte. Die Liqueurfabrik, die der vormalige Abgeordnete auf seinen Visitkarten empfohlen hat, soll allerdings nicht glaubensverwandt gewesen sein. An den »Concordia«-Abenden will mein Gewährsmann ihn wiederholt gesehen und gesprochen haben. Dass dies in der letzten Zeit geschah, wurde nicht behauptet. Wenn sich sogar schon Herr Bloch dagegen verwahrt, einer Veranstaltung der »Concordia« beigewohnt zu haben, so ist dies allerdings für das

Niveau dieses Vereins bezeichnend. Aber dem satirischen Schilderer darf er es darum nicht verwehren, von seiner Gestalt in einem Gruppenbilde künstlerischen Gebrauch zu machen. Es ist ja möglich, dass der Exrabbiner nicht auf die anmuthig bewegte Menge herabgeblickt hat, und sicherlich war sie nicht mehr anmuthig bewegt, als er auf sie herabblickte. Dagegen jedoch, dass er sich an die Graphologin Dolphine Poppée angelehnt hat, hätte ich eigentlich von der Graphologin eine Verwahrung auf Grund des § 19 erwartet.

* *
*

Empfang der »Concordia«.

Die Herren Chiavacci und Steinbach waren dieser Tage beim Kaiser in Audienz; auch Herr Spiegl war nicht fernzuhalten gewesen. Der Kaiser empfieng die Deputation auf das huldvollste und bemerkte dann, nach vorliegenden Meldungen, zu den Herren Chiavacci und Steinbach — offenbar mit einem Seitenblick auf Spiegl —: »Der Verein hat wohl viele Lasten zu tragen.« . . . .

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schadenfroh. Dass es nach mehrmonatlicher Schonzeit der ‚Neuen Freien' wieder gelungen ist, aus ernsten Gelehrten bedenkenlose »Sprachrohrbenützer« zu machen, findet in jedem einzelnen Falle seine leichte Erklärung. Da ist z. B. Hofrath Grünhut. Er hat nur eine alte Zusage erfüllt, die er lange vor dem Appell an die akademischen Kreise (Nr. 26 der ‚Fackel') gegeben hatte. Es war ihm gewiss recht peinlich, und er machte den Versuch, loszukommen, indem er einen anständigen, also unbrauchbaren Artikel schickte, — über das Actienregulativ. Wären die wirtschaftlichen Principien, die er erörtert, seit 30 Jahren in Oesterreich in Geltung, wo wären die Geschäftsfreunde der ‚Neuen Freien Presse', die das Blatt erst zu jener Potenz gemacht haben, der heute selbst ernste Gelehrte nicht widerstehen können! Die ‚Neue Freie' überlegte sich denn auch lange, ob sie den Artikel, hinter dem sie eine boshafte Ironie des Verfassers witterte, bringen könne. Mehrere Wochen lässt sie ihn liegen. Aber die Sehnsucht, endlich wieder einen akademischen Mitarbeiter zu haben, obsiegt. In der äußersten Noth und weil die Leser bereits merken, dass nur mehr minder angesehene Männer, wie der Neurologe Benedikt und der Historiker der Wiener Technik, Herr Fournier, für die ‚Neue Freie Presse' schreiben, entschließt sie sich zu Grünhuts Artikelserie. — Herr Philippovich war nicht zu halten. Wer kann wider den Zug seines Herzens? Dienstag früh sandte er dem Blatte ein Resumé der Discussion über eine Zollunion mit Deutschland, obwohl Dienstag

abends erst diese Discussion abgeschlossen werden sollte, wobei Fachleute ersten Ranges zu Worte kamen. Herr Prof. Philippovich glaubte offenbar von diesen nichts Neues mehr erfahren zu können. Und doch zeigte es sich, dass er, der seit Jahren beständig die Zollunion mit Deutschland empfiehlt, diese Frage in ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten durchaus nicht erfasst hatte.

Paul F. Sie machen mich auf ein Thema aufmerksam, das ich wiederholt schon besprochen habe: die Art, wie unsere Blätter das Publicum an der letzten »freiheitlichen Errungenschaft«, der Aufhebung des Zeitungsstempels, participieren lassen. Immerhin wären Details noch bemerkenswert. Es ist wahr: die Einsteckung des Zeitungsstempelgeldes durch die Herren Herausgeber war seit zwei Jahren die einzige Staatsnothwendigkeit, deren Erkenntnis sich unsere Parlamentarier nicht verschließen konnten. So blind war keiner, dass er nicht voraussehen konnte, die Verbilligung des »geistigen Brotes«, von der so lange gefaselt wurde, werde ausschließlich den geistigen Bäckern zugute kommen. Die ‚Neue Freie Presse' »bietet« ihren Lesern seit etlichen Wochen Montag vormittags eine »Extraausgabe«, die in der Regel einige uninteressante Depeschen des zwei Stunden später erscheinenden Abendblattes vorweg nimmt; auch dort, wo sie sich zu schämen vorgibt, ist sie noch immer schamlos genug. Und jeder Mensch weiß schließlich, dass es sich um nichts als um eine intime Bosheit gegen das Steyrermühlblatt handelt. — Von Blättergründungen ist es längst still geworden. Der ‚Erste Wiener Localanzeiger' dürfte die Aufhebung des Zeitungsstempels nicht lange überleben, und es besteht höchstens die Aussicht, dass ein übelbekannter Berliner Börsenjournalist uns im Frühjahre heimsuchen wird. Aber Herr Leon Leipziger irrt sich, wenn er glaubt, dass in Wien für ihn etwas zu holen ist. Mit Leuten seines Schlages sind wir reichlich gesegnet, und wir verzichten gerne auf das Vergnügen, Frischauer in Berliner Thiergartenviertel-Nuance kennen zu lernen. Aber selbst wenn die Ankunft des Herrn Leipziger in Wien nicht die nächste sichtbare Folge der letzten freiheitlichen Errungenschaft sein sollte, werden wir es bald bedauern, dass wir von unserem Parlament nicht lieber die Befreiung des Zeitungsstempels von der drückenden Last der Presse verlangt haben.

Commercialrath J. Z. Es ist erfreulich, dass die ‚Neue Freie Presse' gerade auch in Ihren Kreisen schon gesunder Verachtung begegnet. Dies beweist mir Ihre Zuschrift, die sich mit der aufdringlichen Ballreportage des Blattes befasst. Mit Recht heben Sie hervor, dass in so ernster Zeit ein großes Blatt über ganz andere Dinge zu schreiben hätte als über die Anzüge der Personen, die auf der »Weißen Redoute« erschienen sind. Besonders abgeschmackt sind jedesmal die »Nachträge«, die der spaltenlange Ballbericht im Gefolge hat. In einer eigenen Notiz wird der aufhorchenden Welt gemeldet, dass auch Frau Lanner auf dem Industriellenball war, und von der Toilette, die Herr Walter Brix — er ist auch Gemeinde-

rath — auf der »Weißen Redoute« trug, bleibt uns kein Detail erspart. Den von der Fürstin Metternich arrangierten Mumienschanz im Sophiensaale hat natürlich auch der unvermeidliche Spiegl arrangiren geholfen. Dies erklärt das Entgegenkommen der Wiener Presse hinlänglich. Dass in dem Veitstanz der Schmöcke, den sie um jede aristokratische Toilette aufführen, auch stilistischer Ungeschmack und Unbildung keine Ruhepause finden, ist weiter nicht auffallend. Am hübschesten war wohl die Versicherung des Ballspecialisten der ‚Neuen Freien', dass Baronin Bourgoing als Lotte Werther erschienen sei, — vielleicht eine naheliegende Verwechslung mit einem weiblichen Mitglied der Familie Werthner.

Journalisten- und Schriftstellerverein »Concordia«. Besten Dank für die Einladung, Ihren Ball zu besuchen. Leider konnte ich ihr nicht Folge leisten. Zu viel Ehre! — Meinen Bericht liefere ich das nächstemal. Das erfreuliche Fernbleiben fast aller Wiener Schauspieler verdient eine besondere Würdigung.

Besucher des Industriellenballs. Wir wollen hoffen, dass mancher Bürger es nicht unterlassen habe, manche Fürstin während des Tanzes in die intimen Details des Lederhandels oder in die Pikanterien der Börsendifferenzgeschäfte einzuweihen, damit wenigstens im Fasching der Respect unserer Aristokratie vor dem Bürgerthum steige.

Verein »Ostarrichi«. Das nenne ich eine originelle Faschingsunterhaltung! Es war eine neue Art der »Redoute«, die unter dem Titel »Max Burckhard-Abend« abgehalten wurde. Nach den Berichten der Zeitungen gab ein sicherer Herr Dominik Mayer »ein interessantes Lebensbild Burckhards und erörterte dessen literarischen Werdegang«. Hierauf wurde aus sämmtlichen Werken des Dichters lustig darauf losrecitiert. Das heitere Spiel auf einer Redoute besteht aus dem »Maskieren« und »Intriguieren«. So haben auch Ihre erfindungsreichen Vereinsgenossen zuerst Herrn Burckhard in der Maske eines Dichters den geistigen Augen der Festtheilnehmer vorgeführt und diese dann so lange mit Recitationen intriguiert, bis sie geglaubt haben, dass Burckhard wirklich ein Dichter sei. Fast jede unternehmende Kammerzofe ist mindestens einmal in ihrem Leben auf der Redoute für eine vornehme Dame gehalten worden.

Jener Schwindlerin, die sich vor einigen Tagen durch die Angabe, dass ich ihr die Erlaubnis ertheilt hätte, einige Bogen rothen Umschlagpapieres der ‚Fackel' zur Anfertigung eines »Costums» im Verlagslocale zu verschaffen wusste, untersage ich ausdrücklich den Gebrauch.

Abonnentin in Gardone. Sie wundern sich, dass die Künstler, die an den »Concordia«-Abenden noch immer mitwirken, so unverschämt gelobt werden? Ja, das ist doch für den Entgang des Honorars das Mindeste!

Emil Sp. Herzlichen Dank! Das Geschichtchen, das Sie mir über einen Wiener Arzt und Universitätsprofessor erzählen, erscheint recht glaubhaft. Ueber Auswucherung der Patienten, über rücksichtslose Ausnützung der Consiliarpraxis ließe sich so manches Capitel schreiben. Und gegenüber gewissen Großkaufleuten der medicinischen Facultät ist der an der Börse studierende Forscher, den Sie schildern, noch eine erquickend harmlose Figur. »Vor einigen Tagen«, schreiben Sie, »kam ein Bekannter aus der Provinz nach Wien, um sich wegen eines langwierigen Leidens ärztlichen Rath zu holen. Als er sich in der Toilette eines zu untersuchenden Patienten befand und der Professor die ersten Fragen bereits gestellt hatte, brachte der Lakai das Abendblatt; der Arzt vertiefte sich, den ausgekleidet daliegenden Patienten ignorierend, in das Studium der Mittagsnotierungen an der Börse. Seine Erwartungen von Credit- oder Minenwerten waren offenbar nicht erfüllt; denn er war nach beendeter Lectüre ein richtiger zerstreuter Gelehrter, brach die Untersuchung recht unvermittelt ab, gab dem Kranken einige Weisungen ganz allgemeiner Natur und entließ ihn gegen Empfangnahme des vollen Honorars. Der so Enttäuschte war gezwungen, einen anderen Arzt zu Rathe zu ziehen.«

Manchester. Das Benehmen des bekannten Schweizer Millionärs Lucian Brunner während der Sequestrationsdebatte im Wiener Gemeinderath sollte nicht ungestraft bleiben. Dr. Kronawetter, der das Malheur hat, mit ihm einer und derselben politischen Gruppe anzugehören, nahm bei der letzten Sitzung des demokratischen Vereines die Gelegenheit wahr, Herrn Brunner ordentlich die Leviten zu lesen und ihm nahezulegen, er möge in Zukunft lieber schweigen, wenn er wieder von einer Sache nichts verstünde. Es ist aber auch ungeheuerlich: Der brave Kronawetter hat, wie ich erfahre, den Antrag auf Sequestrierung der Kohlenwerke ausgearbeitet, und der Mann, der im Wiener Gemeinderath sein nächster Parteigenosse ist, lehnt den Antrag ab und treibt gröblichsten Ulk dazu.

H. Fr. Sie fragen: »Ist die Annahme gerechtfertigt, Sie hätten einen rein persönlichen Grund, die den Lesern der ‚Neuen Freien‘ allsonntäglich aufgetischten Entrefilets von Dörmann und Genossen gänzlich zu ignorieren?« Nein! Ich wollte schon längst über die krampfhafte und nervöse Art, wie das Blatt jetzt neue Literatur machen möchte, schreiben. Man sagt, die ‚Neue Freie Presse‘ wolle sich verjüngen, Graf Clary — wie jeder Ministerpräsident hinterließ auch er ein gutes Mot — meinte einmal im Couloir, sie wolle sich verjüngeln. Ganz unvermittelt lässt sie Thaler und Servaes abwechseln; sie gibt vom Alten und vom Neuen immer das Schlechteste. Ich aber kann nicht hinter allem her sein. Gegen den Sonntagsnovellisten wehrt sich das Publicum schon selbst. Betrübend ist nur wieder die tiefe Unmoral des Blattes. Nicht dass Herr Dörmann dem ungleich originelleren Adolf Loos kürzlich das Schlimmste nachsagte, hat mich erschüttert. Aber dass die ‚Neue Freie Presse‘ einen Schriftsteller,

dessen Essays sie durch Monate ihrem Publicum als erlesene Feiertagslecture bot, nun plötzlich verhöhnen lässt, ist seltsam. Vielleicht kann sie's Herrn Loos nicht verzeihen, dass er kunstgewerbliche Gegenstände als Kunstkritiker besprochen und so durch längere Zeit den Inseratentheil geschädigt hatte.

A. W. in Graz. Wenn ich von »bürgerlichen Blättern« sprach, so meinte ich natürlich unsere Börsenpresse. Dass ‚Ostdeutsche Rundschau', ‚Grazer Tagblatt', Herr Dr. Eisenkolb in Karbitz und nationale Vereine für die deutschvölkischen Strikenden Sammlungen eröffnet haben, ist mir bekannt. Nicht bekannt ist mir, ob ihnen dies die deutschvölkischen Ausbeuter nicht übelnehmen werden.

Architekten K. und vielen anderen Lesern Dank für die freundliche Zustimmung zur Hevesi-Betrachtung.

»Concordia«-Mitglied. Mit Bezug auf die Schilderung in Nr. 24 ersuchen Sie mich um folgende Richtigstellung: Es ist wahr, dass die im »Concordia«-Club aufliegenden Blätter Gratisexemplare sind; — dennoch besteht ein Abonnement, das Subabonnement, in welchem sie noch an Besucher abgegeben werden.

Burgtheater — IV. Gallerie. Wegen der schlechten Beleuchtung des Galleriefoyers und wegen des anderen »Uebelstandes«, dass die beiden besten Stehplätze von den Polizeiagenten »besetzt« sind, denen, wie Sie versichern, jedes Kunstverständnis abgeht, bitte sich an das Inspectorat des Hauses und nicht an mich zu wenden.

Speranza. Daten aus der Praxis bei Concursen erwünscht.

Exportfreund. Ich sehe weiteren Mittheilungen entgegen.

Wilhelm Singer, Chefredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' und Demokrat. Sie hoffen, dass Sie den Ihnen schon von Herrn Banffy für Ihr Lob Ungarns zugesagten Orden demnächst endlich bekommen werden. Der gemeinsame Goluchowski, den Ihr Hymnus auf sein Exposé überzeugt hat, soll jetzt die alte Verpflichtung Banffys übernehmen. Ich sehe die Nothwendigkeit natürlich nicht ein und werde Ihnen das nächstens ausführlicher auseinandersetzen. Für heute nur so viel: Daraus wird nichts!

Anonyme Anfragen bedauere ich nach wie vor nicht erledigen zu können. Leider macht es mir die Fülle der Zuschriften unmöglich, auch sonst in jedem einzelnen Falle mit Dank oder Antwort zu dienen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	K.	7.—
» » halbjährig, »	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	M.	7.—
» » » » halbjährig, »	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, **Poststrasse 11.**

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der **»Fackel«** und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 33 WIEN, ENDE FEBRUAR 1900

Von einem Parlamente, dessen ungeheure Mehrheit die Nothwendigkeit dieses Staates in Frage stellt, fordert jetzt das Ministerium Koerber die Bewilligung der Staatsnothwendigkeiten. Und um diesem Parlamente Arbeitslust einzuflößen, hat sie ein wirtschaftliches Programm aufgestellt, das Allen alles verheißt. Aber die in so kurzer Zeit bereits sprichwörtlich gewordene Ungeschicklichkeit dieser Regierung hat sich auch hier nicht verleugnet. Das Arbeitsprogramm des Herrn v. Koerber erweckt bei allen Volkswirten den lebhaften Wunsch, dass das Haus nichts arbeiten, dass es der Regierung auf den Bahnen, in die sie einzulenken bemüht ist, nicht folgen möge. Denn diese Bahnen sind krumm wie die politischen Wege des Ministeriums. Der geraden Straße über den Predil weicht man ängstlich aus...

Und doch ist es nicht zu leugnen: die Situation im Parlamente ist günstiger als irgendjemand vermuthet hätte. Günstig natürlich nur für die Regierung; und eben deshalb um so ungünstiger für den Staat, dem die Gefahr droht, dass die letzten drei Jahre für seine Entwicklung ungenützt bleiben und abermals ein fauler Friede unter der Bedingung des Fortfrettens geschlossen wird. Es herrscht ein Wettbewerb, Regierungspartei zu werden. Der ganze Kampf im Abgeordnetenhause dreht sich bloß darum, dass die Parteien einander das Regierungsfutter neiden. Schließlich kommt vielleicht doch

die gerühmte Annäherung zustande, und alle werden dichtgedrängt aus der Regierungskrippe fressen.

Consequent ist heute bloß die Haltung der Deutschradicalen. Die Socialdemokratie ist von dem Gedanken hypnotisiert, dass die Regierung ihr einen Erfolg im Kohlenstrike verschaffen werde, und keine Macht der Thatsachen vermag sie ihres Irrthums zu überführen. Ich hatte in der letzten Nummer den Sinn der beiden Erklärungen dargelegt, die Herr d'Elvert im Teschener Einigungsamte abgegeben hat. Im März des Vorjahres waren die Modalitäten der Erhebungen über die Lage der Bergarbeiter festgestellt worden. Die Vertreter der Arbeiterschaft hatten sie gutgeheißen, die Grubenbesitzer hatten protestiert. Wenn jetzt neuerlich über diese Modalitäten verhandelt werden soll, so bedeutet das doch offenbar ein Entgegenkommen, nicht gegenüber den Arbeitern, sondern den Grubenbesitzern gegenüber. Ich hatte auch gezeigt, dass die Regierung zwar eine Verkürzung der gesetzlichen, aber keinerlei Beschränkung der thatsächlichen Arbeitszeit beabsichtige. Das alles haben die Gewerke und ihre Anhängerschaft auch sehr wohl gewusst und darum auch den geringsten Schritt des Entgegenkommens in der Frage der Arbeitszeit unterlassen. Aber unsere Socialpolitiker sind blind. In einem von neun Herren gezeichneten Aufrufe, der mir ins Haus geschickt ward, habe ich mit lebhafter Heiterkeit gelesen, dass die Versprechungen der Regierung »für deren socialpolitische Einsicht sprechen«. Und die ,Arbeiter-Zeitung' hat Tag um Tag sich selbst und ihre Leser glauben machen wollen, dass Koerber und die Seinen noch in diesem Fasching die sociale Frage zu lösen beabsichtigen.

Im Cabinet Koerber sitzt aber ein Mann, dessen schlichter Verstand durch keinerlei politische oder sonstige Erfahrung verdorben ist: der Ackerbauminister v. Giovanelli. Aergerlich über die Unlogik des Geschwätzes von der socialpolitischen Einsicht der Regierung, beschloss er, der ,Fackel' zu Hilfe zu kommen,

und setzte, was ich in Nr. 32 kurz angedeutet hatte, ausführlich auseinander. Doch Herr Giovanelli und mit ihm wohl auch Herr Koerber — denn ohne Einverständnis mit dem Ministerpräsidenten durfte doch der politische Neuling schwerlich eine Erklärung über eine so wichtige Angelegenheit abgeben — bedachten nicht, dass es sich gegenwärtig nicht darum handle, die Absichten der Regierung zu enthüllen, sondern sie zu verschleiern. Diese Unbedachtsamkeit rächte sich denn auch. Die Socialdemokraten, aus ihrem holden Wahn gerissen, tobten. Und zwei Tage schien es, als sollte das Ministerium den Irrthum der Arbeiterschaft mit seinem Leben büßen. Herr v. Koerber hat sich zu helfen gewusst. Da man den Commentar zu den beiden Regierungserklärungen nicht hören will, erklärt er ihn einfach für unrichtig. Allerdings hütet er sich sorgfältig, seinerseits jene Aeußerungen zu commentieren; er beruft sich lediglich auf ihren Text. Den mag jetzt ein jeder, der reinen Herzens und guten Willens ist, auf seine Art lesen. Dann hat er den rechten Glauben. Und wer durchaus an die Güte der Regierung glauben will, wird eben das Böse, das sie thut, nicht aus ihrem Wesen, sondern aus dem Walten feindlicher Mächte zu begreifen suchen. Diese Gutwilligen werden, hoffe ich, wenn durch die socialpolitische Einsicht der Regierung die Arbeiter im Strike unterliegen, das Uebel, das sie trifft, nicht als Unrecht empfinden. Volenti non fit injuria.

Ich aber habe neuerlich bestätigt gesehen, was schon vor drei Wochen klar war: Dass Herr v. Koerber kein Socialpolitiker, sondern ein Diplomat ist. Für diesen Diplomaten ist nirgends eine eigene Ueberzeugung maßgebend, er wählt unter fremden. Und nicht die Gerechtigkeit der Sache, sondern die Stärke und Festigkeit ihrer Vertreter imponiert ihm. Daran haben die socialdemokratischen Abgeordneten es fehlen lassen. Schon als der Präsident ihren Antrag hinter dem Recrutencontingent zurückstellte, mussten sie die

Sitzung sprengen und so beweisen, dass sie keine Verschleppung der Sache von 100.000 von ihnen vertretenen Männern dulden. Aber noch ist es nicht zu spät, durch eine socialdemokratische Obstruction im Abgeordnetenhause die socialpolitische Einsicht des Ministeriums zu vertiefen.

* * *

Bildung und Logik reichen zu einem tieferen Erfassen der Dinge nicht hin. Alle geistige Vertiefung ist die Wirkung einer Gemüthsverfassung. Das Staunen, haben die Griechen uns gelehrt, ist der Anfang der Philosophie. Und das Misstrauen ist der Beginn politischer Einsicht. Das müsste heute, denke ich, wenn er ehrlich ist, selbst Professor v. Philippovich erkennen, der beim Einzug des Faschingsministeriums einem der zahlreichen Interviewer gegenüber, die sich jetzt die Thürklinke der Gelehrtenstube reichen, die Aeußerung that, einer Regierung, der Männer wie Koerber, Boehm, Hartel und Rezek angehören, müsse man mit Vertrauen entgegenkommen. Freilich, es ist nicht leicht, dies Vertrauen, mit dem der Herr Professor seine Logik umpanzert, zu durchdringen. Denn im letzten Grunde entspringt es seinem starken Standesbewusstsein. Wie, eine Regierung, die größtentheils aus Professoren besteht, sollte unfähig sein? Allerdings, die Herren Boehm, Hartel und Rezek sind keine Politiker; aber sicherlich sind sie doch in ihren Specialfächern tüchtig. Und nichts ist natürlicher, als dass dieser kranke Staat nach jahrelangen Leiden sich an die Specialisten wendet. Als man aber nun hörte, dass die erste That des neuen Ministeriums die Auslieferung der österr.-ungar. Bank an den berüchtigten Bilinski sein werde, begannen viele an dem Specialistenministerium irre zu werden. Herrn v. Philippovichs Vertrauen blieb unerschüttert: die Ernennung Bilinskis fällt nicht Herrn v. Boehm, sondern seinem Vorgänger Jorkasch zur Last. Doch sogleich folgte ein weiterer

Streich: was nicht einmal Graf Thun gewagt hatte, das wollte jetzt Koerber bewilligen. Die Lueger-Weiskirchner'sche Wahlreform soll mit geringfügigen Aenderungen sanctioniert werden. Professor Philippovich war nicht verlegen; schon am Tage, da die erste Nachricht eintraf, konnte er einem Mitarbeiter der ‚Oesterreichischen Volkszeitung‘ versichern, er habe guten Grund — etwa eine Mittheilung des Herrn Hartel? — anzunehmen, dass auch hier die gegenwärtige Regierung von ihrer Vorgängerin in eine Zwangslage versetzt worden sei. Wenige Tage später stellte sich dann auch richtig heraus, dass die Zusicherung der Sanctionierung der Wahlreform die allerletzte Regierungshandlung des Herrn v. Wittek gewesen ist. Herr v. Philippovich kann zufrieden sein. Liberale und Socialdemokraten sind ihm aufgesessen. Erfreut darüber, dass es ihnen erspart blieb, das Ministerium Koerber, von dem sie so viel erwarteten, anzugreifen, erhoben sie die heftigsten Anklagen gegen das Ministerium Wittek. Der Vorgang ist in Oesterreich nicht neu. Als seinerzeit das »definitive« Ministerium Thun ins Amt treten sollte, musste Herr Gautsch am letzten Tage seiner Ministerpräsidentschaft noch die Sprachenverordnungen abändern und dann rasch davonlaufen. Dem Nachfolger, meinten damals schlaue Politiker, würden alle Angriffe erspart bleiben. Er war ja in eine Zwangslage versetzt. Aber wie es scheint, war man damals in Oesterreich gescheiter als jetzt. Man begriff gar wohl, dass ein abtretender Minister eine wichtige politische Frage nur im Einverständnis mit seinem Nachfolger lösen könne und dass diesen die Verantwortung treffe. Der Name Gautsch ist in der Discussion über die Sprachenfrage kaum genannt worden. Und so ist auch jetzt jedem Einsichtigen klar, dass für die Sanctionierung der Wiener Wahlreform Herr Koerber und nur Herr Koerber verantwortlich ist.

Aber warum hat Herr v. Wittek sich missbrauchen lassen? Er ist zwar Beamter und gewohnt, in politischen

Dingen den Weisungen, die er erhält, ohneweiters zu folgen. Aber dem klugen Manne musste es doch offenbar sein, dass eine Regierung, die Herrn Luegers Reform sanctioniere, die unzuverlässige Freundschaft der Christlichsocialen mit der entschiedenen Feindschaft der Socialdemokratie erkaufen werde. Er hätte also zumindest vor einem solchen Schritte warnen sollen. Ich glaube aber nicht, dass er dies gethan hat; mit gutem Grunde. Die Erfahrungen, die er als Vorsitzender des Ministerrathes gemacht hat, mochten ihn belehrt haben, dass fernere Rücksichtnahme auf die socialdemokratische Partei unpolitisch sei. Keinen Mann in leitender Stellung hat diese Partei je gleich starke Ursachen gehabt zu schonen — ihn offen zu unterstützen, mag ihr innerstes Wesen ihr verbieten — als Herrn v. Wittek. Er ist der älteste und einer der fähigsten und mächtigsten Gegner des Manchesterthums in unserer Bureaukratie, die doch an tüchtigen Socialpolitikern wahrlich keinen Ueberfluss hat. Und die Manchesterleute wissen gar wohl, was der Staat an ihm hat. Als er ernannt ward, stand in der ‚Münchner Allgemeinen Zeitung' zu lesen, dass »ein schlimmer Feind der österreichischen Privatbahnen zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen« sei. Und wenn dort gesagt wurde, dass es kein Ruhmesblatt in der österreichischen Wirtschaftsgeschichte sei, auf dem die Thaten des Herrn v. Wittek verzeichnet stehen, so haben die Herren, die die Geschichte der österreichischen Wirtschaft vom Standpunkte des Ausbeuterthums schreiben, damit eingestanden, dass sie in der Aera Wittek sich keine Lorbeeren holen konnten. So wurden, als Wittek zum Vorsitzenden im Ministerrathe berufen war, alle Börsengauner begeisterte Verfassungsfreunde, und in der ‚Münchner Allgemeinen Zeitung' wie in der ‚Neuen Freien Presse', die heute gar keinen Anstoß daran nehmen, dass Herr Koerber, dessen Name doch unter mehreren § 14-Verordnungen steht, abermals Minister geworden ist, ward verkündet, ein Mann wie Wittek,

der mit dem § 14 die Verfassung breche, müsse nach solcher That aus dem Amt scheiden. Er könne niemals wieder Eisenbahnminister werden. Und: »die Privatbahnen können in der That erleichtert aufathmen, denn die Hoffnung ist nicht unbegründet, dass die Leitung der obersten Aufsichtsbehörde in Zukunft von einem mehr wohlwollenden Geiste erfüllt sein wird, und dass ein gewisser Wandel in der Eisenbahnpolitik eintreten werde«. Was that aber unsere Socialdemokratie? Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat sich nicht damit begnügt, die obligate Entrüstung über die neuerliche Anwendung des § 14 auszusprechen. In ihren Spalten durfte das persönliche Ressentiment des Herrn Wittelshöfer zum Ausdruck gelangen. Und während in der mit Herrn Wittelshöfer intim befreundeten und vielleicht in der gleichen Angelegenheit von ihm »fachlich« berathenen ‚Neuen Freien Presse' Herr Wittek angegriffen wird, weil er ein unversöhnlicher und gefährlicher Gegner des Großcapitalismus ist, darf in der ‚Arbeiter-Zeitung' Herr Wittelshöfer den Nachweis führen, dass Wittek zu bekämpfen sei, weil er niemals etwas gegen den Großcapitalismus gethan habe oder auch nur habe thun wollen. Und so bleibt der schöne Bund mit dem Liberalismus, der unsere Socialdemokratie, insbesondere die Wiener Socialdemokratie, zugrunde richtet, aufrecht. Mit einer Partei, die solche Politik treibt, kann eine Regierung nicht rechnen. Da mag man es immerhin nicht unbegreiflich finden, dass sie sich den Christlichsocialen verschreibt.

Die abgeänderte Gemeinde-Wahlreform ist jetzt durchberathen worden. Die wichtigsten Forderungen der Socialdemokratie sind dabei, da sie selbst im Landtag keine Anhänger hat, nur lässig vertreten worden. Umso energischer haben die Liberalen einige thatsächlich socialpolitische Bestimmungen des neuen Gesetzes, namentlich die Verminderung der Mandate der Inneren Stadt, bekämpft. Herr v. Philippovich hat sich diesmal zwar nicht als guter Politiker, aber als

geschickter Diplomat gezeigt. Wenn die Liberalen eine Ueberzahl von Mandaten für die ihnen sichere Innere Stadt wünschen, stimmt er den Liberalen zu. Wenn die Socialdemokratie das allgemeine, gleiche und directe Gemeindewahlrecht wünscht, stimmt er den Socialdemokraten zu. Und wenn die Regierung einige scheinbare Verbesserungen des christlichsocialen Machwerks vorschlägt, stimmt er schließlich auch dem Vorschlag der Regierung zu. Schnittlauch auf allen Suppen. Aber grün ist der Mann darum keineswegs. In einem Jahre wird er vielleicht schon zum Minister reif sein.

Der niederösterreichische Landtag ist geschlossen. Die Christlichsocialen haben selbst von den bescheidenen Forderungen der Regierung einige unberücksichtigt gelassen. Wenn trotzdem Herr v. Koerber die Wahlreform sanctionieren lässt, wen wird man dann zum Sündenbock machen, um nur das Professoren-Ministerium schonen zu dürfen?

*

Die Christlichsocialen wollen mit Hilfe der Regierung die Wahlreform durchsetzen, die Socialdemokraten mit Hilfe der Regierung die Wahlreform vereiteln. Der Unterschied: die Christlichsocialen rufen nach der Polizei und die Socialdemokraten nach dem Vorgesetzten der Polizei.

* * *

Bei der Eröffnung einer Parlamentsession werden einer alten Tradition zufolge die Lyriker der Wiener Presse losgelassen, und bei solchen Gelegenheiten sieht man in der Journalistenloge unseres Abgeordnetenhauses zwischen den berufsmäßigen Berichterstattern schmückende Schmöcke sitzen, die, das Notizbuch in der Hand, auf »Beobachtungen« und »Impressionen« lauern. Man konnte sich einen Begriff von dem geistigen Verfall der Wiener Tagesblätter machen, wenn man nach der Vorstellung des Ministeriums Koerber die diversen »Sitzungsbilder« las, mit welchen der trockene Parlamentsbericht ausgeschmückt werden sollte. Das ‚Extrablatt' schreibt: »Die Neuen sind alle auffallend große, schlanke Gestalten.« Ebenso schön, wie

wahr. Der Dichter hatte offenbar Herrn v. Böhm-Bawerk, Herrn v. Hartel und den Premier selbst, den keineswegs großen Herrn v. Koerber, total übersehen, — eben wegen ihrer Kleinheit. Der Berichterstatter des ‚Deutschen Volksblatt‘ schrieb mit allem Aufwand seines Geistes: »Die Eröffnungssitzung des Abgeordnetenhauses vollzog sich unter zahlreicher Betheiligung der Volksvertretung.« Für künftige Fälle sei dem braven Manne eine kleine Permutation empfohlen: »Die Eröffnungssitzung der Volksvertretung vollzog sich unter zahlreicher Betheiligung des Abgeordnetenhauses.«

Das Vorbild impressionistischer Schilderung ist der Bericht der ‚Wiener Allgemeinen‘, die ja für Plastik eigene Ressortredacteure hat. Im Nu ist Herr v. Koerber in den Helden einer modernen Novelle verwandelt: »Er spricht langsam, bedächtig, jedes Wort ist mit schwerer Betonung fest an seinen Platz gestellt. Er spricht ohne viel rednerische Geberden, und seine Handbewegungen scheinen eher von Nervosität geleitet, als die bewusste gestierende Unterstützung des Wortes. . . . Es geht ein starker Ernst von seinen Worten aus und eine überzeugende Sachlichkeit, die gewohnt ist, nur im Thatsächlichen zu hausen. . . . Wenn Beifall die Ansprache unterbricht, dann hebt der Ministerpräsident ein wenig seine Stimme, und ihr schlanker, hoher Ton durchdringt mühelos den Lärm und die Rufe.«

Am merkwürdigsten benahm sich, wie immer, das große Weltblatt aus der Fichtegasse. Der zur Première commandierte Stimmungsmensch der ‚Neuen Freien Presse‘ war zweifelsohne von der »grellen Generalsuniform« des ewigen Landesvertheidigungsministers so verwirrt — er erzählt mit förmlichem Gruseln, dass die Uniform des Grafen Welsersheimb — hu! — »plötzlich, ohne dass jemand ihn auftauchen gesehen hätte, unter den schwarzen Fräcken der Ministerbank hervorstach« —, dass er, wie ein verlegener Rekrut, zwischen rechts und links nicht unterscheiden konnte. So kam es, dass die ‚Neue Freie Presse‘ den neuen Ackerbauminister Baron Giovanelli zum Aeußerstlinken ernannte, ihn ihren Lesern als jungen Elegant, als Salongelehrten u. s. w. schilderte, während sie über den armen Herrn Call mit verächtlichem Schweigen hinwegging. Der Giovanelli war aber der Call, und der Call war der Giovanelli. Es geht doch nichts über die Bestinformiertheit eines »Weltblattes«. Ganz besonders lustig ist es, dass diese Verwechslung just der

‚Neuen Freien Presse‘ passierte, die einige Tage zuvor des Langen und Breiten das Regierungsprogramm des Herrn v. Call auf Grund eines speciellen Interviews publiciert hatte. Am Ende war das gar nicht das Programm des Herrn v. Call, sondern das des Herrn Giovanelli, des neuentdeckten »Salongelehrten aus der Welt, in der man sich nicht langweilt«. – Das politische Resumé der ‚Neuen Freien Presse‘ über die Eröffnungssitzung vom Donnerstag begann mit den Worten: »Das Mittelstück der heutigen Sitzung bildete das Regierungsprogramm.« Man merkte es, der Geist des Autors war schon dem saftigen Mittelstück zugewendet, das ihn am Freitag beim Fischessen erwartete.



»An dem Tanz um das goldene Kalb waren jüdische Bankhäuser in hervorragender Weise betheiligt, namentlich so, dass sie führten und dann freilich Christen aus allen Kreisen, auch die höchsten nicht ausgenommen, sich nur zu gern anführen und verführen ließen. Auch die Presse gerieth in schmähliche Abhängigkeit von dem Gründerthum und der Börse, und auch dabei spielten jüdische Redacteure eine Hauptrolle .... Man wird nicht leugnen können, dass die Juden allerlei Schuld auf sich geladen und zu Hass und Missachtung oft wirklichen Anlass gegeben haben: Durch Wucher an der Börse und auf dem Land, durch die Frechheit jüdischer Journalisten und cliquenhafte Zudringlichkeit und Betriebsamkeit in wissenschaftlichen und akademischen Verhältnissen.«

Die Worte die hier citiert wurden, entstammen einem Buche, das vom reinsten liberalen Geist oft bis

zum Ekel erfüllt ist. Professor Dr. Theobald Ziegler hat sie in dem ersten Bande des von dem liberalen Herrn Schlenther, dem Neffen der »Tante Voß« herausgegebenen Sammelwerkes »Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung« niedergeschrieben. Indem er »die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts« zu charakterisieren versuchte, ward es Herrn Ziegler klar, dass der Berliner Antisemitismus auf Börse- und Presscorruption zurückzuführen sei. Nicht alle Juden sind Börsengauner, corrupte Redacteure oder cliquenhaft strebernde Gelehrte, und niemand hat an der Bekämpfung jüdischer Corruption ein stärkeres Interesse, als der anständige Jude. »Auf der anderen Seite« meint Ziegler, »darf aber auch nicht vergessen werden, dass es im preußischen Landtag der Jude Lasker war, der 1873 in jener großen Rede zuerst muthig den Finger in diese Eiterbeule legte und den Reinigungs- und Gesundungsprocess dadurch energisch einleitete.«

Man weiß, der Antisemitismus hat in Wien keine anderen Ursachen als in Berlin. Nur dass der Einfluss der Corruption hier um so viel größer, die Macht der Börse- und Bankenkreise und einer feilen Presse hier um so viel gewaltiger war, weil die Masse der norddeutschen Bevölkerung einen energischen, kräftigen Charakter besitzt, der protestiert und sich auflehnt, während das Wienerthum schlaff, energielos, von dem ersten Schlechtesten leicht zu beherrschen ist. Die Schamlosigkeit des Corruptionshandels hat schließlich auch im liberalen Wien den Antisemitismus erzeugt; und da wir sehen, dass er heute noch blüht und wächst, müssen wir daraus schließen, dass auch seine Ursachen noch unverändert weiterbestehen. Wo aber sind in Wien die Lasker, die gegen das ekle Treiben sich auflehnen? Unsere »liberale« Presse hat ein Mittel gefunden, sie unschädlich zu machen. Mit Erfolg redet sie anständigen Juden und sogar vielfach anständigen Christen ein, dass jeder, der ihre Macht

bekämpft, Antisemit und so ein Gesinnungsgenosse der Schneider und Gregorig sei.

Aber die Christlichsocialen sind zwar laute, doch keine gefährlichen Gegner der Corruption; denn sie kennen sie nicht. Und zum Kampfe treibt sie bloß die wirtschaftliche Noth der Kleinbürgerschicht, die verzweifelnd an das Rettungsseil Antisemitismus sich anklammert. Ich will dieses Motiv gewiss nicht verachten. Jedoch der sittliche Ernst fehlt, der jede Verderbtheit hasst, und die Denkschärfe, die die Corruption mit Sicherheit zu diagnosticieren vermag. Denen aber, die die Corruption um der Corruption willen, principiell und in jedem einzelnen Falle hassen, wünsche ich einige von den zarten Beziehungen, die bei uns zwischen Börse und Presse bestehen, zu erklären.

Von den Inseraten und Pauschalien der Actiengesellschaften hat die große Oeffentlichkeit ziemlich richtige Vorstellungen. Die günstige Kritik, welche die geschäftliche Thätigkeit dieser Institute in den Zeitungen erfährt, wird durch größere Inseratenaufträge erkauft. Der Kaufpreis regelt sich nach der Verbreitung und Unanständigkeit des Blattes. Anständige Blätter werden nach ihrem normalen Inseratentarif honoriert; bei ihnen kann es sich ja nicht darum handeln, die Kritik zu beeinflussen. Aber man muss auch in einigen unabhängigen Blättern inserieren, damit der Zusammenhang zwischen den Inseratenaufträgen und der Behandlung im redactionellen Theil der abhängigen Blätter nicht allzu klar zutage trete. Diesem Beschönigungsversuche leihen denn auch die meisten anständigen Zeitungen durch Annahme von Inseraten Beihilfe, theils wegen ihrer schwierigen materiellen Situation, in der sie eine beträchtliche Einnahme nicht wohl von der Hand weisen können, theils mit der Begründung, dass die Motive der Auftraggeber ihnen gleichgiltig seien. Unbekannt sind ihnen diese Motive sicherlich nicht. Als seinerzeit einige Ministerien der officiösen ‚Reichswehr‘ gewisse Publicationen über-

trugen, hat beispielsweise der politische Redacteur der ‚Zeit' mit vollem Rechte von Corruption gesprochen, da es doch eine Thatsache sei, dass die Interessenten jener Publicationen die ‚Reichswehr' nicht lesen. Per analogiam wird er sich also doch auch die Frage vorgelegt haben, ob die Interessenten der Publicationen der Oesterreichisch-ungarischen Bank, der Creditanstalt, der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft, der Südbahn u. s. w. die ‚Zeit' lesen ....

Neben den Inseratenpauschalien gibt es noch eine zweite regelmäßige Form der Entlohnung der käuflichen Blätter: das sind die »Betheiligungen«, die den volkswirtschaftlichen Redacteuren bei Emissionen gegeben werden. Man räumt den Herren das Bezugsrecht auf eine Anzahl von Actien al pari oder mit geringem Agio ein. Wenn bald darauf das Papier mit hohem Agio in den Verkehr gebracht wird, verkauft der Inhaber des Bezugsrechtes seine Actien und streicht den sicheren Gewinn ein. Man hat in früheren Jahren wiederholt Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, dass wenige Tage nach Emissionen der Cours oft ziemlich beträchtlich sank. Dies kam daher, dass die Betheiligten ihre Actien möglichst rasch los werden wollten und ihr massenhaftes Angebot den Preis herabdrückte. Um solchen Unzukömmlichkeiten zu entgehen, knüpft man jetzt an die Betheiligung meist die Bedingung, dass mit dem Verkauf eine bestimmte Zeit gewartet werde.

Nächst der Größe des Blattes bestimmt hauptsächlich die Zudringlichkeit und Unverfrorenheit der Redacteure die Höhe der Betheiligung. In einzelnen Fällen sind noch besondere Gründe bestimmend. So existiert in Wien die ‚Montags-Revue', ein Blatt, das in wenigen hundert Exemplaren erscheint. Von ihrem Erträgnis führt der Besitzer, ein gewisser Herzog, das Leben eines Millionärs, kauft kostbare altitalienische Bilder, unternimmt theuere Reisen, und all dies, ohne dass er es nöthig hätte, die Grenzen zu überschreiten, welche die allgemein anerkannten journalistischen

Anständigkeitsbegriffe ziehen. Er erhält eben nahezu die gleichen Pauschalien und Betheiligungen wie die ‚Neue Freie Presse'. Das kam so: Der Mann war jahrelang der Intimus des Grafen Taaffe. Man hat damals behauptet, der Ministerpräsident pflege von Zeit zu Zeit die Leitartikel der ‚Montags-Revue' selbst zu schreiben. Jedenfalls war er mit Herrn Herzog persönlich befreundet und pflegte mit ihm bei den »Drei Laufern« in der Herrengasse zu frühstücken; und man wusste, dass er die ‚Montags-Revue' von der ersten bis zur letzten Zeile lese. Der Journalist verstand die Gönnerschaft des Ministerpräsidenten klug auszunützen. Er wies jede Betheiligung aus dem Pressfonds zurück, so einen gewissen Schein von Unabhängigkeit selbst seinem hohen Freunde gegenüber wahrend. Aber die Actiengesellschaften wussten, dass eine abfällige Kritik ihres Gebahrens in der ‚Montags-Revue' die Aufmerksamkeit des Grafen Taaffe errege. Und sie waren nicht saumselig in ihrem Bemühen, solches Uebel abzuwenden. Weil aber Oesterreich das Land der tiefst eingewurzelten Gewohnheiten ist, haben die Pauschalien und Betheiligungen, die Herr Herzog seinem Einflusse unter dem Ministerium Taaffe verdankte, ihre Höhe zumeist bis auf den heutigen Tag bewahrt, so stark auch seither mit der »Bedeutung« des Blattes dessen Auflage gesunken ist.

In allen diesen Fällen handelt es sich darum, dass die Actiengesellschaften eine positive Leistung — günstige Beurtheilung — erzielen wollen. Anders steht es dort, wo eine Unterlassung — das Unterbleiben einer abfälligen Kritik — erreicht werden soll. Wie man da zu Werke geht, will ich heute an zwei markanten Fällen beleuchten. Einer redactionellen Schlamperei verdanke ich die Kenntnis des ersten. Vor mir liegt Nr. 50 der ‚Wiener Sonn- und Montagszeitung' vom 14. December 1896. Auf Seite 6 findet sich der gewöhnliche Sonntagsbrief vom Schottenring. Diese Sonntagsbriefe haben »Köpfe«, in denen durch

kurze Schlagworte der Inhalt des Artikels angegeben wird. Diesmal lautet der Kopf:

»Eine günstige Wendung. — Die Communal-Wirtschaft. — Wien-Berlin. — Goldminenschwindel.«

Ich lese den Artikel. Er ist ungewöhnlich kurz und schließt mit einer Bemerkung darüber, dass »Wien derzeit als Banquier von Berlin fungiere«. Kein Wort von Goldminenschwindel. Aber dem Artikel folgt eine Notiz in Petit-Druck, betitelt »Siebenbürger Goldbergbau«. Sie bespricht den Prospect der »Fortuna«, Goldminen-Actiengesellschaft. Wir erfahren, dass die Gründer dieser Gesellschaft ihre Aufgabe »mit der möglichst größten Sorgfalt und Umsicht gelöst« haben. Es sei zu hoffen, »dass dieses Goldbergwerk .... sich in kurzer Zeit den einträglichsten Goldbergwerken der Welt an die Seite stellen werde«. Ich blättere in der Zeitung weiter. Ueber die volle Seite 11 dehnt sich der Prospect der Goldminen-Actiengesellschaft »Fortuna«. Doch wie erklärt sich das ominöse Wort »Goldminenschwindel« im Kopfe des Sonntagsbriefes? Nicht allzu schwer: Die Sonntagsbriefe sind eigentlich Samstagsbriefe. Noch bleibt ein voller Tag, um Instituten, die angegriffen werden sollen, rechtzeitig einen Wink zu geben. Und — als der Sonntagsbrief, der am 14. December 1896 erscheinen sollte, bereits gesetzt war, kam der Inseratenauftrag der »Fortuna« und mit ihm eine für den redactionellen Theil bestimmte Reclamenotiz. Nun wurde der Schluss des Artikels vernichtet, an seine Stelle die Notiz in Petit-Druck eingeschoben. Aber Redacteur und Corrector vergaßen den bösen »Kopf«. Und so kann jeder, der die citierte Nummer der ‚Wiener Sonn- und Montagszeitung' nachlesen will, einen Einblick in die Technik unsrer Volkswirtschaftler gewinnen.

Solche Unterdrückung eines Angriffs ist ein in Wien häufiger Vorgang. Aber die Sache kann leicht gefährlich werden. Man bevorzugt darum gegenwärtig eine andere Methode, die ich an einem Falle aus der

jüngsten Zeit darlegen will. Ein täglich erscheinendes Wiener Blatt greift die Linzer Actienbrauerei an. Der Cours der Actien war schon auf Gerüchte hin gewichen; jetzt fällt er rapid. Einige Zeit nachher theilt das Blatt mit, die Gesellschaft habe ihm Einsicht in ihre Bücher angeboten, um zu beweisen, dass die Angriffe unbegründet seien. Natürlich habe der Herausgeber abgelehnt. Aber er habe im Einvernehmen mit der Gesellschaft einen Experten bezeichnet, der die Prüfung vornehmen solle. Dessen Bericht wird nun veröffentlicht; er lautet glänzend. Die Unwahrheit der Behauptungen der Zeitung scheint also ihren eigenen Lesern bewiesen; sie müssen jedoch anerkennen, dass das Blatt correcterweise der Widerlegung seiner falschen Informationen Raum gegeben hat. Was aber ist inzwischen vorgefallen? Der Herausgeber ist an die leitenden Personen der Gesellschaft herangetreten und hat ihnen mitgetheilt, dass er selbst durch den Courssturz der Linzer Brauereiactien hart mitgenommen sei. Er habe 50 Stück zum höchsten Preise gekauft und verliere dabei eine runde Summe. Wie komme er dazu? Die Herren vom Vorstand sind nicht einsichtslos. Man vergütet dem Herausgeber die Coursdifferenz, und jetzt muss er doch für seine Person zufrieden sein. Und das Publicum ist es auch, nachdem es den Bericht des Experten gelesen. Die Actien beginnen langsam zu steigen .... Ich will den Journalisten auf eine gute Idee bringen. Er kann jetzt dem Vorstand der Gesellschaft mittheilen, dass er anlässlich des Courssturzes der Brauereiactien à la baisse speculiert und 50 Stück zum tiefsten Cours gegeben habe. Jetzt notieren die Actien weit höher. Er verliert also ein zweites Mal. Wie kommt er dazu? Das muss ihm meiner Meinung nach ersetzt werden.

Die Geschichte von den eigenen Actien des Herausgebers ist nicht neu. Man erzählt sich ein hübsches Histörchen von einem Wiener Zeitungsherausgeber — er ist es noch heute — aus dem

großen Krachjahre 1873. Der kam zu einem hohen Aristokraten, welcher Präsident einer Actiengesellschaft war. Er habe sein ganzes Vermögen in den Actien des Unternehmens angelegt — natürlich im Vertrauen auf den vornehmen Namen des Präsidenten — und sei jetzt zugrunde gerichtet. Wenn man ihm nicht helfe, müsse er die Sache in die Oeffentlichkeit bringen. Und könne es dem Aristokraten erwünscht sein, dass sein Name mit all den Praktiken, die bei dem Unternehmen geübt wurden, in Zusammenhang gebracht werden würde? Der vornehme Herr denkt nach; er ist zwar an all dem unschuldig, denn er versteht nichts von Börsenkniffen. Aber wenn in einer Zeitung Lärm geschlagen wird, bleibt doch etwas an ihm hängen. Da zieht er es vor, dem Herausgeber den größten Theil seines angeblichen Verlustes zu ersetzen. Der aristokratische Präsident ist aber zugleich Verwaltungsrath eines anderen Unternehmens; — schöne Namen werden ja überall benöthigt. Er kommt zu einer Verwaltungsrathssitzung und findet auf der Tagesordnung: die Affaire des Actionärs X, Zeitungsherausgebers. Ja, was ist's denn schon wieder mit dem Manne? Der Herausgeber war neulich bei dem Director des zweiten Unternehmens und hat erklärt, er habe sein ganzes Vermögen in Actien der Gesellschaft angelegt. Jetzt sei er ruiniert; er müsse Lärm schlagen. Der Director hat ihn vertröstet; er werde beim Verwaltungsrath beantragen, Herrn X zu entschädigen. Der verwaltungsräthliche Aristokrat erzählt, was er mit Herrn X erlebt hat. Ich weiß nicht, was hierauf geschah; sicher ist nur, dass keine Anzeige beim Staatsanwalt gemacht wurde .... Neu ist aber an dem Falle aus jüngster Zeit die Verwendung eines Experten. Der Herausgeber hat es so nicht nöthig, sich selbst zu exponieren. Er braucht seinen Angriff nicht zu unterdrücken, um Geld zu erhalten, sondern er greift tapfer an. Tritt man dann an ihn mit Anerbietungen heran, so zeigt er sich unerschütterlich. Er will mit der

ganzen Sache nichts zu thun haben. Ja, einen Experten mögen die Herren Verwaltungsräthe immerhin stellen. Wer der Experte ist, was die Gesellschaft ihm zahlt und was er aussagt, das geht den Herausgeber nichts an. Er wird das Gutachten lediglich zum Druck befördern und höchstens begleitend bemerken, dass hier ein Fachmann — er selbst ist ja keiner und kann also auch nicht prüfen, ob der Experte einer ist — die ungünstige Meinung des Blattes widerlegt habe. Es ist zu erwarten, dass das Expertengeschäft in Zukunft kräftig aufblühen wird. Besonders, wenn die Experten billig werden.

Ich habe hier keine Namen genannt. Die eine Sache ist zu alt. Und die Geschichte aus den jüngsten Tagen ist ja in »Concordia«-Kreisen nicht ganz unbekannt. Ich kann also abwarten, ob sich nicht vielleicht der Ehrenrath der »Concordia« mit ihr beschäftigen wird. Betreffs der Resultate solcher Verhandlungen hege ich freilich nicht allzu große Hoffnungen. Vor Jahren stand ein »Concordia«-Mitglied wegen einiger »Ungeschicklichkeiten« vor dem Disciplinarrath. Dieser Journalist hatte das Recht, eine gewisse Nachsicht zu beanspruchen. Er erhielt eine ungewöhnlich große Familie schlecht und recht, und eben wegen ihrer Kopfzahl mehr schlecht als recht; er erpresste für sich und die Seinen das tägliche Brot und hat gewiss nicht über seine Verhältnisse gelebt. Aber die kleinen Leute werden in der »Concordia« minder sorgfältig geschont als die Großen. Und als der Mann, der erst die Verhandlung nicht recht ernst genommen hatte, sah, dass man ihm an den Kragen wolle, da empörte er sich: »Es war wohl zu wenig, was ich genommen habe? Was haben denn Sie bei der Gelegenheit bekommen?« rief er einem seiner Richter zu. »Und Sie bei jener?« dem andern. »Und Sie da — und Sie dort?« Die Verhandlung hat damals mit einem Freispruch geendet....

Die Bekämpfung der finanziellen Corruption ist nicht leicht. Sie ist unmöglich, so lange die Press-

corruption blüht. Nach den Erfahrungen, die ich seit der Gründung der ‚Fackel' gemacht habe, fürchte ich mich fast, eine wirtschaftliche Institution anzugreifen. Denn ich liefere sonst den Press-Erpressern Material, an dem sie ja infolge ihrer Unwissenheit und der Nachlässigkeit, mit der sie die Vorgänge des Wirtschaftslebens verfolgen, oft Mangel haben. So ist es kürzlich mit einer Notiz geschehen, die ich gegen das Hinaufschrauben der Petroleumpreise durch das Cartell veröffentlicht habe. Mein Informator theilt mir mit, dass seither eine Erpressermeute sich auf das Cartell gestürzt hat und dass der Dispositionsfond von 1·2 Millionen Gulden nicht mehr ausreicht. Und um diese vermehrten Kosten wieder einzubringen, hat das Cartell neuerlich den Petroleumpreis erhöht....



Man ist gewöhnt, dass in galizischen Talmud-Thoraschulen Tausende jüdischer Kinder um ihren Antheil an der modernen Bildung und am Staate und der Staat um sie betrogen wird. Diese Volksschulen genießen nach wie vor eine Lehrfreiheit, um die sie jede Universität beneiden dürfte. Man ist gewöhnt, dass der Staat in diese Wespennester nicht zu greifen wagt. Neu klang uns die Kunde, dass nun auch in galizischen Klöstern jüdische Kinder festgehalten und um ihr Recht auf den ererbten barbarischen Aberglauben betrogen werden. Das soll keine Beschönigung sein; mit der Verurtheilung des Falls Araten, der die erschreckende Hilflosigkeit der Behörden gegenüber dem frommen Verbrechen zeigt, ist es mir bitter ernst. Aber die ‚Neue Freie Presse' verkennt ihre Stellung und ihr Verschulden, wenn sie

zu jammern wagt: »Es kann hienach keinem Zweifel unterliegen, dass in Galizien thatsächlich die Staatsgewalt an den Pforten des Klosters aufhört.« Kann es denn anders sein in einem Staate, in dessen Lebensadern das Gift der corruptesten jüdischen Einflüsse kreist, in dessen Herrenhaus nach verübter That Herr Mauthner sich niederlässt? Ich für meinen Theil freue mich, dass dieses Gift sich in den Uebergriffen des Clericalismus ein Gegengift erzeugt. Soll denn die Generalversammlung der Creditanstalt immer allein immun sein? Es ist abscheulich!

Oberlandesgerichts-Präsident Ritter v. Kallina ist eine Zierde der österreichischen Bureaukratie. Heute bin ich nur deshalb so frei, ihn zu nennen, weil ich doch verpflichtet bin, meinen Lesern mitzutheilen, dass das von ihm geleitete Gericht in Sachen Alberti contra Creditanstalt auf Unzulässigkeit der Feststellungsklage gegen den Mauthner-Rothschild'schen Gründerrechtsschwindel erkannt hat. Ein Angriff aus diesem Grunde liegt mir fern. Ich habe zwar juristische Autoritäten für die Zulässigkeit der Feststellungsklage ins Feld geführt, aber Professor Adler hat selbst die Frage für einigermaßen zweifelhaft erklärt, mindestens für Juristen, welche die Form über die Sache stellen und des glühenden Rechtsgefühls entbehren. Drei Räthe in dem zur Entscheidung berufenen Fünfersenat hegten aber ursprünglich keinen solchen Zweifel. Sie hielten ursprünglich die Zulässigkeit der Feststellungsklage für selbstverständlich. Sie waren ursprünglich »nicht Juristen genug, um die Sache unklar zu finden«. Gleichwohl zweistündige Berathung, dann Vertagung. Dann änderte innerhalb acht Tagen einer der Räthe seine Meinung, vermuthlich infolge der Lecture schlechter juristischer Schriften oder auch nach Besprechungen mit schlechten Juristen. So erklären sich das Urtheil und dessen Gründe. Die bilden nämlich den Gegenstand eifriger Debatten.

Ich werde mich freuen, an diesen Debatten Antheil zu nehmen. Denn meine Neigung für die Be-

sprechung juristischer Dinge ist im Wachsen ... Vorläufig nur folgendes Resultat meiner Studien. Die Feststellungsklage war angebracht zu der Zeit, da sie Prof. Adler zuerst empfahl. Sie hat aber seither einen Theil ihres Wertes eingebüßt. Heute ist die That des Herrn v. Mauthner kaum wieder gut zu machen, und festgestellt ist sie ja bereits genügend. Aber umso schlimmer für ihn. Er hat die Actionäre um vieles geschädigt, er ist, wenn ich den § 1295 a. b. G. B. richtig verstehe, schadensersatzpflichtig. Er und die anderen Verwaltungsräthe, auch die begünstigten Gründer. Die §§ 1301 und 1302 sagen fast prophetisch:

»Für einen widerrechtlich zugefügten Schaden können mehrere Personen verantwortlich werden, indem sie gemeinschaftlich, unmittelbarer oder mittelbarer Weise durch Verleiten, Drohen, Befehlen, Helfen, Verhehlen u. dergl; oder auch nur durch Unterlassung der besonderen Verbindlichkeit, das Uebel zu verhindern, dazu beigetragen haben.« Und .... »Wenn aber der Schaden vorsätzlich zugefügt worden ist; oder, wenn die Antheile der Einzelnen an der Beschädigung sich nicht bestimmen lassen; so haften Alle für Einen und Einer für Alle ...«

Diese weisen Bestimmungen bieten noch den besonderen Vortheil, dass der Kläger einen unbefangenen Richter aussuchen kann, weil sich die Bestimmung des Richters nach Namen und Wohnort des Erstgeklagten richtet. Man probiere es mit irgendeinem zuverlässigen Bezirksgericht und lade alle Zeugen, durch welche man die in einem solchen Falle wahrhaft dolose Strohmännerwirtschaft bei der entscheidenden Generalversammlung enthüllen kann. Man wähle vorerst einen besonders schneidigen und uneigennützigen Advocaten. Ferner vermeide man vorerst den so gefährlichen Instanzenweg, indem ein Actionär, der zur Zeit jener Generalversammlung Actien besaß, einen Betrag unter 50 fl. einklagt, um den er durch die Einräumung der Bezugsrechte an die Gründer geschädigt

wurde. Wie man sieht, bin ich mit Herrn v. Mauthner und Consorten nicht fertig, sondern ich stehe am Anfang. Ich hege das bestimmte Vertrauen, dass ich mich nicht bloß zur Unterhaltung eines scandalsüchtigen Müßiggängerpöbels plage, sondern immer mehr praktische Erfolge zum Wohle der öffentlichen Interessen erzielen werde.

*

Freilich stehe ich in diesem Kampfe fast ganz allein. Denn wüsste ich, dass Herr K. H. Wolf vom Börsenwesen nur halb soviel versteht, wie die Herren Szeps und Scharf, so würde ich der ‚Ostdeutschen Rundschau‘ unter den publicistischen Anwälten des Börsenschwindels einen Ehrenplatz einräumen. So rücksichtslos, als es jüngst in einem Börsensonntagsartikel des deutschnationalen Blattes gegen die Aufhebung der Notierung »Geld und Ware« geschah, sind nie vorher die Interessen des Coursbetrugs vertreten worden. Die ‚Ostdeutsche Rundschau‘ scheint den Herren Schelhammer & Schattera dasselbe zu bedeuten, was der ‚Kapitalist‘ dem Consul Thalberg ist. Die ‚Neue Freie Presse‘ ward, als man dort jenen Sonntagsartikel las, besorgt, dass sie in der Socialpolitik für den Börsenmittelstand ihre Meisterin gefunden habe. Aber es gelang ihr, die ‚Ostdeutsche Rundschau‘ durch die glänzende Idee zu überbieten, dass außer einem Mittelcourse auch noch die unausgeführten Limite zu notieren seien. Wie mancher Börsencomptoirinhaber mag bereits davon träumen, dass er einem Sensal aufgetragen hat, Creditactien zehn Percent über dem Course zu verkaufen, dem andern, zehn Percent unter dem Course zu kaufen. Beide Limite bleiben unausgeführt, werden als solche notiert und infolge der Notierung den Clienten aufgerechnet. Freilich, im Traume gehen einem viele Dummheiten durch den Kopf ....



CONCORDIABALLBERICHT.

Eines Tages verstummte das Lachen am Stammtische Julius Bauers, und kein Mime stritt mehr mit dem Kellner um die Ehre, dem Witztyrannen in den Ueberrock helfen zu dürfen. Mit der Dictatur der Theaterschnüffler schien's zur Neige zu gehen. Bloß die Directoren wollten das alte Unterthänigkeitsverhältnis nicht lösen; nach wie vor wanderten Freibillette in die Redactionen, Tantièmen in die Taschen der Redacteure und der Reinertrag der Premièren in die Pensionscasse des Vereins »Concordia«. Und da es für die Directoren ein Gebot der Selbsterhaltung ist, das »Theatervölkchen« im Stadium ausgesprochenster Charakterlosigkeit zu erhalten, so klagten sie über den Wandel der Zeiten und versuchten es, die Schauspieler aufs neue ins alte Joch zu treiben. Der Mime wurde angehalten, des morgens dem Schnüffler Stern Rede und Antwort zu stehen, des mittags dem Schnüfferl Landesberg, und abends fiel er erschöpft jenem Buchbinder in die Arme, dem es die Polizei noch immer nicht verwehrt hat, unsere Vorstadtbühne zu verunreinigen. Nichts hatte im Laufe der Theaterzeiten — allen muthigen Agitatoren zum Trotz — unsere Schauspieler zu einigen vermocht; der systematisch gezüchtete Ekel organisierte sie endlich. Je hitziger die Directoren darauf bestanden, dass den Kritikern nach wie vor in den Kaffeehäusern von Angestellten ihrer Theater die Ueberkleider angezogen werden, umso resoluter begannen sich die Theaterleute zu wehren. Und da geschah das Wunderbare. Ein Wiener Hof- und Gerichtsadvocat, Genie der Aufdringlichkeit und Dilettant in allen Künsten, ließ ein Feuilleton im ‚Wiener Tagblatt' gegen den Schauspielerstand los. Und die Schauspieler, ungeduldig, ihren Ueberdruss einmal auszusprechen, ergriffen den schlechtesten Anlass, um der »Concordia«-Sippe den Dienst aufzusagen. Sie haben wohl alle die keiner Einrede werte Albernheit des Feuilletons erkannt,

sie alle haben der grotesken Thatsache gespottet, dass in dem Blatte eines Frischauer von »macula levis« gesprochen ward, von der Gesellschaftsunfähigkeit eines Standes und von der Verweigerung der Sacramente durch die Kirche des Mittelalters. Wie tief muss aber die Erbitterung nach jahrelanger Frohn gewesen sein, wenn dies thörichte Feuilleton zum Anlass der pathetischesten Absage gewählt ward! Zwar, die stammelnde Entschuldigung der »Concordia«, die ihren Ball gefährdet sah, galt nichts: nicht irgendein Hof- und Gerichtsadvocat, der zufällig auch Mitglied des Journalistenvereines ist, hatte das Feuilleton veröffentlicht, sondern das ‚Wiener Tagblatt', dessen Einflusslosigkeit in der »Concordia« niemand behaupten wird.

Ich hätte den Schauspielern einen würdigeren Vorwand gewünscht; aber ich freue mich, dass einer gebraucht wurde. Nun scheinen bessere Zeiten für den schwachen, jedes Halts entbehrenden fünften Stand heranbrechen zu wollen. Ein schlecht besuchter »Concordia«-Ball ist kein historisches Ereignis, aber einsichtsvollere Besucher wird er zum Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen angeregt haben. Darüber helfen auch die belfernden Drohungen nicht hinweg, mit denen die Ehrenmänner der Feder die widerspenstigen Mimen jetzt wieder zur Kette locken wollen. Dieselben Kerle, die glücklich waren, wenn ihnen das Stubenmädchen der Primadonna Auskunft über die Anzahl der Kränze ertheilte, erdreisten sich jetzt, über den Schauspielercultus, dem ein Ende gemacht werden müsse, verächtlich die Nase zu rümpfen. Es sind dieselben Betrüger der öffentlichen Meinung, die durch die aberwitzigste Cliquenherrschaft seit Jahrzehnten das Heraufkommen von Talenten verhindert, den allgemeinen Geschmack verseucht, mit den Cassabeständen der Theater ihre Taschen gefüllt, ihren Lesern das Interesse für eine ernstere Kunst ausgepeitscht und den dankbaren Pöbel mit dem widrigsten Brei von Coulissenklatsch aufgepäppelt haben. Und

diese Leute, von einem leichtsinnigen Staat im Besitze von Druckerschwärze belassen, erkühnen sich, den Schauspielern offen zu drohen: Na wartet, wir kriegen euch noch unter! Wir haben die Druckerschwärze, und mit der ist der Boden gedüngt, auf dem eure Lorbeeren wachsen! Ein Herr Tann-Bergler, den arische Abkunft, nicht Gesinnung, von seinem Kreise scheidet, höhnt die wenigen charakterschwachen Schauspieler, die Furcht vor der Notizenmaffia oder der Befehl des Directors — Herr Bukovics that sich da besonders hervor — in den »Concordia«-Saal getrieben hatte; Herr Bauer begeht die Erbärmlichkeit, dem Veranstalter der Boykottbewegung in einem Bänkel zu versprechen, dass er in Hinkunft den jüngeren Rivalen mehr loben werde. Der Aufwiegler aber war Herr Sonnenthal, und gegen den geht ein wahres Kesseltreiben los. Wie muss sie's getrieben haben, wenn selbst er, dessen Name heilig war in der Gemeinde, von spontanem Ekel erfasst, zu offenem Widerstand aufruft. Ich hätte der larmoyanten Güte des Mannes diesen aufwallenden Ernst nicht zugetraut, hätte nie geglaubt, dass just er etwas an dem Treiben der »Concordia« auszusetzen habe, und Wallenstein, der zwar in den Familienscenen auf der Höhe der Dichtung stand, schien mir immer bei den aus Herzenstiefen hervorgeholten Worten: »Max, bleibe bei mir!« an den einen der beiden »Concordia«-Brüder Schlesinger zu denken. Genug, er hat, wie so oft schon für seine Collegen besorgt, auch diesmal eine der Befreiung des Standes dienende Action kräftig in die Hand genommen; seiner Anständigkeit gebürt Dank und die Versicherung, dass keiner der rachsüchtigen Händler mit Druckerschwärze sich ungestraft an ihm vergreifen wird.

Die Schauspieler werden in der Fortbildung ihres Standesbewusstseins nicht Halt machen. Dass Directoren den Reinertrag gewisser Premièren dem Verein der Journalisten, Tantièmen den einzelnen schenken, können sie vorläufig nicht hindern. Aber sie können

ihren Bedrückern nicht nur — da sie einem Balle fernbleiben — einen Schaden an Repräsentation zufügen; sie mögen zur materiellen Schädigung übergehen, indem sie solidarisch die künstlerische Mitwirkung an geselligen Abenden der »Concordia« verweigern. Antrittsvisiten bei Kritikern sind unstatthaft, persönliche Liebedienereien einzuschränken.

Bisher hat die Schauspielerschaft selbst vor jenen Pressindividuen gedienert, die infolge ihrer über den Betrag von 20 fl. nicht hinausgehenden Corruption von der Aufnahme in die »Concordia« ausgeschlossen sind. Burschen, die mit dem Revolver in der Rechten um den Bühneneingang von Curortetheatern schleichen, waren hochgeachtet, weil sie die Macht haben, das Conterfei einer Anfängerin mit lobendem Text oder bei Nichtabonnement rücksichtslosen Tadel ohne Bild erscheinen zu lassen. Selbst dieser Sorte, gegen deren Thätigkeit hoffentlich ein neues Strafgesetz die entsprechende Handhabe liefern wird, war die Theaterwelt bisher tributpflichtig, weil sie in dem Glauben leben musste, dass hier Lob ehre, Tadel schädigen könne, und weil wirklich eine Reihe schuftiger Directoren von Lob oder Tadel dieser Gilde ein Engagement abhängig machte.

Ich spreche von diesen Zuständen so, als ob sie nicht mehr wären. So zuversichtlich kann ein schlecht besuchter »Concordia«-Ball den Menschen stimmen. Immerhin, schlecht besucht war er. Wieder liegt mir, wie im Vorjahre, eine Absenzliste, die die illustresten Namen aufweist, vor, und sie hat wahrlich an Umfang zugenommen. Mehr denn in früheren Jahren glich das Fest einer vereinigten Redactionsconferenz, die über die Frage abgehalten wurde, wie man die Abwesenden am empfindlichsten bestrafen könnte. Und wer beschreibt die Verzweiflung des Schmockes, der, als endlich Herr Goluchowski — die treue Kundschaft der liberalen Presse — erschien, seinen Collegen zurief: »Ein Spalier, ein Spalier, der Goluchowski kommt, und wir haben kein Spalier!« ... Außer ein paar Verwaltungsräthen, die

doch wenigstens einmal die Leute sehen wollen, die sie das ganze Jahr hindurch bezahlen, kam niemand mehr nach. Am andern Tage hieß es in allen Blättern, man habe »schon lange nicht soviel Liebreiz und Pikanterie« vereinigt gesehen. »Stern an Stern« habe auf der Estrade geglänzt. Ach, und es waren nur die zahlreichen Träger dieses Namens, die unsere Redactionen entsendet hatten!

* * *

Der Fasching der bürgerlichen Presse.

In winzigem Drucke brachte die ‚Neue Freie Presse' kürzlich neben spaltenlangen Berichten über »Volkstheaterabend«, »Weiße Redoute«, »Industriellenball« u. dgl. nachstehende Notiz:

»Der heutige Schnellzug Lemberg-Wien ist mit einer halbstündigen Verspätung hier eingetroffen. Die Ursache war, wie uns ein Passagier mittheilt, dass auf einer kleinen Station vor Prerau ein Eisenbahnarbeiter von der Maschine erfasst und getödtet wurde. Der Zug musste deshalb eine halbe Stunde anhalten, ehe er seine Fahrt fortsetzen konnte.«

Für den Bahnarbeiter, der durch seine Zermalmung die so unliebsame Zugsverspätung verschuldet hat, waren fünf Zeilen verwendet. Das ist nicht viel. Aber die Toilette, die Frau Lanner auf dem Industriellenball trug, war auch nicht ausführlicher behandelt.

* * *

[Theaternachricht.] Die Première der »Familie Wawroch« von Franz Adamus wurde verschoben. Herr Adamus, der sich behufs Ankaufes alter Kleider von Bergarbeitern in Mähr.-Ostrau befindet, hofft — wenn der Hunger der Arbeiter andauert — noch einige schätzbare Winke für die Regie seines Stückes gewinnen zu können.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn v. Doczi. Sie haben am Schlusse der Delegationen durch Herrn Goluchowski, der ja Ihre rechte Hand sein soll, die Versicherung abgeben lassen, dass Sie Ihre journalistische Thätigkeit schon seit langem eingestellt haben. Ich habe es nie bezweifelt, dass Ihnen das Herr Goluchowski oder sonst ein Subalterner im Ministerium des Aeußern wirklich glaubt. Aber vielleicht können Sie

mir mittheilen, wer den merkwürdigen Nachruf für den eben pensionierten Staatsrath Braun geschrieben hat, den die ‚Neue Freie Presse‘ vor kurzer Zeit veröffentlichte?

Wilhelm Singer, Chefredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ und Demokrat. Mit dem Orden ist das nämlich eine eigene Sache. Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich dagegen bin. Aber ich muss Ihnen das noch begründen. Als Präsident der internationalen Pressvereinigung haben Sie während der Budapester Milleniumsfeier das Lob Ungarns nur allzu vernehmlich verkündet. Herr Banffy hatte auch den besten Willen, Ihren Ordenshunger zu stillen, allein die Sache zog sich doch ein bischen in die Länge, bis es dem mittlerweile von der Opposition hart bedrängten Regierungschef unmöglich wurde, seine Zusage zu halten. Nun sind mehr als drei Jahre vergangen, und Oesterreich soll auch diesmal eine Schuld Ungarns bezahlen. Ihr Ordensanspruch ist keineswegs verjährt, Sie beschließen, ihn bei Goluchowski, den wir ja mit Ungarn gemeinsam besitzen, geltend zu machen, und bringen einen ellenlangen, geradezu ekelerregenden Hymnus auf das staatsmännische Genie dieses Herrn. Ich habe den Artikel in Nr. 25 durch bloßes Citieren der öffentlichen Verachtung preisgegeben. Sie erinnern sich ja noch. Das Exposé nannten Sie das »harmonische Werk eines Classikers«; Goluchowski liebe keine unliebsamen Ueberraschungen, sondern »hier offenbare sich der wahre politische Edelmann, der in Wahrheit erfreut ist, die Pandora-Büchse verhängnisvoller historischer Ereignisse nicht öffnen zu müssen«. Des Weiteren haben Sie versichert, »dass nicht allein Oesterreich, sondern die ganze politische Welt aus seinem Munde mit Vergnügen die Kunde hört, dass die afrikanischen Vorgänge ihren localen Charakter nicht verlieren können«. Und so fort. Nicht zu reden von der niedrigen Art, in der Sie die armen serbischen Gefangenen — noch immer sind sie's — zu höhnen wagten. Wie mir berichtet wird, gelangte Ihr schwulstig-naiver Panegyricus kurz nach Schluss der Delegationen in einer Gesellschaft höherer ungarischer Bureaukraten zur Verlesung und entfesselte bei den Herren, die Ihr Ordenssehnen noch von Banffys Zeiten her kennen, wahre Lachsalven. Dem Grafen Goluchowski haben Sie gleichwohl zu Gefallen geschrieben, und Sie werden — das Ereignis soll täglich zu gewärtigen sein — den Banffy'schen Orden mit Zinsenzuschlag, also in höherer Kategorie, erhalten. Indes — vielleicht bin ich noch zurecht gekommen; es sollte mich wirklich freuen. Für Ihre journalistischen Bemühungen um die Person des Herrn Goluchowski haben Sie ja den Orden ohne Frage verdient. Ein minder schöner Zug war die brutale Kündigung von fünf Ihrer Redacteure, die es gewagt hatten, einen Protest gegen die Störung der Sonntagsruhe — Sie wollten mit aller Gewalt ein Montagfrühblatt machen — zu unterzeichnen. Ich weiß, dass Ihnen meine Indiscretion bezüglich der Ordensgeschichte nicht angenehm ist. Aber ich sehe nicht ein, mit welchem Recht Sie von mir jene Rücksicht verlangen, die Sie Ihren fünf Angestellten so herzlos vorenthalten haben. Wenn Sie zur Erholung auf den Semmering fahren

und — oh über diese aufschlussreichen Fremdenbücher! — Herrn Bahr mitnehmen, bekommen Sie freilich viel angenehmere Dinge zu hören. Dann ist er geradezu der Singer, und Sie der Goluchowski.

Leser der ,Wage'. Sie wundern sich über die vielen Pseudonyme, die Ihnen allwöchentlich aufgetischt werden? Nemo, Brutus, Ignotus, Publicus, Simson, Augias, Augustin, Catilina, Jago, Spectator — — — selbst Lothar soll ein Pseudonym sein! Wer Professor Atkinson ist, der neulich über Wirtschaftsverhältnisse in Transvaal geschrieben hat? Sie haben richtig gerathen: wieder ein Pseudonym! Aber diesmal kein freiwillig gewähltes. Das kam so. Ein tüchtiger, junger Beamter und nationalökonomischer Schriftsteller, der in Wien lebt und wirkt, hat den Artikel geschrieben. Geschrieben und mit seinem Namen gezeichnet. Der junge Beamte hatte sich gerade auf diese Publication, die seine Versiertheit in dem entlegensten Gebiete beweisen konnte, redlich gefreut. Aber er hatte nicht bedacht, dass der zierliche Herausgeber der ,Wage' Parfum von Atkinson auf seinem Toilettetische stehen hat, exotische Namen den heimischen vorzieht und dass ihn zumal in einer Transvaal-Angelegenheit der Name Atkinson blenden musste. Wie groß war das Erstaunen des jungen Beamten, als er aus der ,Wage' erfuhr, dass seinen Artikel eigentlich der englische Parfumerfinder Atkinson geschrieben hatte. Immerhin wird es jetzt interessant sein, in älteren Nummern der ,Wage' nachzusehen, ob nicht die beweglichen Artikel über Dreyfus ein gewisser Pinaud geschrieben hat . . .

Redaction des ,Wiener Tagblatt'. Dass Ihr Blatt das allerschmutzigste ist, darüber geben Sie sich wohl selbst keinem Zweifel mehr hin. Als ich es nun am letzten Sonntag wie gewöhnlich mit der Feuerzange anfasste, bemerkte ich eine Unsauberkeit, die für mich von ganz speciellem Interesse war. In einem längeren Artikel befassen Sie sich mit der literarischen Diebstahls-Affaire Schrötter, die in Nr. 32 der ,Fackel' aufgedeckt war. Sie flicken ein paar unwichtigere Informationen hinein, die jetzt, da die Sache bereits dank meiner Intervention im Rollen ist, billig wie Brombeeren zu haben sind, und wiederholen im übrigen, manchmal mit stilistischer Treue, alles das, was schon in der ,Fackel' stand. Das Ganze ist »Originalmittheilung des ,Wiener Tagblatt'« betitelt. Sehen Sie, so hat's der junge Herr Schrötter, über den Sie sich so sehr ereifern, auch gemacht. Nur mit dem Unterschied, dass er die eigentlichen Autoren, die Herren Doctoren Mager und Heller, wenigstens verschämt genannt hat. Sie stehlen ohne den letzten Rest von Schamgefühl! Nun, wenn ich mehr Zeit hätte und wenn's nicht gar zu schäbig wäre, gegen Euresgleichen einen Process zu gewinnen, würde ich ohneweiteres die Klage wegen Verletzung des Urheberrechtes (Nachdrucks ohne Quellenangabe) überreichen. So lasse ich es dabei bewenden, Herrn Otto Frischauer, der jetzt Euer »Chefredacteur« ist, nach wie vor für einen klebrigen Herrn zu halten. Ich habe ihm in Nr. 14 bei Besprechung der Renneser Bericht-

erstattung zum erstenmale dieses Epitheton verliehen. Er entschloss sich damals, das Bezirksgericht zu behelligen, das ihn sofort abwies. Der kluge Richter, Herr Dr. v. Heidt, entschied mit feinsinniger Ironie, dass der Ausdruck »klebriger Herr« keine Beschimpfung sei, sondern eine Schmähung, für die der Wahrheitsbeweis erbracht werden könnte. Darauf versuchte es der von der Kammer erst kürzlich disciplinierte Advocat und Anstifter des Sodawasser-Processes beim Landesgericht und schien — man konnte sich damals vor Staunen nicht fassen — ernstlich entschlossen zu sein, vor den Geschwornen mich den mühelosen Wahrheitsbeweis dafür, dass er ein klebriger Herr sei, lückenlos erbringen zu lassen. Aber er hat's leider wieder nicht ernst gemeint. Frischauer ist, wie so oft schon in seinem Leben, auch diesmal nicht vor die Geschwornen gegangen. Er begnügte sich damit, den Untersuchungsrichter durch einige Zeit zu belästigen, — dann zog er die Klage zurück. So bleibt mir nichts übrig, als den Beweis für seine Klebrigkeit oft und oft von diesem Forum aus zu erbringen.

An Directionen von Theatern, Bahnen und ähnlichen Instituten, die gewohnheitsmäßig Journalisten Begünstigungen zukommen lassen, trete ich nur mit dem einzigen Ersuchen heran: Jedermann, der auf meinen Namen (auch Visitkarte) oder durch die Behauptung, zur ,Fackel' in irgendeiner Beziehung zu stehen, freie Karten, Fahrten u. dgl. erlangen möchte, ohne Bedenken der Polizei zu übergeben. Ich sehe mich genöthigt, ausdrücklich diese Bitte zu stellen, da mir in der letzten Zeit — wenn auch leider nicht in fassbarer Form — einige Fälle derartigen Schwindels gemeldet wurden. Die Herren Betrüger werden ersucht, künftig behufs größerer Glaubwürdigkeit lieber die Namen angesehener »Concordia«-Mitglieder missbrauchen zu wollen.

Löbliche k. k. Polizeidirection. Am Sonntag, dem 25. Februar, sind wieder einmal Arbeiter, die in kleineren Gruppen ruhig über die Ringstraße nach Hause giengen, auf das gröblichste von berittenen Polizisten attaquiert worden. Ich bin in der Lage, Ihnen Zeugen dafür namhaft zu machen, dass ein tschechisch-deutsch redender Polizeiinspector in der Nähe der Oper einzelne Leute zu dem in der letzten Zeit so beliebten »Auseinandergehen« aufgefordert und der Wache den Auftrag ertheilt hat, auf das Trottoir zu reiten. Ein Arbeiter wurde bei dieser Gelegenheit verhaftet, weil er es gewagt hatte, sich von einem Pferdehuf verletzen zu lassen. Der böhmische Polizeiinspector hat natürlich die Schlacht glänzend gewonnen .... Pauken Sie doch Ihren Leuten Besonnenheit ein! Diese Wahlrechtsdemonstrationen der Polizei werden nachgerade unerträglich und langweilig. Glauben Sie denn wirklich, dass Aehnliches in einer anderen Stadt vorkommt und dass die fremden Polizeifunctionäre, die öfters zu uns reisen, um die Einrichtungen unserer Polizei zu studieren, gerade die Schlachtscenen nachahmen werden? Nein, meine Herren, Sie müssen für, nicht gegen die Sicherheit des Staatsbürgers

wirken. Ihre Sache ist es, Einbrecher zu erwischen, — womöglich ohne Zuhilfenahme eines Stieler'schen Handatlas!

Herrn A. F. Trotz eindringlicher Bitte und trotz Ihrer Versicherung, dass Blätter, wie ‚Neue Freie', ‚Neues Wiener Tagblatt' und ‚Fremdenblatt' ihn zurückgewiesen haben, bin ich nicht in der Lage, den mir übersandten »Aufruf« abzudrucken. Es geht nicht an, Männer wie Hochenegg und Schauta ohne eingehende Ueberprüfung des Sachverhaltes so schwer zu beschuldigen. Auch den Anklagen gegen das Sanatorium Löw könnte ich eine solche nicht ersparen. Ob hier wirklich jene Misswirtschaft herrscht, der Sie den Tod Ihres Kindes zuschreiben, wird ja der Staatsanwalt, der sich für die Angelegenheit bereits interessiert, bald eruiert haben. Sollten sich dann Vertuschungsgelüste in der Oeffentlichkeit geltend machen, so werde ich zur Stelle sein. Bis dahin erspart es mir der staatliche Ankläger, das complicierte Material zu sichten, das mir jetzt von Ihnen und vorher schon von vielen Anderen zugetragen wurde und das doch so schwer controlierbar ist. Ich freue mich immer, wenn der Staatsanwalt — nicht der confiscierende — mir einen Theil meiner redactionellen Arbeit abnimmt.

Technischer Chemiker. Ihnen wie allen Ihren Collegen herzlichen Dank für die Zustimmung. Sie sind der Meinung, dass die Art, wie Herr v. Perger auf die »Angriffe« reagiert, ganz verfehlt sei. Herr v. Perger trachtet den Inspirator zu finden, während es doch ausschließlich in seinem Interesse wäre, endlich den lange gesuchten Farbstoff zu finden. Und wieder besuchte ihn ein Freund in seinem Laboratorium, und wieder hatte er Gelegenheit, schmerzlich auszurufen: »Ich find' halt nichts und ich find' halt nichts!« ... Nun ja, ich würde es ebenfalls für richtiger halten, wenn er kurz entschlossen vom Unterrichtsministerium die Einleitung einer Untersuchung verlangte, bei der sich ja auch die Berechtigung oder Nichtberechtigung der »Angriffe« unbedingt herausstellen müsste. — Der Chemikerverein hat nichts unternommen; vermuthlich aus dem Grunde, weil einige demonstrationslüsterne Herren bemerkten, dass die entschiedenen Gegner Pergers in der Majorität waren.

Mechan., Prag. Sie irren. Ich habe noch nie eine Zeile für das von Ihnen genannte mährische Blatt geschrieben.

Fritz Eck. Jawohl, wenn man in Wien vor einem linguistischen Räthsel steht und sich schon gar keinen Rath mehr weiß, ruft man einen Dienstmann. Das haben wir aus dem Process gegen die ungarische Simulantin erfahren. Ein Dienstmann als Sachverständiger für orientalische Sprachen: — man wird in Zukunft gewisse Mitglieder unserer Akademie der Wissenschaften nur mehr Gänge machen lassen, — freilich nicht bis ins unergiebige Asien, wohin sie öfter vorgedrungen sind. Dies gilt natürlich nicht für Herrn David Heinrich Müller, den kühnen Forscher, der sich bis in das Innere von Arabien vorgedrängt hat.

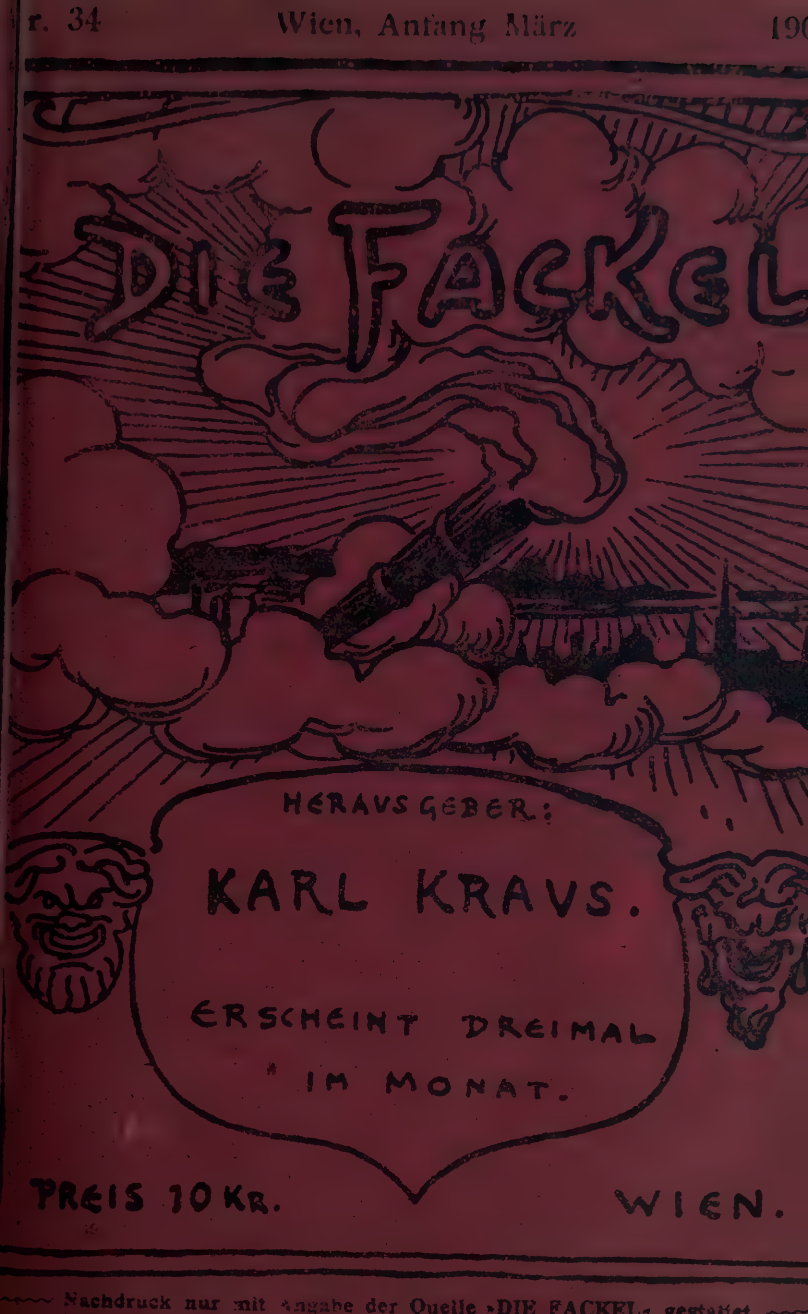
Albert J. Gutmann, kaiserlicher Rath, Musikhändler, katholisch. Eine Schar von Verehrern Anton Bruckners bittet mich, Sie zu befragen, wie es mit den Einnahmen aus den Werken des Meisters steht. Man behauptet, dass zwischen Ihnen und dem allverehrten Manne ein Vertrag bestanden hat, in dem Sie sich verpflichteten, nach Deckung der Kosten des Stiches einen bestimmten Antheil — Bruckner hatte ja doch immerhin auch einiges Verdienst an seinen Werken — dem Componisten zuzuwenden. Und nun heißt es, dass von den Einnahmen für zwei Symphonieen und ein Streichquintett weder Bruckner bei Lebzeiten noch auch seine rechtlichen Erben, Bruder und Schwester, bisher einen Kreuzer erhalten haben. Durch diesen Umstand beunruhigt, wendet sich die Schar der Bruckner-Verehrer nunmehr an Sie, als den einzigen Mann, der heute in der Lage ist, über den Ertrag der Bruckner'schen Werke authentische Auskunft zu geben. Sie würden sich ein musikhistorisches Verdienst erwerben, wenn Sie die Oeffentlichkeit, die wenigstens nach dem Tode ihrer Großen Antheil an deren materiellem Wohlergehen nimmt, darüber belehren wollten, wie sich die Popularität eines Mannes wie Bruckner in Zahlen ausdrücken lässt, und alle Zweifel an der Ertragfähigkeit eines musikalischen Genius verscheuchten. Dass es nicht »Patti-Preise« sind, auf die er Anspruch hat, ist man ja längst gewöhnt, mit Resignation hinzunehmen.

Alle jene, die mich um eine Unterredung ersuchen, bitte ich, den Gegenstand vorher schriftlich zu bezeichnen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 34 Wien, Anfang März 190



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig,	portofrei	. . . . K.	7.—
» » halbjährig,	»	. . . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig,	»	. . . . M.	7.—
» » » » halbjährig,	»	. . . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig,	portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig,	»	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. [illegible]0.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 34 WIEN, ANFANG MÄRZ 1900

Während in den Kohlenrevieren eine Viertelmillion Menschen mit fiebernder Erwartung den Entschließungen des Parlamentes entgegensieht — in ihrer Noth klammern sie sich an jeden Halm des leeren Strohs, das in diesem Parlament gedroschen wird —, bestürmen alle Verbände der Industriellen, der niederösterreichische Gewerbeverein, die Handelskammern, den socialpolitischen Ausschuss des Abgeordnetenhauses mit der Bitte, man möge doch nicht durch Erfüllung der Forderungen der Arbeiter die österreichische Industrie zugrunde richten. Compact, wie nur je, steht die reactionäre Masse des arbeitenden Bürgerthumes dem arbeitenden Proletariat gegenüber. Und so völlig verzweifeln alle Volksfreunde an der Möglichkeit, das österreichische Fabrikantenthum mit socialem Geist zu erfüllen, dass dieselben Politiker, die den Gedanken als Utopie verspotten, eine Regierung könnte, da sie die oberen Schichten zur constitutionellen Thätigkeit nicht zu bewegen vermag, das allgemeine Wahlrecht octroyieren, mit dem Gedanken an ein Octroi des Achtstundentags mittelst des § 14 spielen. Aber der sociale Fortschritt kann nirgends in der Welt sich anders vollziehen, als dass entweder die sociale Einsicht der Arbeitgeber vertieft oder die politische Macht der Arbeiter erhöht wird. Solange nicht die politische Stellung unserer Arbeiterschaft durch ein neues Wahlrecht gestärkt ist, wird die anti-

sociale Gesinnung unserer Producenten alle ernsten socialen Errungenschaften vereiteln.

Als ich vor wenigen Tagen eine Einladung zu einer allgemein zugänglichen Versammlung erhielt, in der das Wiener Bürgerthum zum Kohlenstrike Stellung nehmen sollte, konnte ich keinen Zweifel über den Ausgang der Versammlung hegen. Ich wusste, ein paar Hundert von den Tausenden, die in jenen Verbänden organisiert sind, aus denen jetzt arbeiterfeindliche Petitionen an den Reichsrath gerichtet werden, würden sich im Ronacher-Saale einfinden; man würde überzeugend nachweisen, dass vom Achtstundentag der Untergang unserer Industrie drohe und dass bei der Harmonie der Interessen von Arbeitern und Arbeitgebern die Erfüllung der Ansprüche der verhetzten Proletarier für diese selbst verderblich sei. Ich hatte keine Lust, das alles nochmals zu hören, und mied die Stätte, an der die bürgerliche Weisheit viel billiger als das bürgerliche Pilsner verzapft wird. Den andern Morgen nahm ich die Zeitung zur Hand. Unglaublich und — obwohl's in der ‚Neuen Freien Presse' stand — doch wahr: das Wiener Bürgerthum hatte sich in einer Resolution für den Achtstundentag ausgesprochen.

Aber mein Erstaunen war nur ein mäßiges; ich las ein paar wohlbekannte Namen und wusste: was sich da Bürgerthum genannt hat, das sind die Wiener Socialpolitiker. Man kennt die sociale Structur dieser Gruppe zur Genüge: die geistigen Führer sind etliche Nationalökonomen — Prof. v. Philippovich gehört nicht dazu, sondern ist bloß Ehrenpräsident —, die jene Mußezeit, die das Couponschneiden oder das Einheimsen von Zuckerprämien ihnen lässt, mit theoretischen oder statistischen Arbeiten ausfüllen; dann eine Anzahl von jenen Advocaten, die für den Schutz der Schwachen, soweit diese nicht Processe führen, schwärmen. Ihnen folgen in rührender Eintracht Warenhändler vom Franz Josefs-Quai und Effectenhändler

vom Schottenring. Dazu kommt eine Schar von Leuten, die zu abhängig oder zu feig sind, um sich als Socialdemokraten zu bekennen, die aber begeistert Beifall klatschen, wenn Dr. Victor Adler in seiner unbarmherzigen Art an Fabier-Abenden die Logik der Socialpolitiker zerzaust. Als in einer Versammlung von dieser Zusammensetzung Herr Prof. Isidor Singer dem Ackerbauminister v. Giovanelli den Vorwurf machte, dass er nie einen Pflug geführt habe, brach begreiflicherweise stürmische Heiterkeit los. Wie lächerlich musste auch diese Bemerkung den Anwesenden, die für die Kohlenarbeiter eintreten wollten, erscheinen, da doch keiner von ihnen jemals irgendein Werkzeug, geschweige denn eine Hacke in der Hand gehabt hatte, — es sei denn jene »Illustrirte Hacke«, mit der einst die harten Schädel der Wiener Fiaker socialpolitischen Erwägungen eröffnet werden sollten.

Diese Socialpolitiker also sind für die Einführung des Achtstundentages. Nur Prof. Isidor Singer ist dagegen; für den Mann ist bei jeder Sache die Erwägung maßgebend, dass die bürgerlichen Socialpolitiker etwas Anderes anstreben müssen als die Socialdemokratie. Denn, wenn sie gerade in den wichtigsten politischen und nationalen Fragen mit jenen giengen, dann hätte ja die Gruppe innerhalb der Partei Recht, die niemals danach fragt, was der Professor Singer, jedoch stets, was Victor Adler denkt. Und worin bestünde dann eigentlich die Führerschaft, nach der Isidor Singer langt? Aber die jüngste Versammlung im Ronacher-Saale ist überrumpelt worden. Der Idealist Masaryk, der so wenig in diese Gesellschaft passt, hat sie fortgerissen. Ich weiß es wohl, nicht mit seinen Argumenten, auch nicht mit dem machtvollen sittlichen Pathos, das in dem tschechischen Gelehrten lebt. Mit derselben Begeisterung, die bei seinem jüngsten Auftreten losbrach, ward er auch begrüßt, als er vor Wochen zum erstenmale einer Wiener socialpolitischen Versammlung sich vorstellte. Aber wenn damals Professor

v. Philippovich, als der Beifallssturm sich gelegt hatte, den Anwesenden zurief: »Sie haben gezeigt, dass Sie einen bürgerlichen Socialpolitiker zu schätzen wissen«, so irrte er. Die Versammelten hatten dem Bekämpfer des Ritualmordglaubens zugejubelt....

* * *

Der Zeitungsstempel aufgehoben!
Für wen?

Vor einigen Wochen waren an den Straßenecken von Wien rothe Placate mit der obigen Aufschrift zu sehen. Irgendjemand schlug die Veranstaltung von Volksversammlungen vor, die die Frage untersuchen sollten, die seit Neujahr 1900 allen österreichischen Zeitungslesern auf den Lippen brennt. Aber die rothen Placate fielen in eine ungünstige Zeit. Fasching war's. Das Volk von Wien hatte weder Zeit noch Sinn für die Frage nach den Einkünften der Wiener Zeitungsherausgeber, die »weiße Redoute« stand ihm näher als der schwarze Zeitungsstempel. Und es merkte nicht, dass auch die neue Pressfreiheit in einem Domino stak, der ihre Jugendreize bis zur Unkenntlichkeit verhüllte.

Nun aber ist die Zeit der Buße gekommen. In Fetzen hängen die rothen Placate an den Straßenecken. Der Unbekannte ist verschwunden, der sich in Volksversammlungen für die verlorene Sache des Zeitungsstempels echauffieren wollte. Aber vielleicht ist es nicht ganz unnütz, der im Faschingstrubel verlorenen Frage eines Neugierigen nachzusinnen: »Der Zeitungsstempel aufgehoben — für wen?«

2½ Millionen Gulden hat der Staat von seinen Einkünften geopfert, um eine Steuer zu beseitigen, die, wie allgemein versichert ward, das geistige Brod des Volkes vertheuerte. Und wie hat die ehrsame Bäckerzunft darauf geantwortet? Sie hat das Geld schlankweg eingesackt und den Consumenten schmunzelnd erklärt:

»Nun ja, wir sind jetzt von einer drückenden Fessel befreit! . . .« Dabei fiel es natürlich keinem einzigen der Herren ein, sich von den goldenen Banden zu befreien, an die er sich und seinen Geldsack bereits gewöhnt hatte. Sie haben sich auf einen bequemen Standpunkt gestellt; sie sagten: »Das Volk verlangt kein billigeres Brod, aber um zu zeigen, was wir für noble Kerle sind, werden wir von jetzt ab besseres Brod backen.« Das wäre schon etwas. Sehen wir denn zu, was die Wiener Zeitungschefs zur Verbesserung ihrer Ware gethan haben.

Die ‚Neue Freie Presse' — bei ihr beträgt der Mehrgewinn infolge der Stempelbefreiung ungefähr eine Viertelmillion jährlich — ist seit Neujahr krampfhaft bemüht, sich literarisch aufzuputzen. Ihr politischer Theil ist in Herrn Bacher unheilbar verknöchert, Benedikts volkswirtschaftliche Lehren können um eines Kreuzers willen nicht geändert werden — blieben also nur die übrigen Rubriken für das Verjüngungswerk. Und siehe, über die »kleine Chronik« ergoss sich der Geist der jeunesse Griensteidl, über Schaubuden und selbstmordende Gastwirte wird jetzt nur mehr philosophisch lächelnd oder lyrisch klagend referiert, und im Feuilleton kalauert norddeutscher Clownwitz sechs und neun Spalten lang. Es ist eine greuliche Katzenmusik, zum Steinerweichen! Für den Pappenstiel, den die Herren Bacher und Benedikt von ihrer Viertelmillion zu opfern die Gnade hatten, dürfen die Consumenten allerdings nicht mehr erwarten. Im Publicum aber herrscht nur wenig Verständnis für so viel Großmuth. Nicht einmal die »Fachblätter« vermögen die Leser zu rühren; sie empfinden es im Gegentheil nur zu schmerzlich, dass die allabendlichen Rationen sommerlicher Langeweile jetzt auf das ganze Jahr vertheilt werden sollen. Das Publicum schimpft über die ‚Neue Freie Presse', wo es nur kann, und das müssen wohl auch die Gebieter des »Weltblattes« allmählich erfahren haben, denn in jüngster Zeit wurden die neuentdeckten Talente wieder

aufs Eis gelegt, und das Publicum kriegt wieder nur Bacher und Benedikt vorgesetzt. —

Das ‚Neue Wiener Tagblatt', das aus der Aufhebung des Zeitungsstempels infolge seiner größeren Auflage noch größeren Vortheil zieht, hat nicht einmal den Versuch unternommen, seinen textlichen Inhalt zu bereichern. Dieses Organ für Liebes- und Hausverkäufe, Gesindewechsel und Absteigquartiere betreibt in seinem Vorwort zum »Kleinen Anzeiger« auch Politik. Aber was ist das für ein nichtsnutziges, charakterloses Ding von Politik! In den lendenlahmen Leib dieses Blattes fährt erst dann die heilige Begeisterung, wenn der Schmerbauch eine gewisse Rundung erreicht hat; die 70. oder 80. Seite des gesammelten »Kleinen Anzeigers« wird in schmetternden Dithyramben besungen. Dann heißt es, dass, wenn man die Papiermasse der Sonntagsauflage von einer Locomotive aufrollen ließe, die Strecke bis Triest reichlich bedeckt wäre u. s. w. Aber die Südbahn ist mit Katastrophen überreich gesegnet, und wir finden den Gedanken an eine Bedeckung der österreichischen Natur mit Steyrermühl-Papier unerträglich ..... Absteigquartier und wieder Absteigquartier! Sonst alles wüst und leer. Und die Bildungslosigkeit schwitzt dem feisten Molluskenthier aus allen Poren. Ein Deutsch wird dort künstlich erzeugt, grauenhaft, aufreizend, ein Deutsch, das jedem Stilgefühl trotzt, gegen die simpelsten Regeln der Grammatik sich vergeht, ein Kauderwälsch, bloß dazu geschaffen, die Gesinnungs- und Gedankenleere zu verkleistern.*) Wie hätte in solcher Atmosphäre irgendeine Verbesserung, eine geistige Reform gedeihen können? Das Einzige, wozu Herr Wilhelm Singer infolge der Stempelaufhebung sich aufschwang, war die geniale Idee, den Setzern

---

*) Die wenigen Schriftsteller, die in der Steyrer-Tretmühle arbeiten, die Poetzl, Joh. Ziegler und andere soll diese Characteristik natürlich nicht treffen. Schließlich halten es auch in der Atmosphäre des ‚Fremdenblatt' Männer von Geschmack und Begabung wie **Ferdinand Groß** aus.

und Redacteuren die Sonntagsruhe zu rauben, ein Montagsfrühblatt auszugeben, das dem Inseratensäckel neue Einnahmen zugeführt hätte, und als diese famose Beglückungsidee glücklich gescheitert war, blieb als schäbiger Rest die ungeheure Errungenschaft, dass man an Montagen jetzt, statt um 2 Uhr nachmittags, schon um 11 Uhr vormittags die Adressen jener Damen erfahren kann, die einst als Masseusen im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ figurierten und nun dem Staatsanwalt zuliebe »Krankenpflegerinnen« geworden sind. Das ist alles, was die Consumenten der »Steyrermühl« von der Stempelfreiheit haben... Die Viertelmillion wird ruhig zu den Mehreinnahmen geschlagen. Und dennoch darf man sich über nichts, was hier geschieht oder unterlassen wird, ereifern — die Gefährlichkeit der ‚Neuen Freien Presse‘ wird das große Localblatt trotz allen Anstrengungen nicht erreichen. Die Administration übernimmt nach wie vor für den Inhalt des redactionellen Theiles keine Verantwortung .....

Den kleineren Blättern ist es gar nicht zu verdenken, dass sie nach dem löblichen Beispiel der großen Stempeldefraudanten handelten. Die Ausnahme des ‚Deutschen Volksblatt‘ zählt nicht mit. Dieses Blatt hat einen Liebhaberpreis. Die Leute wussten früher nicht, warum sie sechs Kreuzer zahlten, heute wissen sie ebensowenig, warum sie fünf Kreuzer zahlen. Es ist immer noch etwa sechsfach überzahlt. Beim ‚Wiener Tagblatt‘ hatte die Aufhebung des Zeitungsstempels die Wirkung, dass ein Otto Frischauer die Courage fand, sich als Zeitungsherausgeber aufzuspielen: schmählicher hätte die Action zur Befreiung der Presse wohl kaum enden können! Bei diesem Blatte kam es in Consequenz der Stempelfreiheit auch noch zur Etablierung eines sogenannten »Commissionshauses«, in dem unter journalistischer Flagge Commissions-, Makler- und Kundschafterdienste für die Abonnenten verrichtet werden. Man hatte von der Aufhebung des Zeitungsstempels eine Höherwertung

des Journalistenstandes erhofft, und statt dessen erfolgte wenigstens an dieser Stelle die offene Declarierung des Journalisten als Laufburschen und commis voyageur. Diese Reform war freilich nur eben von einem Menschen zu erwarten, der weder journalistisches Talent besitzt, noch journalistischen Anstand begreift. Dank Frischauers Eingreifen soll jetzt die Redaction des ‚Wiener Tagblatt‘ mit Warenballen überschwemmt sein, Galizien sendet den im Lande erzeugten Pofel, und die Angestellten des Blattes müssen in ganz Wien nach Absatzmöglichkeiten fahnden. Es bleibt abzuwarten, wie lange die Gewerbebehörde dem Treiben zusehen wird. Vielleicht aber entschließt sich früher noch die Wiener Bevölkerung, das Blatt ausschließlich seinen galizischen Committenten zu überlassen. Mit einigem Interesse wird man übrigens erfahren, dass in diesem Commissionshaus auch Theaterkarten besorgt werden. Missbräuche mit Freibillets sind wohl ausgeschlossen, da diese ja ausdrücklich als solche bezeichnet sind. Dennoch werden auch in diesem Falle Committenten aufmerksam gemacht, genau auf die Marke zu achten. Die Premièrenkarten sind übrigens für die Familie des neuen Chefs reserviert, und die Theaterkritiker, die es nicht vorziehen, sich ihre Billets aus eigener Tasche zu bezahlen, werden in Hinkunft ihre Thätigkeit ausschließlich darauf reducieren müssen, zu beurtheilen, ob eine Firma »gut« ist .... Zwischen den Warenballen sitzen die armen Schreibsclaven Frischauers und halten Redactionsconferenz, während die zahlreichen weiblichen Mitglieder der Familie des Chefs Cercle halten und singen ... Ein traurigeres Bild journalistischer Verlotterung lässt sich nicht denken. Der Journalistenstand hat manche beschämende Erniedrigung in manchem Wiener Redactionsbureau erlebt. Aber durch wen ward er hier erniedrigt? Ein ob seiner Dreistigkeit berühmter Helfer des Wiener Antisemitismus, ein von der Kammer wiederholt disciplinierter Advocat stellt eine sagenhafte »Commanditgesellschaft« zusammen, führt minder-

jährige Ignoranz, wie sie nur zu Sclavendiensten sich missbrauchen lässt, der Journalistik zu und bringt es zuwege, ein Redactionsbureau, in dem es doch ehedem trotz Szeps und Consorten noch ein paar ehrliche Charaktere aushielten, sittlich zu verseuchen. Wahrlich, der Advocat Frischauer ist besser discipliniert als die ihm unterstehende Schar von journalistischen Kulis. — — —

Das Facit der Stempelfreiheit: 2 ½ Millionen Gulden sind ins Rollen gerathen, das Gros davon stecken die Herren Bacher, Benedikt und die Nutznießer der »Steyrermühl« ein, den kleineren Rebbach die Frischauer, Glogau, die Actionäre der »Elbemühl« u. s. w. Das lohnte die Aufhebung des Zeitungsstempels! Aber ist nicht das Gleichgewicht wieder hergestellt? Steht nicht mit der letzten freiheitlichen Errungenschaft eine andere Maßregel in innigem Contact, die jedes Haus, jeden Staatsbürger trifft: die Vertheuerung der Postgebüren? Der Ausfall des Zeitungsstempels sollte nach der eingestandenen Absicht der Regierung durch die Erhöhung einer ganzen Reihe von Postgebüren (für Recommandation u. s. w.) wettgemacht werden. Am einschneidendsten war die Vertheuerung der Correspondenzkarte. Der Preis dieses billigsten und bequemsten Instruments des schriftlichen Verkehres wurde von 2 Kreuzern auf 5 Heller erhöht. Das ist schon ein Posten in manchem kleinen Haushalt. Das arme, alte Mütterlein in der Provinz muss sich's jetzt zweimal überlegen, mit ihrem weit, weit in der Stadt im Soldatenrock steckenden Jungen briefliche Zwiesprach zu halten, und auch der hat die Heller nicht gar im Ueberfluss und zwackt jetzt wohl von seinen Ausgaben für schriftliche Mittheilungen an Mutter und Bruder zwei oder drei Karten wöchentlich ab. Aber vielleicht könnte man Mutter und Sohn anderweitig eine Genugthuung verschaffen; vielleicht entschlösse man sich, auf die vertheuerte Correspondenzkarte die Conterfeis der Herren Bacher, Benedikt,

Singer, Glogau und Frischauer zu drucken, damit das Volk wenigstens durch den Anblick der Männer entschädigt wird, zu deren Gunsten es jetzt Zeitungsstempel und erhöhte Postgebür bezahlen muss.

Die Erwartung einer billigeren, einer besseren und redlicheren Presse als Consequenz der Stempelfreiheit war nur ein schöner Faschingstraum. Die Zeit der Buße ist gekommen ....

*

Alle Volksvertreter, die Volksfreunde sind, werden ersucht, folgenden

Dringlichkeitsantrag

demnächst einzubringen:

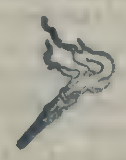
Das Vorgehen des allergrößten Theiles der Zeitungsherausgeber nach Aufhebung des Zeitungsstempels ist eine Verhöhnung der Absichten des Parlamentes. Damit nun eine Uebereilung wieder gutgemacht werde, die das Parlament dem schweren Verdachte aussetzt, es habe mit dem Gelde, das bisher den Staatscassen zufloß, die Taschen großcapitalistischer Zeitungsunternehmer füllen wollen; damit aber auch die gewollte Verbilligung der geistigen Volksnahrung eintreten könne, stellen die Gefertigten den Antrag:

Das hohe Haus wolle beschließen:

Zeitungen im Umfang von weniger als zwei Bogen sind stempelfrei. Der volle zweite Bogen und jeder weitere Bogen ist mit einer Stempelsteuer von 1 Heller zu treffen.

Demnach wäre ein Blatt von 14 Seiten noch unbesteuert. Es blieben also sechs Seiten Inserate steuerfrei. Denn kein österreichisches Tagblatt hat mehr als acht Seiten Text. Lediglich der Economist der ‚Neuen Freien Presse‘ nimmt noch einen Theil des zweiten Bogens in Anspruch; aber der Economist trägt so viel, dass er leicht auch eine Stempelsteuer tragen kann. Revuen und Fachblätter

sind gänzlich unbesteuert zu lassen. Die Stempelsteuer in der vorgeschlagenen Form würde ausschließlich die einträglichen Inseratenblätter treffen. Nur eine missverständliche Auffassung von »Pressfreiheit« könnte daran Anstoß nehmen. Alle Banken- und Börsencomptoir-Unmoral, Anpreisung der Unzucht und Gelegenheitsmacherei, Curpfuscherwesen und der Betrug derer, die den Opfern geschlechtlicher Laster »auch brieflich« Heilung versprechen, macht sich im Inseratentheil breit. Man hat den früheren Zeitungsstempel eine Besteuerung der Intelligenz genannt. Was wir beantragen, wäre lediglich eine Besteuerung der Prostitution.



Ich erhalte folgende Zuschrift:

Tag für Tag feiern unsere Zeitungsschreiber Jubiläen. Gestern entnahm man kürzlich erschienenen Lebenserinnerungen die Daten zu Festartikeln über den seit mehr als dreißig Jahren verschollenen und nun als Achtzigjährigen wieder auftauchenden Hermann v. Lingg, heute schreibt man aus einer populären Geschichte der Philosophie Einiges über Giordano Bruno ab — auch die Literaturangaben werden mit abgeschrieben —, und morgen preist man Herrn Maurus Jokai, dem soeben Alt- und Jung-Budapest als dem ungarischen Zola zujubelt.

Und trotzdem, just die denkwürdigsten Erinnerungstage werden übergangen. Vor kurzem hätte, wie man mir mittheilt, Herr Holzinger sein dreißigjähriges Richterjubiläum feiern können. Wie lohnend wäre es gewesen, den bescheidenen Mann, der sich vor allen Huldigungen aus diesem Anlasse zurückgezogen

hatte, auch gegen seinen Willen zu begrüßen. Welch wertvoller Beitrag zur österreichischen Culturgeschichte wäre eine Statistik seines Wirkens, seiner Werke, jener berühmten Urtheilsbegründungen, gewesen! Wie viele Todesurtheile hat die ausgetrocknete Bureaukratenstimme dieses Mannes verkündet; wie viele Jahre Kerker hat er verhängt; wie viel Rieß Zeitungspapier sind, dank seinen Erkenntnissen — das Erkenntnis, nicht die Erkenntnis — eingestampft worden? .... Mag Holzinger noch nicht am Ende seiner Laufbahn stehen, sicherlich steht er am Ende seines Avancements. Denn der Mann ist übergangen worden. Allen jenen, die einst so scharf waren, hat man mit Undank gelohnt. Jetzt, behauptet man, räche sich Herr v. Holzinger. Er hebt die interessantesten Confiscationen des Herrn Bobies wieder auf. Das verschlägt zwar nichts, denn das Oberlandesgericht bestätigt sie wieder. Aber die klare Sprache mancher Holzinger'scher Begründung aus letzter Zeit wird doch peinlich empfunden. Dem Vicepräsidenten des Landesgerichtes mag das einige Genugthuung gewähren, schwerlich vollgiltigen Ersatz für den frühen Abbruch der Carrière, der dem vorzüglichen Juristen beschieden war. So rasch ist er unbrauchbar geworden, weil er sich zu oft hatte brauchen lassen. Die Worte jenes Cardinal Wolsey mögen ihm jetzt manchmal vorschweben: »Hätt' ich Gott gedient mit halb dem Eifer, den ich weiht' dem König ....!«

Aber noch ein anderes Jubiläum ist jüngst kaum nach Gebür gewürdigt worden. Das war der Festtag des Wiener Gerichtspsychiaters Dr. Josef Hinterstoißer. Das ‚Extrablatt' brachte zwar das Bild des — wie sagt man nur? — »allverehrten Mannes«. Aber auch hier fehlten die historischen Daten. In meinen Notizbüchern finde ich eine vielfach lückenhafte Sammlung der Hinterstoißer'schen Gutachten. Aufs Gerathewohl will ich heute einige davon herausgreifen. Aus allerletzter Zeit finde ich da das Gutachten verzeichnet, das der ver-

ehrte Jubilar über den Lustmörder Kopetzky abgegeben hat, der ein vierjähriges Mädchen missbraucht und getödtet hatte. Dieser Kopetzky ist ein Epileptiker, er ist erblich belastet, er war alkoholisch erregt, er ist beschränkten Geistes, lautete der Tenor des Gutachtens. Und weiter: vor der That war er vielleicht geistig unzurechnungsfähig, nach der That wohl auch, aber während der That war er zurechnungsfähig, weil die That offenbar mit Ueberlegung geschehen ist. »Ist dies auch Wahnsinn, hat es doch Methode.« Ich beziehe diesen Satz natürlich nicht auf das Gutachten, sondern auf das Verbrechen ....

Auch Hinterstoißers Gutachten im Processe gegen den Banknotenfälscher Krauthauf kam mir neulich wieder in den Sinn, als ich in den Zeitungen die Nachricht vom Tode jenes Menschen las. Die Obduction ergab, dass Krauthauf schon seit Jahren ein schweres Gehirnleiden hatte. In der Zelle war er als Schwindler betrachtet worden, der Melancholie simuliere. Vielleicht erinnert man sich aus der Verhandlung gegen Krauthauf daran, dass dem Vertheidiger schon damals schwere Bedenken aufstiegen. In seinem Tagebuche sprach Krauthauf von seiner Mutter per »Josefine«. Es bestand der dringende Verdacht, dass er ein sträfliches Verhältnis mit ihr unterhalten habe. Man vermuthete außerdem mit gewichtigen Argumenten, dass Krauthauf seinerzeit in Linz einen Lustmord verübt habe, und die erste Verhandlung wurde dieser Verdachtsmomente halber sogar vertagt. Jedenfalls war die sexuelle Perversität des genialen Verbrechers, der Banknoten mit freier Feder fälschte, erwiesen. Damals erhob sich Josef Hinterstoißer und sprach in diesem Sinne: »Wegen des Lustmordes würde ich ihn für geistig unzurechnungsfähig, wegen der Banknotenfälschung muss ich ihn für zurechnungsfähig erklären!«

Aber auch die Gutachten, die Hinterstoißer in viel weniger sensationellen Processen abgegeben hat, sind nicht minder denkwürdig. Von jedem Alkoholiker

pflegte er zu sagen: »Irre ist er nicht, normalen Geistes war er im Momente der That auch nicht. Er würde in ein Trinkerasyl gehören. Aber Oesterreich besitzt noch keine solchen Asyle, folglich gehört er ins Zuchthaus.« Um dieses muthigen »folglich« willen bewundere ich den Mann. Kein anderer Psychiater bringt heute diesen Muth auf. Hinterstoißers College, Professor Fritsch, zum Beispiel empfiehlt den Freispruch von Alkoholikern. Zwischen diesen beiden Collegen herrscht, wie es scheint, überhaupt eine scharfe Gegensätzlichkeit. Vertheidiger pflegen oft vor der Verhandlung ihren Clienten zu sagen: »Wenn sie den Hinterstoißer kriegen, gehen Sie ein. Wenn Sie den Fritsch kriegen, kommen Sie vielleicht los.« Dr. Hinterstoißer empfindet diese Gegensätzlichkeit recht unangenehm und hat sich darum wiederholt bei verschiedenen Instanzen, sogar beim Präsidium des Oberlandesgerichtes, über den Collegen beschwert. Professor Fritsch hindere ihn durch seine Opposition bei Abgabe seiner Gutachten. Und der jetzige Präsident des Oberlandesgerichtes, Freiherr v. Kallina, fand es bei seiner Antrittsvisite gerathen, den Professor Fritsch deshalb zu vermahnen.

Doch seien wir gerecht. Es gibt Fälle, in denen auch Hinterstoißer sich entschließt, die Unzurechnungsfähigkeit anzuerkennen. So ist beispielsweise die Prinzessin Luise von Coburg von ihm als »derzeit« unzurechnungsfähig erkannt worden. Und aus meinen Notizen könnte ich nachweisen, dass Hinterstoißer überhaupt adelige — zumindest hochadelige — Abkunft als ein Moment ansieht, das besonders stark für die Unzurechnungsfähigkeit spricht. Aber wie viele denkwürdige Thaten des Jubilars mögen mir entgangen, von der Oeffentlichkeit in den fünfundzwanzig Jahren, die Hinterstoißer jetzt dient, vergessen worden sein. Die Statistik fehlt! Hier kann niemand Abhilfe schaffen, als Hinterstoißer selbst. Ich erlaube mir, ihm folgenden Fragebogen zuzusenden:

1. Wie viele Gutachten haben Sie abgegeben?

2. In wie vielen Fällen haben Sie Angeklagte für zurechnungsfähig gehalten, und zwar: a) Bürgerliche, b) Adelige?

3. Wie kommt es, dass bei Civilklagen ein so großer Percentsatz der Geklagten, bei Strafsachen ein so geringer für unzurechnungsfähig erklärt wird?

4. Glauben Sie an geistige Berufskrankheiten der Gerichtspsychater?

5. Halten Sie alle Gerichtssachverständigen für zurechnungsfähig a) vor der That (Abgabe des Gutachtens), b) nach der That, c) während der That?

Es wäre jetzt an der Zeit, die vollständige Statistik des Wirkens unseres Jubilars zu publicieren. Denn, wie ich höre, hat er jüngst wiederholt die Absicht geäußert, sich zurückzuziehen. Sein Rücktritt wird einen Abschnitt in der Geschichte unserer Justiz bedeuten. Denn es wird doch kein zweiter Hinterstoißer an seine Stelle treten? G.

* * *

Ein interessanter Process beschäftigte jüngst das Wiener Handelsgericht. Zwei Mitglieder des Blechcartells klagten auf Anerkennung der Ungiltigkeit des Cartellvertrags und eines Commissionsvertrages, den die cartellierten Fabriken mit der Oesterreichischen Länderbank geschlossen hatten. Der erste Theil der Klage ist leicht erledigt. Durch wiederholte Urtheile ist festgestellt worden, dass Cartellverträge auf Grund des Coalitionsgesetzes vom 7. April 1870 rechtsunwirksam sind. Und in der vortrefflichen Begründung des Urtheils, das vor einiger Zeit gegen das Cartell der Federweiß-Producenten erfloss, heißt es ausdrücklich, dass es zur Feststellung der Rechtsunwirksamkeit des Cartellvertrages nicht des Nachweises bedürfe, dass die Preise zum Nachtheile des Publicums thatsächlich erhöht worden seien; es genüge darzuthun, dass eine Erhöhung als Folge des Cartells habe eintreten können.

Dass also das Cartellübereinkommen der Blechemailgeschirr-Fabrikanten rechtsunwirksam ist, unterliegt keinem Zweifel. Von größter Wichtigkeit ist aber der Process gegen die Länderbank auf Anerkennung der Ungiltigkeit des Commissionsvertrages. Die Cartelle sind, solange wir kein Cartellgesetz haben, keine juristische, sondern lediglich eine ökonomische Kategorie. Wenn also unsere Jurisdiction den rechtlichen Bestand der Cartelle leugnet, dann darf sie sich nicht bloß an die Form des Cartellvertrages halten, sondern sie muss alle Formen, die ein Cartell etwa annehmen kann, Productions- oder Verkaufsgenossenschaft, Commissionsvertrag u. s. w., treffen. Im vorliegenden Falle macht nun der Commissionsvertrag das Wesen des Cartells aus. Würde der rechtliche Bestand des Cartellvertrages verneint, dagegen die Rechtswirksamkeit des Commissionsvertrages anerkannt, so hieße dies das Cartell für rechtlich aufgehoben erklären, aber seinen thatsächlichen Bestand schützen.

In diesem Processe, dessen nebensächlicher Theil gegen zwölf Cartellmitglieder, dessen wichtigster Theil aber gegen die Länderbank geführt wurde, fungierte als Laienrichter der kaiserliche Rath Jacques Ritter v. Leon. Es ist sicherlich ein schöner Beweis für die hohe Meinung, die unsere Advocaten von der Unbefangenheit der Richter, speciell der Laienrichter des Wiener Handelsgerichtes, hegen, dass die Vertreter der Kläger dagegen keinen Einspruch erhoben. Denn Jacques Ritter v. Leon ist Verwaltungsrath der Actiengesellschaft R. Ph. Waagner, deren Actien ausschließlich im Besitze der Familie Leon und der Länderbank sind. Neben ihm sitzen in diesem Verwaltungsrathe zwei Directoren der Länderbank, die Herren Palmer und Lohnstein. Herr v. Leon ist überdies bekanntlich Großactionär der Länderbank, deren Geschäftsinteressen in dem Cartellprocess in Frage kamen. Nun habe ich sicherlich keinen Grund, misstrauischer zu sein, als die Vertreter der Kläger: ich nehme also mit Ihnen an,

dass der Charakter des Herrn v. Leon trotz der geschäftlichen Verbindung des Mannes mit der Länderbank genügende Garantien für seine Unparteilichkeit als Richter bot. Aber dem Herrn kaiserlichen Rath kann ich gleichwohl den Vorwurf eines gewissen Mangels an Feingefühl nicht ersparen. Denn nehmen wir an, das Urtheil — es ist, wie ich höre, seither erflossen, aber im Augenblicke, da ich dies schreibe, noch nicht veröffentlicht — fiele so aus, wie es die Länderbank wünschen muss, würde dann nicht der Verdacht naheliegen, die Länderbank habe in diesem Processe außer zwei Advocaten auch noch einen Anwalt im Richtercollegium gehabt? Um dieses Verdachtes willen, und sei er noch so falsch, hätte Herr v. Leon sich selbst zum Richteramte in diesem Falle als disqualificiert betrachten müssen. Denn davon, dass er nach den Bestimmungen der Processordnung nicht als Richter fungieren durfte, will ich gar nicht reden .....

* *
*

HALBASIATISCHES.

Aus den Geheimnissen des finanziellen Lebens in Galizien hat man im letzten Jahre Einiges in Erfahrung gebracht. Schlachziz und Jude, Jude und Schlachziz beuten das unglückliche Land aus. Und da die Vertreter der galizischen Schlachta und der galizischen Judenschaft in unserem Parlament eine so gefährliche Macht besitzen, hat die Oeffentlichkeit im Westen der Monarchie das Bedürfnis, immer tiefer in jenes östliche Dunkel hineinzublicken. Im Falle Jędrzejowicz konnte ich etwas von dem wirtschaftlichen Treiben in Galizien zeigen. Heute veröffentliche ich Bruchstücke aus zwei Jahresberichten eines jüdischen Creditinstitutes. Unter dem Titel von Creditinstituten wird in Galizien der Wucher organisiert. Und damit diese Berichte nicht bloß der Belehrung, sondern auch

der Erheiterung dienen mögen, lasse ich Orthographie und Interpunction unverändert. Wenn aber die scurrile Art, mit der in diesen Berichten nationalökonomische Kniffigkeiten und classische Reminiscenzen vorgetragen werden, den Leser zum Lachen bringen sollte, so mag der Gedanke ihn wieder ernst stimmen, dass die geschilderten Vorgänge unter den Augen einer staatlichen Aufsichtsbehörde sich abspielen, die niemals dabei ihre Hände rührt. Zumindest nicht, um einzugreifen.

Rechenschaftsbericht

der

Commerciellen & industriellen Credit-Bank

reg. Genossenschaft m. beschr. H. in Nadworna

für das Jahr 1897.

Vorgetragen bei der VII. ordentl. Generalversammlung am 1. Februar 1898.

Hochgeehrte Generalversammlung!

»Allen anderen voran theilen wir Ihnen mit, dass unser Directionsmitglied H. Leisor Meisels am 20. October 1897 hingeschieden ist und dass wir auf dem Ausdrucke: »de mortuis nil nisi bene, et sit illi terra levis« diese Kundgebung schliessen.«

»In merito weil wir der Thatsache gegenüberstehen, haben wir hervorzuheben, dass der Verblichene die Interessen unseres Institutes obzwar früher in dankbarer Erinnerung verbleibende Verdienste um die Genossenschaft sich erwarb, in letzterer Zeit durch Eigennutz untergraben hat, so pflegte er für seinen Sohn einen Cassiergehalt auf ganz ungerechtfertigter Weise beziehen, denn die Cassierstelle soll ungezahlt ein Directionsmitglied besorgen, was überhaupt bei allen anderen Nachbargenossenschaften üblich ist, ferner vergrösserte er die diversen Spesen in schleuderhafter Weise, verrechnete für seine eigenen Spareinlagen einen unverhältnismäßig hohen Zinsfuss hat Gelder zur Unzeit und nicht in vorgeschriebener Form behoben und auf ähnliche Weise wieder eingebracht, verdrängte günstigere Einlagen dritter Personen um die seinigen bemerkbar zu machen, handelte bei den Creditertheilungen eigendünkelnd, hörte nicht die sonst entscheidende Stimme der anderen Directionsmitglieder, was unsere Genossenschaft in ihrem Wirken beeinträchtigte, indem der-

selbe eine Position usurpirend, behauptete, die speciell seinen Händen nicht gehörte.« — —

»All dessen hätte sich der Selbstherrscher bewusst sein sollen wobei er manches zum Muster hätte nehmen können u. wenn er eben wahrhaft gentil handelte rechtzeitig die Stimme der Competenz hörte u. nicht als Roman behandelte, würde er es für seine Pflicht gehalten haben zu Gunsten der Genossenschaft von eigener Ambition etwas von alten zur Gewohnheit gewordenen Emolumente zu opfern u. nicht auf's Schlepptau alles mitzunehmen. Wenn aber der Herr, welcher jahrelang an der vollen Schüssel sass u. nicht allzubescheiden aus ihr ass, sich aus dem Staube machte wenn ihm klargelegt wurde, dass es so weiter nicht gehen kann u. dass es vielleicht infolge seiner »Operation« dem Unternehmen an den Hals gehe, echauffirte das u. mit Drohungen bezahlte dann sollte es endlich auch im Gesetze nach nicht vielen Recherchen gefunden werden, dass ihm dazu zwänge u. z. klipp u. präcise ohne scharfsinnige juristische Auslegekunst den Schaden von eigenem Vermögen gutzumachen. Wir hoffen kurzwegs gesagt, dass auf eine gute Legislative gar bald auch eine moralische Execution folgt.«

»Diese Vorgänge da der Verblichene körperlich schwer krank war, ihm um's Heil der Genossenschaft nicht zu thun war, waren im stetigem Zunehmen und wie ein römischer Gelehrte sagte »quisquis praesumitur bonus, donec probetur contrarium« (Bei Jedem setzt man voraus, dass er gut sei, so lange das Gegentheil nicht bewiesen ist) liessen sich die Folgen nicht früher sehen, bis es sich wie ein Krebsschaden im Innern der Genossenschaft nicht eingefressen hat, erst im Juni 1897 stellte sich unser amtirende Director Herr Bodnar diesem Gebahren mit der Devise »Qui suo jure utitur, nemini facit injuriam« auf seine Fahne, entgegen verlangte die Entlassung des Cassiers, des Practicanten, die Reduction der Zinsen für eigene Einlagen des Verblichenen, die Verringerung der Einlagen selbst, die Feststellung eines Maximums für diverse Spesen und gelang es ihm unter Subconsequenzen bei Einhaltung des im Volksmunde bei den Römern zur Zeit Caesar gebräuchlich gewordenen Wortes »Sustine et abstine« den Cassier zu entbehren und dies zu ertragen, Assistenz dem Buchhalter an.« — —

» — — und wenn wir sogar den Mitgliedern die Haut über die Ohren zögen, musste es wie Butter an der Sonne schmelzen,

wenn diese colossalen Ausgaben einrissen und alles absorbirten. Bei Aufrechthaltung der Manipulation a lá oder allah Meisels mussten wir mit einem Defizite schliessen, dagegen allein Bodnar gab nächsten Anstoss zur Fortentwicklung und zufriedene Resultate.« — —

» — — Hauptsächlich Sympathiengewinnung füllt selbstredend die Lücken unserer Ausführungen als gerechtfertigt aus.« — —

»Es gereicht uns zur besonderen Befriedigung Ihnen die erfreuliche Mittheilung zu machen, dass es uns zu Beginn des Jahres gelungen ist, für unsere Genossenschaft eine reiche Aquisition zu machen, nämlich der ehrwürdige Rabbiner Hr. Koppel Brenner Herrschaftsbesitzer in Halmi, Ungarn, Gutshaus und Mahlmühlenbesitzer in Stanislau trat unserer Genossenschaft als Mitglied bei, zahlte 1000 fl. als Antheil ein, verstärkt bei Bedarf mit seinem Giro unsere zum Escompte bestimmten Rimessen, was die grösseren Landesinstitute derart honoriren, dass uns in reichem Masse und gegen billige Zinsen Gelder zufliessen und uns wieder in den Stand setzt den Zinssatz gegenüber den Mitgliedern zu reduziren.«

»Wir empfehlen Ihnen geehrte Herren, an Stelle des Verblichenen — Herrn Rabbiner Koppel Brenner als Director zu wählen, und wird hiedurch das dem Institute gebürende Zutrauen sich stärken. Die hervorragende Thätigkeit, unermüdliche Thatkraft und die eminenten Geistesgaben, welche diesem Manne auszeichnen sind allgemein gekannt und gewürdigt, indem Sr. Ehrwürden Herr Rabbiner Brenner nebst seiner clericalen Capazität in der Finanz- und Handelswelt als rutinirt u. »le destirte« nominirt wird, wir können uns zu dieser Acquisition beglückwünschen und auf bedeutendem Aufschwung u. Prosperität rechnen. Er, Herr Rabbiner Brenner hat unseren Feinden und milzsüchtigen Nichgönnern, die zwecks Discreditirungen unserer Genossenschaft und unsern Director Herr Bodnar angriffen, ihr Handwerk gelegt, die überheben sich zu weiteren Ataques, sie sind gelähmt, leugnen ihr Vorhandensein wie es die Weisen meinten: »Pergama defendi si potuissent hac dextra defensa fuissent.«

»Diese wunderthätige Vereinigung kluger zögernder Vorsicht und vorwärts strebender Thatkraft der wir die heutige achtungsgebietende Stellung unseres renommirten Institutes verdanken und von welcher wir für die Zukunft eine noch glänzendere Entfaltung desselben erwarten, ist keine willkürliche Construction grauer Theorie. Sie ist aus der Schmiede der Erfahrung gekommen und in Zeiten-

wetter erprobt! Die Krone der Zusammenschweissung gebürt unseren Leiter Director Hr. Bodnar als Acquisiteur zwischen der Genossenschaft—Brenner, er hält davon dass durch Zusammenfügen kranker Elemente nie ein gesundes ganzes gebildet wird, und preferirte ein Naturganzes und Gesundes.«

»Wir geben sie denselben gerne und rufen ihm ein Bravoausdruck dass er die kranken Elemente die sich in unserer Leitung hereinschleichen wollten, amputirte, zu.« — —

» — — unsere Debitoren sind im Abnehmen, unwahrscheinliche Forderungen längst abgeschrieben und müssen wir hier gestehen, dass wir uns selbst reprobiren müssen als Lauigkeit bezeichnen, dass unsere Debitoren bis nun nicht eingingen, bei einiger Rührigkeit müsste Alles am Manne gebracht werden, was auf einem abhanden gekommenen Debitorenbuche das bald durch ein Neues ersetzt ist Motive findet, nachdem sämmtliche Forderungen complett sichergestellt sind, jedoch werden wir auf unseren Grundsätzen sitzen bleiben und Energie benützen die die Einbringung verwirklichen wird.« — —

*

Für das Jahr 1898.

Vorgetragen bei der VIII. ordentl. Generalversammlung am 28. März 1899.

Geehrte Herren!

— — »Was bisher uns schadete das belehrte uns (Quae nocent, docent) und wird ein Bollwerk des festesten Vertrauens als eine starke Säule unbegrenzter Bestimmtheit werden.« — —

»Anlangend auf die gegenwärtige Lage der Genossenschaften im Allgemeinen, wollen wir einige Beobachtungen auf's Tapet ziehen und sei es uns gegönnt, dass diese wahrheitsgetreue Ausführungen warme Aufnahme finden u. z. Cliquessen, Cameraderie (vanitas vanitatum) Ehrgeiz bringen heillose Gründungen neuer Genossenschaften, aus diesen entsteht Fäulniss, Coruptionen und die älteren besser geleiteten Institute werden solidarisch behandelt und verschrien, jene suchen Credite wie Wüsten — Israel um die Manna, was die älteren untergräbt, jene wollen per aspera ad astra und die Herren drüben urtheilen qualis rex talis grex, jene lassen sich zu höchst eigenthümlichen indirecten Creditertheilungen durch mysteriöse u. monströse Vermittlungen — wegen Haschung um Mitglieder herbei, was die Aelteren ohne sich des Lachens zu enthalten (risum teneatis

amici) nicht zusehen können, und über unser sachverständigen Ausspruch der für Fachmänner kein Evangelium sein dürfte, dürfte doch keine Anklage gegen sämmtliche Institute ohne Unterschied ob alt oder jung geschmiedet werden, und finden sich doch immer und immer wieder Leute die aus Indolenz momentanen Leichtsinn auf die Bahn dieses Lasters sich dazu locken lassen.«

»Nichtswürdig ist der Mann der nicht sein Alles setzt an seiner Ehre, wenn auch Alles vergilbt und verblasst. Gewiss wir sind wahrhaftig die Letzten die es verschweigen mochten — sind die Zustände nicht derart mit dem man sich umumwunden einverstanden erklären konnte. Wir glauben: Ueberall muss ausgebaut und verbessert werden auf der einen Seite muss Genusssucht, Habgier ein Halt geboten werden — auf der anderen Seite muss Begehrlichkeit Ehrgeiz & Cotterie eingedämmt bleiben.«

»Das Ausbauen, das Ausbessern erreichen wir nicht durch neue Gründungen u. Zusammenschweissungen von dunklen Cameraderien, diese Zergliederung bewegte uns nicht die Furcht vor einem Umkippen der commerciellen oder industriellen Conjunctur sondern ein rein banktechnisches Moment dessen Nichtbeachtung anderen derbe Schläge brachte und vielleicht Lieder von ihrem bevorstehenden Capituliren bereits singen oder zu verfassen nachsinnen, selbst der kleine Mann diese kindliche Seele die für gruselige Geschichten sonst so krankhaft empfänglich ist, versteht das Ammenmärchen der Bankraben, aber das geringe schwimmende Material ist bald verschwunden.«

»Auf die Spareinlage kommend: Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, vielleicht jetzt noch schlechter, junge Kräfte, neue Unterbietungen, das wir auf den Vorjahren auf hohen Zinssatz, unhaltbare Vorzugsgewährungen, gegenseitigen Herabsetzung — wiederholen wir auch jetzt, hoffentlich wie die Raupen hin sind kommt die Zeit Votum in die Wagschale zu legen diesem Gebrechen abzuhelfen, wir wiederstehen dieser Strömung wetterfest und haben bei Gewärung von minderen Beneficien doch die höchste Einlagsziffer, sind aber froh Anstalten zu treffen einen grossen Theil der Einlagen abzustossen was ausser den obangeführten Gründen noch aus den nachfolgenden Causen zu bewerkstelligen ist.«

»Erst in den letzten Wochen waren zwei Landesinstitute einem Run ausgesetzt, glücklicherweise übernam für eines das Land und

für's andere die Magnaten des Landes die volle Garantie die diese vor Untergang geschützt. Wenn wir aber ein Misstrauen dieses Charakters gegen einem Provinzinstitute in Parallel ziehen, dann bleibt uns nicht mehr übrig als dessen gewissen Untergang auszudrücken. Hier läge die Gefahr selbst bei der löblichsten Lage niederzugehen bei den Umständen als in den letzten Tagen nutzsüchtige Verwaltungsorgane in Glacehandschuhen*) ihre Institute — den Topf aus welchen sie ihr Hunger stillten, die Schüssel die sie sättete, den Boden der sie nährt — hintergraben wollten indem sie ihre Naivität wenigstens dabei zu Tage brachten, wenn sie zur Unzeit Rückzahlung ihrer eigenen Einlagen verlangten beziehungsweise bei grösseren Cassabeständen keine Stimme von Bedürfniss dagegen bei abnormer Geldknappheit erst lebendig wurden und Gelddurst laut hören liessen. Diese Indolenz fand zu Hause Abwehr und Männer aus dem Verwaltungskreise dieser Compagnie denen Succurs von allen Seiten herbeieilte naturgemäss deren Sympathie eine erhabene ist, sagten dem Teufel: Du bist der Teufel wenn auch in Glacehandschuhen warfen ihm sein Opfer in's Gesicht und die von ihm kaum angefangene Auslage war in seinem Schneckenhäuschen bald zurück.« — —

»Etwas weniger wäre mehr! sagte ein Gelehrte der Neuzeit nach den jüngsten Vorfällen, folge jenen Prinzip »Bereichere dich, wens möglich auf anständige Art, wenn nicht — anders« und wenn wir die organisatorischen Mängel der Neugründler nicht kennen sollten, dann würden wir uns in Bekrittlungen nicht einlassen.« — —

»Wir sollten die Rechtsnehmer des gotts. Meisels wegen Schadenersatz klagen, wir wollten gütlich ordnen, da aber die Haltung derselben die Abwartung scheiterte sind wir nun gezwungen, das unliebsame zu tun den der Schaden ist ein grösserer und deren Pflicht zum Ersatz über allen Zweifel wir wollen ihre Zustimmung zur Klagserhebung, obschon wir gefragt haben und ist dieselbe angesichts dessen, dass Klagserhebung gegen den Aufsichtsrath von Ihnen zu bevollmächtigen ist überhaupt gegen Erben von Verwaltungsorganen überhoben dennoch machen wir hievon Erwähnung und notiren hier sogar einige Details: Der gotts. Verwalter lich

---

*) Diese Stelle bezieht sich auf den im letzten Jahre in die Verwaltung cooptierten Rabbiner Koppel Brenner, die »clericale Capacität«. Anm. d. Herausgeb.

512 Fl. Ehrendarleihen (?) an Josef Bochdan, liess einen nicht zu diesem Zweck der Bank übergebenen Wechsel auszustellen, deckte hiemit diese 215 Fl., welche dann er abschreiben liess, er lieh an Friedfertig & Söhne grössere Summen und noch vielen anderen trotz deren fruchtlose Executionsbeleg von mehreren Gläubigern u. trotz ausdrücklicher Einwendung des leit. Directors u. ungeachtet statutarischer Bestimmung der zufolge es in seinem alleinigem Wirkungskreise nicht lag, er bezog für seine Kinder ungebührliche Gehalte und höhere Zinsen als regulativ bestimmt war u. a. m.«

»Er behob auch für sich einen ihm nicht gebührlichen Gehalt. Einen kleinen Ersatz fanden wir in Compensation seines Anteiles de 1000 Fl. und Gehaltrest wozu wir statutarisches Recht hatten.«

»Auf die Lage unserer Genossenschaft kommend, ist dieselbe eine lobenswerte — derselben schadete nicht im Mindesten die durchwegs von unseren Nichgönnern erteilten falschen und discreditierenden Auskünfte, trotzdem wir an ausländischen Credit nichts gewinnen konnten, während der inländische zumeist aus Racenhasse uns gleich allen anderen die den Stempel der sogenannte jüd. Genossenschaft tragen versagt wurde, sie stand und steht wetterfest, auch der hohe bislang nicht erhöhte Zinssatz konnte diese nicht erstürmen die löblichen Auskunftsgeber zumeist ungehobelte, rohe geldgierige Speculanten u. par interesse fechsten den Lohn ihrer Saat selbst ein, werden miteinander gleich diesem vorbenannten Verwaltungsmanne der durch Kündigung seiner eigenen Gelder der Genossenschaft weh' tun wollte*) — dazu aber krumbeinig ist, auf den schlüpfrigen Parquetten unserer gut situirten Genossenschaft Nacken brechen.« — —



Auf die Frage, wie die Wiener Recensenten sich künftig den Schauspielern gegenüber verhalten würden, antwortete jüngst der doch gewiss informierte Herr Julius Bauer: »Wir werden die Wahrheit sagen!« Die »Con-

*) Rabbiner Koppel Brenner. Anm. d. Herausgeb.

cordia«-Leute rächen sich: sie wollen anständig werden. Sie haben es in Artikeln, hämischen Bemerkungen und drohenden Bänkeln angekündigt. Vorläufig kehrt sich freilich die Anständigkeit der Theaterrubrikinhaber bloß gegen jene Schauspieler, die durch Fernbleiben vom Feste sich unbeliebt gemacht haben. Mit anderen Worten: überflüssige Reclamenotizen für Hofschauspieler und Hofopernsänger unterbleiben vorläufig. Dafür halten sich die Schnüffler an den Mitgliedern der Wiener Privatbühnen schadlos. Klatsch und Tratsch, den sie im Grunde viel schwerer als die Schauspieler zu entbehren scheinen, wird auch fernerhin den Inhalt der Theaterrubriken bilden, und die Ignorierung der Aufständischen erhält den Stempel eingestandener Böswilligkeit. So ist's also wieder nichts mit der Reinlichkeit, und der Zeitungsleser kann höchstens über den Grad von Ungeschicklichkeit staunen, mit der hier täglich die Strafe an dem oder jenem Hofschauspieler vollzogen wird. Herr Bauer droht, wie ich schon neulich erwähnte, Herrn Sonnenthal, dass er Herrn Kainz umso eifriger protegieren werde, und lässt sich das rührende Geständnis entschlüpfen, dass er und seine Collegen den Oberregisseur des Burgtheaters ohnedies bisher »über seine Kräfte gelobt« haben. Die Clique rächt sich, indem sie ihre verabredete Ungerechtigkeit zugibt. Und kaum haben sich die Leute vorgenommen, dass sie fortan das Theater nur mehr in ihrer kritischen Amtsthätigkeit kennen werden, überlaufen sie die für die Oeffentlichkeit ganz uninteressante Frau Kainz, um sie über den kaum interessanteren Gesundheitszustand ihres Gatten auszuholen. Auf der anderen Seite erscheinen Notizen,. die den Grund einer Repertoire-Aenderung also ausdrücken: »Die Première musste verschoben werden, weil eine Schauspielerin unpässlich geworden ist«; und da die Mysteriosität schon keiner Steigerung mehr fähig schien, heißt es auf einmal: »Jene Schauspielerin, deren Heiserkeit jüngst den Aufschub der Première nöthig machte, ist

noch immer nicht ganz hergestellt.« Wie interessant wäre ehedem die Unpässlichkeit des Frl. Witt gewesen! Wie sehr bedauern die Reporter, dass sie nicht vor dem »Concordia«-Ball erkrankt ist! Selbst der appetitliche Herr Buchbinder, der noch kürzlich einen Essay über das Badezimmer der Frau Odilon schrieb, muss sich jetzt Entsagung auferlegen . . . Und dabei spielen die Herren die Gekränkten! Derselbe Herr Bauer, der sein Lebenlang Schauspieler verriss, wenn ihm gerade ein Witz einfiel, und erst recht verriss, wenn ihm keiner einfiel, klagt in einem Nachruf für einen jüngst verstorbenen Collegen über »die schwere Nachtarbeit des Recensenten, für die man heutzutage so wenig Dank erntet und so viel Besudelungen erduldet«. Ich wüsste nicht, worin der »Dank« eines Schauspielers für eine Kritik, die selbst »über seine Kräfte lobt«, bestehen sollte? Der Großmuth des Herrn v. Taussig sind keine Grenzen gesetzt, wenn er an seiner Tafel den Vortrag eines Bänkels schon nicht entbehren kann; aber die Theaterkritik ist ein öffentliches Amt, dessen Verwalter höchstens dem Publicum verantwortlich ist. Geradezu peinlich wirkt auch die ironische Ueberlegenheit jener Artikelschreiber, die noch immer als Hauptargument gegen die Theaterleute den Personencultus ins Treffen führen. Gracchi de seditione querentes! Mir wird ein Ausschnitt aus einem — bezeichnenderweise — Budapester Blatte ins Haus geschickt, in dem Herr Balduin Groller über die Unfolgsamkeit der Schauspieler sein Herz ausschüttet. Ueber das Deutsch, in dem er dies besorgt, will ich mit ihm nicht rechten; Budapester Germanen mag's anheimeln, zu hören, dass in Wien »Künstlern, Gelehrten, Dichtern u. s. w. nicht der zehnte Theil von den Reclamenotizen zutheil wird, was auf das gehätschelte Völkchen der Schauspieler entfällt«. In der Sache hat Herr Groller nicht Unrecht. Aber warum bringt er die Beschwerde nicht lieber im Kreise seiner Collegen vor, die seit Jahrzenten eine wahnwitzige

Rampencultur gezüchtet haben und die sicherlich noch heute — von vorübergehenden Unpässlichkeiten abgesehen — die Dessous einer Schauspielerin über die heiligsten Dinge der Kunst, Wissenschaft und des Schriftthums stellen?

* * *

Freundschaft, Bildung, Ronacher und Magdalenenheim.

Als ich nach der Aufführung von Hermann Bahrs »Athlet« im Deutschen Volkstheater die rührende Bereitwilligkeit rühmte, mit der Wiener Logenbrüder einträchtig dem Erfolge eines der Ihren vorgearbeitet hatten, da versuchten es die Betheiligten, bestürzt über den Verrath in den eigenen Reihen, sich aufs Leugnen zu verlegen; aber mein Berichterstatter, nach dem ebenso emsig wie erfolglos gefahndet wurde, hatte mich nicht getäuscht. Fern lag es mir damals, dem Wesen der Freimaurerei nahezutreten, der man als der harmlosen Bethätigung humanitärer Strebungen auch in der modernen Gesellschaft ein Plätzchen gönnen mag. Freimaurerei und Jesuitismus werden heute nur mehr von einander selbst für eine politische Gefahr gehalten, und vollends ist es nicht einzusehen, warum gutmüthige Bürger, die sich zu einem Verein der Wohlthätigkeit gesellen, heute noch zu allerlei Vermummung und Geheimnisthuerei greifen müssen. Der Fall des Bruders Bahr und mehrere andere Fälle aus der jüngsten Zeit haben mich freilich belehrt, dass der Liberalismus des Wiener Freimaurerthums nur zu sehr dem der liberalen Wiener Presse ähnlich geworden ist und dass Cliquenthum, das System wechselseitiger Förderung und die Lehre: Liebe Deinen Nächsten, wie er Dich selbst — auch hier einen günstigen Nährboden gefunden haben. Wenn ich also dem Freimaurerthum, vor allem dem in Wien geübten, eine »Gefährlichkeit« nachrühmen darf, so scheint sie mir lediglich in

gewissen socialen, nicht politischen Wirkungen des Bundes zu liegen, und der Zweck, der die reichlich vorhandenen Mittel heiligt, dürfte ausschließlich in dem opfermuthigen Zusammenhalten für die geschäftliche Wohlfahrt des Einzelnen bestehen. Wo solche Bestrebungen auf das künstlerische und literarische Gebiet übergreifen, erfordern sie die allerentschiedenste Abwehr. Es ist nicht nöthig, dass Leute, die ohnehin durch ihre Zugehörigkeit zur »Concordia« vor Fährlichkeiten bewahrt sind, auch noch durch den Eintritt in eine Loge sich das Wohlwollen der Kameradschaft und Gevatterschaft zu sichern suchen; die Fälschung des öffentlichen Urtheils sei den Zeitungen überlassen und von den Unroutinierten und Unberufenen nicht bis zum Ekel der gefoppten Menge übertrieben.

Leider muss ich mich neuerlich mit unserem Bruder Bahr beschäftigen; — und nicht nur, weil wieder eine Première, der wieder liebevolle Hände vorarbeiten, in Sicht steht. So wäre er denn glücklich nach einer unstäten literarischen Lebensführung im wärmenden Gehege der Wiener Coterien gelandet, Logenbruder und bald wohl auch Vicepräsident der »Concordia«. Sein Entwicklungsgang ist interessant, und jede Phase lockt den Betrachter zu angeregtem Verweilen. Was an Bahr vor allem fesselt, ist der Uebereifer, den er in jeder neuen Stellung entwickelt und in dem er's allen Mitstrebern zuvorzuthun trachtet. Uebereifer hat ihm kürzlich auch den strengen Tadel des Logenmeisters zugezogen. Bruder Bahr hielt einen Vortrag über das Thema »Freundschaft« und, da er mit der ihm eigenen Intuition Ziel und Zweck der Vereinigung, der er angehört, erfasst hat, sprach er seine Ansicht beherzt in dem Satze aus: »Einen Freund werde ich immer und unter allen Umständen unterstützen und ihn fördern, einfach weil er mein Freund ist, und ohne lange zu prüfen. Ein Mensch aber, der nicht mein Freund ist, der geht mich nichts an, der mag sich selber helfen!« Da erhob sich der strenge Meister vom

Stuhl und sprach die geflügelten Worte: »Ich will hoffen, dass Bruder Bahr das, was er über Freundschaft gesagt hat, sich nicht reiflich überlegt hat. Sollten aber diese Ansichten wirklich mit seiner innersten Ueberzeugung übereinstimmen, dann kann ich den Bruder Bahr nur lebhaft bedauern.« Bahr erröthete auch diesmal nicht, er erblasste. Er hatte die Prüfung schlecht bestanden und schrieb bald darauf ein Feuilleton, in dem er, der bisher in der That nur seine literarischen Freunde gefördert hatte, menschenfreundlich allen Talenten die Entdeckung, ja sogar ein eigenes »Amt der Entdeckung« versprach.

Ein zweiter Vortrag, den Bahr im Kreise seiner Brüder hielt, war dem Thema »Bildung« gewidmet. Hermann Bahr, den man in der letzten Zeit schon der Geschäftmacherei verfallen wähnte, hat bewiesen, dass es noch eine andere Bildung gibt, als die eines Fonds zur Erbauung einer Villa in Ober-St. Veit, und der Erfolg übertraf denn auch den des Vortrags über »Freundschaft«. Ich kann mir dies nicht anders erklären, als dass Sympathie für den besonderen Zweck der Loge den Schwung seiner Rede beflügelt hat; die Loge figuriert in der Oeffentlichkeit unter dem Namen »Heimath«, und ein Blick in den Amtskalender belehrt uns, dass wir es hier mit einem humanitären Geselligkeitsverein zu thun haben, der »die Errichtung eines Asyls für verirrte und verlassene Mädchen (Magdalenenheim) anstrebt». Freilich stünde ihm, wenn er schon in Büßerlaune ist, besser als die Unterstützung solcher Tendenzen der gute Wille an, ein Asyl für die von ihm irregeführten und verlassenen literarischen Jünglinge zu errichten. Das fachmännische Urtheil über büßende Magdalenen wird er wohl seinen Brüdern, den ehrenwerten Vorständen des Vereines »Heimath«, überlassen müssen. Ein neuerlicher Blick in den Amtskalender zeigt mir einen Banquier an leitender Stelle und als zweiten Obmannstellvertreter einen »Director« L. M. Waldmann. Herr L. M. Wald-

mann ist Director des Etablissements Ronacher, Leiter des Varieté und Spender von Speise und Trank. Logenbruder und Verkäufer des Champagners, den im Foyer verirrte und verlassene Mädchen wohlthätigen Männern kredenzen. Und da gastliche Asyle, mit allem Comfort ausgestattet, nach der Vorstellung zu längerem Verweilen laden, da die Mädchen sich nicht in andere Locale verirren dürfen, so ist der Plan des Magdalenenheims schon im Etablissement des Herrn L. M. Waldmann selbst verwirklicht....

* *
*

Wiener Warenmarkt.

Der Kaiser von Japan hat das von L. K. Nolston herausgegebene Werk: »Ein Andenken an Kaiserin und Königin Elisabeth« angenommen und dem Verfasser den Dank durch die japanische Legation in Wien ausdrücken lassen. — Leder tendierte fest, Knoppern waren gut beachtet.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn Kunz, Sonntagsplauderer und Feuilletonist der ‚Neuen Freien Presse‘. Sie können ganz ruhig wieder unter Ihrem früheren Namen Dr. Theodor Herzl schreiben — oder wenigstens manchen Ihrer neuen Collegen veranlassen, das Pseudonym Hinz zu wählen. Dass Sie einen cultivierten Menschen sich zeitlebens unglücklich fühlen lassen, weil er Kohn heißt, das ist doch ganz im Geiste jenes Zionismus gedacht, dessen Nährmutter gekränkte Eitelkeit ist. Kohn ist sentimental, weil Name und Abstammung es ihm verwehren, mit einer Fürstin, der er im Eisenbahncoupé gegenübersitzt, ein Gespräch zu führen. Aber, aber! Nicht jede Fürstin hält so rein. Blicken Sie einmal im Kreise Ihrer journalistischen Collegen umher! Denken Sie an Spiegl und die Metternich, denken Sie an L. K. Nolston, der früher wirklich Kohn geheißen hat und zwischen den letzten Berichten von der Warenbörse Zeit findet, die entlegensten Potentaten mit der Zusendung seiner patriotischen Werke zu belästigen. Der Kaiser von Japan hat ihm letzthin, wie die ‚Neue Freie Presse‘ getreulich verzeichnet, sogar wärmstens danken lassen. Bald wird er auch Ihnen resp. Ihrer Cabinetskanzlei sein Werk übersenden. Dass Sie heute noch über Bälle und Ballcomités plaudern, wird Ihnen kein künftiger Unterthan verübeln. Nur jovial und populär sein! Nehmen Sie sich an Ihrem Collegen Philipp von Orléans ein Beispiel!

Habitué. Sie irren. Die Lobredner des »antisemitischen Parteitheaters« sind seinen Darbietungen gegenüber ungleich objectiver als die durch Tantièmenbezug verpflichteten »liberalen« Kritiker gegenüber ihren Parteitheatern. Herr Czerny vom ‚Vaterland‘ z. B. — auch sonst weitaus der redlichste und geschmackvollste unter den Tageskritikern aller Parteien — hat die Leitung des Jubiläumstheaters anlässlich der letzten Novität durchaus nicht geschont. »Ich glaube«, schreibt er, »dass diesem ‚Stück‘ gegenüber ein kräftiges Wort noththut. Man hat am Jubiläumstheater bisher manche Plattheit ruhig hingenommen, weil sie harmlos war; aber der heutige Schwank kann gar keine Entschuldigung für sich anführen, am allerwenigsten die der Harmlosigkeit . . . . Es ist mir nicht unbekannt, dass die jüngste Wiener Bühne zu einer Partei-Angelegenheit geworden ist, und dass sie von jener Clique, die bei uns das Theater ausschließlich beherrschen will, unerbittlich verfolgt wird; aber umsomehr hat man als ehrlicher Mensch die Pflicht, vor Abwegen zu warnen und Attentate, wie das heute verübte, zurückzuweisen. Die Aufführung eines derartigen Productes muss gerade von den Freunden des Jubiläumstheaters aufs schärfste verurtheilt werden; und wenn der Director fragt: ‚Haben die Leute nicht gelacht? Haben sie nicht applaudiert und sogar den Verfasser zu sehen verlangt?‘ — so ist ihm zu erwidern: ‚Jawohl, das haben die Leute gethan und Sie, Herr Director, sind dafür verantwortlich.‘« — Das ‚Deutsche Volksblatt‘ freilich ist in dieser Sache nicht zu citieren; seine Dummheit verführt es zu Paroxysmen, und sein Lob ist fast so anwidernd wie die Feindseligkeit des ‚Wiener Tagblatt‘. Anwidernd das Pathos, mit dem von dieser Seite jede Talentlosigkeit, wenn sie nur von unverdächtiger Rasse ist, begrüßt wird. Man hat's neulich wieder an Herrn Otto Ernst und seiner kläglichen »Jugend von heute« erlebt. Die Satire, die hier gegen ein paar arme Narren der Literatur für Deutschthum und Philisterium kämpft, steht sicherlich tief unter dem Niveau der bekannten Versuche des Herrn Fulda, die Berliner Börsenkreise über die Nichtigkeit moderner Kunstbestrebungen zu beruhigen.

Herrn Angelo Eisner v. Eisenhof. Ich begreife Ihren Schmerz, dass Sie auch nach der Mitwirkung am Alland-Ball den Franz Josefs-Orden, den Sie »u. a.« noch nicht besitzen, entbehren müssen. Aber da lässt sich nichts machen, als geduldig warten; nicht die Hände in den Schoß legen, aber auch nichts überhasten. Ich bin überzeugt; Sie bekommen ihn. Versuchen Sie es vielleicht, am nächsten Geburtstag des Kaisers die Volkshymne in der Kirche des Curorts, in dem Sie gerade weilen, mit mehr Wärme zu singen.

Reptil. Wie viel die einzelnen Blätter von der Niederösterreichischen Escomptebank (Emission der Elektricitäts-Actien) bekommen haben, kann ich natürlich nicht wissen. Sicher ist, dass die Börse fast gar nicht betheiligt und das »schwere Einstandsgeld«, das die Einführung eines neuen Papiers daselbst ehedem

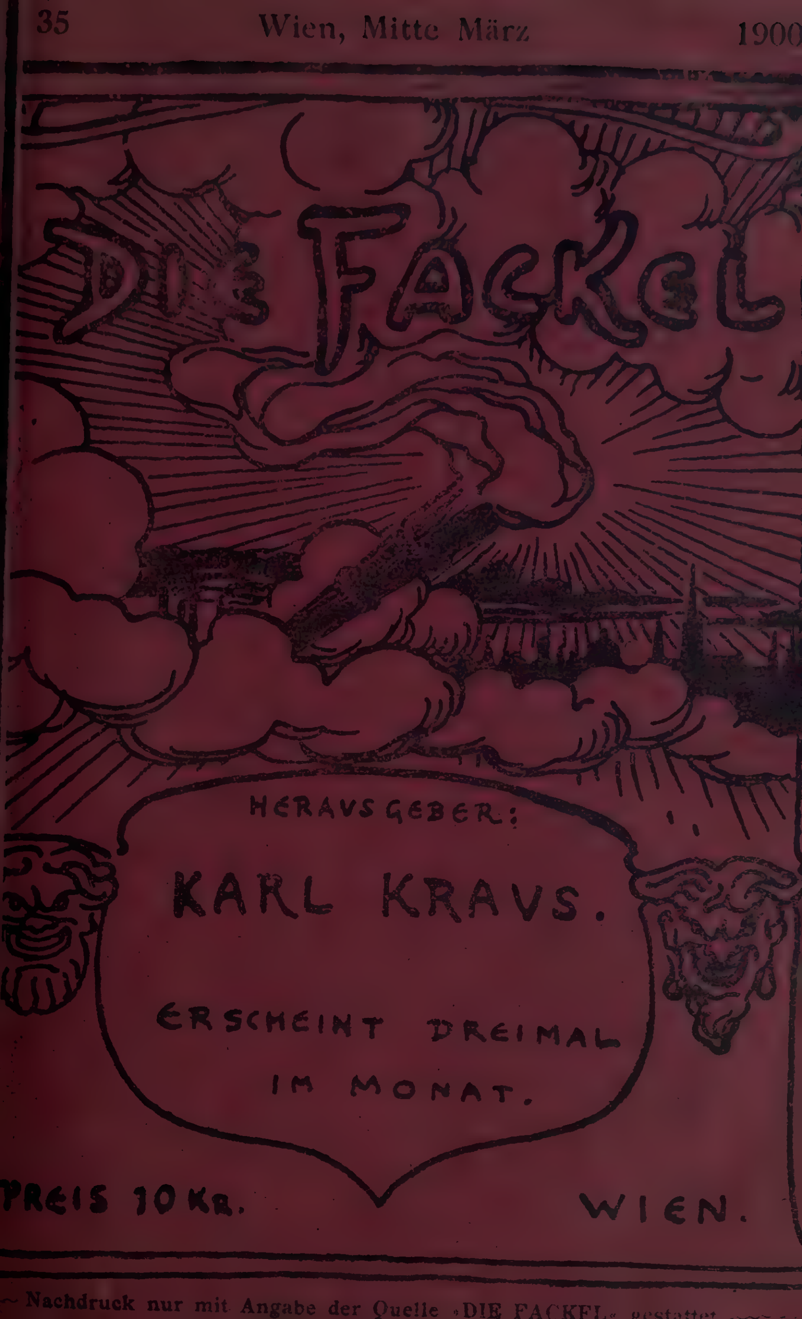
gekostet hat, für unsere Volkswirte verwendet wurde. Herr Glogau von der ‚Allgemeinen‘ lobt sich die neue Methode. Das Publicum sei alsbald »in ehrlicher Schar« herbeigeeilt, um zu subscribieren. Früher noch war freilich die ehrliche Schaar der Glogau und Genossen herbeigeeilt. Und wie benahm sich die Escomptegesellschaft? Sehr nobel. Herr Glogau selbst muss dies zugeben; »sie erntete«, meint er, »dafür, dass sie nicht engherzig war, den Erfolg u. s. w.« Er hofft, dass dieser Modus bei künftigen Emissionen festgehalten werden wird; das Publicum habe den Prospect der neuen Elektricitäts-Actien sehr wohl zu lesen verstanden, und »der Prospect fange an, ein gelesenes Inserat zu werden«.

Unentwegt. Die erhebende Noske-Feier, die die Freunde des Fortschritts in der Inneren Stadt wieder einmal veranstaltet haben, ist mir nicht entgangen. Auch die liberalen Frauen Wiens, die sich zum Kampfe gegen die Reaction wie eine Frau erhoben haben, fehlten nicht. Die eine Frau war wie gewöhnlich Frau Löwenberg, die, als eben die freisinnigen Männer im Hôtel de France sich die Langeweile durch Fortschritt und die Reaction durch Langeweile zu vertreiben suchten, »mit einem großen Rosenbouquet« in den Saal trat. Ich halte mich an den Bericht des ‚Wiener Tagblatt‘. Die Dame richtete, wie schon im Vorjahre gelegentlich der Donaufahrt der Fortschrittsfreunde, eine »zündende Ansprache« an Herrn Noske, und gab der Ueberzeugung Ausdruck, dass er »die Fahne des Fortschritts in seinen Händen stets hochhalten« werde. Herr Noske versicherte, dass er besagte Fahne so hoch halten werde, als ihm dies bei den jetzigen Verhältnissen nur möglich sei. Höchst bedeutungsvoll war auch die Kundgebung des Bezirksausschusses Waldstein. Der mir vorliegende Bericht enthält den Satz: »Er betont, dass er früher einmal Noskes Gegner gewesen sei, dass aber dessen Pflichttreue und Mannhaftigkeit ihn zu dem besten, treuesten und wackersten Anhänger und Mitkämpfer Noskes gemacht haben.« Waldstein gab auch seinerseits die Zusicherung, irgendetwas außer sich hochhalten zu wollen, und toastierte schließlich auf die liberale Presse, die seine Anwesenheit bei Leichenbegängnissen so oft verzeichnet hatte.

Fritz Eck. Was man gegen die Redewässer des russischen Staatsraths Bloch thut, die sich ohne Unterlass über die Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ ergießen? Die Geduld ist groß und der Czar ist weit . . . Aber wir werden uns für die Frage interessieren, warum Herr v. Bloch gerade die ‚Neue Freie Presse‘ zum Sprachrohr erwählt hat. Stead in London soll einer der Wenigen sein, die über den Fonds, den der Czar der Friedensidee gewidmet hat, und über die Art seiner Verwendung Auskunft zu geben wissen . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . . K.	7.—
» » halbjährig, »	. . . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . . M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1282 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 35 WIEN, MITTE MÄRZ 1900

DIE ‚NEUE FREIE PRESSE‘ ÜBER DIE DEFRAUDATION DES ZEITUNGSSTEMPELS.

Ein Document, das sich seit einigen Tagen in meinen Händen befindet, gestattet es mir, den Lesern die Bekenntnisse einer schönen Seele zu vermitteln. Die ‚Neue Freie Presse‘ hat sich für die Stempeldefraudation, mit der sie sich zugleich den etwa noch vorhandenen Rest von Achtung des Wiener Publicums geraubt hat, demüthig zu entschuldigen gesucht. Nicht etwa in ihrem Morgen- oder Abendblatt oder in einer jener dürftigen »Extraausgaben«, die sich ohnehin wie ein gleich um Verzeihung bittender Dieb jeden Montagmorgen in die Wohnungen schleichen. Nicht in einem offenen Appell an die Leser, die es gnädigst gestatten mögen, dass die von Actiengesellschaften, Banken und Cartellen zu Millionären gemästeten Hüter der öffentlichen Meinung auch noch die Kreuzersteuer einstecken. Nein, in einem artigen Briefchen, das die Administration der ‚Neuen Freien Presse‘ am 15. Februar an eine Wiener Trafikantin gesandt hat und das nun, wie dies schon zu geschehen pflegt, sich seit einigen Tagen in meinen Händen befindet.

Die liebenswürdige Verschleißerin hat es mir freigestellt, aus dem Document, das sie mir sendet, den Lesern der ‚Fackel‘ Einiges zu verrathen, und ich glaube nur im Sinne der ‚Neuen Freien Presse‘, der die Erörterung der eigenen Angelegenheit im eigenen

Blatte unbequem ist, zu handeln, wenn ich ihren Beweggründen, die sie brieflich für die Stempeldefraudation ins Treffen führt, nach Kräften Publicität leihe. Die Verschleißerin hat sich, da sie das Schriftstück mir anvertraute, von den gleichen Intentionen leiten lassen. Ihr ist daran gelegen, dass sich der Verkauf der ‚Neuen Freien Presse‘ wieder hebe; sie spricht von einer »früheren Abonnentenzahl«, die wieder »erreicht« werden könnte. Wenn die Wiener erfahren, wie ernst die ‚Neue Freie Presse‘ bei der Einsackung des Zeitungsstempels vorgegangen ist, mit wie sachlichen Argumenten sie sich rechtfertigt und wie treuherzig sie dabei nur auf das Wohl ihrer Leser bedacht war, werden sie den alten Glauben an die Unschuld der Dame in der Fichtegasse wiederfinden, die man schon für eine Masseuse halten wollte und die im Grunde nichts ist, als eine opferfreudige »Krankenpflegerin«. Ein nobles Publicum zahlt mit Vergnügen das Strumpfgeld, das der Stempel ausmacht, und geht bedenkenlos in die Laube, wenn der alte Schmeichelton lockt und die bejahrte Freundin verschämt die Augen niederschlägt, als ob sie fragen wollte: »Mama, was sind das. Pauschalien?«

»Anlässlich der Aufhebung des Zeitungsstempels« — so schreibt mir die Trafikantin — »habe ich auf Wunsch meiner Abonnenten und im Interesse meiner Berufsclasse an die ‚Neue Freie Presse‘ ein Schreiben gerichtet, in welchem ich für die Herabsetzung des Abonnementspreises für das Publicum und die Erhöhung der Provisionsgebür von 20 auf 30 Kreuzer per Abonnement für die Verschleißer eintrat. Letzteres aus dem Grunde, weil die anderen Zeitungen 30 bis 40 Kreuzer Provision zahlen, die ‚Neue Freie Presse‘ aber die geringste Entlohnung bietet.« .... Die ‚Neue Freie Presse‘ hat der Verschleißerin in einem Schreiben geantwortet, das auf drei engbeschriebenen Quartseiten bald Reue, niederschmetterndes Schuldbewusstsein, bald wieder

eine pyramidale Frechheit im Ersinnen von Ausreden und Entschuldigungen offenbart. Die Angeklagte leugnet hartnäckig, die That vollbracht zu haben, das heißt: sie gibt die Stempeldefraudation zu, versucht es aber, dafür heroische Motive ins Treffen zu führen und die Beschuldigung gewinnsüchtiger als einen »Irrthum« hinzustellen. Sie will zunächst »zur thatsächlichen Aufklärung einen Irrthum berichtigen, der sich leider in den Kreisen des Publicums verbreitet hat«. Da aber Gefahr vorhanden ist, dass der Irrthum bald in den Kreisen des Publicums verbreiteter sein wird als die ‚Neue Freie Presse', fleht sie die Trafikantin, die den Muth zur Interpellation gefunden hatte, inständigst an, wenigstens in ihren Kreisen die ihr übermittelten Aufklärungen zu verbreiten.

Welcher Art sind nun diese Aufklärungen? Hören und staunen wir. »Die ganze Ersparnis für den Stempel« — so beginnt die Rechtfertigung — »beträgt brutto nicht einmal volle 28 Kreuzer für den Monat und für den Abonnenten.« Wie schlicht und wahr ist das! Der Monat hat gewöhnlich nur 30 Tage, während zweier aufeinanderfolgender Feiertage erscheint nur eine Ausgabe, und die Abendblätter trugen einen leeren Stempel, der nichts gekostet hat. Bleiben richtig etwa 28 bis 30 besteuerte Morgenblätter, jedesmal ein Kreuzer, und — ein Kreuzer ist doch wahrhaftig wenig .... Nun folgt ein Hinweis auf die anderen Zeitungen, die auch nicht mit dem Preise heruntergegangen sind. Deren Herstellungskosten seien viel geringer als die der ‚Neuen Freien Presse'. Dass auch die Pauschalien viel geringer sind, wird natürlich nicht erwähnt. Die ‚Neue Freie Presse' entschuldigt sich mit der Schufterei ihrer Colleginnen; das mag ihr hingehen. Wenn sie aber auch auf die Haltung »socialistischer Blätter« anspielt, so wagt sie eine Keckheit, die sie sich eben nur brieflich gestatten darf. Die »socialistischen Blätter« haben den Preis zwar nicht für den Einzelnverschleiß, aber im Abonnement ermäßigt

und sind kaum durch die Aufhebung des Stempels in Stand gesetzt, aus jener Nothlage ehrlich loszukommen, aus der sich Blätter, wie die ‚Neue Freie Presse‘, jederzeit mit Hilfe eines geübten »Volkswirts« befreien können.

Und nun die »Herstellungskosten«. Sie erhöhen sich, wie die Administration betheuert, »fortwährend rapid«. Ja, was kostet denn auf einmal so viel Geld? Bekommen etwa die Redacteure seit 1. Jänner erhöhte Gagen? Haben externe Schreibsclaven, die in der ‚Neuen Freien Presse‘ seit jeher erbärmlich bezahlt wurden, einen kleinen Vortheil von der Aufhebung des Zeitungsstempels errungen? Wird den armen Laufburschen der Sensation, Wahlberichterstattern und Beinbruchreportern ein anständiges Mittagessen vergütet? Nichts von alledem. Die Redacteure, die Fleiß und manchmal auch Begabung im Dienste unersättlicher Capitalisten aufwenden, beziehen nach wie vor die schlechtesten Gagen, die ein großes Wiener Zeitungsunternehmen zahlt; die Zeilenhonorare der Externisten wurden, wie man mir mittheilt, verringert; die Spesenrechnungen erfreuen sich unvermindert sorgfältiger Censur. Worin liegt also die Vermehrung der Kosten? — Im Krieg und im Strike. Wer's nicht glaubt, höre die Aufklärung. »Gegenwärtig steigert« — ich citiere wörtlich — »die Berichterstattung über den Krieg und über den Strike, welche die ‚Neue Freie Presse‘ im größten Stile besorgt, das Budget in empfindlicher Weise.« Ich hätte dem Blatte so lapidare, das Budget seiner Unverschämtheit übersteigende Anmaßung nicht zugetraut. Weil also das Weltblatt sich über Transvaal und den Strike von 100.000 österreichischen Kohlengräbern unterrichtet zeigen muss, erbittet es die Bewunderung seiner Leser für diese besondere Kraftanstrengung. Was nützt die Aufhebung des Zeitungsstempels, wenn's in Südafrika Krieg und in Ostrau-Karwin Ausstand gibt? »Sie werden viele Nummern finden« — ruft die

‚Neue Freie Presse‘ der Trafikantin zu —, »in welchen der telegraphisch übermittelte Text den größten Theil des Raumes ausfüllt.« Ereignisse, wie Krieg und Strike hat es seit dem Bestand der ‚Neuen Freien Presse‘ und bis zur Aufhebung des Stempels nicht gegeben — und die Berichterstattung in der Dreyfus-Affaire, die durch drei Jahre oft den abgeschmacktesten Text »telegraphisch übermittelte« und zumeist mit den albernsten Erfindungen »den größten Theil des Raumes ausfüllte«, galt doch einer Sache der Gerechtigkeit, der ja überhaupt durch »vermehrte Kosten« der Sieg erkämpft wurde .... Die Administration der ‚Neuen Freien Presse‘, die so bewegliche Klage ob der Zeiten Wandel führt, könnte wohl im eigenen Wirkungskreise darüber aussagen, dass so mancher Text, der den größten Theil des Raumes nicht ausfüllte, mehr eingetragen hat, als die ausgedehnteste Berichterstattung verschlang. Die Wahrheiten, die die ‚Neue Freie Presse‘ seit ihrem Bestande unterdrückt hat, konnten ihr immer noch den Sack füllen, wenn die Lügen, die sie brachte, allzu kostspielig wurden. Die Administration spricht von den Spesen des Textes, der den größten Theil des Raumes täglich ausfüllt. Der Rest ist Schweiggeld .....

Aber noch bevor die Engländer in Prätoria eingerückt sein werden und bevor noch die socialpolitische Einsicht der Regierung Koerber den Grubenbesitzern zu einem traurigen Sieg verholfen haben wird, — trotz Krieg und Strike hat die ‚Neue Freie Presse‘ »die Absicht, den Abonnenten eine volle Compensation für die Ersparnis, die, wie gesagt, brutto kaum 28 Kreuzer beträgt, zu bieten.« »Wir werden dies thun ohne Rücksicht darauf, dass im Zusammenhange mit der Aufhebung des Zeitungsstempels unsere Kosten bedeutend gestiegen sind.« Ja, hängt denn außer Krieg und Strike noch etwas mit der Aufhebung des Zeitungsstempels zusammen? Natürlich! Und zwar — kundige Leser errathen es schon — die Setzer. Die Arbeiter also, die immer herhalten müssen, wenn die Profitlaune

des Unternehmers nach einem Vorwand sucht. Sie haben — ich citiere wörtlich — »neuestens Forderungen gestellt, die wir bewilligen mussten, und die unser Jahresbudget mit etwa 25.000 fl. belasten werden.«*) Hier unterbrach mich mein Setzer und bat mich, ihm die fachmännische Erledigung dieser speciellen Dreistigkeit zu überlassen. Er meint, es sei nicht schön von der ‚Neuen Freien Presse', dass sie sich nicht damit begnügen wolle, in ihrer eigenen Officin Lügen in Druck legen zu lassen. Ich habe ihm gerne in dieser Sache das Wort ertheilt, und nun, da er nachgewiesen hat, dass die Splendidität der ‚Neuen Freien Presse' eitel Lüge ist, richte ich an seine siebzig Collegen in der Druckerei der Fichtegasse den Appell, durch eine nachträgliche Forderung von 18.000 Gulden die Behauptung ihrer Chefs wahrzumachen. Dann aber würden noch »etwa« 150.000 fl. bleiben, gewonnen durch die Aufhebung des Zeitungsstempels in der Wertheim'schen Cassa der Herausgeber. Kommt abermals etwas in Abzug? Gewiss. »Das Abonnement auf die Depeschen des Correspondenzbureau und auf die wichtigsten Localcorrespondenzen ist viel theurer geworden.« Die Administration schämte sich denn doch, den Betrag dieser »Theuerung« ziffermäßig anzugeben. Dass auch die Correspondenzen von der Stempelbefreiüng, die nun einmal nicht dem Publicum zugute kam, ein wenig profitieren möchten, will sie freilich nicht einsehen.

Was geschieht mit dem »Rest« des Stempelgeldes, der noch immer fast das stattliche Aussehen eines Ganzen hat? Er wird — kundige Leser errathen es schon und die Trafikantin erzählt's den anderen — auf die »Ausgestaltung des Blattes« verwendet. »Wir bitten Sie, den Abonnenten, welche das Blatt von Ihnen be-

---

*) Unverschämt gelogen. Die Durchführung des neuen Zeitungssetzertarifes wird das Jahresbudget der ‚Neuen Freien Presse', die circa 70 Setzer beschäftigt, höchstens mit 7000 fl. belasten.

Anm. des Setzers.

ziehen, mitzutheilen, dass wir eine wesentliche Ausgestaltung des ganzen Blattes schon für die nächste Zeit beabsichtigen«: 1. »Die Publication von Fachblättern.« Sie hat bereits begonnen und wurde von mir auch bereits gewürdigt. 2. »Die Vergrößerung des Blattes um eine Seite täglich.« Vergrößerung des Textes oder Vergrößerung der Zeitung? Wenn die Seite keine Inseratenseite ist, so ist sicherlich die dazugehörige Rückseite eine solche; eine Zeitung kann ja doch nur um Blätter, nicht um Seiten vergrößert werden. Am Ende eine neue Seite des Economisten? Dann werden ja die Herstellungskosten gedeckt sein, bevor die erste Zeile geschrieben ist. 3. »Die Berichterstattung über die Pariser Weltausstellung soll ohne Rücksicht auf die Kosten im größten Stile eingerichtet werden.« Als ob die Reclamegelder der österreichischen Händler, die da als Aussteller genannt werden sollen, nicht reichlich die Telegrammspesen deckten! 4. »Die Ausgabe von Extrablättern bei irgend wichtigeren Ereignissen, besonders an Montagen.« Aber Extraausgaben wurden doch auch bisher bei allen wichtigeren Gelegenheiten — es sei denn, dass der jeweilige Pariser Correspondent die Ermordung der Präsidenten der französischen Republik verschlief — glücklich veranstaltet. Und die Extrablätter, die uns jetzt regelmäßig am Montag wichtigere Ereignisse vorgaukeln, haben wahrlich schon nach den ersten Proben den Reiz der Originalität eingebüßt und bilden infolge der Pünktlichkeit ihres Erscheinens nur mehr das Montagsgespött Wiens. Die Gewerbebehörde wird übrigens nicht lange der systematischen Erzeugung von Ueberraschungen zusehen. 5. »Nach Eröffnung des deutsch-amerikanischen Kabels wird die ‚N. Fr. Pr.' täglich eine ausführliche Kabeldepesche über politische und wirtschaftliche Ereignisse in den Vereinigten Staaten veröffentlichen.« Das klingt bedeutend; man glaubt beinahe, dass für die ‚Neue Freie Presse' ein eigenes Kabel gelegt wird. Dem ist natürlich nicht so.

Das Ganze reduciert sich darauf, dass ein Wiener Journalist, der beschlossen hatte, sich in New-York niederzulassen, der ,Neuen Freien Presse' kürzlich den Antrag stellte, ihr von dort Berichte zu senden. Die Herausgeber aber nahmen den Vorschlag, trotzdem sie sich gerade vorher den Zeitungsstempel aufgehoben hatten, durchaus nicht enthusiastisch auf, sondern gaben im Gegentheil der Befürchtung Ausdruck, dass ihnen die Sache zu theuer kommen könnte. So ging denn der Mann nach Berlin, wandte sich an den ,Localanzeiger' und gewann in der That Herrn Scherl für seinen Plan. Der Berliner Verleger wollte den Correspondenten sogar für sein Blatt allein haben, aber der Wiener Journalist wollte auf die mehr ehrenhafte als einträgliche Verbindung mit der ,Neuen Freien Presse' nicht verzichten. Und jetzt thut sie gar stolz, weil das reiche Berliner Klatschblatt sich einen Specialberichterstatter in New-York bezahlen kann.

Der Brief schließt mit den Worten: »Nehmen Sie, hochgeehrte Frau, die Versicherung entgegen, dass die ,N. Fr. Pr.' keinen Aufwand scheut und scheuen wird, wenn es sich darum handelt, das Interesse der Leser zu befriedigen. Die Ersparnis an Stempel wird durch Mehrleistungen ein Vortheil des Publicums werden und ein viel größerer, als wenn ein Nachlass von einigen Kreuzern im monatlichen oder vierteljährlichen Abonnementspreis erfolgen würde. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich die größte Mühe geben würden, diese Ansicht bei unseren Abonnenten zu vertreten, denn es liegt uns viel daran, in einem freundlichen und sogar freundschaftlichen Verhältnis zu unseren Abonnenten zu bleiben. Wir hoffen, dass diese Aufklärungen, die wir aus dem Grunde bisher noch nicht allgemein mittheilen konnten, weil noch nicht alle Vorbereitungen getroffen sind, unseren Lesern willkommen sein werden. Mit dem Ausdrucke der größten Hochachtung ...« Folgt Stampiglie: Administration der ,N. Fr. Pr.'.

Ich habe dem Blatte die Mühe erspart, die »Aufklärungen allgemein mitzutheilen«, und hoffe, dass sie auch hier allen Lesern willkommen sein werden, wenn auch diesen nicht allzuviel daranliegen mag, in einem freundlichen oder gar freundschaftlichen Verhältnisse zu der ‚Neuen Freien Presse' zu bleiben. Ich erwarte auch, dass die Leser nicht weiter hartherzig sein und so bettelhaftem Gewinsel um die alte Gunst Gehör schenken werden. Ist's nicht rührend? Der Dieb hält sich für einen Wohlthäter, weil er, zur Rede gestellt, statt des gestohlenen Geldes ein paar Schmucksachen, die er dafür eingekauft, zurückgibt. Ohne seinen Diebstahl, versichert er emphatisch, wäre der Verlustträger nie zu so seltenen Sachen gekommen, und das Geld brauche ja ein so reicher Mann nicht.... Aber vielleicht könnte beiden Theilen geholfen werden, der ‚Neuen Freien Presse' und dem deutsch-österreichischen Bürgerthum, das all seine Erniedrigung der Patronanz des Börsenliberalismus und der dreißigjährigen Herrschaft der ‚Neuen Freien Presse' dankt. Es verpflichte sich insgesammt, das Abonnement auf ein Blatt, dessen Schwindelgeist diesem Staate in Politik und Wirtschaft so arge Schmach zugefügt hat, bis auf die Steuer des einen Kreuzers aufzugeben. Der auf den Zeitungsstempel entfallende Betrag werde nach wie vor an die in den Ruhestand versetzten Herausgeber als Gnadengabe abgeführt.

* * *

Das ‚Neue Wiener Tagblatt' über die Defraudation des Zeitungsstempels.

Auch der Verwaltungsrath der »Steyrermühl« hat sich bemüssigt gesehen, einen Rechtfertigungsversuch wegen der von ihm begangenen Stempelentwendung zu unternehmen. Vor Gericht kann die Angelegenheit leider nicht verhandelt werden. Die liberalen Zeitungsherausgeber sind jetzt in der gleichen

Lage wie Herr Ernst Schneider, der sich rein nennen darf, weil seine Stampiglienfälschung dem gerichtlichen Urtheile entzogen ist. So brachte denn Herr Julius Singer, Verwaltungsrath der »Steyrermühl« und Bruder des bekannten Herrn Wilhelm Singer, Chefredacteurs des ‚Neuen Wiener Tagblatt', die Zeitungsstempelaffaire in der Comitésitzung des »Vereines der österr.-ungar. Papierfabrikanten« am 26. Februar 1900 zur Sprache. Auch Herr Julius Singer spricht von der Vertheuerung der technischen Herstellung der Blätter, ohne natürlich den Betrag anzugeben, mit dem etwa das ‚Neue Wiener Tagblatt' gegenwärtig mehrbelastet ist; die Lächerlichkeit der Ausrede wäre sonst allzu groß gewesen. Aber Herr Singer spricht auch von der Theuerung der verwendeten Materialien, d. h. des Papiers. Und hier spricht er sogar die Wahrheit. Die Mehrkosten des ‚Neuen Wiener Tagblatt' stammen nämlich daher, dass die »Steyrermühl« als Papierproducentin dem Blatte, also der »Steyrermühl« als Papierconsumentin, das Papier zu erhöhtem Preise liefert.

Doch Herr Julius Singer scheint selbst an der Ueberzeugungskraft dieser Argumente gezweifelt zu haben. Darum fügte er zunächst einige allgemeine Bemerkungen über die ungünstige materielle Lage der meisten Zeitungsunternehmungen hinzu, die sich aus den hohen Ansprüchen der Leser und dem Umfange der Blätter erkläre. Aber darauf konnte leicht erwidert werden, dass ja das ‚Neue Wiener Tagblatt' diesen hohen Ansprüchen keineswegs genügt, und dass sein großer Umfang, den es doch lediglich den Inseraten verdankt, keine Ausgabe, sondern Einnahmen bedeutet. Herr Singer entschloss sich also nach dem bewährten Muster jener Vertheidiger, die immer fremde Personen oder die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft verantwortlich machen, den Spieß umzudrehen und, statt die Defraudanten zu vertheidigen, die Abonnenten anzuklagen. Was er diesen vorwirft, ist, kurz gesagt, Schmutzerei, Geiz bei den Ausgaben für geistige Be-

dürfnisse. Der Verwaltungsrath der »Steyrermühl« findet es »merkwürdig, dass gerade der in auskömmlicher Lage befindliche Theil der Bevölkerung, welcher für seine leiblichen Genüsse ziemlich viel ausgiebt, einen Heller oder einen Kreuzer bei einer Zeitung ersparen will«. Das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ ist doch ein Localblatt, für jene Wiener geschrieben, deren goldenes Herz, deren nobles Wesen es so oft gerühmt hat. Und jetzt bereiten »Ew. Gnaden« uns eine solche Enttäuschung? Schöne Gaw'liere, die sich um einen lumpigen Kreuzer herstellen! Herr Singer verzweifelt am Wienerthum. Aber wenn schon der »noble Schan« der Wiener ihnen nicht verbietet, den Stempelsteuerbetrag zurückzufordern, so müsste, meinte er, doch das primitivste Rechtsgefühl gegen solche Habgier sich auflehnen. Die Ungerechtigkeit der Stempelsteuer hätten alle erkannt. Das Unrecht aber müsse beseitigt werden, gleichviel, wem's nütze oder schade. »Bei Aufhebung des Stempels hat man sich nur zu fragen, ob er berechtigt war oder nicht.« Nur auf diese Frage reagirt das Rechtsgefühl der Gebrüder Singer. Dadurch, dass jetzt die Abonnenten, statt besteuert, beraubt werden, fühlt es sich nicht beleidigt.

* * *

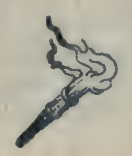
Aber thue ich nicht dem ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ am Ende doch Unrecht? Jedenfalls bietet es seinen Abnehmern seit der Aufhebung des Stempels mehr als früher. Wöchentlich oft drei Feuilletons von Hermann Bahr! Wenn ich mir die Sache genau überlege, so ist das wirklich viel. Und der Originalbericht über den »Trousseau der Kronprinzessin-Witwe Stephanie« war ausführlich. Die geistige Nahrung wird dem Volk jetzt in der That reichlicher zugemessen. Wir wissen sogar, dass »nicht weniger als drei große Pelzmäntel bestellt wurden: eine Redingote aus Breitschwanz, die durchwegs mit Chinchilla gefüttert war, ein großer Tuchmantel mit Revers und Etole aus russischem Zobel und ein Sealmantel mit reicher Verbrämung von Kamtschatka-Biber.« »Man kann daraus auf die Zahl der übrigen Toiletten schließen.« Wohlgemerkt, nur schließen; denn

»die Zahl der Gegenstände« — verwahrt sich der gewissenhafte Historiker gleich zu Beginn seiner Schilderung — »ist so reich, dass eigentlich jede einheitliche Uebersicht fehlt.« Aber er hält mehr, als er versprechen kann. Bevor er zum Hauptthema seiner Betrachtung, zur Wäsche, übergeht, noch ein allgemeiner Ruf des Entzückens: »Von dem saut-de-lit angefangen bis zur großen Courrobe, für die ja eigentlich schwerlich mehr eine Verwendung zu finden sein wird, ist für jede Gelegenheit, jede Witterung, jede Laune gesorgt.« Und nun die Wäsche! »Die sonstige Bett- und Haushaltungswäsche dürfte mit dem früheren Bestande gedeckt sein. Wir hatten Gelegenheit, die neu angefertigte Leibwäsche zu besichtigen.« Ja, die Leibwäsche! Und nun beachte man die Fülle der Nuancen, die hier dem schwelgenden Schilderer zugebote stand. Die Leibwäsche hat eine von ihm sofort erkannte Märke: »Anspruchsloseste, vornehmste Einfachheit stempelt dieselbe.« »Keine Seide, keine Fanfreluches, kein kunstvolles Gewoge von Spitzen und Mousseline, sondern die Wäsche einer wahrhaft vornehmen, hohen Dame ist es, die wir zu sehen bekamen. Leinwand, die so spinnwebfein und zart ist wie Batist, in der Hand genäht, gesäumt, gestickt und mit echten Spitzen (Valenciennes und dünnsten feinsten Zwirnspitzen) besetzt. Sechs Dutzend sind von jeder Wäschegattung vorhanden, jedes halbe Dutzend in einer anderen Art der Ausführung.« »Da haben wir Hemden«, Hemden, deren Stickerei, »Aermelchen«, Bänder, Maschen, ja »Hohlfältchen« mit peinlicher Sorgfalt in etwa dreißig Druckzeilen beschrieben werden. Und dann kommen die Beinkleider. Sie sind, wie das ‚Neue Wiener Tagblatt' sogleich beruhigend versichert, »zu allen Hemdsorten passend vorbereitet«. Und nun geht es immer weiter, ein Nachthemd jagt das andere, und auf den meisten sind »größere und kleinere Tupfenmassen eingestickt«. Noch mehr! Der Leser erstarrt vor Bewunderung: Schmock hat die »Tupfen« gezählt und bei einem einzigen Hemd »rund tausend« herausgebracht. »Hier bilden dann die Tupfen ein längliches Plastron, an das schmale Säumchen schließen, dort sind sie über breite Quersäume verstreut, dort über schmälere .... Und bei allen Wäschestücken findet sich links oben die Märke: ein großes S und darüber die geschlossene Königskrone« ....

Dem Tupfenschmock giengen vor Anstrengung und Ehrfurcht die Augen über. Aber was ist's denn um Himmelswillen mit den

Strümpfen? Na, endlich, sie sind da, und zwar richtig durchbrochen, aus Seide und in allen Farben. Sodann »rauschende farbige Dessous .... Combinations von Unterrock und Sachet-Corset in Einem, Camisoles in allen Farben der Seide mit Crêmespitzen eingesetzt — — und dann wieder duftig mit Stickereien und Spitzen garniert, sind ebenfalls Bestandtheile dieses fürstlich vornehmen Trousseaus.» Gute Nacht, Elemer ....

Schmock hat wirklich gethan, was ich seinerzeit, als die ersten, noch ungewissen Nachrichten von einer Vermählung der Kronprinzessin-Witwe mit dem Grafen Lonyay auftauchten, das »Beschnuppern von hocharistokratischen Heiratsausstattungen« nannte. Und mehr als das! Wegen Beleidigung eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses wird der Staatsanwalt gegen ihn wohl nicht vorgehen, denn Gräfin Lonyay hat ja, wie Schmock so wehmüthig-symbolisch sagt, »für die grosse Courrobe schwerlich mehr eine Verwendung«. Aber das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat erschöpfend dargethan, worin es die Aufgaben der demokratischen Presse erblickt. Throne kann ihr Mannesmuth heute nicht mehr erschüttern. Die Könige bleiben Könige — und wie die Pressöldner wissen: auch in Unterhosen. Und da gehen sie denn hin und geben wenigstens eine detaillierte Beschreibung der Unterhosen.



Die Tagung des Reichsrathes ist beendet, die Untertagarbeiter der Verständigungsconferenzen gehen wieder ans Werk. Hat es sich im Parlamente um die Staatsnothwendigkeiten gehandelt, so wird in den Conferenzen die Frage der Möglichkeit dieses Staates erörtert werden. Dass sie diesmal bestimmt beantwortet werde, ist kaum zu hoffen. Immerhin denke ich: Oesterreich ist noch möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich.

*

Die Regierung ist frohen Muthes. Was Graf Clary auf einem Umweg und ohne Erfolg versucht hat, das ist Herrn v. Koerber und seinen Collegen ohne Mühe gelungen: Die Förderung der Papierindustrie. Die Aufhebung des Zeitungsstempels hat nichts genützt; aber die Gesetzentwurfsfabrication in den letzten Wochen hat den Verbrauch von Papier so sehr gesteigert, dass die Fabrikanten eine Preiserhöhung verfügen konnten. Jetzt, nach der Vertagung, werden die Gesetzentwürfe der Regierung als Maculatur levis von den Abgeordneten an die Greisler verkauft. Herr Bielohlawek macht dieses Geschäft »in sich«.

*

Die Tschechen sind mit sich zufrieden. Bei der Krone, der sie seit dem Zde-Rummel als Armeefeinde galten, haben sie sich, da sie die Bewilligung des Recrutencontingents zuließen, rehabilitiert. Was des Kaisers ist, haben sie der Regierung gegeben; und während sie alles, was die Regierung wünschte, die Berathung des Budgets und der Investitionsvorlage, zu vereiteln wussten, hat der Tscheche Forscht den einzigen volksfreundlichen Antrag gestellt, der in diesem Sessionsabschnitt — gegen den Willen der Regierung — wenigstens im Princip beschlossen wurde: den über die Neunstundenschicht in den Kohlenbergwerken.

*

Unsre Unternehmer versuchen es stets zuerst mit Geld und dann mit guten Worten; und beidemale erreichen sie, was sie wünschen. So haben die Kohlenbergwerksbesitzer erst in Herrn Demel, dann in Herrn Leopold Steiner einen Vertreter im Parlament gefunden. Aber die Redlichkeit des Herrn Steiner hat ihn zu redlichen Dummheiten geführt, die Herr Demel niemals begangen hätte. So hat er selbst die besten Argumente gegen seine Behauptungen geliefert. Ein fleißiger Untertagarbeiter verdient, seiner Statistik zufolge, circa 600 Gulden, also monatlich 50 Gulden

nach allen Abzügen. Wenn nun dieser Mann unverheiratet ist, zahlt er für sein Quartier sammt Beheizung, Beleuchtung und Instandhaltung der Bettwäsche monatlich 1 Gulden 30 Kreuzer, für Frühstück und Mittagessen von vortrefflicher Qualität 6 Gulden per Monat. Es verbleiben ihm also, nach Steiners Behauptung, monatlich 42 Gulden 70 Kreuzer für seine übrigen Bedürfnisse. Demnach ist es unbegreiflich, dass die Ostrau-Karwiner Kohlengräber so selten an die Riviera reisen .... Noch eines: Man hat Herrn Steiner mitgetheilt, die preußisch-schlesische Kohle werde nach dem Bau des Mittellandcanals durch die Concurrenz der Ruhrkohle den deutschen Markt theilweise verlieren und deshalb größeren Absatz in Oesterreich suchen. Auch ich halte das für richtig und erblicke darin ein starkes Argument für die Bewilligung der Forderungen der strikenden Arbeiter. Denn gegen die Bewilligung wurde — nicht ganz mit Unrecht — eingewendet, dass die Bergwerksbesitzer die erhöhten Productionskosten durch die Vertheuerung der Kohle auf die Consumenten abwälzen würden. Die verstärkte Concurrenz der deutschen Kohle wird sie daran verhindern. So darf man hoffen, dass die Besserung der Lage der Kohlengräber bloß die Gewinne der Grubenbesitzer schmälern wird. — Aber Herr Steiner hält die drohende Concurrenz aus Preußisch-Schlesien für ein Motiv zur Ablehnung der Arbeiterforderungen. Rothschilds Gewinne dünken ihn eben unantastbar. So weit geht also schon die Verjudung der Christlichsocialen! Jetzt fehlt nur noch, dass Herr Steiner seinen Vornamen Leopold mit der jüdischen Form »Leib« vertauschte. Man dürfte ihn dann mit Recht als »Rothschilds Leib-Steiner« bezeichnen.

*

Die Abgeordneten Gregorig und Schneider können unmöglich, wie man jetzt vielfach behaupten hört, eine eigene Partei bilden. Denn ihre Ansichten gehen diametral auseinander. Herrn Gegorigs Princip ist die

unanständige Loyalität, das des Herrn Schneider die unanständige Illoyalität. Was beiden gemeinsam ist, die Unanständigkeit, das genügt nicht zur Parteibildung, — wie man schon daraus ersehen kann, dass die Wiener Liberalen und die Wiener Christlichsocialen ganz getrennte und auf das äußerste verfeindete Parteien sind. Darüber aber, was die Loyalität gebietet und verbietet, sind nicht bloß jene zwei Abgeordneten im Unklaren; auch der Präsident Dr. Fuchs war sich dessen offenbar nicht bewusst, als er dem Abgeordneten Daszynski den Ordnungsruf ertheilte. Und sogar Herr Prade, der doch als Vorsitzender erst Daszynskis Rede ruhig mitanhörte, ließ sich durch seinen Collegen in der richtigen Ansicht, dass diese Rede nichts Ungehöriges enthalten habe, wankend machen. Richtig ist aber, wie ich schon einmal auseinander gesetzt habe, dass die Mitglieder des kaiserlichen Hauses und der Kaiser selbst zwar einen besonderen Schutz gegen Angriffe besitzen, die ihr Privatleben treffen, aber keinen gegen eine Kritik ihrer Handlungen im öffentlichen Leben, woferne nur diese Kritik beleidigende Ausdrücke vermeidet. Und so gut man etwa öffentlich die Führung eines Armeecorps durch den Erzherzog Friedrich tadeln dürfte, ebensowohl kann man auch seine Haltung als Unternehmer tadeln. Wenn aber die loyalen Gefühle des Herrn Gregorig so stark sind, dann wird er seinen Freund Schneider — nach dessen jüngsten Aeußerungen im Gewerbeausschuss — aus der von beiden geplanten neuen Partei ausschließen müssen.

* *

Parlament und Presse, die beiden Instanzen der Freiheit, arbeiten einander in die Hände. Das Parlament macht Confisciertes immun und die Presse confisciert das Immunisierte. Der Abgeordnete Daszynski gab jüngst in starken Worten der Ansicht Ausdruck, dass sich in der Sache des Kohlengräberstreiks »Mitglieder der kaiserlichen Familie in der Gesellschaft von ver-

stockten Raubrittern, von Larisch und Salms, von Rothschilds und Gutmanns befinden«. Welchen Theil des Satzes hat nun die ‚Neue Freie Presse‘ in ihrem Parlamentsbericht confisciert? Näher als die Mitglieder der kaiserlichen Familie, zu deren Schutz der Staatsanwalt da ist, stehen ihr natürlich die Larisch und Salms und besonders die Rothschilds und Gutmanns, die allen Angriffen wehrlos preisgegeben wären, wenn sich nicht die ‚Neue Freie‘ ihrer annähme. Und so durfte denn mit ihrer Zustimmung Herr Daszynski bloß bedauernd ausrufen, dass sich »Mitglieder der kaiserlichen Familie in der Gesellschaft von verstockten Raubrittern befinden«. In derselben Rede erzählte er, dass man »in dem Bezirke von Kladno, wo die eisenfressenden Bestien Taussig und Wittgenstein herrschen, allen Arbeitern mit dem Verluste ihrer Ansprüche an die Bruderlade gedroht habe«. Nach der ‚Neuen Freien Presse‘ hat sich Daszynski wiederum viel allgemeiner und vorsichtiger ausgedrückt und bloß gesagt, dass man »in dem Bezirke von Kladno, wo die eisenfressenden Bestien herrschen, allen Arbeitern mit dem Verluste ihrer Ansprüche an die Bruderlade gedroht habe« .... Immerhin erfahren auch die Leser der ‚Neuen Freien Presse‘, dass es in Oesterreich verstockte Raubritter und eisenfressende Bestien gibt, und ihre Neugierde kann bequem in anderen Blättern Befriedigung finden. Schlimmer sind sie daran, wenn ihnen die Aeußerung eines Abgeordneten nicht bloß gemildert, sondern überhaupt unterschlagen wird. Dass kürzlich der — wohlgemerkt — liberale Dr. Groß die Einsackung des Zeitungsstempels durch die ihm nahestehenden Blätter in öffentlicher Sitzung beklagt hat, war in keinem dieser Blätter verzeichnet.

* * *

Ich erhalte die nachstehende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr! Dürfte ich Ihnen zu Ihrer Heerschau über die Kämpen des Liberalismus einige ergänzende Mittheilungen

machen? Sie betreffen Herrn Professor Philippovich, der in jüngster Zeit so deutschnational schillerte, dass er darin seine fortschrittlichen Bundesgenossen übertraf. Wenn er z. B. den Sprachenstreit einen Kampf der Cultur gegen die Uncultur nannte, wenn er neulich erst für eine längere Sesshaftigkeit eintrat, »um die Ueberflutung des Gemeinderathes durch alle Nationalitäten hintanzuhalten«, so unterscheidet sich der Socialpolitiker von K. H. Wolf beinahe nur durch eine minder starke Betonung des Antisemitismus. Denn dass dieser bei Herrn Philippovich vorhanden ist, mag zwar nicht allgemein bekannt sein, ist aber nichtsdestoweniger Thatsache. Als letzthin der Socialwissenschaftliche Bildungsverein ihn um einen Vortrag ersuchte, schlug er diese Bitte mit der Motivierung ab, dass in dem Verein zu viel Juden seien. Den jüdischen Wählern zum Troste, die Herrn Philippovich zu ihrem Vertreter erkoren haben, muss die Mäßigung rühmend hervorgehoben werden, mit der er seine Gesinnung an den Tag legte. Denn während Herr Gregorig in einem solchen Falle am Vorhandensein auch nur eines Juden Anstoß genommen hätte, perhorresciert Herr v. Philippovich bloß die Abwesenheit eines Christen zum Nachhausebegleiten. Mögen aber auch Manche die weise Toleranz bewundern, die einen gewissen Percentsatz der Confessionen gewahrt wissen will,*) so scheint doch wieder Anderen der Unterschied in den Ansichten beider Männer durchaus nicht qualitativ zu sein, umsomehr, da hier von einer Abneigung gegen etwaiges Ghettothum nicht die Rede sein kann. Ein solches ist, was auch Herrn v. Philippovich nicht unbekannt sein dürfte, durch des Vereines Wesen und Tendenz ausgeschlossen.

Ferne liegt die Absicht, dem Herrn Professor diese seine Gesinnung vorzuwerfen. Er mag immerhin lernbegierige und wissensdurstige Studenten, die nach hohen Zielen in ernster Weise streben, mit brutalen Antworten abfertigen, wenn nur diese seiner Ueberzeugung entsprechen. Warum aber hat er nicht den Muth, aus ihr die Consequenzen zu ziehen und offen Farbe zu bekennen? Warum schreibt er für die ‚Neue Freie Presse‘, die doch tausendmal verjudeter und sicherlich verjudender ist? Warum endlich gehört er einer Partei an, die auch zu viele Juden und zu wenig Arier

*) Die liberale deutsch-akademische Lesehalle, die nur bis zu einem Drittel der Gesammtzahl Juden aufnimmt, ist das Ideal des Herrn.

besitzt? Ist ihm aber die Position, die er als Vermittler zwischen dem Liberalismus und der Socialdemokratie erobert hat, so theuer, weshalb bringt er sich dann durch so unvorsichtige Worte in Gefahr, sie zu verlieren und Zweifel in seine Person und seine politische Ehrlichkeit zu erwecken?

* *
*

Der Ministerpräsident Herr v. Koerber ist vor einigen Tagen auf einer Soirée des Abgeordneten Auspitz erschienen. Der Club der Fortschrittsfreunde hat beschlossen, sich mit dieser Entschädigung für die Sanction der Wahlreform zufrieden zu geben.



Die Wiener Börsekammer hat die Abschaffung der Notierung »Geld und Ware« abgelehnt. Zwar hat kein einziger von Allen, die diese Usance der Wiener Effectenbörse vertheidigen, geleugnet, dass sie den »Schnitt« ermöglichen soll. Aber der Schnitt, behauptet man, sei eben die Lebensbedingung des Wiener Geschäftes. Wäre er also selbst den Committenten schädlich, so müsste er doch um des Vortheils der Commissionshäuser willen von jenen geschützt werden, die eben die Interessen der Commissionshäuser zu vertreten haben. Man erinnert sich des homerischen Verses von dem Nebel, der dem Hirten feind, dem Diebe aber lieber ist als die Nacht. Wenn ein bestimmter Zweig des Diebstahls organisiert, gesetzlich geregelt ist, was Wunder, dass die Diebe, soweit es in ihrer Macht liegt, Nebelhüllen über ihr Thun zu breiten suchen?

Mit den Ansichten der Wechselstubenbesitzer und Bankdirectoren brauche ich mich also gar nicht zu befassen; wohl aber mit den Zeitungsschreibern, denen die Rede und der innige Händedruck eines jener Herren

genügt, um sich über die wichtigsten Fragen eine »öffentliche Meinung« zu bilden. Machen sie doch gegenwärtig sogar für die Wiederaufhebung einer ganz nützlichen Einführung, der percentuellen Notierung, mit dem Argumente Propaganda, dass das Publicum sich von der Börse zurückziehe. Ja, welches Publicum? hätten sich die Organe der öffentlichen Meinung zu fragen. Es steht wohl fest, dass keine wie immer geartete Notierung den Capitalisten, der eine Anlage sucht, veranlassen wird, statt Wertpapiere Strümpfe zu kaufen, um sein Geld darin aufzubewahren. Wirklich vertrieben können aber von der Börse jene kleinen Spieler werden, die immer wieder sauer erworbene Groschen dort wagen und schließlich verlieren. Möge nun das Wechselstubengeschäft darunter noch so sehr leiden, der Anwalt des öffentlichen Wohls müsste diese Ausschließung unerfahrener und darum hilflos preisgegebener Leute vom Börsenspiel mit Freuden begrüßen.

Aber freilich, die Herren, die in unseren Zeitungen über die Börsenvorgänge schreiben, fühlen sich nicht als Vertreter des öffentlichen Interesses, die als solche die Börse zu kritisieren hätten, sondern als Advocaten der Börse vor dem Forum der Oeffentlichkeit. Nur dass sie sich nicht offen als solche bekennen wollen. Darum that ich jüngst Unrecht, mich darüber aufzuhalten, dass auch in der ‚Ostdeutschen Rundschau‘ der Börsentheil so schamlos corrupt sei. Der deutschnationale Fachmann für Corruption hat mir aber auch tüchtig geantwortet. Jeder »Vernünftige«, meint er, müsse seinen Standpunkt begreiflich finden, »nur nicht der rothe Fackelträger«. Er irrt; ich finde seinen Standpunkt höchst begreiflich. Was ich noch nicht verstehe, ist nur der Standpunkt des Herrn K. H. Wolf, der da meint, es sei möglich, durch ein Blatt gleichzeitig deutsche Gesittung und Börsencorruption zu verbreiten. Er hätte, stutzig gemacht, sich seinen Mitarbeiter genauer ansehen sollen. Was ich schrieb, war eine

gutgemeinte Warnung an ein reinlich scheinendes Blatt, das den peinlichen Anblick mißbrauchter Unerfahrenheit in wirtschaftlichen Dingen darbot. Herr Wolf hätte seinen Berather desavouiren müssen; dies durfte ich von dem anständigen Journalisten erwarten. Aber Herr Wolf ließ den Mann auf mich losfahren und dreist seine Börsenwissenschaft vertheidigen. Dass dies auch in einem seltsamen, auf die Geburtsstätte solcher Moral hinweisenden Deutsch geschieht, sei nur nebenbei erwähnt. Der Wechsler z. B., der »der Kunde gegenüber die Bestimmung des Courses in der Hand hat« —: Den Osten hör' ich wohl; allein mir fehlt das Deutsche! Gegen den meritorischen Unsinn, den der Mann vorbringt, kann man wirklich nicht polemisieren. Bloß so viel: Er lasse sich gesagt sein, dass bei Notierung nur eines Courses selbstverständlich nur entweder der notierte Cours oder der wirklich erzielte Cours in Rechnung gesetzt werden könnte; der Gewinn soll ausschließlich in der Provision liegen. Dass fortgeschwindelt würde, ist freilich wahr; aber — mit etwas mehr Mäßigung.

Dass die ,Ostdeutsche Rundschau' statt »März« »Lenzmond« schreibt, finde ich begreiflich. Aber auffallend ist jedenfalls, dass sie statt »Börsenjobber« »Geldwechsler« sagt. Minder fein ist sie im Ton der Polemik gegen mich. Leider begnügt sich der ostdeutsche Börsenartikler nicht damit, an die »Vernünftigen« zu appellieren. Er will mich ganz vernichten durch den Vorwurf, dass ich für meine Beliebtheit selbst bei meinen »Stammesgenossen« ja schon »schlagende Beweise« erhalten hätte. Nun, ich kann's nicht leugnen: Bei allen, die im Cliquenwesen stecken, bin ich seit langem missliebig. Aber die ,Ostdeutsche Rundschau' dürfte es noch nicht wissen, dass sie sich in diesen Kreisen stetig wachsender Sympathien erfreut. Die Zustimmung, die ihre Haltung bei der ganzen Börsenbande hervorgerufen hat, soll eine herzliche sein, und ein »Volkswirt« gab ihr, wie

man mir meldet, jüngst den bezeichnendsten Ausdruck: »die ‚Ostdeutsche‘«, sagte er, »ist ja auch nicht besser als wir«. Der deutschnationale Börsenmann spricht von schlagenden Beweisen der Beliebtheit; aber was bedeuten sie gegen jene klingenden, die seinesgleichen täglich erhalten oder doch zumindest zu erhalten hoffen!

*

Professor Karl Adler schreibt mir:

Geehrter Herr Kraus! Sie ersuchen mich um Mittheilung meiner Ansicht über die Frage, ob die doppelte Notierung, Geld und Ware, für Börseneffecten beizubehalten sei. Sie wünschen dies nicht um eigener Zweifel willen, sondern weil Sie — unbelehrt durch manche Erfahrung — meinen, dass das von der Börsenpresse irregeführte Publicum williger Aufklärung annehmen wird, wenn ich als Eideshelfer auftrete. Nun denn; nichts ist klarer, als dass das Publicum ein legitimes Interesse an der Aufhebung der doppelten Notierung hat, die Börse dagegen ein illegitimes Interesse an deren Beibehaltung.

Dieses illegitime Interesse trägt an der Börse die stimmungsvollen Namen: »Schnitt« oder »Wegtragen«, zuweilen auch »sich machen« (z. B. $1/2$ %) oder in crassen Fällen »Stehlen« schlechthin. Die Köchinnen nennen es in ihrer bescheidenen Sphäre Körberlgeld. Der »Witz« besteht darin, dass demjenigen, der einen Auftrag zum Einkauf ertheilt, ein höherer, demjenigen, der für seine Rechnung Effecten verkaufen lässt, ein niedrigerer Cours vorgetäuscht und in Rechnung gestellt wird als der wirklich erzielte. Es ist mir bekannt, dass von einem allerersten Wiener Bankhause Depeschen über Ausführung von Aufträgen entgegengenommen wurden, die falsche Course zum Zwecke der Täuschung der Committenten enthalten, während brieflich der Cours festgestellt wurde, den das Bankhaus wirklich zu bezahlen hatte. In dem

Coursblatte mit doppelter Notierung findet der Börsencommissionär gleich den höheren und niedrigeren Cours vorbereitet, um Einkaufs- und Verkaufscommittenten auch ohne solche Künste mit Ruhe und Bequemlichkeit »schneiden« zu können.

Die Beantwortung Ihrer weiteren Frage, ob es der Corruption dienen heißt, diese Art der Coursnotierung zu vertheidigen, kann ich mir hiernach wohl ersparen.

Vielleicht wird es nicht überflüssig sein, juristische Autoritäten gegen die rechtliche und sittliche Zulässigkeit des »Schnittes« anzuführen. Ich nenne aufs Gerathewohl Senatspräsidenten Steinbach, v. Hahn, Grünhut, Max Weber, Staub, die deutsche Börsenenquêtecommission, die Rechtsprechung des Obersten Gerichtshofes, des deutschen Reichsoberhandelsgerichtes und des deutschen Reichsgerichtes, insbesondere aber das deutsche Börsengesetz und das neue deutsche Handelsgesetzbuch mit ausführlichen gegen den »Schnitt« gerichteten Bestimmungen. Vereinzelte Schriftsteller erklärten wohl früher den »Schnitt« in gewissen Fällen für zulässig. Die Idee, dass er besonders zu begünstigen sei, ist geistiges Eigenthum der Wiener Börsenpresse.

Durch die Beseitigung der doppelten Notierung würde der Schnitt nur eingeschränkt, nicht beseitigt, der legitime Gewinn (Provision) aber gar nicht berührt.

Bei correcter Gesetzesanwendung hätten unsere Gerichte dem Unfug der doppelten Notierung längst ein Ende machen müssen und nicht erst die Action des Hofraths Pöschl abwarten dürfen. Der Cours ist im Sinne des Handelsgesetzbuches ein Durchschnittspreis. Zwei Durchnittspreise gleichzeitig gibt es nicht. Ein Coursblatt, welches für dieselbe Zeit zwei Course notiert, widerspricht sich selbst, und seine Feststellungen sind — wenn sie sich gleich als amtlich bezeichnen — wegen nachgewiesener, weil offenbarer Unrichtigkeit der Entscheidung von Streitigkeiten nicht zugrunde zu legen.

Es ist zu hoffen, dass der neue Strafgesetzentwurf wirksame Vorschriften gegen den Wucher der »Geldwechsler« durch falsche Preisberechnung von coursfähigen Münzen und Wertpapieren und durch illegitime Coursbeeinflussung enthalten wird. Es kamen zwar Verurtheilungen wegen Betrugs vor, und die Definition des Betruges passt auch auf verschiedene Formen des Schnitts. Aber die Rechtsfolgen des Betruges sind für ein so verbreitetes Delict zu hart. Das Gesetz wird deshalb fast nie angewendet. Allzu scharf macht eben schartig. Das ganze Problem erfordert eine eingehende strafrechtliche Regelung und darf auch nicht in die Jammerecke unwirksamer Nebengesetze verbannt werden.

Mit freundlichem Gruße

Ihr sehr ergebener

Czernowitz, 16. März 1900. Karl Adler.

* * *

Das Wiener Handelsgericht hat derzeit 47 Laienrichter, darunter 34 Alleininhaber von Firmen und öffentliche Gesellschafter, 3 Directoren von Actiengesellschaften, 7 Procuristen, 2 Disponenten und 1 Repräsentanten. Fast alle größeren Banken sind durch Großactionäre und Vertrauensmänner vertreten. Merkwürdigerweise kommen nun Ablehnungen von Richtern gar nicht vor, obwohl nur allzu häufig »ein zureichender Grund vorliegt, die Unbefangenheit des Laienrichters in Zweifel zu ziehen«. Die Parteien und deren Vertreter enthalten sich der Ablehnung wohl nur aus dem Grunde, weil sie eine Verstimmung des Gerichtshofes vermeiden wollen, die sie mehr als den Einfluss des nicht unbefangenen Laienrichters zu fürchten haben. Auch kommt es sehr häufig vor, dass die Parteienvertreter den Namen des Laienrichters erst aus der Ausfertigung des Urtheils kennen lernen und zu spät erfahren, dass ein nicht unbefangener Richter an der Entscheidung theilgenommen hat.

Es wäre zu wünschen, dass die Gerichtspräsidenten den Laienrichtern die Bestimmung des Gesetzes einschärfen, nach der »die Richter selbst dem Vorsteher des Gerichtes von den Gründen Mittheilung zu machen haben, welche ihre Ablehnung wegen Besorgnis der Befangenheit zu rechtfertigen geeignet sind«. Diese Anordnung des Gesetzes scheint beim Wiener Handelsgerichte in Vergessenheit gerathen zu sein, denn gerade bei diesem Gerichte sind in letzter Zeit zwei besonders crasse Fälle vorgekommen, in denen die gesetzlich vorgeschriebene Anzeige von Befangenheitsgründen von den Laienrichtern unterlassen wurde.

Der eine Fall, der des Jacques Ritter v. Leon, jenes Laienrichters, der in engster geschäftlicher Verbindung mit der Länderbank steht und in einem Process gegen sie zu entscheiden hatte, wurde in Nr. 34 besprochen. »Nehmen wir an,« schrieb ich damals, »das Urtheil fiele so aus, wie es die Länderbank wünschen muss; würde dann nicht der Verdacht naheliegen, die Länderbank habe in diesem Processe außer zwei Advocaten auch noch einen Anwalt im Richtercollegium gehabt?« Jener Process ist inzwischen thatsächlich zu Gunsten der Länderbank entschieden worden. Ich hoffe, dass der Vertreter des Klägers wenigstens vor dem Oberlandesgerichte, an das er ja bereits appelliert hat, die Befangenheit des Laienrichters geltend machen wird. Diese Befangenheit wird er ihm freilich nicht vorwerfen können. Es wäre grausam, von dem Großactionär Jacques Leon zu verlangen, dass er die Länderbank verurtheile; wohl aber durfte man von ihm verlangen, dass er nicht über sie urtheile.

Der andere Fall hat sich vor einigen Monaten ereignet. Der hinlänglich bekannte Process der Firma Beer & Sohn gegen die Creditanstalt bezüglich der Gründerrechte wurde in zweiter Instanz vom Wiener Handelsgerichte entschieden. An dieser Entscheidung

hat als Laienrichter Herr **August Schenker-Angerer**, Procurist der Firma Schenker & Co., mitgewirkt. Stille Gesellschafterin dieser Firma ist nun die — **Creditanstalt**. Der Laienrichter stand also in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zur geklagten Gesellschaft. Gleichwohl hatte er die Unbefangenheit, sich für nicht befangen zu halten .....

*

Was bedeutet freilich das Laienrichterwesen beim Handelsgerichte gegen das Schiedsrichterwesen der Wiener Effecten-, wie der Waarenbörse?

In einem Schiedsgerichtsprocesse, in dem jüngst die **Niederösterreichische Escomptegesellschaft** geklagt war, waren **sämmtliche Schiedsrichter Censoren der Escomptegesellschaft.**

* * *

In Nr. 14 konnte ich melden, dass bei der Firma: Actiengesellschaft der Metallfabrik in Oed vormals Gebrüder Rosthorn, **Ernst Oser**, k. k. Sectionschef in Wien und Ehrenbürger von Gumpoldskirchen, als neugewähltes Mitglied des Verwaltungsrathes mit dem statutenmäßigen Firmierungsrechte eingetragen wurde. Die Thatsache, dass Herr Oser **activer Sectionschef im Ackerbauministerium** und zugleich Verwaltungsrath ist, habe ich als kleinen Beitrag zur Lehre von der Incompatibilität meinen Lesern pflichtschuldigst mitgetheilt. Das war Mitte August. Und nun, Mitte März, klärt sich Alles so wunderbar. Das Ackerbauministerium hat dem Fabriksbesitzer Edl. v. Rosthorn in Oed die Ausnützung der Wasserkräfte der Mirafälle für motorische Zwecke bewilligt ... Noch kürzlich wurde im Parlament eine Interpellation eingebracht, in der der Ackerbauminister aufgefordert wurde, ein Gesetz zum Schutze und zur Erhaltung von Naturschönheiten einzubringen. Die Frage, ob die Klagen der Naturfreunde im vorliegenden Falle berechtigt

sind, will ich hier nicht entscheiden; wenn zum Bau einer elektrischen Bahn die Kraft der Mirafälle verwendet wird, so mag die Schönheit des benachbarten Thals den Menschen, die außerhalb der Sphäre beruflicher Touristik für Naturreize empfänglich sind, erst nahegerückt sein. Aber es handelt sich hier nicht um die Natur, sondern um einen Sectionschef. Die Abgeordneten, die so erfolglos ihre Stimmen zu Gunsten der bedrohten Mirafälle erhoben haben, mögen jetzt wenigstens ein Gesetz zum Schutze von Verwaltungsräthen und zur Erhaltung des Herrn Oser im Ackerbauministerium beantragen. Herr Oser hat die Ausnützung der Mirafälle bewilligt — sie mögen gegen die Ausnützung des Sectionschefspostens nichts einwenden!



»Concordia.«

Rache des Ballcomités.

Herr Lewinsky liest an einem Vortragsabend der »Grillparzer-Gesellschaft« ein neues Werk des Wiener Lyrikers Hermann Hango. Sonst ist noch jede Veranstaltung der genannten Gesellschaft einer ausführlichen Besprechung gewürdigt worden. Ueber jenen letzten Abend kein Wort in den führenden Blättern, deren Redactionen die Berichte ihrer Vortragsreferenten mit verschiedenartigen Motivierungen unterdrückten; in der ‚Neuen Freien Presse‘ hieß es, der Platz sei durch einen Fußballspielbericht, beim ‚Neuen Wiener Tagblatt‘: durch einen Ballbericht schon ausgefüllt. Wahre Ursache bekannt: Abstinenz des Vortragenden vom »Concordia«-Ball; erschwerend: völlige Cliquefremdheit des recitierten Dichters.

Herr Sonnenthal liest an einem vom »Jüdischen Museum« veranstalteten Gesellschaftsabende Heines »Rabbi von Bacharach«. Ein Milieu, das der liberalen Presse, man kann es nicht leugnen, schon näher liegt. Sie schweigt den Abend nicht todt, erwähnt sogar außer

allen Anwesenden einen Gesangsvortrag, der der Recitation folgte. Zum Schlusse heißt es, dass auch Heines »Rabbi von Bacharach« »vorgelesen wurde«. In früheren Jahren wäre jede Thräne Sonnenthals gewissenhaft notiert worden.

»Kinderhort«-Akademie. ‚Neue Freie Presse': Forciertes Lob für alle Sänger und Dilettanten. Vollständiges Verschweigen der Thatsache, dass auch zwei Burgschauspieler, Frl. Witt und Herr Tressler, mitgewirkt haben. Wie man mir mittheilt, haben sie dem wohlthätigen Zweck zuliebe auf jede Bezahlung verzichtet; — also ganz so, wie's die Schauspieler von den Soiréen des »Concordia«-Clubs her gewohnt sind. Das ‚Wiener Tagblatt' Frischauers, dessen Gattin Präsidentin des Vereines ist, quittierte die Mitwirkung der beiden Künstler mit der Bemerkung, dass »zwei Mitglieder des Burgtheaters« humoristische Dichtungen vortrugen.

Der Liederabend, den Frau Forster und Herr Schrödter geben, erfährt keine Beachtung; die Première von »Jolanthe« muss wegen Unpässlichkeit »eines Sängers« verschoben werden.

Formen der Paralyse nimmt aber das Revanchebedürfnis an, da es sich um einen Bericht über eine Baumeister-Vorlesung handelt, in dem Baumeister todtgeschwiegen wird. Man weiß, jedes Auftreten des prächtigen Greises bedeutet ein Fest für alle, die sich noch das Gefühl bewahrt haben, dass jede große Kunst von einem starken Charakter getragen wird. Man kann es sich gar nicht vorstellen, dass die große Natur, die seine Kunst so stark macht, einem Ballfest corrupter Schmöcke zur Folie dienen sollte. Das Fußleiden, an dem er seit Jahren krankt, mag's ihm nicht unmöglich gemacht haben, den »Concordia«-Ball zu besuchen, wohl aber, seinen Veranstaltern den gebürenden Tritt zu versetzen. Seit Jahren erscheint er zum erstenmale als Vorleser. Und siehe da, die ‚Neue Freie Presse' würdigt unter der Spitzmarke »Baumeister-Abend« die Talente des Damencomités der »Providentia«, die die Vorlesung veranstaltet hat; das ‚Neue Wiener Tagblatt' nennt den Namen des Künstlers nicht einmal im Titel des Berichts und erwähnt, nachdem es das Lob einer dilettantischen Sängerin verkündet hat, bloß zum Schlusse, dass »die Vorlesung einer neuen Wildenbruch'schen Novelle tiefen Eindruck hervorrief«.

Gnade des Ballcomités.

In diesen schweren Tagen schmeißt sich Schmock ausschließlich an Herrn Kainz und die Vorstadtschauspieler an. Herr Kainz war zwar auch nicht auf dem »Concordia«-Ball; er lag damals krank darnieder. Aber die Presse kann sich wenigstens einreden, dass seine Krankheit ihn bloß vom »Concordia«-Ball, nicht von dem Boykott des »Concordia«-Balles abgehalten hat. Jetzt ist er wieder da, nachdem er einen Theil des Winters mit Unpässlichkeit und Reclame zugebracht hat, und das Lobgehudel wird widerlicher denn je. Die Frechheit, mit der dem Publicum »helles Entzücken« über Kainz' Romeo imputiert wird, hat heute einen demonstrativen Charakter. »Nur jetzt nichts forçieren und gesund bleiben«, heißt es im Chore; mehr Zärtlichkeit kann selbst einem Schoßpintsch nicht zutheil werden. Kainz' Krankheit, Kainz' Erholung, Kainz' Reiseabenteuer sind in diesen Tagen oft abgehandelt worden. Es blieb kaum der nothwendigste Platz für den Abschied des Frl. Stojan, für die Scenen auf dem Nordbahnhofe, für die Aeußerungen der zurückbleibenden Kammerzofe. Aber die Wiener Presse hat gezeigt, was sie in solchen Momenten vermag, und da es nach dem Selbstmorde Jauners die Nothlage des Carltheater-Ensembles durch Verbreitung des ekelsten Klatsches zu lindern galt, ließ sie ihrer nicht spotten. Und so erschien denn auch — zum Zeichen der Solidarität des durch die Presse beleidigten Schauspielerstandes — in allen Blättern an sichtbarer Stelle eine »Danksagung«, in der drei auch als Komiker aufdringliche Herren vom Carltheater ein solennes Wettkriechen vor der »mächtigen«, »hilfreichen« und »unermüdlich bereitwilligen« Wiener Presse aufführten; es habe sich »wieder gezeigt, dass die Wiener Presse die wärmsten Gesinnungen für den Schauspielerstand hegt« u. s. w. An dem Tage, da dieses Edict der Leopoldstädter Triumvirn publiciert war, drohte ein kritischer Schmock, durch diesen Erfolg übermüthig gemacht, zwei Hofschauspielern, die im Parkett der Oper saßen, und rief ihnen in Budapester Deutsch die geflügelten Worte zu: »Na, warts, das werdets Ihr schon bereuen, was Ihr da angestellt habts!« . . . .

*

Wahl.

Hermann Bahr hat sich beeilt, meine Prophezeiung zu erfüllen; er ist seit einigen Tagen Vicepräsident der »Concordia«, Adjutant Spiegls, der wieder zum Präsidenten erwählt ward. Der

Führer der Wiener Literatur dient unter dem ehemaligen Fremdenführer von Budapest. Welcher von beiden hat's weiter gebracht? — Ueber den Verlauf des Wahlactes weiß ich nichts Näheres. Mit Rücksicht auf die bekannte Eigenthümlichkeit der Mitglieder nahm man die Wahl wieder in der Art vor, dass um möglichste Stille gebeten und dann ersucht wurde, durch Senken der Hände abzustimmen.

* * *

Druckfehlerberichtigung.

In den sonntägigen Bericht der ‚Neuen Freien Presse' über die Aufführung einer Operette in einer Dilettantenvorstelllung hat sich ein bedauerlicher Druckfehler eingeschlichen. Dort stand: »Charles Weinberger hat die Musik zu dem lustigen Text schon vor Jahren componiert. Inzwischen hat er der Operette mehrere reizende Melodien aus seinen erfolgreichen früheren Werken hinzugefügt und ihr so eine glänzende Aufnahme gesichert.« Richtig soll es natürlich heißen: »— — — mehrere reizende Melodien aus feinen, erfolgreichen, früheren Werken.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kunstwart. Auch im Falle der lex Heinze sind die Kämpfer noch weit unappetitlicher als das Kampfobject. Ich habe den Eindruck, dass dem deutschen Freisinn, der hier zum Schutze der Kunst seine Bierstimme erhebt, der weitaus unangenehmste Theil der strittigen lex der vernünftige »Arbeitgeberparagraph« ist, der die weiblichen Angestellten vor den Excessen des Schönheitssinnes der Unternehmer bewahren will, und die sogenannte »Erhöhung der Schutzgrenze«; hier waren ja Centrum und Socialdemokratie einig. Böte sonst das Gesetz einen Schutz vor der Interpretationskunst deutscher Richter und könnte man beruhigt dem behördlichen Geschmack die Grenzwacht zwischen »Unsittlichkeit« und künstlerischer Darstellung anvertrauen, so hätte kein Aufrichtiger gegen die Bestrafung geschäftsmäßig betriebener Unfläthigkeiten etwas einzuwenden. Soll es dem Auge des Gesetzes überlassen sein, die Grenzlinie zu finden, so wäre es vielleicht noch immer besser, es sähe durch die Brille des Juristen als durch die des Polizeimannes, dem ja erst jüngst in Berlin die Unterscheidung zwischen den Nacktheiten eines Böcklin'schen Bildes und jenen der in der Friedrichstraße feilgebotenen Colportagekunst nicht glücken wollte. Wir in Oesterreich sind, da unser Parlament nicht arbeitsfähig ist und somit eine lex Heinze noch nicht vorliegt, in die Kämpfe um das Zuhältergesetz — das

zweite Fleischbeschaugesetz, das in dieser Session den deutschen Reichstag beschäftigt — nicht verwickelt und sollten objectiver die böse Heuchelei, die es eingebracht haben mag, von der böseren, die dawider protestiert, trennen. Aber unsere Unentwegten entwickeln einen unheimlichen Muth gegenüber der ausländischen Reaction, die liberalen Blätter leitartikeln ohne Unterlass und die »Concordia«, die so viel Mist vor ihrer eigenen Thür zu kehren hätte, spricht in einer Kundgebung an Paul Heyse von »heiser krächzenden Raben«, die, wenn ich mich recht erinnere, das Gebäude der Freiheit umflattern, und vergisst, dass die Dohlen, die auf das Gold der Banken und sonstigen Actiengesellschaften gehen, nicht minder gefährliche Raubvögel sind. Im letzten Hefte der ‚Wiener Rundschau' — die, wenn sie von den esoterischen Tändeleien und dem Cult einer unfruchtbaren Geheimkunst sich abkehrte, wirklichen Culturzwecken zu dienen vermöchte — finde ich Worte, die jenes Heuchlertreiben, das hüben und drüben entbrannt ist, treffend charakterisieren. Herr Anton Lindner, der, seit er den verstiegenen Lyriker abgestreift hat, in kräftiger, kaustischer, wenn auch manchmal hypertrophisch burlesker Prosa Kunstfragen zu Leibe geht, schreibt: » . . . . solche Vertheidigung unserer ‚vitalsten Interessen', solch aufdringlich klebrige Unterstützung widerfährt uns von dem nämlichen fashionablen Pöbel, der noch vor zehn oder fünfzehn Jahren, als die neue Kunst zum erstenmale die deutschen Spinnwebenfenster aufstieß, vor den Nacktheiten eines Böcklin, eines Klinger, Keller, Stuck, die damals noch nicht salonfähig oder capitalskräftig waren, frech zu witzeln sich erdreistete! Wahrlich, ist es auch in der That empörend, ja zum Himmel stinkend, dass man das potsdamerseits decretierte XX. Jahrhundert mit Umsturzvorlagen und verbrecherischen Maulkorb-Paragraphen einsegnet, dann ist es nur noch degoutierender und demüthigender für jeden freien Künstler und Mann, als Anwälte des eigenen Jammers, als Tröster im eigenen Gram, als Mitstreiter im eigenen Strauß die gesinnungslosesten, heuchlerischesten und feilsten Dickbäuche an seiner Seite zu sehen, die sich nun zähnestochernd und noch immer recht gönnerhaft tätschelnd herandrängen, um Schulter an Schulter mit jenen Wenigen zu Felde zu ziehen, deren ‚Peinlichkeiten' sie ehedem verächtlich begeifert haben.« Der Freisinn, der im Berliner Thiergartenviertel endemisch ist, vertheidigt jetzt neben Tizian und Böcklin vor allem Herrn Sudermann gegen die Uebergriffe der Dunkelmänner. »Es ist nur selbstverständlich, dass aus einer so abstrusen Wirrnis der Leidenschaften, Phrasen, Standpunkte und Wertschätzungen — — bisweilen auch recht bizarre Silhouetten hervortauchen müssen — — .« Neben dem »langbärtigen Haupt Sudermanns, das wie der Kopf des Täufers über den Damenhüten des Massen-Meetings gigantisch emporwuchs, Begas, der königl. großpreußische Michel Angelo; er brauchte das Haupt nur zu wenden, das zweifach ambrosische, um mit der kühngeschwungenen Nase auf Anton v. Werner zu stoßen, den Goya des Deutschen Reichs, der in seiner revolutionären Weise,

just neben Wichert und Knaus, sein Schärflein dazu beitragen wollte, Preußens Nacktheit zu retten. Wo aber blieb Blumenthal? Blumenthal, der Einzige, den man sich in Wahrheit aus der Gesammtcultur unserer Tage ,nicht hinwegzudenken vermag', da er — nächst Nordau — in der That der einzige vollgiltige Repräsentant unserer heutigen großbürgerlichen Geistigkeit in allen Ländern deutscher Zunge ist. In der ihm eigenen Bescheidenheit stand er wohl, wie das so seine Art ist, abseits vom großen Heerwege, dafür aber brachte sein Leibblatt eine flammende Abwehr in einem so pomphaften Freiheitsschwulst, als hätte neben der unsittlichen Nacktheit unserer Kunstwerke gar auch die sittliche Lüsternheit unserer Possen und Schwänke von dieser lex Heinze etwas zu fürchten.« — Nun, am possirlichsten haben sich jedenfalls die königl. preußisch officiellen Protestler geberdet. Als die oben erwähnten socialen Paragraphe, die die Unternehmer zu fürchten hatten, beseitigt waren, fand der deutsche Künstler Anton v. Werner, dass nunmehr auch die deutsche Kunst sich zufrieden geben könne.

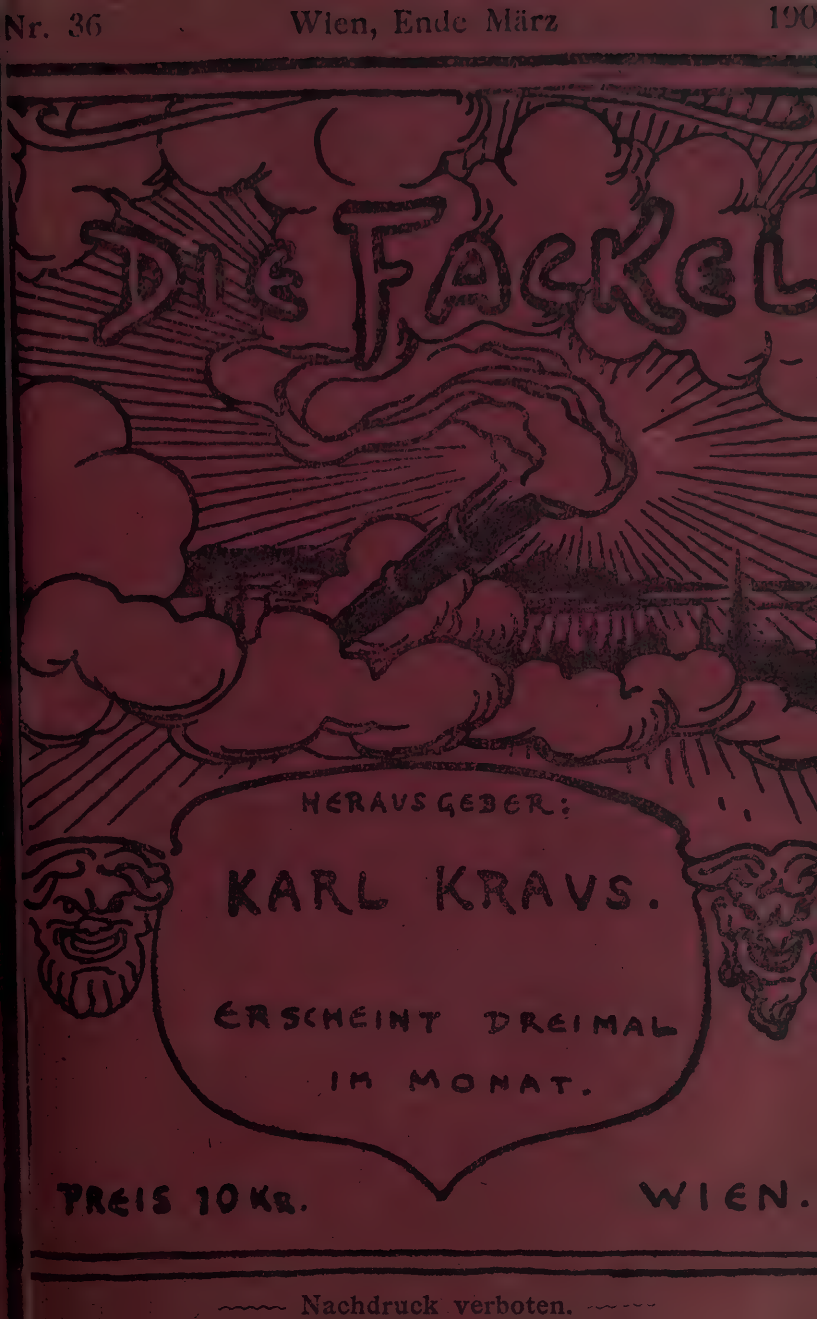
Habitué. Die Behauptung der Blätter, dass der Schwank des Herrn Schefranek seine Annahme am Deutschen Volkstheater einer Verwechslung verdankte, ist stichhältig. Man fand das Stück in der Directionszkanzlei so schlecht, dass man meinte, nur Burckhard könne der Autor sein, und führte es auf.

Herrn Max Burckhard, Wiener Autor. Dass Sie einen Hut mit flacher Krämpe tragen, das haben Sie nun glücklich zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Auf die Dauer werden Sie aber, fürchte ich, damit allein die Kosten Ihrer Originalität nicht bestreiten können. Was Sie sonst anfangen sollen? Ich will Ihnen einen guten Rath geben. Sie zeigen doch offenkundig die Absicht, Ihre Leute durch ganz unerwartete Leistungen auf Gebieten, wo Ihnen niemand etwas zugetraut hätte, zu verblüffen. Also schreiben Sie doch einmal ein gutes Theaterstück!

Leserin. Da mein Blatt nur dreimal im Monat, die ,Neue Freie Presse' aber täglich erscheint, bleibt nichts Anderes übrig, als Nachsicht zu üben. Ich habe nicht einmal für Herrn Alfred Kerr ein Plätzchen, der sich neulich als »gemäßigter« Stilclown zur Ehrung Heyses producierte. Er schloss sich der Reihe jener Berliner Aesthetiker an, die in einem absonderlichen Deutsch, das die sich verjüngende ,Neue Freie Presse' für modern hält, unsere heimischen Schätze entdecken. Hatte Serwas-Franz Radetzky gerühmt, so sprach Kerr von dem »herrlichen Oesterreieher Arthur Schnitzler« . . . Es war »crudel-schön«! Auch die Heyse-Telegramme aus Gardone, deren eines meldete, dass der Hund vor der Villa des Jubilars die Ohren spitze, haben Anklang gefunden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


Nr. 36
Wien, Ende März
190
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck verboten.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K. 7.—
» » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: $^1/_1$ Seite fl. 35.—, $^1/_2$ Seite fl. 18.—, $^1/_4$ Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 36 WIEN, ENDE MÄRZ 1900

DIE SEQUESTRATION DER SÜDBAHN.

Der Eisenbahnminister hat in der letzten Sitzung des Abgeordnetenhauses eingehend dargelegt, was die Staatsverwaltung von der Südbahn bereits gefordert hat und noch zu fordern gedenkt. Und er hat erklärt, er rechne dabei auf die Bereitwilligkeit der Gesellschaft, den aufsichtsbehördlichen Aufträgen unweigerlich und namentlich ohne Rücksicht auf finanzielle Erwägungen nachzukommen. Aber auch Herr v. Wittek verkennt die Schwierigkeiten nicht, die »die eigenartigen Verhältnisse des Unternehmens« — das ist nämlich dessen ungeheuerliche Ausbeutung durch die Prioritäre — einer Sanierung der Uebelstände bereiten. Diese höchst eigenartigen Verhältnisse zu bessern, liegt nun keineswegs in der Absicht der gegenwärtigen Südbahnverwaltung, die, anstatt den nöthigen Mehraufwand thunlichst aus den laufenden Einnahmen zu bestreiten, zu neuen Prioritätsanleihen greifen will. Herr v. Chlumecky ist das gefügige Werkzeug der Rothschilds und anderer — social noch beträchtlich höherstehender — Ausbeuter der Südbahn. Wer die Gründe des Verhaltens der Regierung gegenüber den Ostrau-Karwiner Gewerken kennt, versteht auch die Vorsicht, mit der man gegen die Südbahn vorgeht . . . .

Die Staatsgewalt aber hat die Macht, die Durchführung der nothwendigen Maßnahmen und die Bestreitung ihrer Kosten aus den Einnahmen zu erzwingen:

Durch die Sequestration. Und hier will ich jene Abgeordneten, die im nächsten Sessionsabschnitte eine kräftige Action gegen die Südbahn, aber eigentlich zu Gunsten der wahren Interessen des Unternehmens einzuleiten gedenken, auf den § 47 des Gesetzes vom 19. Mai 1874 (über Eisenbahnbücher, Manz'sche Gesetzesausgabe, Band XVIII) verweisen. Dort heißt es: »Bei der Verwendung des Einkommens, welches durch eine gerichtlich oder im Verwaltungswege verhängte Sequestration erzielt wird, ... haben den in einer Eisenbahneinlage eingetragenen Hypothekarforderungen diejenigen Forderungen voranzugehen, welche durch die für den ordentlichen Betrieb der als Hypothek dienenden bücherlichen Einheit erforderlichen Leistungen entstanden sind (Betriebsauslagen) ....«

Was die Regierung der Südbahn jetzt vorzuschreiben hat, sind aber offenbar Leistungen, die für den ordentlichen Betrieb erforderlich sind. Und die Sequestration ist das einzige Mittel, den Anforderungen des ordentlichen Betriebs den Vorrang vor den Ansprüchen der Prioritäre zu verschaffen, der ihnen, wenn schon nicht von der Südbahnverwaltung, so doch sicherlich von der Regierung zuerkannt werden muss.

* * *

Als kürzlich der Ministerpräsident an einem Souper bei Herrn Rudolf Auspitz theilnahm, wusste man sogleich, dass er die »Fortschrittsfreunde« auf solche Weise für die Sanctionierung der Wiener Wahlreform zu entschädigen gedenke. In Wiener liberalen Kreisen ward erzählt, Herr v. Koerber wolle noch mehr thun: er werde sich für fünf Gulden als Theetrinker auf den »Damenjours« sehen lassen. Aber der leitende Staatsmann ist vor diesem äußersten Schritt schließlich doch zurückgeschreckt. Er ist dem Lucina-Abend ferngeblieben, und sämmtlichen Sandwiches und Theeportionen der Frau Marie Auspitz wurden in den

Mägen der Mitglieder unserer liberalen Zeitungsredactionen ihre Massengräber bereitet.

Als man wenige Tage nachher vernahm, dass Herr Rudolf Auspitz beim Ministerpräsidenten erschienen sei, konnte man den Zweck des Besuches nicht recht begreifen. Die Reconnaissancevisite pflegt doch sonst der Gast, nicht der Wirt abzustatten. Ueberdies hatte Herr Auspitz noch fünf Herren mit sich genommen, die mit Souper und Damenjour in keinem Zusammenhang stehen. Wie erstaunt war die Oeffentlichkeit, als sie vernahm, jene Herren seien als Vertreter der Judenschaft beim Premierminister erschienen. Die Judenschaft als Confessionsverband besitzt ja im Vorstande der israelitischen Cultusgemeinde eine officielle Vertretung. Man hätte also bloß annehmen können, die Herren seien als Repräsentanten der als politische Partei organisierten Wiener Israeliten, also der Fortschrittsfreunde, aufgetreten; denn dass die Juden der socialpolitischen, socialdemokratischen und christlichsocialen Partei Herrn Auspitz und Begleitern kein Mandat übertragen hatten, stand fest. Aber als Vertreter der Fortschrittsfreunde war doch unmittelbar vorher Herr Dr. Stern, Ex-Gemeinderath und Externist der ‚Neuen Fr. Presse‘, zu Herrn v. Koerber berufen worden. Des Räthsels Lösung ist diese: die Herren haben keinerlei anderen Auftrag gehabt als den von Herrn v. Koerber selbst ertheilten, sich bei ihm zu beschweren. Der Ministerpräsident mag vielleicht die ausschweifende Hoffnung hegen, dass die Worte, die er zu Auspitz und Genossen sprach, auch auf die Wiener Christlichsocialen nicht ohne alle Wirkung bleiben würden. Jedenfalls aber will er seine Revanche für den Schritt des Entgegenkommens gegenüber den Juden haben, den er in das Haus des Abgeordneten Auspitz gethan hat. Die Juden sollen jetzt auch zu ihm kommen. Er fühlt ohnehin, dass er im Umgang mit ihnen noch nicht jene Gewandtheit besitzt, deren ein führender österreichischer Staatsmann bedarf.

Er hatte sich bisher fast ausschließlich auf die Pressleute beschränkt, Herrn Rudolf Sieghart eingeschlossen, der gegenwärtig das durch Herrn v. Forstner repräsentierte Pressbureau thatsächlich leitet. Wieviel fehlt Herrn v. Koerber noch zu der vollendeten Umgangskunst des Grafen Badeni, der mit den Herren Rappaport und Byk vom Polenclub im reinsten Jargon zu sprechen verstand!

Den Grafen Badeni hat sich überhaupt Dr. v. Koerber zum Vorbild genommen. Seine jüngste politische Idee ist die, die Institution des Schutzjudenthums, wie sie Badeni in Galizien gepflegt hat, nach dem Westen der Monarchie zu verpflanzen. Dass den Wiener Juden durch eine allen politischen Anstand verhöhnende Begünstigung der christlichsocialen Partei die rechtmäßigen politischen Waffen aus den Händen gerungen werden, braucht ihnen nicht bange zu machen. Freilich wird ihnen die Selbstwehr gegen Verletzung ihrer Rechte erschwert. Aber der Ministerpräsident fordert sie auf, sich bei jedem concreten Beschwerdeanlass direct an ihn zu wenden. Wie er dagegen Abhilfe schaffen soll, dass Dr. Lueger und die Seinen den neuen Machtzuwachs rücksichtslos ausnützen, dürfte ihm zwar selbst noch nicht klar sein; hoffentlich wendet er das alte probate Mittel an: Haust Du meinen Juden, hau' ich Deinen Juden. Wenn Lueger jüdische Communalbeamte nicht avancieren lässt und Juden die Zuständigkeit verweigert, dann erwarte ich vom Gerechtigkeitsgefühl des Herrn v. Koerber, dass er wenigstens auf Luegers Juden, die Rothschilds und die Länderbankleute, losschlagen wird. Vielleicht könnte er dabei auch jenen Herrn treffen, der sich soeben von der Verwaltung des Vermögens der Länderbank auf die Verwaltung der Millionen, die dort fehlen, zurückgezogen hat.

*

Da jetzt die Christlichsocialen saturiert sind, dürfte sich übrigens Herr v. Koerber der Angst vor den

Schneider und Brzeznowsky endlich entschlagen, einer Angst, die ihn sogar der Justiz in die Arme fallen hieß. Längst wäre die Verhandlung des Cassationshofes über die Polnaer Affaire anberaumt worden, hätte man nicht gefürchtet, die Christlichsocialen könnten, aus dem Märchentraum vom Ritualmord erweckt, ihre Wuth über die Enttäuschung an der Regierung auslassen. Hier handelt es sich um die Ehre der österreichischen Rechtsprechung. Die Ehre der tschechischen Intelligenz hat schon der unermüdliche Masaryk gerettet. Die Unterrichtsverwaltung freilich fühlt sich verpflichtet, dem tschechischen Gelehrten gegenüber das Recht der tschechischen Dummheit zu wahren. Herr v. Hartel hat nicht gewagt, Masaryks Zwangsurlaub abzukürzen, und der tschechische Philosoph musste seine Vorlesungen, auf die die Hörer nicht verzichten wollten, als § 2-Versammlungen im angestammten Vortragssaale abhalten.

* * *

Aus der ‚Neuen Freien Presse'.

Extra-Ausgabe.

Nach dem Tode Friedländers bemühte sich Graf Taaffe, die Actien der ‚Neuen Freien Presse' an sich zu bringen. Die Herren Bacher und Benedikt aber waren zu ehrlich, einen Gesinnungswechsel zu vollziehen, und trugen Rothschild den Ankauf des Blattes an, wobei sie sich als leitende Redacteure offerierten. Rothschild erklärte, es würde »zuviel böses Blut machen«, wenn er officieller Inhaber des Blattes wäre. Dagegen sei er gerne bereit, den Herren das Geld zu leihen, wenn sie selbst die ‚Neue Freie Presse' kaufen wollten. Dies that er auch, die Actien wurden deponiert und belehnt. Von dem Erträgnis der ‚Neuen Freien Presse wurde Rothschild befriedigt, bis die Schuld getilgt war. Und dennoch ist heute die ‚Neue Freie Presse' von Rothschild nicht unabhängig .....

*

Gegenwärtig möchte Herr Bacher, der die Sache des Wekelsdorfer Kreisgerichtes unwiederbringlich verloren sieht und der

nach Aufhebung der Sprachenverordnungen aufs ganze Familienleben pfeift, aus der ‚Neuen Freien Presse‘ ausscheiden und seinen Antheil verkaufen. Als Käufer trat auf — Herr Kestranek, der Macher des Eisencartells. Allein Herr Benedikt hat ein vertragsmäßiges Vorkaufsrecht, und daran ist die ganze Sache gescheitert. Der Preis, den Herr Kestranek bot, war 2,000.000 fl. Benedikts Antheil beträgt 5,000.000 fl., — Zeitungsstempel inbegriffen.

*

Als die ‚Fackel‘ die Nachricht brachte, dass Herrn Hofrath Nothnagels Sohn von dem Antisemiten Mauthner nicht in die Handelskammer aufgenommen worden sei, wurde — sofort nach Erscheinen der ‚Fackel‘ — ein Kammerconcipist interpellirt, ob dies richtig sei. Die ‚Neue Freie Presse‘ drohte sodann, die Handelskammer zu bestrafen. Wie sie das anstellen wird, weiß sie heute noch nicht; jedenfalls kocht sie Rache.

Als die ‚Fackel‘ die Nachricht brachte, dass die ‚Neue Freie Presse‘ den Zeitungsstempel defraudiert habe, wusste die ‚Neue Freie Presse‘ — sofort nach Erscheinen der ‚Fackel‘ —, dass dies richtig sei. Diesmal drohen die Abonnenten, die ‚Neue Freie Presse‘ zu bestrafen, und sie wissen auch, wie sie das anstellen werden.

* * *

Zwischen Berichten über den Damenjour und Bulletins von der Modeausstellung findet die bestochene Presse keine Zeit, über die perspectivenreichsten Erscheinungen und Katastrophen des socialen Lebens anders als in hastigen Reporternotizen auszusagen. Localcorrespondenz Wilhelm und Gerichtssaalcorrespondenz Pappenheim sprechen in Petit-Druck den Epilog zu Begebenheiten, die reinlichen Leuten hundertmal wichtiger erscheinen, als die Thatsache, dass Graf Lonyay auf dem Triester Bahnhof den Einspänner Nr. 170 bestiegen, dass die Frau Palmay auf dem Damenjour wieder berückend ausgesehen hat und dass die Mazzeshändler sich neuestens zu einem Cartell geeinigt haben, dessen Actionen der Volkswirt des Frischauer'schen Tagblatt »mit Spannung entgegensieht.« Ich unterschätze die Dringlichkeit der Meldung nicht,

dass Dumba kurz vor seinem Tode in der Conditorei X in Budapest Einkäufe gemacht hat; denn ich kann mir ganz gut denken, dass auch Nekrologe Spielraum für administratives Ermessen bieten und dass die Feierlichkeit des Anlasses durch das Eingreifen pietätvoller Inseratenagenten erst die richtige Weihe bekommt.

Hinwiederum gibt es Todesfälle, bei deren Besprechung der administrative Berather Maß und Kürze empfiehlt. An einem der letzten Tage war dies deutlich zu beobachten. Sonst werden die Leichname armer Selbstmörder von den Sensationshyänen des Tages gierig beschnüffelt, sonst werden uns mit ekelerregendem Eifer Motive, Familiennamen, alle intimen Umstände des jäh beendeten Lebens ausgeliefert, und Liebesgram vollends lockt die Schmockphantasie zu schwelgenden Schilderungen, ja zu bildlichen Darstellungen (siehe ‚Extrablatt'), die mit Rücksicht auf den verletzten Geschmack des Lesers wie den neugeweckten Schmerz der Verwandten mit schweren Strafen geahndet werden müssten. Das Zartgefühl erwacht erst in den Todtenbeschauern unserer Presse, wenn ein sociales Uebel im einzelnen Fall zur Katastrophe geführt hat, wenn diese ein Schlaglicht auf öffentliche Institutionen oder Institute werfen könnte. Dann rentiert sich Zartgefühl aber auch besser als Brutalität. Hat ein Bankdieb zum Revolver gegriffen, so ist das ein locales Ereignis, das nur unter Zuziehung des Volkswirtes besprochen werden kann, der dann auch zum Revolver greift, um den Rest des Cassenbestandes für stilles Beileid zu erbitten.

Ein relativ stilles Beileid drückt sich auch in der unscheinbaren Notiz aus, die ich vor einigen Tagen in den Blättern las und deren trister Anlaß wohl einen lauteren und ausführlicheren Nachruf geheischt hätte. Aber der administrative Berather empfahl Maß und Kürze. War der siebzehnjährige Selbstmörder nicht Schüler der Wiener Handelsakademie, stand der Selbstmord nicht mit den eigenartigen Verhältnissen an

dieser Anstalt in innigem Contact, und gibt Herr Regierungsrath Sonndorfer nicht jährlich tüchtiges Geld für Inserate aus, um sich die Freundschaft der maßgebenden Presse zu erhalten? Schlecht würde sie ihm danken, wollte sie ein öffentliches Interesse über die Rücksicht auf ihren privaten Profit stellen, schnöde Untreue wäre es, würde sie, da sich innerhalb einer kurzen Zeit der dritte Schüler erschoss, nun plötzlich die Zustände an der Wiener Handelsakademie einer gerechten Kritik unterziehen, nachweisen, dass die Lehrerfolge dieser Anstalt in Selbstmorden von Hörern des I. Jahrganges bestehen und auch sonst den Mann an leitender Stelle nicht berechtigen, die Wiener Handelsakademie protzig »unser erstes commerzielles Institut« zu nennen. In den Monaten August und September preisen auffallende Annoncen, in denen besonders auf das »Einjährigenrecht« der Absolventen hingewiesen wird, die Vorzüge unserer Musteranstalt. Soll da mitten im Schuljahre der Selbstmord eines Anfängers, der noch lange nicht alle Vorzüge seiner Schule ausgekostet hat, zu nachdenklichen Betrachtungen stimmen? Soll man plötzlich darauf hinwirken, dass dem Größenwahn just der unwissendsten Lehrer, dem dreisten Despotismus, dem hier die Jungen ausgeliefert sind, ein Ende gemacht werde? Soll man dem ordenslüsternen Herrn Sonndorfer auf die Finger klopfen, von dem Missbrauch eines Monopols sprechen und es ungeheuerlich finden, dass die Handelsschüler, die das Einjährigenrecht erlangen wollen, in Wien auf die Handelsakademie angewiesen sind?

Die näheren Begleitumstände eines Selbstmordes — mit welch liebevoller Sorgfalt wären sie sonst vor den Augen der Gaffer ausgebreitet worden! Dass die That in einem Anstandsorte geschah, wird uns eben noch gemeldet. Dass aber die Abtheilung, in der sich der junge W. befand, offenbar kein Ort des Anstands, sondern ein Revier für die Herrschgelüste eines berüchtigten Quälers der Jugend war, wird uns verschwiegen.

Der Schüler hatte in der Zwischenpause mit einem Collegen gerauft, man drohte ihm mit der Ausschließung, und er erschoss sich. Herr Sonndorfer hatte Fassung genug, den überlebenden Zöglingen seiner Anstalt das unselige Geschehnis anders zu erklären: der Streit mit dem Mitschüler sei die Ursache gewesen, und diesen treffe alle Schuld. Solch' heldenhafte Befreiung des eigenen Gewissens, die Ueberwälzung des Schuldbewusstseins auf eine verschüchterte Schaar von Knaben hat bei deren Angehörigen staunende Bewunderung gefunden. Der Vater eines Handelsakademikers, der mir's mittheilt, bittet mich in vieler Anderer Namen, darüber ein Wörtchen zu sagen, und die sinnlose Strenge, Ueberbürdung und Ueberhebung den Eltern gegenüber zu brandmarken, die an der Wiener Handelsakademie das Lehrsystem bilden. Ich werde jederzeit bereit sein, gerechtfertigten Beschwerden, die in die bestochene Presse keinen Einlass finden, Publicität zu leihen, und hoffe, dass diese Presse dann nicht einmal mehr in trockenen Localnotizen von Selbstmorden an der Wiener Handelsakademie wird berichten müssen

*

Wie wortkarg ist der Gerichtssaalreporter, wenn's nicht die Greuel einer Hinrichtung zu schildern gilt, wenn es sich um die Strangulierung socialen Rechtes handelt, das in einem farblosen Civilprocess nach Geltung rang. In dem Streite zwischen der Börseanersgattin und der kranken Erzieherin, die bloß die Demüthigungen, nicht den materiellen Rückhalt des Dienstboten im Protzenheim fand, wird den Schreibknechten der guten Gesellschaft die Entscheidung nicht schwer. Die ‚Neue Freie Presse‘ hat kein Wort des Bedauerns übrig für die Aermste, die neulich im Gerichtssaal das Los ihres Standes verhandeln ließ und für ihren Muthwillen in die Processkosten verurtheilt wurde. Der Richter, der die Rechtlosigkeit der Privatlehrpersonen (Erzieherinnen, Hofmeister u. s. w.) »principiell« besiegelte, ist Herr

Landesgerichtsrath Mojzitsch, die Klägerin heißt Marianne Nagel, die Dame, die sich in zwei Instanzen um den geringfügigen Betrag, der auf Kündigungsfrist und Ersatz der Heilungskosten entfällt, belangen ließ, Frau Regine Kanitz.

Von hochgeschätzter Seite geht mir zur Entscheidung, die das Civillandesgericht gefällt hat, das folgende Gutachten zu, das in seiner Einleitung in Kürze den Thatbestand, den die Blätter meldeten, wiederholt:

Eine Erzieherin erkrankte und begab sich zu ihrer Mutter in Pflege. Sie glaubte auf eine Kündigung von sechs Wochen Anspruch zu haben und verlangte deshalb die Bezahlung des Gehaltes für diese Zeit. Man verweigerte ihr jeden Ersatz. Sie erhob infolgedessen die Klage. Die erste Instanz erkannte, die Erzieherin habe zwar nicht auf eine sechswöchentliche, wohl aber auf eine vierzehntägige Kündigungsfrist und auf den Ersatz der in dieser Zeit aufgelaufenen Heilungskosten Anspruch. Das Berufungsgericht wies dagegen die Klage zur Gänze ab und verurtheilte die Erzieherin zum Ersatze von Processkosten im Betrage von 205 Kr.

In den Gründen wurde darauf hingewiesen, es bestehe kein Gesetz, das die sofortige Entlassung einer Erzieherin ohne vorausgehende Kündigung hindere. Dies sei zwar bedauerlich, aber die vorhandenen Gründe der Billigkeit könnten den Anspruch nicht rechtfertigen. In der Sache selbst verstößt dieses Urtheil, wie es scheint, gegen den Geist des Gesetzes. Das Gesetz kann nicht alle einzelnen Lebensverhältnisse umfassen, nicht alle Entwicklungsformen voraussehen, nicht jedem Thatbestande gleich auch die gesetzliche Entscheidung gegenüberstellen. Wäre dies möglich, dann brauchte man keinen Richter, sondern es würde die Aufstellung eines sinnreich construierten Automaten genügen, in den man nur das der Gebür entsprechende Geldstück hineinzuwerfen brauchte, um das fertige, gesetzlich unanfechtbare Urtheil zu erlangen. Sache des Richters ist es aber,

aus dem Zusammenhange der gesetzlichen Vorschriften nach dem Geiste, nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes das Recht zu finden, und zwar auch dann, wenn ihn der Wortlaut des Gesetzes im Stiche lässt. Das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch bestimmt nun im § 7: »Lässt sich ein Rechtsfall weder aus den Worten, noch aus dem natürlichen Sinn eines Gesetzes entscheiden, so muss auf ähnliche, in den Gesetzen bestimmt entschiedene Fälle und auf die Gründe anderer damit verwandter Gesetze Rücksicht genommen werden.« Hätte sich das Berufungsgericht diesen Grundsatz vor Augen gehalten, so hätte es folgenden Erwägungen kaum aus dem Wege gehen können: Das Verhältnis der Erzieherin zu ihren Arbeitgebern ist weder in der Gewerbeordnung, noch in der Dienstbotenordnung, noch im allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche oder im Handelsgesetzbuche speciell geregelt. Wenn sie Hausgenosse des Arbeitgebers ist, nähert sich ihre rechtliche Stellung jedoch sehr jener der Dienstboten, andernfalls jener der gewerblichen Hilfsarbeiter. Erzieherinnen gehören weder in die eine noch in die andere Kategorie. Gemeinsam ist ihnen aber mit diesen das Schutzbedürfnis gegenüber der Rücksichtslosigkeit der Arbeitgeber. Wie Dienstboten und gewerbliche Hilfsarbeiter, wenn nicht ein gewichtiger Grund zur Entlassung vorliegt, eine gewisse Zeit vor Ablauf des Arbeitsverhältnisses von dessen Auflösung in Kenntnis gesetzt werden, oder wie ihnen für die entgangene Zeit eine Schadloshaltung zu gewähren ist, so muss auch die Erzieherin, die auf die Verwertung ihrer Kenntnisse und Arbeit durch Eingehung eines auf persönliche Dienstleistung gerichteten Vertrages angewiesen ist, vom Gesetze einigermaßen geschützt sein. Es wäre mit dem ganzen Rechtssystem unvereinbar, wenn der zur Leistung liberaler Dienste berufene Hausgenosse, dessen Dienstverhältnis auf Dauer veranlagt und nicht auf eine bestimmte Zeit beschränkt ist, infolge einer Krankheit ohne Hilfe auf die Straße gesetzt werden dürfte.

Eine Rechtsordnung, die den gewerblichen Hilfsarbeiter und den Dienstboten im Falle der Krankheit schützt, kann gegenüber einer Erzieherin nicht auf die einfachen Forderungen der Menschlichkeit Verzicht leisten. Wenn irgendwo, so wäre hier die Analogie am Platze. Der Richter hätte folgendermaßen argumentieren können: Der Fall ist im Gesetze nicht entschieden. Der ähnlichste Fall ist der der Dienstboten. Erzieherinnen sind keine Dienstboten. Aber wenn schon bedauerlicherweise der Eigenart der Stellung durch die Gesetzgebung nicht Rechnung getragen wird, so muss ihnen wenigstens jene Kündigungsfrist zugute kommen, die für Dienstboten gilt. Das ist somit nicht der Geist des Gesetzes, der in dem Rechtsfalle zur Geltung kam, sondern der bloße Buchstabe des Gesetzestextes

Das Urtheil widerspricht aber auch hinsichtlich der Entscheidung über die Processkosten den Anforderungen an eine social gesunde Rechtsprechung. Man muss an dem Erfolg der Processreform irre werden, wenn in einem Rechtsstreite, der keine besonderen Schwierigkeiten geboten hat, der einen Partei ein hundert Gulden übersteigender Kostenersatz auferlegt wird. Man sucht vergeblich nach einer Erklärung für diese exorbitant hohe Ziffer. Für eine Erzieherin bedeutet die Verurtheilung zu einem Kostenersatze von 100 fl., zumal sie auch ihrem eigenen Anwalt ebensoviel zu zahlen hat, nicht weniger, als die Verurtheilung zu ergebnisloser Arbeit in der Dauer von mehr als einem Jahr. Ist das die billige Rechtspflege, die man uns verheißen hat? Die Advocaten werden diese Kostenbestimmung als eine verständnisvolle, ihren Ansprüchen rechnungtragende zwar gutheißen; sie widerspricht aber trotzdem allen Grundsätzen der Wirtschaft. Der Process hat wirtschaftlich nur dann eine Berechtigung, wenn Aufwand und Erfolg in einem vernünftigen Verhältnisse stehen. Ein Rechtsstreit, in dem auf den Misserfolg so schwere Verluste gesetzt sind, ist kein ökonomisch nothwendiges oder

auch nur zweckmäßiges Unternehmen, sondern ein verderbliches Glücksspiel vom Standpunkte desjenigen, der sich in seinem Rechte gekränkt erachtet. Es ist dann auch die Anrufung der gerichtlichen Entscheidung nicht als eine sittlich billigenswerte, social gerechtfertigte Inanspruchnahme einer unentbehrlichen Verkehrseinrichtung, sondern als ein verwerflicher Luxus, als ein übermüthiges Spiel zu betrachten. Wenn solche Kostensummen in Frage stehen, wird der Rechtsschutz zu einem Vorrecht, das den Unbemittelten, die ihn am meisten brauchen, versagt wäre. Gleiches Recht für Alle vor dem Gesetze bliebe ein frommer Wunsch. Höher als das Interesse der Advocaten ist wohl das Interesse der Rechtspflege, das Interesse der Bevölkerung an der Durchsetzbarkeit des Rechtes zu bewerten. Das Gericht kann leicht auf das Lob der Advocaten, das ihm diese bei reichlichem Kostenzuspruche zollen, verzichten, wenn es sich selbst das Zeugnis zu geben vermag, dass es dem wirtschaftlichen Zweck der Rechtspflege und der socialen Function des Urtheiles gerecht geworden ist. In dem besprochnen Falle muss dem Berufungsgericht dieses Zeugnis versagt werden.

Berlin bietet noch immer das unerquickliche Schauspiel des Heinze-Rummels. Reclamehelden ziehen unverdrossen in den Freiheitskampf, und der täppische Vorstoß der Reaction, die sich doch schon zurückgezogen hat, weil sie fand, dass im Deutschen Reiche ohnehin alles nach ihrem Sinne sei, erregt noch immer die Fortschrittsgeister der Börsenpresse. Die Patrone des Leitartikels nehmen unentwegt die moderne Kunst unter ihre Fittige, Kaufleute wie Sudermann, Brahm und L'Arronge spielen sich als »bewegende Kraft im Culturleben der Nation« auf, und der Verleger der berüchtigten »Engelhorn-Romane« erdreistet sich, für diese Nation zwischen Männern wie Menzel und Mommsen das große Wort zu sprechen. Zur vertagten lex finde ich in Hardens ‚Zukunft' (Berlin, 24. März) aufschlussreiche Worte, die gründlicher, als es mein flüchtiges Bekenntnis in der

letzten Nummer vermochte, die liberale Lüge bloßlegen: nach Beseitigung des Gesetzentwurfes würde der Himmel den Deutschen heller, würden Künste und Forschung im Lande der Dichter und Denker frei sein. Harden weist nach, dass das freiheitliche Pathos in Parlament und Presse von blamabler Unkenntnis des schon im Deutschen Reiche bestehenden wie des eben erst verhandelten Gesetzes in gleicher Weise fundiert war. Besonders heftig wurde der § 184 c — als ein Versuch, »die Grundlagen der Reichsstrafprocessordnung zu untergraben« — bekämpft. »Der Paragraph bedroht jeden, der aus einem wegen Gefährdung der Sittlichkeit unter Ausschluss der Oeffentlichkeit verhandelten Process oder aus den Acten Aergernis erregende Mittheilungen veröffentlicht, mit Geld- oder Gefängnisstrafe. Wer das Deutsche Strafgesetzbuch aufblättert, wird finden, dass dieser Paragraph seit dem fünften April 1888 Gesetz ist, dass er also mit der lex Heinze nicht das geringste zu thun hat, seit zwölf Jahren angewandt wird und jetzt nur erwähnt wurde, weil er künftig nicht mehr § 184, Absatz 2, sondern § 184c heißen soll.« Ganz ähnlich ist es um andere Gravamina bestellt . . . . Auch der Laie »kann, wenn er die Mühe des Nachprüfens nicht scheut, sich leicht überzeugen, dass selbst die bedenklichsten Paragraphen der Lex den heutigen Rechtszustand kaum wesentlich ändern würden. Zwei Paragraphen sollen Kunst und Wissenschaft mit Lebensgefahr bedräuen. Vor dem einen — § 184b — mag ein ausgelassener Clown oder das Barrisonquintett zittern, dessen zotige Perversität einem alten Gorilla die Schamröthe in die Backen treiben konnte; Schauspieler und Chanteusen kann er nicht mehr schrecken als der § 183, der seit 30 Jahren in Kraft ist. Der andere verbietet, ‚Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen‘, einer Person unter 16 Jahren anzubieten oder zu verkaufen, und ferner, sie zu geschäftlichen Zwecken an einem dem öffentlichen Verkehr dienenden Ort in Aergernis erregender Weise auszustellen. Da — nach Liszt — die Ausstellung eines zugeklappten Buches, selbst wenn der Inhalt für unzüchtig gehalten würde, niemals bestraft werden kann, wären durch das neue Verbot Wissenschaft und Literatur gar nicht, Malerei und Plastik nur insofern gefährdet, als manche Bilder und Statuen nicht ins Schaufenster gestellt werden dürften. Diese Wirkung kann aber ebensogut schon heute durch straffe Anwendung des § 184 erreicht

werden und wird, wie mancher Vorgang aus der neuesten Zeit lehrt, thatsächlich erreicht.« Neu ist, wie Harden nachweist, eigentlich bloß eine Strafbestimmung, und vor der wollte der deutsche Liberalismus die deutschen Zeitungsverleger bewahren. Es ist das Verbot ‚öffentlicher Ankündigungen, die dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen‘. »Das mag sehr unangenehm für die Zeitungen sein, in denen sich Masseusen und alleinstehende Damen mit reellen Absichten den Sexualkunden empfehlen, ungemein schmerzlich sogar für das ‚Berliner Tageblatt‘, in dem am achten März 1900 ‚ein in renommiertester Straße Hamburgs belegenes Bordell, nach dem neuesten Comfort eingerichtet, Salon, acht Mädchenzimmer, alles hochfein, wegen Zurücksetzung‘ zum Verkauf ausgeboten wurde. Doch die Profitgier eines dem juvenalischen Wort: Lucri bonus est odor ex re qualibet nachlebenden Inseratenhändlers gehört nicht zu den berechtigten Interessen, die der Gesetzgeber zu schonen hat; und es geht über den Spass, wenn dem Volk, weil einzelne Annoncenfarmer für ihren Unzuchtzins zittern, vorgeplärrt wird, die Freiheit der Wissenschaft und Kunst sei bedroht.« Ich habe dieser treffenden Darlegung nichts als den heißen Wunsch hinzuzufügen, dass möglichst bald auch in unserem Lande die heilige Freiheit des Inseratentheiles gefährdet sein möge. Vielleicht bringt uns der neue Strafgesetzentwurf, den Prof. Lammasch ausarbeitet, jene gesunde und nothwendige Bestimmung, die einen Kampf um die bedrohten Güter der Firmen Dukes und Mosse in allen Gauen Oesterreichs entfesseln soll. Wenn die Großsiegelbewahrer der öffentlichen Meinung nicht mehr kuppeln dürfen, dann kehrt das Chaos wieder . . . ‚Neue Freie Presse‘ und Steyrermühl mögen aller Schrecknisse der hereinbrechenden »Reaction« kampfbereit harren. Wer zwischen den dreimal gespaltenen Nonpareille-Zeilen zu lesen versteht, kennt die Freiheit, die sie meinen und immerdar meinen werden. Diese Freiheit, die der Liberalismus erkämpft hat, ist längst nicht mehr die zahnlose Vettel, als die sie uns Spötter des leitartikelnden Fortschritts hinzustellen pflegen. Zu vollem Leben erblüht, tritt sie uns täglich als junge, kräftige, sympathische Masseuse entgegen . . . .

* *
*

»Von heute an ist Gustav Klimt ein berühmter Mann«, verkündete der Kunstfasler eines Wiener Blattes Sonntag den 25. März seinen Lesern. Da Herr Klimt in Makarts Fußstapfen trat, erregte er Aufmerksamkeit, da er Khnopff'sche Köpfe malte, Verwunderung; und als er uns zuerst als Pointillist kam und auch als solcher mit Ehren bestand, sahen wir in dem geschickten Stil-Eklektiker so recht den Repräsentanten einer Verfallszeit wahrer Kunst, die statt Individualitäten nur mehr interessante Individuen hervorbringt. Jüngere Künstler, deren kräftiger Persönlichkeit die Ausdrucksmittel häufig versagen, mochten in Klimt den Meister des Handwerks schätzen und, je unfertiger sie waren, desto leichter überschätzen. Der Kunstliebhaber, der nicht die Mache erlernen, sondern Schöpfungen genießen will, blieb kalt. Aber seit einer Woche ist Gustav Klimt berühmt; das Publicum beschäftigt und befreundet sich, wie Herr Hevesi richtig vorausgesagt hat, mit seinem letzten Werk; Farbenblinde preisen seine Malkunst und alle, die mit dem Wort Philosophie keinen Begriff verbinden, den Tiefsinn seiner allegorischen Darstellung.

Aber die Leute können es nicht glauben — die Kritiker am allerwenigsten —, dass ein Klimt originell sein könne. Wer so wenig eigenes Innenleben hat, kann auch kein eigenes Schicksal haben. So muss denn offenbar bei Klimt der Fall Stuck-Lieber sich wiederholen. Es muss so sein. Die Professoren, die gegen die Anbringung der Klimt'schen Philosophie in der Universitätsaula protestieren, sind natürlich anmaßende Laien und müssen von Kritikern zurechtgewiesen werden, die nach Ueberwindung aller Hindernisse, die sich in zwei Gymnasial- oder drei Realschulclassen aufthürmen, in das Wesen von Malkunst und Philosophie eingedrungen sind. Der österreichische Freisinn aber hat jetzt Gelegenheit zu zeigen, dass er gegen lex Heinze-Experimente mit nicht minderm Mannesmuth sich wehren könne, als der in den Seelen aller Philister von Berlin und München lebt.

Ich brauche hier von Klimts Malkunst, wie sie sich in seiner jüngsten Arbeit offenbart, nicht zu sprechen. Ich will auch davon nicht reden, dass der Mäcen, dessen Haus ein Bild zu schmücken bestimmt ist, also in diesem Falle die Universität, wohl das Recht haben muss, ein Werk abzulehnen. Auch auf das Geschwätz von den »ethischen Gründen«, die unsere Universitätsprofessoren geleitet hätten, brauche ich nicht einzugehen; der Heinze-Rummel hat die Einbildungskraft unserer Freiheitskulis arg beeinflußt. Dass beispielsweise Herr Jodl kein clericaler Rückwärtsler ist, weiß man außerhalb der liberalen Wiener Zeitungsredactionen in ganz Oesterreich und wohl auch darüber hinaus, und nur freche Tagschreiber leugnen, dass sich unter den Protestlern Männer von anerkanntem Geschmack und Kunstgefühl befinden. Aber wie steht's denn mit Klimts allegorischer Darstellung der Philosophie, die unseren Professoren so völlig missfällt? Nun, die »kosmische Phantasie«, die darin nach Herrn Hevesi schaltet, ist ja eigentlich nicht die Phantasie des Herrn Klimt, sondern, wie alles in Oesterreich, ein schlechtes Compromiss.

Der ursprüngliche Entwurf Klimts zeigte, wie man mir mittheilt, einen nackten Jüngling, der in tiefem Nachdenken dastand; die langen Haare fielen ihm über das Gesicht und verbargen so die heiße Röthe, die dem unreifen Knaben beim Anblick zweier Figuren, die oben auf dem Bilde in liebender Umschlingung ruhten, in die Wangen geschossen sein mochte. Und weiter erzählt man mir, der jetzige Rector der Universität habe, als der Entwurf der Commission vorgelegt wurde, erklärt, das sei »nicht die Philosophie, sondern ein Junge, der vorzeitig darüber nachdenkt, woher die Kinder kommen«. Herr Klimt sah ein, dass seine Allegorie misslungen sei, besprach sich mit Leuten, denen er in seiner Naivetät Verständnis für Philosophie zutraute, und schuf das Bild, das jetzt im Secessionstempelchen zu sehen ist. Als ich am ersten Tage —

anfangs ohne Katalog — vor dieses Bild trat, spottete ich der Leute, die da mit offenem Munde standen und nicht begriffen, was es bedeute. Mir war's im ersten Augenblick klar. Der immer actuelle Klimt hatte eine Allegorie auf die österreichische Sprachenfrage gemalt. Geschlechter werden und vergehen, hoffnungsvoll kommen die Jungen, und trostlos fahren die Greise zur Gruft: aber unergründet, ungelöst ruht in dem grünen Nebel unklarer Volksstimmungen, Wünsche, Herrschbegierden das Räthsel der Sprachenfrage. Aber siehe da — ein Hoffnungsschimmer. Leuchtend taucht unten das Haupt der Koerber'schen Versöhnung auf, ein seltsam Antlitz — wie ein Notenkopf ohne Stil — mit einem fragenden Blick, als sollte nach berühmtem Muster die Antwort, die wir von seinen Lippen lesen wollen, selbst eine Frage sein . . . .

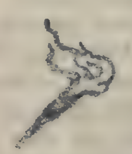
Ich irrte. Herr Klimt hat die Philosophie allegorisieren wollen. Aber leider hat er von ihr noch dunklere Vorstellungen als von der Jurisprudenz, die er ja auch malen soll. Wie er sich gegenwärtig die Jurisprudenz denkt, weiß ich nicht. Der Entwurf, den er seinerzeit der Commission vorlegte, zeigte eine Themis, deren umgekehrtes Schwert mit der Spitze auf einem todten Drachen stand. Von der Seite sah ein Mann neugierig in das Bild herein, durch eine Thüre, wenn ich mich recht erinnere. Man hatte damals Mühe, Herrn Klimt begreiflich zu machen, dass die Themis die Rechtsausübung bedeute und in den Gerichtssaal gehöre, dass es sich jedoch an der Universität um die Rechtserforschung handle. Wer aber der Mann sei, der da hereinschaut, das hätte niemand in der Commission ergründen können, wenn nicht Herr Klimt allen Ernstes betheuert hätte, das sei — die österreichische Verfassung.

Der Maler möge bei der Darstellung der Jurisprudenz und Medicin rechtzeitig seine Gedanken von Männern überprüfen lassen, die ihn besser als jene berathen können, an die er sich diesmal gewendet hat. Und seine Philosophie könnte ja, wenn er nur den

Titel ändern will, noch anderweitige Verwendung finden. An die Decke der Aula gehört sie schon deshalb nicht, weil Herr Klimt sich nicht dem Matsch'schen Entwurf des Mittelbildes anbequemt hat. Als man aber auf Matsch' Vorschlag, anstatt dem zuerst in Aussicht genommenen Goltz, Herrn Klimt die Ausführung dreier Bilder übertrug, ward ihm dazu der ausdrückliche Auftrag gegeben. Und dann; wie sein Auge eine Wiese mit Hühnern nach dem Regen sieht, das hat er sehr geschickt wiederzugeben gewusst, und viele wird's interessieren. Aber wen interessiert's, wie Herr Klimt sich die Philosophie vorstellt? Ein unphilosophischer Künstler mag wohl die Philosophie malen; allegorisieren muss er sie so, wie sie sich in den philosophischen Köpfen seiner Zeit malt.]

Als Bringer der Kunst schätze ich unsere Secessionisten hoch, wenn es nicht ihre eigene Kunst ist, die sie bringen. Wenn freilich an Stelle der geschäftlichen Nebenabsichten die offen bekannte geschäftliche Absicht träte, wenn ein verständiger Kunsthändler Jahr für Jahr das Beste, was die große Kunst des Auslands geschaffen, in Ausstellungen uns vorführte, wäre das den Secessionsausstellungen entschieden vorzuziehen. Aber auch hier bewundern wir die John W. Alexander, Ludwig v. Hoffmann, Greiffenhagen, Khnopff, Cottet, Van der Stappen und Andere. Dagegen kann ich nicht einmal in das Lob einstimmen, das unseren heimischen Künstlern so überreich für das Ausstellungsarrangement gezollt wird. Die studierte Einfachheit der Saaldecoration, die diesmal Adolf Böhm und Auchentaller ausgeführt haben, ist ein nicht ganz gelungener Protest gegen das Arrangement der letzten Ausstellung des Aquarellistenclubs. Was soll man aber vollends von der Thätigkeit der Hängecommission in der VII. Secessionsausstellung sagen? Wie man die Arbeiten Van der Stappens zwischen die Bilder Cottets und Slevogts Triptychon

gestellt hat, das ist ein Muster dafür, wie Ausstellungen nicht arrangiert sein sollen. Die Beispiele lassen sich vervielfachen Aber die heimischen Künstler mögen sich selbst ihrer Haut wehren. Der Behauptung des Herrn Hevesi: »So gehängt zu werden ist ein künstlerischer Genuss«, werden sie ja schwerlich zustimmen. Eher dürften sie schmerzlich an das Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen! denken. So kommen auch gute Leistungen nicht zu rechter Wirkung. Von österreichischer Kunst gibt ja die Secession überhaupt kein richtiges Bild. Was sich da breit macht, sind — mit wenigen Ausnahmen — nicht die jungen Kunsttriebe, die auch bei uns sich regen, sondern die Johannistriebe einiger älterer Herren, die eine coquette Jugendlichkeit zur Schau tragen. Aber wenn auch ein Herr Moll modern thut, ein Moderner wird er darum doch nicht. Ist's nicht so recht bezeichnend für den alten Anekdoten- und Anekdötchengeist, dass der kühne Neuerer ein Intérieur aus der Hofbibliothek »Der Bücherwurm« nennt? Wenn man eine neue Technik erlernt, wird man darum noch kein andrer; man verzichtet nur auf den Ausdruck einer Individualität, um die es nicht schade ist.



ÄRZTE UND PRESSCORRUPTION.

Aus der Zuschrift eines Arztes:

In Nr. 22 stellten Sie den Grundsatz fest, dass Wochenblätter für ihre Inserate verantwortlich seien. »Für eine Revue existiert die Ausrede nicht, dass die Schriftleitung nicht weiß, was die Geschäftsstelle thut.«

Wenn Sie schon belletristische Wochenschriften verurtheilen, weil sie dies erste Gebot literarischen

Anstandes verletzen, mit welchen Ausdrücken sollte man dann Fachzeitschriften verdammen, die den Wert oder Unwert des in ihren Inseraten Angekündigten doch kennen müssen? Die Fachzeitungen — ich spreche als Arzt hier von den medicinischen — treiben es zumeist noch bunter als die von Ihnen mit Recht gegeißelte ‚Zeit'. Dafür will ich im Folgenden den Beweis erbringen.

Wir haben in Wien eine große Menge medicinischer Wochenschriften, mehr als Berlin, dessen medicinische Facultät doch derzeit höher steht als die Wiener medicinische Facultät, und wo bedeutend mehr wissenschaftlich gearbeitet wird, als in Wien. Deutschland hat überdies viermal so viel medicinische Facultäten als Oesterreich; deren Vertreter veröffentlichen ihre Arbeiten — von den Archivarbeiten natürlich abgesehen — in den drei wichtigsten deutschen Zeitschriften (‚Berliner klinische Wochenschrift', ‚Deutsche medicinische Wochenschrift', ‚Münchner medicinische Wochenschrift'). Den Wiener medicinischen Zeitungen strömen Mitarbeiter von anderen österreichischen Facultäten nur spärlich zu. So kommt es, dass sie Mangel nicht bloß an guten, sondern an Arbeiten überhaupt haben. Dies gilt auch für die vornehmste österreichische Zeitung, die ‚Wiener klinische Wochenschrift', die sich in ihrem Kopftheile der ständigen Mitarbeiterschaft der Wiener Professoren berühmt. Unsere Professoren arbeiten aber in der Regel nicht, und wenn sie's thun, dann veröffentlichen sie ihre Arbeiten anderwärts. Die Aufsätze Max Grubers (und seiner Schule) erscheinen — offenbar, weil Gruber seinen Ideen die größtmögliche Publicität wünscht — in der ‚Münchner medicinischen Wochenschrift'. Mit dem Niedergange unserer Facultät verlor auch die Wiener medicinische Fachpresse an Wert. Was sie heute bietet, ist zumeist nichts Anderes als ödeste Casuistik.

Durch ihren Inhalt sich einen großen Abnehmerkreis zu sichern, ist unserer Fachpresse also unmöglich.

Den Entgang an Abonnementsgeldern muss die Inseratengebür ersetzen. Die medicinische Zeitung ist ein geschäftliches Unternehmen, das sich um jeden Preis rentieren muss. Und dass sie von den Inseraten allein existieren kann, haben wir speciell in Wien erlebt, wo durch längere Zeit ein Blatt allen Aerzten unentgeltlich zugeschickt wurde.

Den das Leben des Blattes erhaltenden Inserenten wird das möglichste Entgegenkommen garantiert. Dies geschieht sehr oft schriftlich in einer Art von Vertrag. Zumeist dann, wenn die Geschäftsleitung mit Aufforderungen zum Inserieren an einzelne Fabrikanten herantritt. Derlei Bettelei ist überaus häufig, und oft erkundigt sich dann auch ein Inserent bei dem einen Blatte um das wissenschaftliche Ansehen eines anderen, das gebettelt hat. Alle möglichen Inserate werden in jeder beliebigen Form aufgenommen. Auch die, die eine vom Blatte auf's heftigste befehdete Sache anpreisen, werden nicht zurückgewiesen. Dies erlebt man selbst bei »führenden« Blättern. Zeitschriften, die in ihrem redactionellen Theil einen erbitterten Kampf gegen die Naturheilkunde führen, bringen naturheilkundliche Inserate, und die Redacteure nehmen das ruhig hin. Auch Inserate, die den ärztlichen Stand beleidigen, finden Aufnahme; der redactionelle Kampf für die Standesehre ist kein Hindernis.

Zwischen Geschäftsleitung und Inserenten schleicht sich auch hier ein Vermittler ein, der auf die Presse den verderblichsten Einfluss ausübt. Dem Inserenten verspricht er billigere und nutzbringendere Inserate, die Geschäftsleitung macht er allen seinen Wünschen gefügig, da er ihre Insertionseinnahmen von seinem Belieben abhängig machen kann.

Diese Abhängigkeit wird, insbesondere wenn es sich um neue Heilmittel handelt, nicht bloß dahin ausgenützt, dass die Zeitschrift keine absprechenden Urtheile bringen darf; sie muss auch auf Commando des Agenten lobende Berichte abdrucken und sinkt damit vollends

auf das Niveau unsrer Tagespresse herab. Dies ge-geschieht so, dass die Zeitung gleich beim Insertionsvertrage eine »Arbeit« verspricht, die einfach unterdrückt wird, wenn sie in nicht günstigem Sinne ausfällt, oder dass der Agent Separatabdrücke anderer Arbeiten von Zeit zu Zeit einschickt, für die er eine »gefällige Berichterstattung« von der Redaction erwartet. Sein Erwarten wird nicht getäuscht. Oft genießen diese Arbeiten keinen besonderen Ruf; die Meinung, dass sie im Auftrage und im Solde des Fabrikanten gemacht wurden, geht nicht immer fehl; sie wird dadurch bestärkt, dass die Fabrikanten Sonderabdrücke der Arbeiten in Hunderttausenden von Exemplaren anfertigen lassen und zu Reclamezwecken benützen. Charakteristisch ist da der Fall eines Autors, der der Redaction eines Blattes — die Separatabdrücke sind ein Geschäft, von dem der Autor keinen Nutzen hat und oft auch nichts weiß — die Anfertigung von Sonderabdrücken ausdrücklich mit Berufung auf das Gesetz über das literarische Eigenthum untersagte und sie, als sie das Geschäft dennoch machte, landesgerichtlich belangte. Die Redaction musste die Erklärung veröffentlichen, dass der Autor diesem Geschäfte fernestehe. Wäre er damals auf Bestrafung bestanden, so würden durch Statuierung eines Exempels andere Geschäftsleitungen für einige Zeit abgeschreckt worden sein. Die ärztlichen Fachschriftsteller kennen das Gesetz über literarisches Eigenthum nicht; sonst wäre längst dem schäbigen Handel mit Sonderabdrücken ein Ende gemacht. Für den schlechten Ruf, den gerade österreichische Organe in dieser Hinsicht genießen, ist der mir mitgetheilte Ausspruch eines deutschen Fabrikanten bezeichnend, dass er auf Urtheile österreichischer Zeitungen nichts gebe, da er für ein Spottgeld alles, was er wolle, darin unterbringen könne.

Auf solche Art wird wissenschaftliche Meinung gefälscht. Nicht bloß der fernerstehende Arzt wird über

den Wert eines Mittels getäuscht; was in Fachzeitungen stand, geht mit oder ohne Zuthun des interessierten Inserenten in Tageszeitungen über und wird als echtes Geld der Wissenschaft in Cours gesetzt. Um ein neues Heilmittel zur — verdienten oder nichtverdienten — Anerkennung zu bringen, ist nichts als Geld für Reclame vonnöthen; die Durchschnittskosten werden derzeit mit hunderttausend Gulden angegeben. In letzter Linie leidet unter solchem Geschäftstreiben der Kranke, der ein oft minderwertiges Mittel theuer — nicht nur mit Geld — bezahlen muss.

Man missverstehe mich nicht; nicht jede Zeitung und nicht jeder Aufsatz ist gekauft. Aber das Uebel ist verbreiteter, als es selbst die Schriftleitungen wissen, die gegen die Praktiken der Geschäftsleitung sich taub und blind stellen.

*

Dieser Zuschrift von ärztlicher Seite habe ich noch eine Mittheilung hinzuzufügen. Man ist neuestens in Wien darangegangen, die wissenschaftliche Reclame zu organisieren. Der ‚Aerztlichen Centralzeitung' (XII. Jahrgang, Nr. 7 und 9) entnehme ich folgende Thatsachen: Ein Annoncenagent, namens Zitter, und der Privatdocent an der Wiener Universität Dr. Heinrich Paschkis gründeten zu Beginn dieses Jahres ein »Bureau für wissenschaftliche Berichte«. Ende Jänner 1900 erhielt die citierte Fachzeitung ein als »streng vertraulich« bezeichnetes Schreiben mit der Bitte, den von diesem Bureau ausgehenden Referaten und größeren Originalartikeln im redactionellen Theile Aufnahme zu gewähren. Die Referate oder Artikel würden stets von hervorragenden medicinischen Kräften verfasst und ihre Aufnahme in sehr vielen Fällen honoriert werden. Außerdem wurden Aufträge zur Anfertigung von Separatabdrücken in Aussicht gestellt. — Von einer befreundeten deutschen Firma für pharmaceutische Präparate wurden gleichzeitig der ‚Aerztlichen Central-Zeitung' zwei Circulare desselben

Bureaus mit der Aufforderung zugestellt, sich über diese zu äußern. Das eine besagte, dass es den Fabrikanten gegenwärtig oft schwer falle, Referate von Fachmännern, die wissenschaftliche Bildung und persönliche Beziehungen besitzen, zu erlangen und in Fachblättern unterzubringen. Herr Docent Dr. Paschkis aber, der Dank seiner Stellung über eine große Bekanntschaft mit wissenschaftlich arbeitenden und mit praktischen Aerzten verfüge, sei in der Lage, geeignete Referate anfertigen zu lassen, die Zitter in den ihm gehörigen und den mit ihm cartellierten Fachzeitungen unterbringen werde. Wenn sich der Fabrikant an das Wiener »Bureau für wissenschaftliche Berichte« wende, werde er es sich also ersparen, unnützes Geld hinauszuwerfen, und reelle Leistungen erhalten. Das zweite Circular theilte mit, dass das Wiener Bureau für laufende Referate aus größeren Berichten, die in medicinischen Blättern untergebracht würden, zur Bequemlichkeit der Geschäftsfreunde ein Jahresabonnement fixiert habe. Auf Wunsch könnten bis zu zehn von verschiedenen Autoren angefertigte, verschieden formulierte Referate geliefert werden, »damit nicht durch die gleiche Form in verschiedenen Journalen der Reclamecharakter solcher Referate besonders hervortritt«. Herr Zitter fügte noch hinzu, dass das Bureau selbst vier medicinische Blätter besitze und dass es durch cartellierte Zeitungen eine weit über die Grenzen der Monarchie sich erstreckende Publicität verbürge. Beide Circulare waren als streng vertraulich bezeichnet.

Diese Mittheilung ist nur noch dahin zu erweitern, dass nach dem Abdruck der Circulare in der ‚Aerztlichen Central-Zeitung' der Docent Dr. Paschkis auf die officielle Leitung des Unternehmens verzichtet hat. Aber das »Bureau für wissenschaftliche Berichte« setzt seine segensreiche Thätigkeit fort, — und Herrn Dr. Heinrich Paschkis ist die venia legendi von der medicinischen Facultät noch nicht entzogen worden. Ich richte deshalb an die Facultät die Aufforderung,

sie möge in ihrem eigenen Interesse und in dem des Dr. Paschkis diesen Herrn baldigst von einer Fessel befreien, die ihn an der Ausübung des einträglichen Berufes eines Inseratenagenten verhindert. Die Wissenschaft kann an dem Manne sicherlich nicht so viel verlieren, als er durch die Erzeuger pharmaceutischer Präparate gewinnen kann.



Mitbürger!

Am 11. April wird Ludwig Speidel 70 Jahre alt. Die Herren Hermann Bahr, Julius Bauer und Josef Kainz planen für diesen Tag, wie man mir mittheilt, ganz besondere Ueberraschungen. Die Ueberraschung soll darin bestehen, dass Speidel von ihrem Vorhaben unterrichtet ist, dawider protestiert hat und sich trotzdem anstrudeln lassen muss. Da nämlich die Herren schon einmal im Vorzimmer des greisen Kritikers brüsk abgefertigt wurden, wollen sie ihn, der sich vor dem Ansturm der feierlichen Clique nach Italien flüchtet, zu einem Jubiläum zwingen.

Es ist heute überflüssig, den Mann, der einen deutschen Stil geschrieben, aus der Collegenschar besonders herauszuheben; es genüge, zu wissen, dass er, angeekelt von seiner heutigen Umgebung, die Feder niedergelegt hat. Den Fluch, der gerade auf den Besten am schwersten lastet, hat er wohl tief empfunden: dass alle Gesinnung und alles Talent, aller Charakter und aller Eifer schließlich dazu dienen, einigen harten Pressgeschäftsleuten den Erwerb ihrer Millionen zu erleichtern. An den leider noch nicht strafgesetzlich verfolgbaren Eigenheiten seiner kritisierenden Collegen hatte er kein Theil. Nach

unseren ungeschriebenen Theatergesetzen hätte er das unveräußerliche Recht gehabt, Jahr um Jahr der Burgtheaterdirection zwei schlechte Stücke anzuhängen. Er hat nie für die Bühne geschrieben. Dafür soll man ihm danken. Freilich, seit Jahren schon sahen wir ihn altern. Seine letzte große That war die Vertheidigung der Bühne, die er wie sein Kind liebte, gegen den Ministerialsecretär Max Burckhard. Den kraftvollen Trieben der modernen Kunst wie ihren Excessen stand er schon hilflos gegenüber, dort ein starrer Verneiner, hier ein zager Vorschubleister. Er fand kein Wort der Entrüstung mehr, als Hermann Bahr in unsere Literatur einbrach, ja, er ließ es zu, dass der Gaukler, gierig nach des Meisters Erbe, ihm einen Band seines kritischen Gestammels widmete, die Echtheit seiner Gefühle in einem falschen Relativsatze betonend. Schließlich fand auch Herr Burckhard Mittel und Wege, den schwächer Gewordenen zu gewinnen. Mitterwurzer, der es liebte, mit dem Souffleur gemeinsam das Repertoire der Hofbühne festzustellen — auch der Director war oft dabei —, hat die Beiden versöhnt...

Ludwig Speidel sitzt nicht mehr im Parket des leergewordenen Burgtheaters; — Platzfurcht hat ihm wohl seine kritische Thätigkeit verleidet. Er hat sich in den Hintergrund zurückgezogen, und ach! Herr Hermann Bahr folgt ihm selbst d o r t h i n, weil er ihn nicht mehr bei den Premièren finden kann. Speidel aber möchte weder von der Jugend belästigt, noch an das Alter erinnert werden. Seine Gattin hat es den Herren, die jetzt einander die Thürklinke im Heim des stillen Kritikers reichen und nachfragen, ob nichts mit Jubiläen zu handeln sei, wiederholt zu verstehen gegeben. Zuerst dem allzeit eifrigen Herausgeber der ‚Wage‘, der sich's nicht nehmen lassen wollte, eine Speidel-Festschrift zu verlegen. Dann rannten der fürsorgenden Hausfrau die Herren Bahr und Bauer die Thüre ein. Die Zudringlichkeit, mit der hier ein literarischer Hausfriedensbruch versucht wird, lässt erkennen, dass

den Herren die 70 Jahre eines ruhig und bescheiden waltenden Mannes das sind, was man ein »gefundenes Fressen« nennt. »Du sollst und musst jubilieren!« So huldigt das literarische Wien seinem Meister, und bis zum 11. April werden noch viele Hinauswürfe von einer resoluten Kritikersgattin vollzogen werden. Dann aber erscheint unwiderruflich ein Bänkel von Julius Bauer.....

* * *

Die Saison.

»Bekannte Damen der Gesellschaft« haben also wirklich ihren Freundeskreis »ausnahmsweise« in die Sophiensäle zum Jour geladen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Kopf an Kopf standen die Leute und sahen verzückten Blickes zu, wie Frau Auspitz Thee einschänkte. Die Vergnügungssucht kennt wirklich keine Grenzen mehr. Ihren Höhepunkt erreichte aber die allgemeine frohe Stimmung, als Herr Walter Brix ein Sandwich aß. Da gieng alles mit. Man hatte sich das so ganz anders vorgestellt. Eine sichtbare Bewegung gieng durch die Menge, und einige Enthusiasten drängten vorwärts, um aus nächster Nähe Zeugen des denkwürdigen Vorganges zu sein. Auf allgemeines Verlangen musste Herr Walter Brix noch einige Sandwiches zugeben. Wie sehr die Veranstalter bemüht waren, dem ganzen Feste den Charakter der Echtheit und Naturwahrheit zu geben und das wirkliche Jourgetriebe darzustellen, drückt sich so recht in der Thatsache aus, dass man unter den Anwesenden den Sectionschef Liharzik bemerkte ... Die Journalisten hatten alle Hände voll zu thun. Sie aßen nämlich. Und überdies waren in dem und jenem Zelte Cigarrenkistchen aufgestellt. Da kam's denn hin und wieder zu Conflicten. Ein Berichterstatter meldet mir: Frau Auspitz wandte sich spät abends an ein Comitémitglied mit den Worten: »Ich bitte Sie, helfen Sie mir; seit Beginn halten die Herren Journalisten sämmtliche Plätze meines Salons besetzt und speisen unaufhörlich; ich möchte einige Freundinnen mit ihren Töchtern bei mir empfangen, aber nicht ein Plätzchen wird frei.« Das Comitémitglied machte einem der Herren eine unzweideutige Anspielung; er capierte, stand auf und — gieng in den benachbarten Salon. Die anderen blieben sitzen. — Erwähnt sei noch, dass es einige

freudige Scenen des Wiedersehens gab, die nicht auf dem Programm der Damenjours standen. Mehrere Herren glaubten nämlich in den Musikern, die in einem der Zelte aufspielten, das sogenannte »Zigeuner«-Orchester aus einem Wiener »Etablissement« zu erkennen und gaben sich ganz und gar der Erinnerung an eine Oertlichkeit hin, in der Damen die Nacht zum Jour machen.

* * *

Neue Freie Physik.

Aus den Pariser Berichten B. Frischauers (,Neue Freie Presse') über den Brand des »Théâtre français« konnte auch die Wissenschaft mannigfache Anregung schöpfen. Der Ofen, lasen wir, sei »explodiert, nachdem die Gase einen Druck von etwa einer Viertelstunde oder zwanzig Minuten ausgeübt hatten«. Und der Director Claretie habe ausgerufen: »Es war gewiss eine Explosion. Ob von Gas, ich weiß es nicht, oder von der Elektricität oder der Centralheizung, ich kann es nicht sagen.« Die Redacteure der ,Neuen Freien Presse' haben überhaupt ein intimes Verhältnis zur Naturwissenschaft. Auch der Börsenwöchner liefert neuestens physikalische Belehrung. Er schrieb am 25. März wörtlich: »Niemand weiß, ob nicht das Naturgesetz auch hier gilt, dass die Geschwindigkeit des Falles mit dem Gewichte des Körpers zunimmt.« Diese neuen physikalischen Erkenntnisse scheinen den Redacteuren von ihrem Fachmann für Naturwissenschaften, Herrn Dr. Ludwig Karell, beigebracht zu werden. Dieser Herr hat nämlich die Verpflichtung übernommen, den Abonnenten der ,Neuen Freien Presse' — wohl als Entschädigung für die Stempeldefraudation — eine eigene Physik zu bieten. Die versprochene »Ausgestaltung des Blattes« besteht also wesentlich in einer Ausgestaltung der Naturwissenschaften. Aus den berühmten »Fachblättern« haben wir bereits gelernt, dass »die lichterzeugende Wellenbewegung sich in transversaler Richtung fortpflanzt«. In demselben Aufsatz (»Die neuesten Strahlen«) heißt es, das Radium schere sich »weder um das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, noch um das von der Energie«. Herr Karell glaubt nämlich, das seien zwei verschiedene Gesetze. Nach solchen Proben mag man zweifeln, ob ein Druckfehler vorliegt, wenn Herr Karell die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes mit 30.000 Kilometern in der Secunde angibt. Der Witz: Noch

niemals stand die Physik »strahlender« da als heute, mag als eine Probe der Karell'schen scherzhaften Naturbetrachtung dienen. Man erzählt, der Mann trage sich mit dem Gedanken, einen Verein zur Vertreibung naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu gründen . . . Wenn die Frischauer, Benedikt und Karell noch weiter die Physik protegieren, wird's mit ihr bald zu Ende sein. Man will an ihr bereits einen hippokratischen Zug wahrgenommen haben oder — wie die ‚Neue Freie Presse' regelmäßig schreibt — einen »hypokratischen«.

* * *

Eine Leserin bittet mich, dem Mode-Schmock der ‚Neuen Freien Presse' den folgenden Tadel zuzurufen: »Sie haben in dem Bericht über die Modeausstellung (Sonntag, 18. März) wieder einen großen Stiefel zusammengeschrieben, indem Sie von ‚einem großen Schuh' aus Goldband berichteten, mit dem eine im Empirestil gehaltene Taille an der Seite schließe. Diese aus Bändern zusammengerafften Knoten nennt man chou (Kohlkopf) —, nicht aber Schuh — Hohlkopf!«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kunstwart. Nein, Herrn Borgias-Schmids Experiment kann mich nicht begeistern, und für einen Michael Kohlhaas des Unrechts fehlt mir jedes Verständnis. Als die ersten Reclamenotizen die Schaffung einer »Freien Bühne« in Wien und den Plan einer »Jugend«-Aufführung verkündeten, prophezeite ich (siehe Nr. 23), dass, wenn auch unsere Censur gegen eine Darstellung vor geladenem Publicum nichts ausrichten könne, jedenfalls »unsere Polizei mit dem auf Theaterbesucher angewandten § 2 des Versammlungsgesetzes fertig werden« wird. Ich fand schon damals das Ertrotzen eines Martyriums für den Verfasser des ein wenig überschätzten Jugendidylls abgeschmackt. Schon damals rieth ich unseren Censurkämpfern, ihre gute Sache nicht compromittieren zu lassen. Jetzt ist dies vollends durch allerlei kleinliche Uebertretungen und Nachtwächteranulkung geschehen. Es musste den Herren klar sein, dass eine Theatervorstellung nie und nimmer unter den § 2 des Versammlungsgesetzes fallen kann, da ja eine »Versammlung« im Sinne des Versammlungsgesetzes vor allem andern die Möglichkeit der activen Bethätigung der Theilnehmer voraussetzt. Es musste den Bekämpfern der Theaterordnung aber auch klar sein, dass man ein schlechtes Gesetz nicht dadurch wirksam bekämpft, dass man es übertritt, sondern indem man auf seine Durchführung bis in seine äußersten, absurden Consequenzen dringt. Es thut mir ja herzlich leid, dass

ich unserer Polizei einmal nicht unbedingt Unrecht geben kann; aber da sie den Einbrecher von der Universitätsstraße noch nicht erwischt hatte, so finde ich es nicht unbegreiflich, dass sie sich wenigstens die Gelegenheit nicht entwischen lassen wollte, bei der Aufführung der »Jugend« zu intervenieren. Darüber, dass die Behörde einmal auf Grund des Gesetzes eingeschritten ist, sollten die Herren nicht lamentieren; auch Frau Hurtig in »Heinrich IV.« ruft, da sie von Bütteln gefasst wird, händeringend: »O, dass Recht die Gewalt so unterdrücken muss!« Gewalt ist es aber, womit Herr Borgias-Schmid und seine noch nicht im ‚Extrablatt' porträtierten Mannen ein scenisches Gedicht durchsetzen wollen, das in all dem Gedränge längst sein bischen Blütenstaub verloren hat .... Vielleicht bringt uns die »Freie Bühne« künftig statt einer Bereicherung des Reclamenotizentheils eine Bereicherung der Literatur. Man mag misstrauisch sein, solange sich im Vorstand des Vereins ein Arzt befindet, der in täglichen Zeitungsannoncen »auch briefliche Heilung« verspricht. Die »Freie Bühne« hat jedenfalls mit der ernsten und tiefberechtigten Action gegen die Theaterordnung und ihre erleuchteten Gebieter Kielmansegg und Wagner v. Kremsthal nichts zu schaffen. Es wird wohl noch öfter Gelegenheit sein, auf das Treiben dieser beiden Herren zurückzukommen. In Nr. 29 war manches hierüber gesagt. Auch die Frage der Autoren-Contracte, die dort im Zusammenhange mit dem Censurthema besprochen war, wird gelegentlich wieder berührt werden. Ich sprach damals von jenen Theaterdirectoren, die Stücke annehmen, aber keine Contracte mit den Autoren schließen. »Sie wollen sich nicht binden und geben ihr Ehrenwort.« Zu dieser Sorte gehört, wie mir versichert wird, Herr Bukovics, der bereits ein schönes Repertoire von Ehrenworten, die im Einverständnis mit Autoren in Scene gesetzt werden, besitzen soll. In Nestroys »Zwei ewige Juden und Keiner« finde ich (I. Act, 22. Scene) eine Stelle, die sehr hübsch zu dem Gesagten passt. Theaterdirector Mumler ruft dort: »'s Wort gilt bei mir so viel als ein Theatercontract, denn man halt' ihn auch nur so lang man will.« Herr Müller vom Carltheater hat nämlich mit den Verfassern der »Todten Götter« einen Theatercontract geschlossen ....

Arzt. Sie sind im Irrthum. Dr. Hermann v. Schrötter ist, wie ich vernehme, gegenwärtig Privatassistent seines Vaters. Das geht also die Facultät nichts an. Aber auf die Bitte, ihn zu habilitieren, wird sie wohl mit der Aufforderung, dass er sich rehabilitiere, antworten müssen. Auch seinem Vater wäre dies übrigens dringend zu empfehlen; mit der merkwürdigen Thatsache, dass auf dem Titelblatte des Plagiats die Worte »Aus der dritten medicinischen Universitätsklinik des Prof. Schrötter« standen, hat sich der akademische Senat noch immer nicht beschäftigt. — Aus den Verhandlungen des Ehrenraths ist mir nur bekannt, dass der liberale Abgeordnete Russ erklärt hat, das Vorgehen Schrötters jr. sei »nicht correct, aber nicht unehrenhaft«. Auf Herrn Russ ist

das ehrengerichtliche Verfahren nicht ausgedehnt worden. Die Fractionszugehörigkeit macht viel aus. Wäre Herr Russ nicht nur liberal, sondern auch Mitglied des Polenclubs, er hätte das Vorgehen Schrötters für »nicht ehrenhaft, aber gesund« erklären müssen. Am Ende war gar ein Pole anwesend, denn in der Untersuchung wurde auch als Entschuldigung geltend gemacht, dass Schrötters Schrift gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen sei, sondern »nur« für die Habilitation .... Für Herrn Schrötter ist mit großer Energie Herr Hofrath Fuchs aufgetreten, gegen ihn Professor Chwostek. Die vernichtende Entscheidung hat Professor Lammasch gefällt.

Leser. Sie haben Recht. Die Aerztekammer führt den Kampf gegen die Reclameärzte viel zu lau. Hofrath Nothnagel hielt einen Vortrag in der »Concordia« und inserierte ihn dann in zwei Blättern. Von einer Verwechslung mit der gleichnamigen Leichenbestattungsanstalt kann, wiewohl Nothnagel über »Sterben« sprach, nicht die Rede sein. Der Herr Hofrath wusste schon, als er zum Vortrag schritt, dass die »Concordia« ein Journalistenverein ist . . . Dem Vortrage des Herrn Brandes habe ich nicht beigewohnt. Er sprach über »Was sollen wir lesen? Wie sollen wir lesen? Warum sollen wir lesen?« Die Gesellschaft, die ihm zuhörte, soll den Saal mit der Antwort verlassen haben: »Was? Wir sollen lesen? Wie sollen wir lesen? Warum sollen wir lesen?« Dem Abend folgte ein intimes Bankett bei Sacher, zu dem nur die auserwähltesten Localreporter zugezogen wurden. Herr Brandes erhob sein Glas auf das Gedeihen des Vereines, der ihn zu Gaste geladen hatte. In Kopenhagen, rief er, gebe es auch eine »Concordia«; die sehe aber ganz anders aus: ihre Mitglieder seien lauter Localreporter und an ihrer Spitze stünden Geschäftsleute, die mit der Literatur gar nichts zu schaffen haben . . .

Chroniqueur. Ja, die »Concordia«-Presse hat allen Grund, am Grabe Dumbas Thränen zu vergießen. Uebrigens war er schon seit vielen Jahren für sie verloren, — von jenem Moment an, da es Herrn Steinbach gelungen war, Dumba aus dem Vorstand des »Pensionsfonds« hinauszuekeln.

Rud. F. Der Dringlichkeitsantrag in Nr. 34 weckt in Ihnen die Besorgnis, dass die Zeitungen das Format vergrößern würden, um den Umfang von zwei Bogen nicht zu überschreiten. Nun, da schlägt man einfach die Festsetzung eine Maximalzahl von Quadratcentimetern bedruckten Papiers vor.

Maler L., Palais S. Bedaure, nicht dienen zu können. Sie thun Unrecht, in mir die Fähigkeiten eines King-Fou zu vermuthen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

r. 37 Wien, Anfang April 1900. II. Ja

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS.

ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.

PREIS 10 KR. WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . . K.	7.—
» » » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . . M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 37 | WIEN, ANFANG APRIL 1900 | II. JAHR

Am 1. April, so hatte ich seinerzeit prophezeit, würden die Ergebnisse der socialen und nationalen Verständigungsbemühungen des Herrn v. Koerber öffentlich bekannt werden. Und als der April erschien, da bestürmten die Industriellen die Regierung mit Vorstellungen, weil die Grubenbesitzer nach ihrem Sieg über die Arbeiter den Kohlenpreis weit stärker vertheuerten, als sie es für den Fall der Bewilligung der Arbeiterforderungen vordem angedroht hatten; und im Prager Landtag wurden der Regierung die Fetzen der Verständigungsprotokolle um die Ohren geschlagen. Der Ausgang des Kohlenstrikes wird die Regierung sicherlich nicht schmerzen; die Erhöhung der Kohlenpreise vermag sie als bestes Argument auszuspielen, wenn es dem Reichsrath beifiele, die Neunstundenschicht thatsächlich im Gesetz festzulegen. Schließlich ist es begreiflich, dass die Regierung sich der capitalistischen Interessen annimmt. Weiß sie sich doch dabei mit der wahren Ueberzeugung des Parlaments einig, dessen aus seiner Structur unerklärliche Arbeiterfreundlichkeit in der letzten Tagung nur einen Grund hatte: Die Herren wollten, um sich ganz und gar ihren nationalen Streitigkeiten widmen zu können, alle Steine des Anstoßes — nicht etwa zertrümmern, sondern bloß von der parlamentarischen Bahn hinwegräumen. Aber das Scheitern der Bemühungen um die Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen muss der Ministerschaft Koerbers ein Ende machen. Die ganze Action war von Anbeginn

aussichtslos. In der wichtigsten Frage, der Sprachenfrage bei den Behörden, konnten die Tschechen kein Zugeständnis machen, als dass sie auf die Zweisprachigkeit der Beamten verzichten und sich mit der Zweisprachigkeit der Aemter begnügen. An dieser Forderung aber hält das ganze tschechische Volk, aus staatsrechtlichen Gründen die Einen, aus socialen Gründen die Anderen, fest. Die tschechischen Minoritäten, die durch die Zweisprachigkeit geschützt werden sollen, gehören den unteren Bevölkerungsschichten, dem Arbeiter- und Dienstbotenproletariat, an. Es ist nur billig, dass diesen Personen der ohnehin dürftige Rechtsschutz nicht noch durch sprachliche Schwierigkeiten verkümmert werde. Aus sachlichen Gründen könnten nun die Deutschen diese Forderung wohl zugestehen. Der deutschen Fortschritts- und der Volkspartei müsste am Schutz der kleinsten Minoritäten, mit Rücksicht auf die sociale Structur ihrer Wählerschaft, sogar viel gelegen sein. Denn die geringfügigen deutschen Minoritäten in den rein tschechischen Bezirken bestehen haupsächlich aus Capitalisten, Fabrikanten und Kaufleuten, deren wirtschaftliche Interessen jene Parteien eben vertreten. Aber die Einigung in den Verständigungsconferenzen würde die Wiederaufrichtung der Majoritätsherrschaft der Rechten bedeuten; und der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen ist ja wesentlich ein Kampf um den Einfluss auf die Regierung.

Es hat sich gezeigt, dass man gegen die parlamentarische Majorität eine Zeitlang verwalten kann. Aber solange man nicht entschlossen ist, unserem ganzen »Parlamentarismus« ein Ende zu machen, kann man gegen sie nicht regieren. Und deshalb hoffen die Tschechen jetzt mit gutem Grunde auf die Erfüllung ihrer Forderungen. Wie sie erfolgen soll? Ich möchte dem Nachfolger des Herrn v. Koerber schon jetzt davon abrathen, es nochmals mit verbrauchten Mitteln zu versuchen. Wenn er etwa Herrn Koerber am letzten

Tage seiner Ministerschaft die interne tschechische Amtssprache im Verordnungswege bewilligen ließe, würde das alles eher als den Frieden bedeuten. Der Friede! Hoffnungsvolle Gemüther haben ihn zu den Ostern begrüßen zu können geglaubt. Nun sind die Ostern da. Aber wie heißt es im alten Lied von Marlborough? Il viendra vers les Pâques ou vers la Trinité . . .

*

Jetzt hat auch der Handelsminister seine Verständigungsconferenz abhalten können. Kohlenverkäufer und Kohlenkäufer stritten, der Minister als tertius gaudens rieb sich die Hände und erklärte schließlich, das sei sehr angenehm und werde noch später für ihn eine angenehme Erinnerung bilden. Herr v. Call hatte sich ursprünglich auf positive Erfolge gefreut; die aber blieben ihm versagt. Denn überall gibt es Spassverderber. Graf Larisch hat dem Handelsminister sein Vergnügen nicht gönnen wollen. Als Präsident des »Centralvereins der Bergwerksbesitzer« erklärte er schlankweg, er habe jetzt keine Zeit für Conferenzen; überhaupt wüssten die Kohlenproducenten selbst fertig zu werden. So zurückgewiesen, glaubte Herr v. Call nach einigem Nachdenken doch ein Mittel gefunden zu haben, um den Grafen Larisch zur Theilnahme an der Enquête zu vermögen. Er sandte eine Einladung an ihn, in der der Herr Graf als Obmann des »Vereines der Montan-, Eisen- und Maschinenindustriellen« gebeten wurde, sich der Interessen der Kohlenconsumenten anzunehmen. Aber auch diesmal lehnte Graf Larisch ab. Er erklärte, die Regierung könne zur Regelung der Preise nichts beitragen; die Preise würden lediglich durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Diese zweite Absage zeichnete Graf Larisch nicht selbst, sondern ließ sie von dem Vicepräsidenten des Vereines unterfertigen. Der Handelsminister verzweifelte; er hatte ja gerade deshalb auf die Theilnahme des Grafen Larisch an der Verständigungsaction so großen Wert gelegt, weil er auf die friedliche Stimmung dieses Mannes

rechnen zu können geglaubt hatte. Der Handelsminister hatte gedacht, Larisch, der Kohlenproducent, erhalte von Larisch, dem Kohlenconsumenten, einfach jenen Preis gezahlt, der den Productionskosten sammt einem bürgerlichen (sit venia verbo!) Gewinn entspricht. Und nun erfuhr er, dass der Preis, zu dem Graf Larisch sich die Kohle verkauft, davon abhängt. ob Graf Larisch sich mehr oder weniger Kohle anbietet als er braucht. So war denn auch die Verständigungsaction des Handelsministers gescheitert, noch ehe sie begann. Denn wie sollten die Theilnehmer der Enquête sich einigen, wenn der Graf Larisch mit sich selbst nicht eins zu werden vermag?

* * *

Unsre Wiener Liberalen haben es dem Dr. Lueger tüchtig gegeben. Die ganze Bürgermeisterschaft von Wien ist kein Vergnügen mehr: erst die harte Arbeit mit der Verwaltung und dann, statt des frohen Spiels, der Hetz', die's früher im Gemeinderathe gab, eintönige Abstimmungen über gleichgiltige Geschäftsstücke. Aber die Rachsucht der Opposition hat sich nicht damit begnügt, dem Bürgermeister die Erheiterung zu rauben. die er ehedem im Gemeinderath fand und jetzt vergebens im Jubiläumstheater sucht. Vielmehr rühmen sich die Liberalen durch den Mund des Dr. v. Dorn dreier schwerer Schädigungen, die sie dem Dr. Lueger durch ihre Mandatsniederlegung zugefügt haben: Der Centurio des »Gemeinderaths unter dem Stand« kann den Bürgerrechtsausschuss nicht wählen lassen; er kann die Wiederwahl Strobachs, den er — lasst dicke Leute um mich sein! — so nöthig braucht, nicht verfügen; und — er kann niemanden mehr ausschließen. Missgünstige Verkleinerer der Erfolge unsrer Liberalen könnten Herrn v. Dorn erwidern, dass Herr Lueger des Bürgerrechtsausschusses jetzt nicht bedarf, weil er den zweiten Wahlkörper für die nächsten Wahlen bereits gesichert hat; dass er sich von Strobach, der

doch nur dazu diente, um gegen die Opposition Gemeinheiten zu begehen, zu denen der Bürgermeister sich zu vornehm dünkte, jetzt ganz gern trenne; und dass man allerdings Gemeinderäthe, die den Saal bereits verlassen haben, nicht mehr ausschließen kann . . .

* * *

HUNGARICA.

Unsere lieben Nachbarn da drüben, jenseits der Leitha, vergessen gar manches, wenn sie in ihren chauvinistischen Tiraden auf ihr national-magyarisches Sprachenleben zu reden kommen. Sie scheinen sich dessen gar nicht bewusst zu sein, wie gefährlich ihnen ihr sprachlich so durchaus abgeschlossenes Dasein werden kann.

Ich will von dem schweren Ein- und Ausfuhrzoll, der infolgedessen auf dem ganzen geistigen Leben Ungarns lastet — und da handelt es sich bekanntlich um eine überaus passive Handelsbilanz —, völlig absehen. Ich will nur hinweisen auf das ganz unglaubliche Emporwuchern der Corruptionspflanze in dieser so luftdicht abgegrenzten Sumpfatmosphäre, auf die immense Gefahr, die dies isolierte Sprachendasein für die Entwicklung der fortschrittlichen und freiheitlichen Bestrebungen des Volkes in sich birgt. Es versteht ja eigentlich niemand außerhalb der ungarischen Grenzen magyarisch, und das ist der Grund, weshalb man es in diesem Lande nicht nöthig hat, sich zu genieren. Man ist so recht in intimer, gemüthlicher Gesellschaft und braucht sich nicht zu fürchten, dass auch nur das geringste, das in das Hohelied auf das »mächtig emporstrebende Ungarn« nicht hineinpasst, aus der patriarchalischen Interessensphäre Magyariens dringen könnte.

Und deshalb ist in Ungarn alles möglich. Die Schwindler des politischen und des geschäftlichen Lebens, die Schwindler in der Soutane und die Schwindler

in der Magnaten-Mente, die jüdischen und christlichen Wucherer, Ausbeuter und Armeelieferanten, die Comitats-clique und die Clique der Hauptstadt: sie alle wissen das und schlagen sich in die Brust und rufen begeistert: »In ihrer Sprache lebt unsre Nation.«

Viele von ihnen kennen diese Sprache gar nicht oder doch nur mangelhaft; aber sie begreifen es, dass diese Sprache ihre Zukunft bedeutet, dass sie verloren wären, wenn man »im gebildeten Westen« — wie es in Ungarn ganz treffend und unbewusst bescheiden heißt — alles so recht verstünde, was bei ihnen zu Hause vorgeht.

Diese Erkenntnis ist mit ein Grund dafür, dass der Chauvinismus in Ungarn von Tag zu Tag ungemüthlichere Dimensionen annimmt. Das deutsche Wort, das seit Jahrhunderten das Wenige, was von westlicher Cultur in Ungarn vorhanden ist, ins Land gebracht hat, ist vor allen anderen Fremdsprachen verpönt, und jeder wird mit Acht und Bann belegt, der nicht ohneweiters die Gerechtigkeit solchen Thuns zugibt.

Und darin leisten die Pester Juden — der ton-angebende Kreis der geistigen Gesellschaft Ungarns — einfach Großartiges. Sie sind die größten »Patrioten« im Lande, sie sind es, die die deutschen Schauspieler in so flegelhafter Weise nicht zu Worte kommen ließen, sie sind es, die sich enthusiastisch um die berüchtigten Pester Tingl-Tangl à la Folies Caprices scharen und mit ängstlicher Zärtlichkeit das ekelhafte rituell-deutsche Repertoire der »Klabriaspartie« groß-züchten. Sie sind es, die ihren Söhnen mit Vorliebe urmagyarische Taufnamen anhängen, und sie sind es, die in ihrem internen Familienkreise doch immer wieder deutsch reden, da sie ganz gut wissen, wie wichtig und nützlich ihrem Arpadchen die Kenntnis dieser Sprache werden kann. Diese Leute haben eine ganze Jargon-Literatur hervorgebracht — der ‚Borsszem Jankó' z. B. bringt per Nummer oft mehr als zwei

Seiten rituell-magyarischen Textes —, sie verderben Grammatik und Syntax der magyarischen Sprache, aber sie rufen am lautesten: »In ihrer Sprache lebt unsere Nation!«

Das Wort war übrigens die Devise des erbgesessenen Ministercandidaten Albert Apponyi. Als es noch unter der Führerschaft dieses Jesuitenzöglings eine sogenannte Nationalpartei im Parlamente gab, machte jene Devise nebst der staatserschütternden Forderung, die schwarz-gelben Porteepées der Gendarmerie durch roth-weiß-grüne zu ersetzen, das Um und Auf seines Parteiprogrammes aus. Das Wort erfreute sich damals großer Popularität. Man druckte es auf gummierte Papierstreifen, und die Anstandsorte der Metropole prangten in dem neuartigen Tapetenschmuck.

Als mit dem Sturze Bánffys das protestantische Regime niedergerungen war, gab's gar keine Gegensätze mehr zwischen den Apponyianern und der Regierungspartei. Nichts trennte jetzt Apponyi, den verkappten Jesuiten, von dem verkappten Clericalen Széll, und da er das unerreichbare Ideal der tricoloren Porteepées endgiltig verträumt hatte, flog er mit seinen Mannen der Regierung in die Arme. Und gar nichts blieb zurück von seiner früheren politischen Thätigkeit als seine Devise über die Sprache, in der die Nation lebt.

Und so geht es mit der Zurückentwicklung des politischen Lebens in Ungarn immer weiter. Nur ein allgemeines Versinken im Corruptionssumpf und der Umstand, dass der Fäulnisprocess in einem luftdicht von dem »gebildeten Westen« abgeschiedenen Sprachengebiet vor sich gehen kann, vermag derartige Verhältnisse zu erklären... Schon gibt es fast gar keine Opposition mehr im Parlament. Es ist allgemein bekannt, dass der übrigens ganz unbedeutende Franz Kossuth, der Führer der einen Fraction der Unabhängigkeitspartei, im Vertragsverhältnis zur Regierung steht. Er hat die Forderung des allgemeinen Wahlrechts, für die er sich früher in zwei bis drei Volksversammlungen

in seinem stadtbekannten papageigrünen Nationalcostüm mit dem federgeschmückten Csakó bewundern ließ, definitiv aus dem »Programm« seiner Partei gestrichen. Er ist auch finanziell schon tief herabgekommen, da es keine Actiengesellschaft mehr gibt, die sich den Bankerott durch seinen historischen Namen glänzend wichsen lassen möchte. Ugron sucht mit der andern Fraction nur noch einige Vicinalbahnconcessionen und Haferlieferungen vom Staate zu ergattern und wird erst später Farbe bekennen. Die Pfäfflein der Volkspartei reiben sich die Hände. Jetzt wird bald ihre Zeit gekommen sein. Der gottesfürchtige Graf Albert Apponyi ist bereit, das Erbe Széll's anzutreten. Aus den Neuwahlen kommt ihre Partei dann gewiss um mindestens 100 Mandate verstärkt ins Parlament. Dann schreiten sie ruhig an die definitive Errichtung der Katholiken-Autonomie in Ungarn, die sie bis dahin lieber verschieben. Die Autonomie stellt die vielen hundert Millionen des Religionsfonds zu ihrer unumschränkten Verfügung. Mit dem Gelde machen sie dann Wahlen — nicht Religionsreformen und Civilehen —, und das Land wird ihre Beute.

Es wird ihre Beute, denn das politisch impotente Ungarn hat gar keine Aussicht, eine radicale Partei, die im gegebenen Moment schlagfertig auftreten könnte, hervorzubringen. Neben dem Niedergang des Liberalismus fühlt man westwärts in fast allen Ländern noch den wohlthuenden Einfluss der sich mächtig entwickelnden Arbeiterbewegung. Aber auch da fault's in Ungarn. Und das ist wohl das traurigste Zeichen der bodenlosen Verkommenheit in diesem Lande: Selbst die Arbeiterbewegung Ungarns ist corrupt. Die Leitung der sogenannten socialdemokratischen Partei Ungarns ist thatsächlich nichts weiter, als eine Expositur der Staatspolizei-Abtheilung des Ministeriums des Innern. Es ist ein offenes Geheimnis, dass in dieser Parteileitung die Vertrauensmänner der Staatspolizei Sitz und Stimme haben und dass die in Arbeiterkreisen

einflussreiche »Allgemeine Arbeiterkrankencasse«, deren Leitung sich seit Jahrzehnten mit auffallender Zähigkeit in die Arbeiterbewegung festgebissen hat, auf höheren Befehl mit aller Kraft eben diese Bewegung niederhält.

Es ist ein ganz eigenthümliches Ding um diese Krankencasse. Sie dient der politischen Polizei in derselben Weise, wie das Zuhälterthum der Criminalpolizei. Und das Verhalten der Regierung der Casse gegenüber bestätigt diese Thatsache klar genug. Ganz abgesehen von der Misswirtschaft in der Verwaltung der Krankencasse, würde ja auch schon der Umstand allein den Behörden sonst eine Handhabe bieten, um einzuschreiten, dass diese Casse angeblich eine socialistische Agitation betreibt. Aber die Krankencasse steht unter dem Schutz der Behörden, — wie das im Dienst der Polizei stehende Zuhälterthum.

Schon seit Jahrzehnten ist die Krankencasse imstande, die ungarländischen Arbeiter zu nasführen und allen Talenten, die ihr Können und Wissen der socialistischen Bewegung zugute kommen lassen wollten, dieses Bestreben zu verleiden. Die Regierung macht eben den Weiterbestand der Allgemeinen Arbeiterkrankencasse davon abhängig. »Solange mir die Leute keine gefährliche, nennenswerte Bewegung auf den Hals schaffen, sollen sie bestehen bleiben!« erklärte seinerzeit der alte Tisza. Die ungarische Bourgeoisie hat allein um dieses schlauen Trics willen vollauf Grund, Tisza ein Standbild zu errichten. Den Pact aber haben beide Theile ehrlich gehalten .... Oft schon empörte sich die Arbeiterschaft gegen diese Schmach; die klarsehenden Elemente trennten sich von der officiellen, der sogenannten Krankencassepartei, aber bisher halfen die zwei-, dreimal hervorgebrachten Spaltungen gar nichts. Die Leute stecken zu tief im Schlamm. Leo Franckel, der in Ungarn gebürtige Arbeitsminister der Pariser Commune, bemühte sich vergebens, die Arbeiterbewegung seines Vaterlandes in richtige Bahnen zu

lenken. Die famose Krankencasse geiferte den genialen Mann so lange an, bis er seiner Heimat mit dem charakteristischen Ausspruch den Rücken kehrte: »Lieber in Paris in einer Gosse verrecken, als in Ungarn mitthun!« Die österreichischen Socialdemokraten haben eine gewisse Abscheu vor den ihnen nur allzugut bekannten »Genossen« da drüben; aber man zieht es in Wien vor, von diesen traurigen Verhältnissen nicht zu sprechen. Es ist damit etwa so. wie mit dem verlorenen Kind, von dem man in der Familie lieber nichts hören mag . . .

Von proletarischer Seite droht also dem reactionären und droht dem corruptionistischen Regime in Ungarn derzeit kein Schach. Was bleibt sonst noch übrig? Die Nationalitäten, die verhassten Deutschen, Rumänen, Serben, Ruthenen etc. Und die könnten, wenn sie nur etwas thun wollten, mit gemeinsamer Kraft wohl zu einem Ziele gelangen. Vor allem zur Erkämpfung des Wahlrechts, das ja heutzutage das non plus ultra aller freiheitlichen Bestrebungen in Ungarn bedeutet. In diesem Punkte sind die Arbeiter und die Nationalitäten ganz gleich um ihr Recht betrogen. Der Gedanke einer Coalition der beiden Parteien, die ja so mannigfache Berührungspunkte miteinander haben, ist ganz naheliegend.

Wie sehr könnte die berühmte »Ungarische Staatsidee« gerade jetzt einen Mann von den Ideen und der Bedeutung des Grafen Stefan Széchényi brauchen, den man mit so vielem Recht den »größten Ungar« nennt. Wohl war er es; an seinen Schöpfungen zehrt noch heute das moderne ökonomische Leben des Landes, aber seine ehrliche, versöhnliche Nationalitätenpolitik machte man sich nicht zu eigen. Der »größte Ungar« war es nicht im Sinne des heutigen Panmagyarenthums. Er allein warnte vor der Unterdrückung der übrigen Nationalitäten. Ueber Männer von der Bedeutung Stephan Széchényis verfügt das moderne Ungarn nicht. Nur eine Proletarierpolitik könnte heute

die Széchényi'sche Nationalitätenpolitik wieder fortsetzen.

In intellectuellen socialistischen Kreisen wird behauptet, dass in dem Agrarsocialismus Ungarns der Kern einer mächtigen Bewegung steckt, dass die Zukunft der ungarischen Arbeiterbewegung und der politischen und nationalen Constellation des Landes auf ihn begründet sei. Ob sich das wohl so verhält?

—B—

* * *

Bekanntlich hat jüngst eine Deputation unter Führung des Herrn Auspitz beim Ministerpräsidenten vorgesprochen und Herrn v. Koerber nahegelegt, dass in Zukunft auch den Juden gegenüber die österreichischen Staatsgrundgesetze beobachtet werden mögen. Herr v. Koerber, der den Juden seine Anwesenheit auf den von Frau Auspitz arrangierten Damenjours nicht garantieren konnte, wollte wenigstens ein kleines Zeichen des Entgegenkommens geben und sicherte die Geltung der Staatsgrundgesetze zu. Mindestens stellte er es den Bittstellern frei, sich bei »concreten Beschwerdeanlässen an ihn zu wenden«. Soweit ist die Angelegenheit bekannt; sie hat viel Staub aufgewirbelt, hat die Wiener Juden in die Gewissheit gelullt, dass ihre Sache in guten Händen sei, und nur vorlaute Frager nach der Competenz des Herrn Auspitz und seiner Begleiter nicht völlig befriedigt. So lange ein österreichischer Ministerpräsident zur Entschädigung für die Sanction der Wahlreform bei Herrn Auspitz speist und solange zu den concreten Beschwerden der Judenschaft keine Verdauungsbeschwerden höhernorts hinzutreten, mögen liberale Jourbesucher immerhin Hoffnungen hegen. So darf man sich denn nicht wundern, wenn das Beispiel des Herrn Auspitz und seiner Tafelgenossen Nachahmung findet. Auspitz ist gewiss »gut«. Aber auch Salo Cohns Wort gilt Einiges in der Gemeinde, auch Rappaport und Hahn sind Sachverständige für alles Judenleid, das nicht

gerade in der Klage um die Millionen der Länderbank zum Ausdruck kommt, auch Taussig sieht an seiner Tafelrunde österreichische Minister. So haben sie sich denn ihrer Pflicht erinnert, in Sachen des Antisemitismus, dessen Entwicklung ja vielfach ihrem Wirken zugeschrieben wird, einmal ein entschiedenes Wort zu sprechen. Man berichtet mir von einer Deputation, die sich soeben bei Herrn v. Koerber einfand. Sie war aus den maßgebenden und maßlos nehmenden Repräsentanten der Wiener Bank- und Börsenkreise zusammengesetzt und von Herrn v. Taussig geführt. Der Ministerpräsident empfieng die Herren auf das liebenswürdigste und fragte sie nach ihrem Anliegen. Die Bittsteller verwiesen auf die Bilanzen der Bodencreditanstalt, auf die Gründerrechte der Creditanstalt, auf die noch immer fehlenden acht Millionen der Länderbank und richteten an den Minister das Ersuchen, dass auch in Zukunft den Juden gegenüber die österreichischen Strafgesetze nicht beobachtet werden mögen. Was die concreten Beschwerdeanlässe betrifft, so stellte Herr v. Taussig der Regierung es frei, sich gegebenen Falls nicht an ihn zu wenden.



Der schwersten Verletzung der ethischen Pflichten, die sein Beruf dem Arzte auferlegt, haben jüngst die Wiener Geschwornen zwei Aerzte schuldig erkannt, da sie den Mann freisprachen, der mit ungestümen, beleidigenden Worten den Vorwurf der Pflichtverletzung erhoben hatte. Das Verdict ward von Allen, die den Gang des Processes verfolgt haben, gebilligt. Aber die Gründe dieser Billigung, soweit sie öffentlich geäußert wurden, sind, so verschieden sie auch waren, allesammt falsch. Was in den Tagesblättern über die schweren

Schäden unseres socialen Lebens, die der Process aufgezeigt hat, gesagt ward, war für den Tag gesagt. Nirgends eine Betrachtung, die das Wesen der Dinge trifft. Wenn die Einen nur das Nächstliegende sahen und gegen den Aerztestand loszogen, sind die Anderen auf das Fernste gerathen, haben die Verantwortung von den Einzelnen auf die Gesellschaft abgewälzt und werden wohl auch künftig darüber beruhigt sein dürfen, dass Geschwornenurtheile, die die Gesellschaft treffen, nicht executierbar sind. Den Betrachtern der Tagesereignisse geht's ja immer so. Wenn sie, der gewohnten Oberflächlichkeit sich schämend, in die Tiefe dringen wollen, gerathen sie so weit, dass sie schließlich an der entgegengesetzten Oberfläche ankommen. So droht der Process des Schriftsetzers Stellbogen nutzlos zu bleiben. Die einzig sichtbare Wirkung, die er hatte, war eine Spazierfahrt des Ministerpräsidenten in das Allgemeine Krankenhaus; und auch da hätte die Oeffentlichkeit lediglich ein post hoc bemerkt, wenn nicht Herr v. Koerber ausdrücklich hätte versichern lassen, es sei propter hoc geschehen. Misstrauische Menschen erwarten aber von den Spazierfahrten unserer Minister recht wenig. Sie behaupten, dass sich auch andre Leute mitunter Krankenhäuser, Fabriken und Ueberschwemmungen anschauen, wenn ihnen dazu Gelegenheit geboten wird. Dass man bei Ministerbesuchen statt des deutschen Wortes »anschauen« das lateinische »inspicieren« gebrauche, sei bloße Höflichkeit, und zwischen Fremdwort und deutscher Bezeichnung bestehe hier keineswegs der Unterschied, der etwa zwischen einer Excellenz und einem ausgezeichneten Manne besteht ....

Der Schriftsetzer Stellbogen war ein fanatischer Anhänger der Naturheilkunde, ein ebenso überzeugter als verbohrter Gegner der Aerzte. Da erkranken seine beiden Kinder an der Diphtheritis. Um die Behandlung dieser Krankheit war gerade ein erbitterter Kampf geführt worden, in dem eben damals die Anhänger

der Serumtherapie auf allen Linien gesiegt zu haben schienen. Das Diphtherieheilserum galt jetzt als einziges Mittel zur Heilung der Krankheit, deren Statistik just eine starke Verbreitung aufwies, — wahrscheinlich deshalb, weil bei allen möglichen Halsentzündungen die Diagnose auf Diphtheritis gestellt wurde, damit der Arzt durch Präventivimpfungen sicher gehe. Dem Naturheilkünstler Stellbogen musste die Serumtherapie als schlimmste Ausartung der verhassten Medicin erscheinen. Aber die Angst um das Leben seiner Kinder war schließlich stärker als seine Ueberzeugung. Er vertraut die Kleinen dem Spital zur Serumbehandlung an; das eine stirbt, das andre hat er in kläglichem Zustand zurückerhalten und mit Mühe gerettet. Der Mann hat eine Tragödie durchgelebt. Wie einer, der sich geistig stark genug zum Atheisten glaubt, aber moralisch zu schwach ist, in schwerer Noth Gott anruft, so hat er sich an die Aerzte gewendet. Sie haben ihm nicht geholfen. Muss seine Ueberzeugung jetzt nicht stärker, durch den Schmerz zorniger, durch Mitleid mit jenen, die er täglich ihre Kinder der Spitalsbehandlung anvertrauen sieht, eifriger werden? Das Opfer seines Intellects — mögen andre immerhin sagen, seines Unintellects —, das er gebracht hat, will er zum Nutzen der Menschheit gebracht haben. Die Leidenschaft, mit der in Stellbogens Schriftchen die Aerzte bekämpft werden, darf nicht mit dem Maßstab gemessen werden, den man an die wohlüberlegten Aeußerungen geübter Polemiker legt. Die Geschwornen haben recht daran gethan, den Mann freizusprechen.

Was ist aber die Lehre, die aus diesem Process zu ziehen ist? Die Aerzte — und nicht nur die beiden, die als Kläger auftraten, sondern ihre Standesgenossen mit ihnen — müssen den Kampf gegen die naturheilkundliche Propaganda, der so lax geführt wird, mit größter Energie aufnehmen. In den Beleidigungen, die ein gekränkter Vater ihnen zuruft, in diesen unsinnigen Verdächtigungen ihres Thuns und ihrer Absichten

müssen sie die Wirksamkeit von Bestrebungen erkennen, die das geistige Wohl der Bevölkerung durch Aufhetzung gegen die wissenschaftliche Einsicht und ihr leibliches durch die Verweisung an laienhafte Pfuscherei bedrohen. Der Angeklagte hat sich auf ein Scherzwort des Dr. Lueger über Aerzte und alte Weiber berufen, das nur die Unbildung im liberalen wie im christlich-socialen Lager ernst nehmen konnte. In Unbildung ist denn auch der Ursprung seiner Gesinnung zu suchen. Für schädliche Gesinnungen bestraft man Menschen nicht, aber man sucht die verderblichen Einflüsse zu beseitigen, aus denen sie entstehen.

Unsre Oeffentlichkeit ist auf diese Seite der Frage überhaupt nicht eingegangen. Aber die Klagen einer langen Reihe von Müttern über die Zustände im St. Joseph-Kinderspital haben sie tief erregt. Mögen diese Klagen auch übertrieben gewesen sein. Aber durch welche Beweise konnte der Vorwurf der Unreinlichkeit besser erhärtet werden, als durch die Verantwortung des Dr. Heim? 70 kranke Kinder erhalten täglich 12 Leintücher. Das heißt, kleine Kinder, die ihr Bett verunreinigen, oft nässen, bleiben durchschnittlich sechs Tage auf einem Leintuch liegen. Und Herr Dr. Heim behauptet, das sei höchst reinlich. Es fehlen eben die Mittel für genügende Wartung. Welche Schlüsse haben nun unsre Zeitungsschreiber aus diesen Enthüllungen gezogen? Sie haben sich daran erinnert, dass wir zu wenig Kinderspitäler haben. Nun, zumindest die Leser der ‚Arbeiter-Zeitung' können fast wöchentlich von bedauernswerten Proletarierfrauen lesen, die mit ihren kranken Kindern von einem überfüllten Spital zum andern nutzlos irren. Das hat uns nicht erst der Process gegen Stellbogen gelehrt; er hat aber damit auch gar nichts zu thun. Dass jenen Kindern, die im Spital Aufnahme finden, nicht entsprechende ärztliche Behandlung und Wartung zutheil wird, steht doch in keinem Zusammenhange damit, dass anderen Kindern die Aufnahme versagt wird. Daran aber hatte

die Betrachtung anzuknüpfen, dass das St. Joseph-Spital eine Wohlthätigkeitsanstalt ist und dass in dieser, wie den meisten unsrer Wohlthätigkeitsanstalten, die traurigste Dürftigkeit herrscht. Schuld daran trägt der Geiz und die kleinliche Eitelkeit derer, die bei uns die Wohlthäter spielen. In den Tagen des Processes haben wir dafür aus der ‚Neuen Freien Presse' zwei schlagende Beispiele entnehmen können. Der vielfache Millionär Freih. v. Königswarter hat ein Capital zur Errichtung eines Kinderspitals hinterlassen. Aber es wird wohl noch zwei Decennien dauern, ehe dieses Capital seinem Zwecke zugeführt werden kann. Denn der Wohlthäter hat verboten, dass der gänzlich ungenügende Betrag, den er stiftete, etwa für die dringend nothwendige Ausgestaltung eines bestehenden Institutes verwendet werde. Er muss ein eigenes Spital haben, das seinen Namen führen soll. Die Freunde seiner Familie — Herr Dr. Stern ist ihr Wortführer — drängen jetzt, dass das Spital baldigst gebaut werde. Natürlich erweist sich dann ein Bau, bei dem auf das äußerste gespart werden muss, bald als unzulänglich, und nach einer Anzahl von Jahren haben wir neben den zahlreichen schlecht eingerichteten Anstalten noch eine kaum besser eingerichtete. Aber die Gemeinde sollte ja nach dem Willen des verstorbenen Wohlthäters einen Beitrag zur Errichtung und Erhaltung des Spitals leisten, das den Namen Königswarter zu verherrlichen bestimmt ist. Vielleicht hätte die Gemeinde um des edleren Humanitätszweckes willen auch diese Zumuthung erfüllt. Aber sie hat ja, wie Dr. Lueger durch eine Zuschrift an die ‚Neue Freie Presse' in Erinnerung brachte, vor zwei Jahren, anlässlich des Regierungsjubiläums des Kaisers, ihre Loyalität bewiesen, indem sie nach dem humanen Wunsch des Monarchen den Betrag von zwei Millionen Kronen für den Bau eines Kinderspitals widmete. Und dieser Bau muss ja wohl schon fertig oder doch nahezu beendet sein? Nicht doch, er wird »ehestens« in Angriff genommen werden. Denn die Commune Wien ist

zwar loyal, und wenn's der Kaiser wünscht, sogar human, aber sie hat kein Geld. Und je länger man den Bau hinausschiebt, desto mehr erspart man durch die Zinsen, die das bewilligte und also wohl schon vorräthige Geld trägt. Ja Wohlthun trägt Zinsen ....

Aber ich werde doch nicht alle Schuld von den beiden Aerzten abwälzen wollen, die als verurtheilte Kläger den Gerichtssaal verließen? Den einen wenigstens, den jungen Secundararzt, muss ich ja wohl der Oeffentlichkeit preisgeben? Er hat bangenden Eltern, die ihr Kind zurücknehmen wollten, zugerufen: »Dann wird es hin!« Er soll sogar einem zehnjährigen Knaben eine Ohrfeige gegeben haben. Und auf seine Frage, was denn dazu gehöre, einem Kinde eine Ohrfeige zu geben, hat ihm der Vertheidiger offenbar namens aller Wiener Väter, Mütter und Lehrer nachdrücklich geantwortet: »Die größte Rohheit!« Der andere Kläger freilich, der alte Mann, der eine ehrenvolle langjährige Laufbahn hinter sich hat, wird um der harten Worte willen, die er hören musste, bedauert. Er selbst ist ja mit Eltern und Kindern nicht roh verfahren. Dass er kranke Kinder im Spital zurückhielt, war nur seine Pflicht. Und wenn manches in den Krankensälen geschah, was nicht in Ordnung war, so geschah's ohne seinen Willen, weil ohne sein Wissen. Er konnte doch dem Spitalsdienst nicht allzuviel Zeit widmen. Denn sein Amt war ein bloßes Ehrenamt, sein Lohn neben einem kärglichen Wagenpauschale nur das stolze Bewusstsein des Wohlthäters.

Ich liebe die Klarheit, und sollte sie selbst ein paar schöne Gefühle kosten. Und darum kann ich dem jungen Secundararzt, der neben den Krankenzimmern ein Ambulatorium mit 100 bis 200 Personen täglich führen musste, nicht allzusehr darob zürnen, dass er einen Dienst, für den er nicht qualificiert war, schlecht versah. Ich spreche ihn moralisch frei, so wie ich als Richter einen jener armen Eisenbahnarbeiter freisprechen würde, die man nach Katastrophen die Sünden

ihrer Vorgesetzten büßen lassen möchte. Aber ich verurtheile den Leiter des Spitals, das Stellbogen uns geschildert hat. Denn daraus entspringen die schwersten der Uebel, an denen so viele unsrer Wohlthätigkeitsanstalten leiden, dass die ehrenämtliche Verwaltung von Männern oder Frauen übernommen wird, die nicht gewillt oder ihrer materiellen Lage halber nicht imstande sind, sich voll und ganz ihrer Aufgabe zu widmen. Das Beispiel eines Mannes, wie es der Gründer der Rettungsgesellschaft, Dr. Mundy, war, ist meines Wissens in Wien ohne Nachfolge geblieben. Ehrenämter sind bei uns Nebenämter, die Orden, schöne Titel, und wenn's gut geht, infolge des Titels auch bessere Privatpraxis bringen. Anstatt zu fühlen, dass der Träger eines Ehrenamtes unter erhöhter Verantwortlichkeit steht, meint man, dass hier jede Leistung genüge, da doch im voraus auf Gegenleistung verzichtet ward. — — —

Das sind die Gedanken, die aus dem Material des Processes zu schöpfen waren. Aber es lohnt die Mühe, auch über seine Führung einige Worte zu sagen. Unser Publicum beschäftigt sich zu selten, unsre Zeitungen niemals mit der Führung unsrer Strafprocesse, während doch der Wert der Oeffentlichkeit des Processes zumeist darin liegt, dass sie die Kritik herausfordert. Diese Kritik hat denn wiederholt Gelegenheit gehabt — und nicht am seltensten bei Processen, in denen der Leiter des Processes gegen Stellbogen fungierte — zu bemerken, wie übel die Vorsitzenden die große Macht, die unser Processverfahren ihnen einräumt, gebrauchen. Wenn diesmal der Vorsitzende, ehe noch Stellbogens Broschüre verlesen war, sie für einen Fünfkreuzerroman erklärte, so ist es zu bedauern, dass nicht sogleich auf das schärfste protestiert wurde. Und mit welcher Gereiztheit, mit wie sichtlichem Bestreben, die Verurtheilung des Angeklagten durchzusetzen, wurden dann Zeugen und Vertheidiger behandelt! Themis schien statt des Schwertes

einen Dreschflegel in der Hand zu halten. Und sie schlug kräftig drauf los, wenn auch mit besserem Eifer als Takt. Neben dem Vorsitzenden verdienen aber auch die beiden Advocaten gewürdigt zu werden. Der eine, der die Kläger vertrat, schien zunächst durch die gröblichsten Beschimpfungen des Angeklagten beweisen zu wollen, dass alle Klagen über die Uebergriffe der Staatsanwälte thöricht seien, da doch Advocaten als Ankläger sich noch weit schlimmere zu schulden kommen lassen. Und dann verschmähte er kein demagogisches Argument, das sich etwa gebrauchen ließ. Da der Angeklagte ein Reichsdeutscher ist, ward er den soliden Wiener Bürgern auf der Geschwornenbank als ein Fremdling geschildert, der alles Große in Oesterreich — Skodas und Rokitanskys Manen wurden citiert — in den Koth zerre. Seine Ideen seien revolutionär, sie verleiten zu feindseligen Gesinnungen gegen den Staat; man weiß, wie gern die Geschwornen Staatsretter spielen. Dass der Mann, der gleichsam als Advocat des österreichischen Staates auftrat, ein Schönerianer ist, musste die Ueberzeugungskraft seiner Worte offenbar erhöhen. Nun kam der Vertheidiger zu Wort. Seine rednerische Aufgabe war bescheiden. Unter höheren Gesichtspunkten durfte er die Sachlage nicht besprechen, wenn er nicht manches gegen seinen Clienten vorbringen wollte. Er hatte also lediglich auf die Aussagen der Entlastungszeugen hinzuweisen und etwa noch die Geschwornen daran zu erinnern, dass die Belastungszeugen nicht anders aussagen konnten, als sie es thaten, wenn sie nicht selbst als schuldig erscheinen wollten. Auf die Stimmung der Geschwornen brauchte der Vertheidiger nicht mehr einzuwirken. Aber wann hätte jemals eine der Zierden unseres Barreaus, selbst im ernstesten Fall, sich die Gelegenheit entgehen lassen, durch eine tiradenreiche Rede darzuthun, um wie viel leichter man ein schlechter Novellist und Journalist als ein ernster Vertreter des Rechtes werden kann? Mit dem 31. März 1900, ward

also den Geschwornen erzählt, beginne »ein neues Capitel in der Geschichte der Humanität, jener Humanität, die das Symbol des 20. Jahrhunderts sein wird«. Der Vertheidiger macht den Kalender, trotz Wilhelm dem Zweiten. Ich aber weiß auf die Frage, die ein eifriger Leser der Processberichte mir zuruft, keine Antwort. Dieser Mann weiß nicht, welchem der beiden Advocaten er glauben soll: Der Vertheidiger hat versichert, mit diesem Processe beginne das Zeitalter der Humanität, der Ankläger aber hat erklärt, Männer, wie den Dr. Heim, mache ein solcher Process nicht anders . . . .

* * *

Die ‚Wiener Zeitung' veröffentlichte neulich ein beruhigendes Gutachten des Landessanitätsrathes über die Ursache der häufigen Typhuserkrankungen. Man hatte befürchtet, dass die Hochquellenleitung die Schuld trage. Und irgendwie musste wohl auch dieser Verdacht begründet sein. Denn im Amtsdeutsch des Landessanitätsrathes heißt es wörtlich: »Es kann daher das Trinkwasser mit Bestimmtheit als Krankheitsvermittler ausgeschlossen werden.« Und weiter heißt es: »Auch die bisherigen Untersuchungen der Milch und anderer Nahrungsmittel lassen dieselben vorläufig als Infectionsquellen ausschließen.« Ist nicht in dieser Kundmachung der Sanitätsbehörde der verblümte Rath enthalten, Trinkwasser und Milch als die möglichen Krankheitsvermittler aus dem Haushalte doch lieber auszuschließen, — Wasser mit Bestimmtheit, Milch vorläufig?

* * *

Ich erhalte folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Kraus,

Die Anglo-Oesterreichische Bank scheint sich für eine Susanna zu halten, die ihre Reize nach der lex Heinze nicht mehr öffentlich, sondern nur in geheimen Generalrathssitzungen enthüllen darf. Die jüngste Bilanz dieser Bank hat es mich schmerzlich bedauern lassen, dass ich in jungen Jahren das Räthsel-

spiel zu wenig gepflegt habe. So war ich denn genöthigt, in der Generalversammlung mich an den Verwaltungsrath zu wenden, um zu erfahren, was die Bilanz verschwiegen hat. Die Anglobank hat sich, seit sie unter dem Präsidium eines ehemaligen Staatsmannes steht, die Lebensweisheit Talleyrands, der die Sprache zum Verbergen seiner Gedanken missbraucht hat, für die Feststellung ihrer Bilanz zu eigen gemacht. Die verschiedenartigsten Conti werden cumuliert, Verluste kommen nicht zum Ausdruck, da man sie vorsichtsweise von allerlei Erträgnissen in Abzug bringt, der Effectenbesitz wird nicht specificiert, und so weiter mit Grazie.

In der Generalversammlung vom 2. April 1900 wollte ich diese Bilanzierungskünste zur Sprache bringen. Da ereignete sich Folgendes: Ein Börsencomptoirinhaber, der durch sein Auftreten in den Generalversammlungen die Opposition in Misscredit zu bringen pflegt, hatte sich vor mir zum Worte gemeldet. Seine langwierigen Ausführungen enthielten neben allerlei persönlichem Klatsch manche richtige, ganz zutreffende Bemerkung. Die Art seines Auftretens, die Form, in die er seine Ausführungen kleidete, das Witzeln im Stile der »Klabriaspartie« und die ungezogene Gereiztheit eines aufgeregten Börseaners, der keine Ahnung davon hat, dass man etwas bemängeln oder rügen kann, ohne gleichzeitig jemanden anzurempeln, erregten aber geradezu Ekel. Dieser Redner hat zweifellos die Gabe, aus einem Nothnagel einen Gregorig zu machen. Eine solche Opposition gefiel den Herren vom Generalrathe ausnehmend gut; einige aristokratische Mitglieder der Verwaltung grinsten und lachten, als wären sie beim »Schwarzen Adler«. Die Gesichter dieser Herren wurden aber ernster und länger, als ich mich erhob und nach Zurechtweisung des witzelnden Jobbers meine Beschwerde über die unzulässigen Bilanzierungskünste vorbrachte. Der Präsident versprach, sich zu bessern, und sagte der Generalversammlung zu, dass die Bilanz im nächsten Jahre

etwas ausführlicher sein werde als diesmal; er ertheilte auch Auskünfte über einzelne Posten der Bilanz.

Doch der Börsencomptoirinhaber schien zum Reden eingenommen zu haben; er sprach — wenn ich nicht irre — viermal zu verschiedenen Punkten der Tagesordnung. Schließlich gab es noch eine komische Scene. Ein etwas plumper Angriff auf den Präsidenten veranlasste einen Actionär, dem Generalrath und seinem Präsidenten ein Loblied zu singen: Er pries es als besonderes Glück für die Bank, dass sie einem ehemaligen Staatsminister einen Zuschuss von 20.000 Gulden zu seiner Pension bezahlen dürfe. Er erklärte, es sei für die Anglobank höchst ehrenvoll, dass Herr v. Glanz die Präsidentenstelle anzunehmen geruht habe. Man könnte also das polnische Sprichwort umkehren und den Ausdruck: ehrenvoll, wenn auch nicht gesund! gebrauchen. Die Generalversammlung war, wie Sie sehen, sehr erheiternd, und das Vergnügen wurde mir nur dadurch vergällt, dass ich nicht bloß Zuhörer war, sondern leider auch Actionär bin.

Die Haltung der Wiener Presse ist — wie immer in solchen Fällen — eine musterhafte. Die meisten Blätter drucken ein officiöses Communiqué ab, in dem der lebhaften Debatte kaum Erwähnung gethan wird. Nur die ‚Neue Freie Presse‘ geht ihre eigenen, krummen Wege. Die faulen Witze des Börsencomptoirinhabers werden vollinhaltlich abgedruckt, der sachliche Theil der Debatte wird wie der Zeitungsstempel unterschlagen. Das Bankenblatt will damit zweierlei erreichen; einmal will es die Opposition lächerlich machen, indem es die Debatte als eine Farce darstellt, die ein Börseaner aufzuführen beliebte, dann aber tischt es gleichzeitig seinem Stammpublicum »Klabriaswitze« auf. Mehr kann man beim besten Willen nicht leisten. Ein Actionär.

*

Der längeren sachlichen Ausführungen, in denen mein Correspondent die Bilanz bemängelte, und der

Antwort, die ihm der Präsident Baron Glanz ertheilte, hat die ‚Neue Freie Presse' in einem vierspaltenlangen Berichte mit keinem Worte gedacht, während sie einen Zwischenruf, mit dem eben dieser Actionär den ungezogenen Börsencomptoirinhaber zurechtwies, getreulich verzeichnet. Die ‚Neue Freie Presse' wendet diese Taktik nicht zum erstenmale an. Wer ihre Berichte über erregte Debatten in den Generalversammlungen der Banken verfolgt hat, muss längst mit Verwunderung bemerkt haben, dass in diesen Berichten Männer von anständigem Namen niemals als Gegner der Verwaltungen erscheinen. Wenn aber die ‚Neue Freie Presse' die Reden eines Herrn Knöpfelmacher bei jeder Gelegenheit ausführlich wiedergibt, ja, wenn sie selbst einem Alexander Scharf gegenüber von der Todtschweigetaktik abgeht, so leistet sie den Verwaltungsräthen damit Dienste, für die sie zweifelsohne extra bezahlt wird. Die große Schar unserer Actionäre und Börseaner versteht von Bilanzen und Bilanzkritik nicht das geringste; aber sie weiß sehr wohl, wer die Herren Knöpfelmacher und Scharf sind. Und sie ist daher begreiflicherweise geneigt, sich einer Sache anzunehmen, die diese Herren bekämpfen. Eine Bilanz, die doch bloß auf den — Glanz hergerichtet ist, wird dann für glänzend gehalten.



Ludwig Speidel.

Die ‚Neue Freie Presse' bestätigt vollinhaltlich, was die ‚Fackel', Nr. 35, über das Speidel-Jubiläum schrieb. Im Feuilleton vom letzten Sonntag heißt es:

»Nächsten Mittwoch, am 11. April, feiert er seinen 70. Geburtstag. Das heißt, wir feiern den Tag. Ihm in seiner schlichten Art,

seiner oft unwirschen Abkehr vom Lärm und Lichterglanze der Oeffentlichkeit wäre es nicht einen Augenblick eingefallen, sich unter den Kronleuchter zu stellen und seine Person zum Mittelpunkt einer Denkfeier werden zu lassen. Er muss am Aermel in den Festsaal hereingezogen werden, und die Wohlthat, ihm auch einmal ins Gesicht sagen zu dürfen, wie hoch er uns steht und wie sehr wir ihn verehren und lieben, mussten wir mit sanfter Gewalt ihm abzwingen. Halb wider seinen Willen wird er gefeiert . . .«

Nun, der »Concordia« hat sich Speidel denn doch erwehren können, und das geplante Bankett mit Bänkel und Gedecken zu 10 fl. kam nicht zustande. Dafür feierten ihn die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' im redactionellen Kreise. Das kann man den Herren nicht verübeln. Sie wollten endlich einmal wieder mit ihrem Burgtheaterkritiker beisammen sein, der seit Jahren ihren Verkehr mied, seit Jahren nicht in die Redaction gekommen war und seine Referate nachts im Bureau des ‚Fremdenblatt' geschrieben hatte . . . Ich glaube nicht, dass er je besondere Neugierde nach den Geheimnissen des »Economisten« verspürt hat. Nun muss er sich zwischen seltsamen Tischnachbarn gütlich thun. Der Meister des Stils zeigt sich mit dem, der weise verschweigt . . .

*

Herr Dr. Julius v. Gans-Ludassy war volkswirtschaftlicher Redacteur des ‚Fremdenblatt', dann Chefredacteur der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung'. Dann schrieb er ein Werk über »Wirtschaftliche Energie«, dessen dritte Dimension von seinen Freunden als Tiefe, von seinen Feinden als Dicke bezeichnet ward. Zu seinen Feinden gehörten aber die Wiener Professoren der Nationalökonomie; sie verweigerten ihm darum die erstrebte Habilitation als Universitätsdocent. Da ward Herr Dr. v. Ludassy Dichter. Quod non dant proceres, dabit histrio. Die Lehre, der der Universitätshörsaal verschlossen blieb, hat er von der Bühne herab verkünden wollen. Er schrieb das sociale Drama »Der letzte Knopf« und ließ es am Deutschen Volkstheater aufführen.

Ich habe der Vorstellung nicht beigewohnt, bei der das gröblich verletzte Schamgefühl der Börseaner sich in wüstem Tumult geäußert hat. Nur von dem Inhalt des Stückes, das im »Wiener Verlag« als Buch erschienen ist, vermag ich zu sprechen. Wie das Elend die

Männer zu Verbrechern, die Frauen zu Prostituierten macht, hat der Autor in rücksichtslosen Schilderungen zeigen wollen. Der Gedanke ist nicht neu; neu aber ist die Erkenntnis, woher denn das Elend stammt. Herr Dr. v. Ludassy hat nicht umsonst die besten Jahre seines Lebens in liberalen Zeitungsredactionen verbracht. Aus dem Geiste dieser Redactionen ward ihm der Gedanke geboren, Schuld an dem Elend dieser Welt seien die Greisler; die Greisler, die dem Volke die Nahrung vertheuern, dabei reiche Leute werden und Häuser kaufen, dann den Wohnungszins hinaufschrauben und schließlich, wenn ihnen der Arme für sein Brot und sein Heim verschuldet ist, sein Weib pfänden. Wie auch der Mann aus dem Volke sich drehen und wenden mag, immer wieder fällt er in die Netze des Greislers. Die Greisler aber sind Christlichsociale, und so verschuldet die christlichsociale Partei den Untergang Wiens.

Ich weiß nicht, ob die Censur das Stück so sehr verstümmelt hat, dass dieser Gedanke, der aus dem Buche klar hervortritt, von den Premièrenbesuchern nicht erfasst werden konnte. Denn sie hätten ja dem Autor, den sie ausgezischt haben, zujubeln müssen wenn sie ihn verstanden hätten. Schade nur, dass er das Wort, das ihm das rechte schien, nicht am rechten Ort gesprochen hat. Der Bevölkerung der äußeren Bezirke musste er zurufen: Gründet Consumvereine, dann braucht das arme Volk die Greisler nicht. Und schafft die neue Executionsordnung wieder ab, die dem Hausherrn verwehrt, sich an Eurer Habe für den entgangenen Zins schadlos zu halten; denn sonst nimmt er Euch Eure Weiber. Vor allem aber wählet nicht mehr den Bielohlawek!

* * *

Durch das Antlitz unserer liberalen Presse zog sich eine Hohnfalte, als das Malheur eines christlichsocialen Vororteblättchens ruchbar wurde, das Grillparzer für den Verfasser von Shakespeares »Kaufmann von Venedig« gehalten hatte. Im Vollgefühle ihrer kosmopolitischen Bildung hat natürlich auch die ‚Neue Freie Presse‘ über den armen Schreibergesellen, der von Shakespeare so wenig wusste, die Achseln gezuckt. Wann wäre dergleichen auch unter einem früheren Communalregime möglich gewesen! Unter Prix hat es weder so viel geschneit, noch so ungebildete Vorstadtredacteure gegeben. Aber unter Lueger haben sich auch die Redacteure der Inneren Stadt verschlechtert.

Das beweist eine Notiz, die am 4. April unter den Theater- und Kunstnachrichten der ,Neuen Freien Presse' stand und in der ein so merkwürdiger Satz über Shakespeare enthalten ist, dass man die ,Neue Freie Presse', wenn auch nicht gerade für ein antisemitisches, so doch für ein Vororteblättchen ansehen könnte. Die Reclame für einen der abgetakeltsten Reise-Komödianten ist wörtlich wie folgt stilisiert: »Im Jantschtheater beginnt am Samstag den 7. d. M. der deutsch-englische Schauspieler Maurice Morisson ein Gastspiel und wird als ,Kean' und ,Königslieutenant' auftreten. Um sich auch als Shakespeare-Darsteller dem Wiener Publicum zeigen zu können, hat Herr Morisson in ,Kean' statt der Hamlet-Scene die große Scene aus dem ersten Acte von ,Richard III.' eingelegt.« Die ,Neue Freie Presse' weiß also etwas von Shakespeare und ist nur bezüglich der Autorschaft bei »Hamlet« im Irrthum. Immerhin hat sie Unrecht gethan, die christlichsociale Partei für den Fehler des Journalisten, der nicht wusste, von wem »Der Kaufmann von Venedig« sei, verantwortlich zu machen. Mir fällt es nicht ein, den Bildungsgrad der Herren Noske und Matzenauer herabzusetzen, weil die ,Neue Freie Presse' annimmt, dass »Hamlet« nicht von Shakespeare ist.

* * *

Berichterstattung der ,Neuen Freien Presse'.

Weltausstellung.

»Die Berichterstattung über die Pariser Weltausstellung,« schrieb die ,Neue Freie Presse' in dem in Nr. 35 veröffentlichten Briefe an eine Trafikantin, »soll ohne Rücksicht auf die Kosten im größten Stile eingerichtet werden.« Und wer ist der Berichterstatter? Wie man aus zwei Vorberichten ersehen hat, Berthold Frischauer. Die Berichterstattung wird also, wenn nicht im grössten, so doch sicherlich im besten Stil erfolgen . . .

*

Krieg.

Morgenblatt vom 31. März, Seite 3, mittlere Spalte. Privattelegramm: »Unsere Verluste sind: ein Officier wurde getötet, sieben Officiere und hundert Mann wurden theils getötet, theils verwundet.» Der eine Officier ist also ganz todt, von den sieben anderen weiß man nicht, ob sie mehr todt als lebendig oder mehr ebendig als todt sind.

*

Mode.

Abendblatt vom 15. März, Seite 2: »Sarah Bernhardt als Herzog von Reichstadt trägt im ersten Aufzug dunkle Bürgertracht, einen Paletot mit drei Krägen, schwarze Weste mit Spitzenjabot und einer großen Goldkette, darüber Reithose und hohe Stiefeln.«

* * *

Der Sportschmock des ‚Wiener Tagblatt‘ beschreibt (8. April) die Aussichten, die die Theilnehmer an einem internationalen Wettschwimmen haben, das der Erste Wiener Amateur-Schwimmclub veranstaltet, und lädt das Publicum mit folgendem Zuruf zum Besuche des Schwimmfestes: »Also auf zu dem ersten hippischen Feste des neuen Jahrhunderts!«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

»Los von Zion.« Hinter dem Namen jenes »Kunz«, der jeden Sonntag die Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ anödet, verbirgt sich niemand Geringerer als Herr Herzl. Er hat auch guten Grund, sich zu verbergen. Wenn all die Leute, denen jetzt der Sonntag verdorben wird, das Redactionslocal in der Fichtegasse stürmen wollten, so gäbe es eine üble Auseinandersetzung. Der König von Zion ist offenbar der Ansicht, dass man demonstrativ den Sonntag nicht heiligen dürfe. Zuerst führt er uns im Speisewagen eines Luxuszuges einen sentimentalen Herrn Kohn vor; dann lässt er wieder den Theilnehmer einer vornehmen Hochzeit, die in der Karlskirche stattfindet, im reinsten Jargon sprechen (»Entschuldigen Sie zur Güte!«). Sehr wertvoll ist ein Bekenntnis, das er neulich im »Tagebuch eines Dramatikers« abgelegt hat. » . . . Warum schreibt man eigentlich für das Theater? Und warum ist man so erbittert gegen die, welche es thun? Vielleicht, weil die Aufführung eines Stückes nicht verschwiegen werden kann.« Das war unvorsichtig. In der ‚Neuen Freien Presse‘ mindestens kann die Aufführung eines Stückes verschwiegen werden. Wenn der Autor z. B. nicht der »Concordia«-Sippe zugehört, wird er kaum beachtet; wird sein Stück z. B. im Jubiläumstheater aufgeführt, so findet er vollends nicht eine Zeile am andern Tag in der ‚Neuen Freien Presse‘. Herrn Herzl freilich passiert so etwas nie. Die Aufführung seiner Novitäten kann nicht verschwiegen werden. Trotzdem weiß man nicht, »warum« er »eigentlich für das Theater schreibt«. Die täglichen Reclamenotizen könnte er doch auch ohne dramatische Production, ohne »Käthchen« und »Gretel«, haben. Dasselbe gilt von seinen Collegen in den anderen Wiener Redactionen. Die Verunreinigung der Bühne, die Raimunds Namen führt, wird dennoch planmäßig betrieben. Herr Director Gettke

klebt so sehr an der Gunst der »Concordia«, dass er neulich sogar einen Gerichtssaalreporter des ‚Extrablatt' zum Dichten ermunterte.

Leser. Der Trousseau-Schmock des ‚Neuen Wiener Tagblatt' gönnt sich noch immer keine Ruhe. Zuletzt hat er unter dem Titel »Die Brauttoilette der Kronprinzessin-Witwe« das Lob des berüchtigten ‚Interessanten Blattes' verkündet. Es habe mit seiner letzten Nummer »wieder einmal bewiesen, dass es in der Reihe der illustrierten Blätter hors concours steht und seine publicistische Aufgabe, die bedeutendsten Ereignisse in Bildern vorzuführen, die geradezu als historisch getreue Documente bezeichnet werden müssen, musterhaft erfüllt«. Das ‚Interessante Blatt' hat nämlich anlässlich der Vermählung der Kronprinzessin-Witwe »nicht nur Specialaufnahmen aus Miramar gebracht; es zeigt seinen Lesern auch die hohe Frau in Brauttoilette, und zwar nach einer photographischen Aufnahme, die in dem Modeatelier hergestellt wurde, welches die Toilette geschaffen hat«. Diese »stets bethätigte rigorose Gewissenhaftigkeit« macht selbst auf das ‚Neue Wiener Tagblatt', das doch die Tupfen auf den Nachthemden der Gräfin Lonyay gezählt hat, Eindruck .... Man könnte einwenden, dass das Blatt dafür bezahlt sei. Das ist aber keine Entschuldigung. Wofür ist denn das ‚Neue Wiener Tagblatt' nicht bezahlt?

E. S. Nein, auch Ihre Zuschrift in Sachen der »Deutschakademischen Lese- und Redehalle« werde ich nicht veröffentlichen. Was in jener kurzen Anmerkung in Nr. 35 gesagt war — dass der Verein liberal sei und dass er nur bis zu einem Drittheil »Juden« aufnehme —, wird ja in all den Briefen, die Sie und Ihre Collegen mir ins Haus schicken, klipp und klar bestätigt. Bezüglich des zweiten Punktes — des »Judendrittels« — scheinen die Herren der »Halle« untereinander selbst verschiedener Ansieht zu sein. Ihr Obmann z. B. bezeichnet die Behauptung geradezu als »unwahr«. Und Sie erklären feierlich und in langer Ausführung, dass »wir am Judendrittel festhalten«. Sie hätten sich doch, bevor Sie mich mit Zuschriften überschwemmten, untereinander einigen sollen. Jetzt will mir der eine seine Verwahrungen gegen eine eventuelle Missdeutung des Wortes »liberal« aufdrängen, der andere in einem mehrseitigen Essay auseinandersetzen, dass der Verein mit der percentuellen Duldsamkeit löbliche Assimilationsbestrebungen verfolge. Sie meinen, hierzulande kenne man leider nur »Antisemiten« und »Liberale« und vermöge es nicht zu fassen, wenn eine bürgerliche Partei nicht wie hypnotisiert auf die Polnaer Wälder starrt. Dies war mir auch vor Ihrem temperamentvollen und länglichen Schreiben bekannt. Aber dass Ihr Verein ein »freisinniger« ist, geben Sie ja selbst zu, und dass er sich der Gunst jener Abgeordneten erfreut, die mindestens für die Wählerversammlungen sich den starren Blick gen Polna angewöhnt haben, können Sie nicht leugnen. Die Lage der Universität zwischen Rathhaus und Schottenring scheint also in diesem Falle wenigstens keine rein locale zu

sein. Was aber hat dies alles mit der »Assimilation« zu thun, die ich so oft befürwortet und um deren willen ich mich angeblich gerade von Ihrem Kreise angezogen fühlen müsste? Ueber die Methode, nach der Sie die Assimilation herbeiführen wollen, mag ich mich hier nicht auslassen. Nur so viel: Sie halten es für nothwendig, dass innerhalb des Rassengemenges »eine Rasse physisch und moralisch ein so starkes Uebergewicht habe, dass die anderen spurlos in ihr aufgehen. Darum sind die heutigen Deutschen, physisch ein typisches Mischvolk, dennoch als Germanen zu bezeichnen, ja als Haupttrager des Germanenthums . . .« Ganz richtig. Anstatt aber die Förderlichkeit der Rassenkreuzung daraus abzuleiten, rufen Sie pathetisch: »Aus diesen Sätzen folgt zwanglos, warum wir am Judendrittel festhalten.« Ja, erfolgt denn beim Eintritt in die deutsch-akademische Lese- und Redehalle sofortige Blutmischung?

Arzt. Ich weiß es wohl, ‚Neue Freie Presse' und ‚Neues Wiener Tagblatt' haben von der ganzen großen Affaire Schrötter kein Wörtchen verlauten lassen. Dafür brachte eines dieser wackeren Blätter kürzlich eine ekle Reclamenotiz für die Klinik des Hofrathes, die der Schauplatz einer herzbewegenden Scene gewesen sei. Der Vater Schrötter wurde als großmüthiger Lebensretter vorgeführt, der drei verwaisten Mädchen Muth im »Kampfe ums Dasein« zuspricht, in dem er ihnen »nach Kräften beistehen werde«. Unter den »klinischen Assistenten«, die an dem lebenden Bilde mitwirkten, wurde auch Herr Dr. v. Schrötter junior genannt. Nun ist der junge Schrötter, wie schon einmal erwähnt, nur mehr Privatassistent seines Vaters, wenn dieser ihm auch im Kampfe ums Dasein auf der Klinik nach Kräften beisteht. Und kein noch so gerührter Schmock vermag es, ihn jetzt in ein öffentliches Amt zu befördern. Viel eher wird dies die zu gewärtigende Vermählung des Herrn Hartel junior mit Fräulein Frieda v. Schrötter imstande sein. Doppelt hält besser; die Familie Schrötter wird dann mit zwei österreichischen Unterrichtsministern verwandt sein. Anzengrubers »'s kann D'r nix g'scheh'n!« scheint als das Losungswort des österreichischen Protectionismus gedacht zu sein, der auch angesichts diffamierender Handlungen seine Wirkung nicht verfehlt.

Dentist. So muss ich mich denn auch mit den Zähnen der Fürstin Metternich befassen! Was Sie mir mittheilen, ist in der That keine Privatangelegenheit mehr, sondern die Ursache einer gewerberechtlichen Beschwerde, die die Wiener Zahntechniker in Fachblättern bereits vorgetragen haben. Sie und Ihre Collegen also haben gar nichts dagegen, wenn die Fürstin Metternich jährlich einmal nach Dresden fährt — etwa in Begleitung des Präsidenten der »Concordia« — und sich dort von ihrem Zahnarzt behandeln lässt. Auch Graf Goluchowski fährt ja in jedem Jahr einmal nach Paris, hält sich dort acht Tage auf, und wenn unsere Officiösen bereits von schweren diplomatischen Verwicklungen geheimnisvoll berichten, so ahnen sie nicht, dass unser friedfertiger Minister des Aeußern

bloß sein Mundwerk, das ja zu den wichtigsten gemeinsamen Angelegenheiten beider Reichshälften gehört, nachsehen und eventuell plombieren lassen wollte. Nicht so die Fürstin Metternich. Sie lässt sich ihren ausländischen Zahnarzt alljährlich, wenn die Zeit der Blumencorsos naht, nach Wien in das Hotel Bristol kommen. Nun sind Ausnahmen bezüglich der Zulassung ausländischer Aerzte zur Praxis nur für jene festgestellt, die an den Landesgrenzen ihren Beruf ausüben. Anders verhalten sich unsere Behörden dem Leibzahnarzte der Fürstin Metternich gegenüber, dem die Wiener Praxis nicht nur gestattet, sondern »thunlichst« erleichtert wird. Da auch unsere Capacitäten ins Ausland berufen werden, so müsste man sich wohl nicht daran stoßen, wenn unsere Behörden bei Gastspielen hervorragender ausländischer Aerzte durch die Finger sehen. Aber welch ein Apparat wird von unseren Aemtern aufgeboten, wenn ihnen die Fürstin Metternich die Zähne zeigt! Im Winter schon werden »von oben« alle Vorbereitungen für die ungestörte Reparatur des durchlauchtigen und großmächtigen Mundes getroffen, im Winter ergeht alljährlich, wie ich aus dem mir übersandten Citat der ‚Aerztlichen Reformzeitung' erfahre, »laut Physikatsbericht an den Magistrat ein Erlass des Ministeriums des Innern im Wege der Statthalterei, womit die politische Behörde erster Instanz aufgefordert wird, den sächsischen wandernden Hofzahnarzt in der Ausübung seiner Praxis an einigen hochgestellten Persönlichkeiten nicht zu behelligen«. Und die nichtbeschäftigten einheimischen Aerzte können sich inzwischen bloß damit beschäftigen, die Steuern pünktlich zu zahlen .... Wenn ihnen diese Thätigkeit allzu monoton erscheint, so mögen sie zum Zeitvertreib vor den Verwaltungsgerichtshof gehen und ihn fragen, ob in Oesterreich ein Wink der Gönnerin Edgars v. Spiegl genügt, um die Behörden zur materiellen und moralischen Schädigung einheimischer Gewerbetreibender zu animieren.

Leser in Prag. Sie irren. Herr Nicolaus Th. Dumba, der in den Verwaltungsrath der Länderbank wiedergewählt wurde, ist nicht der Verstorbene, sondern dessen Vetter. Es ist aber charakteristisch, dass viele Leute in dem Glauben waren, es handle sich um jenen Dumba, der einen Tag vor der Generalversammlung begraben wurde. Man ist es so gewöhnt, dass Verwaltungsräthe zu schweigen haben, dass der Gedanke naheliegt, Todte müssten eigentlich die besten Verwaltungsräthe sein

Maler Joseph M. Auchentaller. Ihre Verwahrung gegenüber der Behauptung, dass Sie am Arrangement der diesmaligen Secessionsausstellung betheiligt seien, bringe ich gerne zur Kenntnis meiner Leser.

G. J. Das k. k. Stilgefühl will's nun einmal nicht anders. Unklarheit kann man unserem Amtsdeutsch freilich nicht zum Vorwurf machen. Das beweist der von Ihnen mitgetheilte Satz: »Falls diese Legitimation dem Inhaber in Verlust geräth, ist derselbe verpflichtet, hievon derjenigen k. k., beziehungsweise k. u. k. obersten

Centralstelle, Landesbehörde, beziehungsweise dem obersten Hofamte, welche, beziehungsweise welches diese Legitimation ausgestellt hat, unverzüglich Anzeige zu erstatten.« – Diese wirklich präcise Bestimmung findet sich auf Seite 15 der amtlichen Legitimation für k. k., beziehungsweise k. u. k. Staats- und Hofbedienstete.

»*Diverse schwer geschädigte Interessenten.*« Die ,Fackel' hat auf die fortgesetzten Preiserhöhungen durch das Petroleumcartell schon zweimal – vor den Abgeordneten Schlesinger und Genossen und vor dem ,Deutschen Volksblatt', auf das Sie sich berufen – hingewiesen. Seither hat sich die Oeffentlichkeit wiederholt mit dem Cartell beschäftigt, und sogar Herr Scharf, der seit 1. Jänner 1900 theilweise unbestechlich ist, bemüht sich, wieder einmal eine gute Sache zu compromittieren.

Dem Abonnenten des ,Wiener Tagblatt'. Sie wundern sich, dass die Verdonnerung des Schauspielerstandes just in dem Blatte des Herrn Frischauer verübt ward, der nicht genug Theaterfreikarten für sich, seine Familie und selbst die Leute in seiner Advokaturskanzlei zusammenscharren kann? Ja, die Directoren sind doch auf Herrn Frischauer nicht böse! – Die Besprechung des »Autorenabends« ist mir nicht entgangen. So lange ein Schriftsteller dem Redaktionsverbande eines Wiener Tagesjournals angehört, sind seine dramatischen oder novellistischen Leistungen durch die Marke der Collegialität geschützt. Herr Paul v. Schönthan hat – und das ist wahrlich kein Vergnügen – durch viele Jahre den Feuilletontheil des ,Wiener Tagblatt' geleitet. Selbstverständlich kehrte er, als Herr Frischauer an's Ruder kam, der Redaktion den Rücken. Einige Wochen später tritt er als Vorleser am »Wiener Autorenabend« auf, liest Feuilletons, die vielleicht früher im ,Wiener Tagblatt' am Sonntag erschienen sind, und – die ordinärste Anflegelung durch einen kritischen Landsknecht ist die Folge. So will's der Brauch in den Wiener Redactionen. – Bei dieser Gelegenheit sei ein kleiner Irrthum corrigiert. In der vorletzten Nummer erwähnte ich, dass das ,Wiener Tagblatt' Frischauers, dessen Gattin Präsidentin des Vereins »Kinderhort« sei, die Burgschauspieler todtschweige, die gratis an einer Veranstaltung dieses Vereins mitgewirkt haben. Und nun bittet mich die Präsidentin des »Kinderhort«, zu constatieren, dass sie nicht die Gattin des Eigenthümers des ,Wiener Tagblatt' ist. Ich freue mich dieser entschiedenen Verwahrung und füge die Versicherung hinzu, dass ich den naheliegenden Irrthum nicht absichtlich begieng. Das wäre nämlich eine sehr billige Taktik. Man bringt alle möglichen unbescholtenen Leute mit Herrn Frischauer in Verbindung und provociert dankende Ablehnungsschreiben von allen Seiten.

Besorgten Eltern. Am Tage des Erscheinens der Nr. 36 der ,Fackel', die den Selbstmord eines Handelsakademikers besprach, meldeten die Tagesblätter kurz und commentarlos, dass abermals ein Zögling des Herrn Sonndorfer sich das Leben genommen habe. Es war der Vierte in der Reihe der Frequentanten der Wiener Handels-

akademie, die seit Beginn dieses Schuljahres in den Tod gegangen sind. Ich verspreche, dass ich auf die zahllosen Zuschriften, die ich seither von den bekümmerten Eltern der Ueberlebenden, sowie von ehemaligen Hörern der Anstalt erhalten habe, in der nächsten Nummer zurückkommen werde.

Freundlichen Helfern musste ich es diesmal überlassen, den größeren Theil des Heftes fertigzustellen. Ich sage Allen, die mir anlässlich des Todes meines Vaters ihre Theilnahme bekundet haben, auf diesem Wege meinen herzlichen Dank.

ANTWORTEN DER GESCHÄFTSSTELLE.

Auf mehrere Anfragen. Das Wiener Oberlandesgericht hat mit Beschluss vom 16. Jänner 1900, G. Z. XXIII 59, 5359 entschieden, dass das Titelblatt einer Broschüre nicht als Marke angesehen werden kann, und dem Einspruch etlicher Buchhändler gegen die wegen Vergehens des Markeneingriffs erhobene Anklage (Siehe Nr. 10 und 12 der ‚Fackel‘) stattgegeben. Das ‚Oesterreichische Patentblatt‘, herausgegeben vom k. k. Patentamt, Nr. 5 vom 1. März, publiciert diese seltsame Entscheidung des Wiener Oberlandesgerichtes, versieht sie aber mit einer interessanten Anmerkung, deren Wortlaut folgender ist:

»Vergleiche hingegen unter anderem die Entscheidung des Handelsministeriums vom 31. October 1883, Z. 35247 und das Erkenntnis des Verwaltungsgerichtshofes vom 11. Juni 1884, Z. 1105 (Budw. Nr. 2165), mit welchem die gegen diese Entscheidung gerichtete Beschwerde als unbegründet abgewiesen wurde. In dem citierten Erkentnnisse des Verwaltungsgerichtshofes heißt es:

‚Durch das Markenschutzgesetz ist dem Inhaber von Pressgewerben die Möglichkeit geboten, sich gegen die Irreführung des Publicums über die Identität der Werke durch Registrierung von Schutzmarken (Sinnbildern, Chiffren, Vignetten) zu schützen, wobei sich jedoch die Verschiedenheit der Objecte des Nachdruckgesetzes und des Markenschutzgesetzes darin äußert, dass es sich bei Anwendung des letzteren niemals um das Verbot der mechanischen Vervielfältigung eines Werkes, sondern nur um die Berechtigung handeln kann, ein Werk mit einem bestimmten äußeren Merkmal auszustatten. . . . Durch § 33 des Pressgesetzes vom Jahre 1862, wonach jede Druckschrift den Namen des Druckers, sowie des Verlegers oder Herausgebers zu enthalten hat, ist gewiss nicht ausgeschlossen, dass ein Erzeuger von Druckwerken sich auch der durch das Markenschutzgesetz gebotenen, mehr in die Augen fallenden Mittel bediene, um seine Erzeugnisse von denen eines Andern zu unterscheiden.‘«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 38 Wien, Mitte April 1900 II. Jah

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS.

ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.

PREIS 10 KR. WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K. 7.—
» » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

DIE FACKEL

Nr. 38 WIEN, MITTE APRIL 1900 II. JAHR

GOLUCHOWSKI UND MILAN.

Von einem Freunde Oesterreichs am serbischen Hofe erhalte ich den folgenden Brief:*)

Belgrad, Anfang April.

Werter Herr,

Ihre Sendung ist glücklich angelangt, trotz den Argusaugen unserer Censur, und die Lecture Ihrer schönen und muthigen Artikel über die serbischen Angelegenheiten war sowohl für mich als auch für all die Freunde, denen ich diese wertvolle ‚Fackel‘-Collection anvertrauen konnte, eine Genugthuung, ein wahrhafter Genuss.

Ich persönlich war von jeher Austrophile und einer der überzeugtesten Mitarbeiter des verstorbenen Pirotschanatz, des Gründers der serbischen Fortschrittspartei. Nach der Ernüchterung und den Enttäuschungen des Berliner Vertrages, nach der Inauguration der neuen Orientpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie, die jetzt mit offenem Visir als Russlands Rivale in den Balkanstaaten auftrat, hatte sich jene neue politische Partei, die in ihren Reihen die besten Geister Serbiens vereinigte, entschlossen, mit allen Traditionen der Nationalpolitik zu brechen und das intime Einvernehmen, die vollkommene Solidarität der Ansichten und der Interessen Serbiens mit der Habsburger-Monarchie in ihr Programm aufzunehmen. Die Idee Pirotschanatz', für die er seine politischen Freunde

*) Original des Briefes französisch.

zu gewinnen wusste, war, dass es nach den Bestimmungen des Berliner Vertrags, hinter denen immer das Gespenst von San Stefano auftauchte, ein Anachronismus sein würde, an eine Herstellung der nationalen Einheit gegen den Willen Oesterreich-Ungarns oder auch nur trotz ihm zu denken, und dass wir in Zukunft vielmehr unsere ganze Hoffnung auf die Habsburger-Monarchie setzen und begreifen müssten, dass unsre nationalen Träume in dieser oder jener Form nur unter ihrer Aegide ihre mehr oder minder vollkommene Verwirklichung finden könnten.

Es dürfte Sie vielleicht überraschen, wenn ich Ihnen sage, dass ich — trotz alldem, was sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre abgespielt hat und selbst trotz dem letzten Fehler, der, ungeheuerlicher und unsinniger als alle anderen der österreichischen Orientpolitik, uns zu dem jüngsten Bubenstück des Königs Milan mit all seinen unseligen und verderblichen Consequenzen verholfen hat — nicht ganz daran verzweifle, dass die Zukunft Pirotschanatz Recht geben wird Und was diese Hoffnung in mir wieder aufleben lässt, das sind die Gerüchte, die bis ins Wartezimmer des Hofes zu Belgrad dringen: dass die Stellung des Grafen Goluchowski erschüttert sei, und dass dieser Minister, dessen Unfähigkeit, die Geschicke der Monarchie in so bewegten Zeiten zu leiten, notorisch ist, binnen kurzem von der ungeheuren Last seiner Vergehen erdrückt werden wird. Gebe es Gott, sowohl im Interesse Oesterreichs als zum Heile unseres unglücklichen Landes, dass diese Gerüchte sich so bald als möglich bestätigen; denn es darf keine Zeit mehr verloren, es dürfen keine neuen Fehler begangen werden.

Sie werden gewiss mit mir der Meinung sein, dass die Versicherungen des edlen Hausherrn vom Ballplatz vor den Delegationen weder eine Widerlegung noch auch nur eine ernsthafte Erörterung verdienen. Alle Welt weiß, dass dieses barbarische Regime, das an Schrecken und Corruption all das übertrifft, was man im König-

reich Neapel am Vorabend der Revolution des Jahres 1848 und nach derselben gesehen hat, und das eine Schande für die europäische Civilisation und ein Attentat auf das öffentliche Gewissen und die Sittlichkeit ist, in einem Lande wie Serbien ohne Zustimmung — um nicht zu sagen: ohne Ermuthigung — vonseiten Oesterreich-Ungarns nicht möglich gewesen wäre. Ich will nicht ungerecht sein und behaupten, dass Graf Goluchowski oder seine Agenten in Belgrad bis zur Billigung der Handlungen und und Thaten des Ex-Königs Serbiens und der serbischen Regierung gegangen, dass sie insbesondere Aufhetzer oder thätige Theilnehmer an dieser abscheulichen Gerichts-Komödie gewesen seien, die anlässlich des Attentates auf König Milan in Scene gesetzt wurde. Aber wahr ist es, dass die Geschichte Oesterreich-Ungarn ein gut Theil der Verantwortung dafür auferlegen wird, weil es in seiner serbischen und überhaupt seiner Orientpolitik mit König Milan gemeinsame Sache gemacht hat; denn nur Oesterreich-Ungarn und seiner moralischen Unterstützung ist es zu verdanken, dass dieses verbrecherische Individuum noch in Serbien ist und bleibt!

Sie fragen mich, werter Herr, nicht nach meiner Meinung über König Milan, da Sie wohl wissen, dass nicht bloß alle guten Serben, sondern alle rechtschaffenen Menschen der ganzen Welt nur eine Meinung, nur ein Gefühl des Abscheus und des Ekels für diese traurige Majestät haben können, die die Pathologie mit Recht dem Strafgesetz streitig machen dürfte. Gleichwohl werden Sie von mir Details wissen wollen über Milans Vergangenheit, seine Lebensweise und sein gegenwärtiges Verhältnis zu seiner Umgebung, seine Ideen, seine politischen Absichten — wenn es solche gibt — und überhaupt die Ziele, die er verfolgt oder zu verfolgen vorschützt, seit er seine scandalöse Geheimregierung eingerichtet und mit dem Rücken seines Sohnes gedeckt hat. Sie fragen mich nach meiner Meinung über König Alexander und bitten mich um

Aufschluss über die Beziehungen, die zwischen ihm und König Milan bestehen, und über die Gefühle, die Vater und Sohn einander entgegenbringen.

Zu meinem größten Bedauern kann ich Ihre Neugierde nur sehr unvollständig befriedigen. Auch würde ein noch so langer Brief nicht genügen, es würde vielmehr einen dicken Band füllen, wollte man aus der Vergangenheit unseres Ex-Herrschers alle Handlungen aufzählen, die den Herrscherpflichten oder auch nur jenen Pflichten widersprechen, die die elementarsten Forderungen der Moral jedem anständigen Menschen auferlegen. Ich wüsste Ihnen nicht zu sagen, ob all die Schändlichkeiten, all die Niederträchtigkeiten, Erbärmlichkeiten und Schreckensthaten, welche die verschiedenen Publicationen dem König Milan zur Last gelegt haben, buchstäblich wahr sind; diese Publicationen bilden eine ganze Literatur, ebenso erbaulich für die serbischen Patrioten wie für die Bekenner des Princips der Monarchie von Gottes Gnaden. Sicher aber würde ich es wagen, die Behauptung auf mein Gewissen zu nehmen, dass jede dieser Publicationen nichts enthält und nichts enthalten kann, dessen er nicht fähig gewesen wäre und wovon ihn irgendein Bedenken hätte abhalten können. Denn es gibt keinen Bereich der Niederträchtigkeit oder des Verbrechens, in dem dieser Mensch sich nicht versucht hätte, jederzeit mit vollendeter Schamlosigkeit und Meisterschaft. Er hat gestohlen, er hat falsch gespielt, er hat Mörder gedungen, er hat Frauen vergiftet, die wehrlos im Staatsgefängnis gefangen gehalten wurden, er hat falsche Zeugenaussagen erkauft, er hat die Rechte des Fürsten und des Mitgliedes des königlichen Hauses, sowie seine Vaterrechte verschachert, er hat die Interessen seines Vaterlandes verlicitiert, er hat die religiösen Gefühle seiner Frau, die er verstossen hatte, ausgeschrotet, indem er ihr mit dem Selbstmord drohte und von ihr auf diese Art Geld erpresste. — Wenn einmal seine vollständige und eingehende Biographie ge-

schrieben sein wird, wird sie sicher eines der vollendetsten Muster moralischer Verkommenheit liefern, und die Welt wird sich erstaunt fragen, wie es möglich gewesen sei, dass ein solches Ungeheuer am Ausgange des XIX. Jahrhunderts in einem Staate Mittel-Europas auf dem Throne geduldet wurde.

Vom Standpunkte der Moral ist König Milan heute genau derselbe, der er war, als unser grosses nationales Unglück, die Ermordung des Fürsten Michael, ihn auf den Thron Serbiens berief. Er hat sich sicher in keiner Hinsicht gebessert, aber andererseits könnte man auch nicht sagen, dass die Ausübung der Macht auf ihn einen verderblichen Einfluss ausgeübt hätte; weil eben an ihm nichts mehr zu verderben war, weil man sich in moralischer Hinsicht unmöglich etwas Niedrigeres vorstellen kann. Die Vorwürfe, die man in dieser Hinsicht unseren verschiedenen politischen Parteien, Staatsmännern oder Politikern, so besonders dem verstorbenen Johann Ristitsch, zu machen pflegt, entbehren jeder Grundlage. Im Gegentheil, König Milans corruptiver Einfluss wirkte ständig auf sämmtliche politische Fractionen und im einzelnen auf jene Männer, die sich in verschiedenen Epochen seiner besonderen Freundschaft erfreuten. Und das ist die hauptsächlichste, wenn nicht einzige Erklärung für den vollständigen Untergang der serbischen Fortschrittspartei, die doch an ihrer Spitze Männer wie Pirotschanatz, Garaschanin und Novakovitsch hatte, während die radicale Partei, die, ganz von Paschitsch geleitet, sich schließlich den Hass und die Verfolgungen König Milans zuzog, in ihren Reihen sowohl die breiten Massen unserer ackerbautreibenden Bevölkerung als alles vereinigt, was in der jungen Generation unseres Landes an moralischer und geistiger Kraft vorhanden ist, und so die bevollmächtigte Repräsentantin des serbischen Volkes geworden ist.

Zwei Ursachen haben jedoch dazu beigetragen, dass das Treiben König Milans in letzter Zeit noch

gefährlicher und noch verhasster wurde, dass seine Verbrechen noch größere Dimensionen annahmen als bisher. Das ist einerseits die Abnahme seiner geistigen Fähigkeiten infolge übermäßigen Alkoholgenusses und kraft der zerrüttenden Wirkung gewisser inveterierter Krankheiten, deren Geheimnis Prof. Neumann in Wien besser kennt denn irgend jemand. Andererseits ist es aber die Furcht, die sich seiner bemächtigt hat, ist es jene eigenthümliche Gemüthsverfassung aller großen Verbrecher, wie sie so vortrefflich und ergreifend in den unsterblichen Blättern Dostojewskis geschildert ist, die sie um den Verstand bringt, sie verwirrt, sie überall Feinde und Rächer sehen lässt, die ihnen Argwohn und Misstrauen gegen die ganze Welt einflösst, bis sie endlich sterben, ohne jedoch die heilsame Tortur der Gewissensbisse durchgemacht zu haben, bis sie zugrunde gehen, bis sie erdrückt werden von der Last ihrer verfluchten Thaten.

König Milan ist bereits so weit, dass er ohne Unterschied nach rechts und nach links schlägt, weil er nichts mehr sieht als Verschwörungen, angezettelt aus Rache oder aus Verrath. Er weiss, dass er zahlreiche Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten verübt hat; und er hat Angst vor all jenen — und die sind sehr zahlreich —, die durch ihn gelitten haben. Er gibt sich Rechenschaft darüber, dass seine Politik verderblich ist für das Land, das sie ruiniert und entehrt, und er fürchtet alle jene, die er patriotischer Gefühlsregungen für fähig hält. In der Zügellosigkeit seiner verbrecherischen Leidenschaften passiert es ihm bereits, dass er auf Bedenken stösst, oder auf die Weigerung, theilzunehmen, seitens jener Menschen, von denen er blinden Gehorsam gewohnt war; und so ist er misstrauisch gegen seine Diener geworden, die bisher die gefügigsten Vollzieher seiner Wünsche waren. Seine Diener und seine Complicen schauen einander schreckensbleich an; jetzt sind sie an der Reihe, den Zorn ihres Herrn zu fürchten.

Und heute zittert alles im Palais zu Belgrad, von König Alexander angefangen, vor König Milan. Man weiß, dass er zu Allem fähig und vollkommen gewissenlos ist. Man hat auch begriffen, dass nichts vor ihm schützt, nichts mehr genügende Sicherheit gewährt, solange Milan die Mittel in Händen hat, um zu schaden, nicht der blindeste Gehorsam, nicht das eifrigste Bemühen, seine Wünsche zu errathen und seinen Anordnungen zuvorzukommen. In seinen Anfällen, die immer häufiger und immer heftiger werden, macht er gar keinen Unterschied mehr, er kann Freund und Feind nicht mehr unterscheiden. Wenn er das noch einige Zeit fortsetzt — es ist wohl unmöglich —, so wird man sich nicht wundern dürfen, von einer Palastrevolution zu vernehmen, einer Wiederholung der Nacht des 1. April, die Serbien von diesem Ungeheuer befreien wird, das alle Neronen und alle Caligulas der Weltgeschichte in den Schatten stellt.

Was könnte ich Ihnen jetzt vom König Alexander sagen? Er ist noch so jung, und man hat schon soviel von ihm gesprochen; man hat über ihn, dank den außerordentlichen Verhältnissen seiner so kurzen und doch so ereignisreichen Regierung, in der tollsten Weise geurtheilt. Seinerzeit, am Morgen nach der Nacht des 1. April, als er, noch ein Kind, so tapfer die Vertheidigung der Rechte seines Volkes gegen jene Regenten in die Hand nahm, die seine königlichen Vorrechte ausübten und mißbrauchten, hat man ihn als Musterkönig, ja als Genie ausgerufen. Später sprach man ihm die alltäglichsten Fähigkeiten ab und gab ihn als Crétin und als Ungeheuer aus, baar jedes moralischen Gefühles. Nun, das eine wie das andere Mal war man im Irrthum. König Alexander ist nichts anderes als ein junger Mensch von richtigem Mittelwuchs, der keineswegs über den Durchschnitt hervorragt. Um jedoch vollkommen genau zu sein, muss man sagen, dass er hinsichtlich seiner intellectuellen Fähigkeiten merklich über dem Durchschnitt, aber ebenso hin-

sichtlich seiner Energie, seiner Willenskraft darunter steht. Dieser Mangel erklärt seine Vorliebe für Geheimniskrämereien, sowie seine verblüffende Gabe, sich zu verstellen und sich zu verschließen, nichts von seinen Plänen merken zu lassen, fast bis zum Augenblick ihrer Ausführung. Er braucht faits accomplis, um sich hinter ihnen zu verschanzen, und um sie den Reclamationen derer entgegenzuhalten, denen er nicht offen zu trotzen wagt.

Würde König Alexander von seinem Vater und dessen unheilvollem Einfluß befreit werden, er wäre ein guter constitutioneller König. Ich glaube behaupten zu können, dass, der odiosen Rolle zum Trotz, die ihn sein Vater in der letzten Zeit, insbesondere gelegentlich des unerhörten Hochverrathsprocesses spielen ließ, Alexander an und für sich nicht schlecht ist, und dass er aus eigenem Antriebe nie daran gedacht hätte, eine Gemeinheit zu begehen. Das Sittlichkeitsgefühl ist bei ihm noch nicht genügend entwickelt, um in ihm das Gefühl des Ekels wachzurufen und um ihn mit Entrüstung alle Zumuthungen zurückweisen zu lassen, die der Ehrenhaftigkeit widersprechen und die das Gewissen eines Rechtschaffenen beleidigen; aber seine Tendenzen, seine natürlichen Neigungen ziehen ihn auch nicht zum Bösen und würden ihn nie veranlassen, niedrige Handlungen zu begehen, um ein persönliches Gelüsten zu befriedigen.

Für die Opfer König Milans, die im letzten Process verurtheilt wurden, zeigt König Alexander — wie ich auf Grund persönlicher Beobachtung versichern zu können glaube — seit Neuestem einiges Interesse und Mitleid. Er weiß, dass alle diese Leute unschuldig sind, und er musste es auch wissen im Moment, da sie verurtheilt wurden. Er hatte damals die Schwäche, dem Drängen seines Vaters nachzugeben und diesen Justizmord geschehen zu lassen, der immer ein dunkler Punkt in seiner Regierung bleiben wird; aber er selbst hat vom ersten Augenblick an daran gedacht, eine

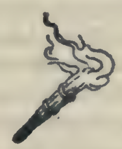
günstige Gelegenheit wahrzunehmen, wenn der Zorn seines Vaters verraucht wäre, um dessen Spuren, so weit es möglich sein wird, durch eine umfassende Amnestie zu tilgen.

Aber König Milans Zorn verraucht nicht, und, was noch ärger ist, er fürchtet seine Opfer, vornehmlich einige unter ihnen, und widersetzt sich darum ihrer Freilassung. Sein Wunsch, sein unveränderlicher Wille ist nicht mehr und nicht weniger, als sie im Kerker sterben zu lassen, und um dies möglichst schnell zu erreichen, lässt er sie jeden Tag neue Torturen an Leib und Seele erdulden.

Für Milan handelt es sich jetzt darum, ob König Alexander verstehen wird, ihm die Spitze zu bieten, oder ob er ihm schließlich doch, wie er es gewöhnlich that, nachgeben und ihn handeln lassen wird. Er hat allen Grund, zu fürchten, dass dies das letzte Mal gewesen sei. Denn diesmal hat der Vater alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um seinen Sohn hilflos zu machen und ihn zu isolieren. Und ich sehe nicht, von welcher Seite diesem Hilfe kommen könnte, um ihn zu einer wohlthätigen Initiative zu veranlassen, bevor es zu spät wird, wofern nicht Oesterreich-Ungarn in zwölfter Stunde — es ist spät, aber es ist noch Zeit — einsieht, dass seine Politik der Solidarität mit Milan verbrecherisch und sinnlos war, wofern es nicht daran geht, gutzumachen, was noch gutzumachen ist. Ein freimüthiges Wort Oesterreich-Ungarns, in entschiedenem Tone gesagt, würde genügen, dem Willen König Alexanders die nöthige Richtung zu geben; denn es würde ihm klar machen, dass die ganze civilisierte Welt die serbischen Vorgänge der letzten Zeit und die der Gegenwart missbilligt. Aber wird Oesterreich-Ungarn dieses Wort sprechen?

Ich wünsche es sehr, glauben Sie mir, werther Herr, nicht nur, damit dieses unerträgliche Régime, das Serbien zugrunde richtet und das die serbische

Nation degeneriert, ein Ende nehme, sondern damit auch das Ansehen Oesterreich-Ungarns in den Balkanstaaten wenigstens zum Theil wieder hergestellt werde. Andernfalls, wenn man die unglücklichen Opfer der Schurkerei und der Ruchlosigkeit König Milans im Kerker verschmachten lässt, wird sich in Serbien und in allen serbischen Völkerschaften außerhalb der Grenzen des Königreichs eine Märtyrerlegende an ihre Namen knüpfen, die ebenso schwer auf dem Geschicke der Obrenovitsch wie auf der Orientpolitik der Habsburger-Monarchie lasten wird — schwerer und gefahrvoller, als es die ganze Thätigkeit dieser Männer und unserer politischen Parteien hätte thun können, und wäre sie die bösartigste und unversöhnlichste gewesen!



WELTAUSSTELLUNG.

Die Osterfeiertage wurden den Wienern durch die Lectüre der Pariser Berichte über die Eröffnung der Weltausstellung vergällt. Schon der Anblick des 116 Seiten starken ‚Neuen Wiener Tagblatt' wirkte verstimmend und aufreizend. Man gedachte der Unsummen schmutzigen Geldes, die dem Ungethüm in den Rachen gestopft werden mussten, bevor sein Mastbauch zu solch polizeiwidrigem Umfang anschwoll. Für die Literatur war diesmal kein Platz. Sie musste mit der oberen Hälfte einer Inseratenseite vorlieb nehmen, und man genoss den Anblick, oben »Ich, Hermann Bahr!« und darunter »Ich, Anna Csillag!« annonciert zu sehen. Das Vorwort zum kleinen Anzeiger gehörte diesmal Herrn Wilhelm Singer, und keinem

andern außer ihm. Wien empfieng die Kunde von einem Ereignis. Herr Wilhelm Singer ist persönlich in Paris gewesen und — was noch mehr ist — der Präsident der Republik, Herr Emil Loubet, hat ihn im Elysée empfangen. Nun könnte man ja einwenden, dass Herr Loubet auch schon andere Corruptionsjournalisten in seinem bewegten Leben empfangen hat, und dass der Empfang des Herrn Singer darum nichts so Auffallendes sei, dass er der aufhorchenden Welt in spaltenlangen Telegrammen gemeldet werden müsste. Aber vielleicht hat Loubet Herrn Singer die wichtigsten Aufschlüsse über den momentanen Gesundheitszustand Alfred Dreyfus' ertheilt, vielleicht hat er ihn ermuntert, im Kampfe um Gerechtigkeit, Pauschalien und die anderen Güter der Menschheit nicht zu erlahmen? Nichts von alledem. Herr Loubet hat mit Singer über alle möglichen Dinge gesprochen, aber Singer muss es sich versagen, diese Ausführungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. »Der freundschaftliche Charakter, den der Präsident der Republik dem Empfange zu verleihen die Güte hatte«, legt Herrn Singer Discretion auf. »So muss ich mich denn, wie schwer dies einem Journalisten auch fallen mag, aus Gründen des Tactes auf die Verzeichnung des Empfanges selbst beschränken.« Was die aufhorchende Welt also am Ostersonntag von der ersten Seite des ‚Neuen Wiener Tagblatt' erfuhr, ist, dass Herr Singer, so schwer ihm dies auch fällt, einmal tactvoll war. Dies das bedeutungsvolle Ergebnis der Entrevue Singer-Loubet. Der Chefredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt', der sich nicht immer gerade aus Gründen des Tactes Schweigen auferlegt hat, ist aber nicht nur von Herrn Loubet empfangen worden. Auch der Präsident des französchen Parlaments, Deschanel, empfieng ihn, und die Ausführungen dieses Herrn darf er sogar »der Oeffentlichkeit übergeben«. Herr Singer freilich revanchierte sich dermaßen durch Speichelleckerei, dass die Oeffentlichkeit nahe daran ist, sich selbst zu übergeben. Be-

merkenswert an den Aeußerungen des Kammerpräsidenten ist die Versicherung, dass »Frankreich sich von seiner Presse unterscheide«. O, hätte ihm jemand beim Eintritt des Herrn Singer zurufen können, dass sich .auch Oesterreich von seiner Presse unterscheidet!

*

Für die ‚Neue Freie Presse' hat Frischauer die Berichterstattung im »größten Stil« übernommen. Dass es auch der beste ist, beweisen Sätze wie: »Die Instrumente der tausend Musiker durchdringen den weiten Raum« oder »Tausende eifrige Hände wirken mit, durch die Nachtarbeit das Ausstellungswerk zu fördern. Schweigsam verrichten sie ihr Werk.« Es berührt eigenthümlich, wenn ein Frischauer zugeben muss, dass es auch Hände gibt, die nicht zum Reden dienen ... Für den größten Stil der Berichterstattung ist aber die folgende Stelle des Telegramms vom 14. April bezeichnend: »... Noch während des Gesanges erschien plötzlich ein livrierter Bedienter mit breiter Goldtresse auf dem Hute in der Loge des Präsidenten. Er brachte Herrn Loubet den Ueberzieher und half ihm hinein. Noch eine zeitlang dauerte der Chor. Da setzte sich Herr Loubet mit seinem Ueberzieher nieder ...« — — Wäre der Zeitungsstempel nicht aufgehoben worden, so hätten wir von all diesen Details nichts erfahren. Jetzt scheut die Generosität der Herausgeber keine Kosten. Sie hat uns auch die interessante Meldung: »Sectionschef Horowitz trägt die Beamtenuniform« ins Haus gebracht. Vor 1. Jänner gieng man ahnungslos und achtlos an den Ereignissen vorüber ...

*

Der große Stil erstreckt sich natürlich auch auf die eingehendste Beachtung der ausstellenden Firmen. Die Wiener Blätter sind in Paris würdig repräsentiert. Ein Heer geschulter Erpresser ist in die Ausstellung entsendet worden, und der Berichterstatter empfängt seine Inspirationen wieder einmal aus der Hand des

Inseratenagenten, der von Zeit zu Zeit schleicht und für jedes anerkennende Wort, das der Präsident der französischen Republik sprach, seinen Tarif bereit hält. So haben es diese Subjecte auch bei den Wiener Ausstellungen getrieben. Sie drängten sich bis in die Nähe des Kaisers und handelten mit jedem einzelnen Aussteller den Preis der willkürlich redigierten kaiserlichen Ansprache aus ... Wer aber wollte von der Reportage Reinheit verlangen, wenn der staatliche Katalog einer Ausstellung nicht unbestechlich ist? Die Mysterien des österreichischen »Generalcommissariats« in Paris harren noch der Enthüllung. Dass es Mysterien gibt, dafür bürgt der Name W. Exner. Charakteristisch ist allein die Thatsache, die eine der ersten Wiener Firmen veranlasste, ihre bereits unterwegs befindlichen Ausstellungsobjecte nach Wien zurück zu dirigieren. Herr J. Weidman hat an das Generalcommissariat ein Schreiben gerichtet, in dem er den auffallenden Schritt damit begründet, dass in dem officiellen Katalog auf Seite 140 des Heftes 8 eine einzelne Firma der Ledergalanteriewaren-Industrie in kritischer Art hervorgehoben und über alle anderen Vertreter der Branche gestellt wird. (Ich erbat von Herrn Weidman eine Abschrift seines Briefes, der in der ‚Neuen Freien Presse' begreiflicherweise verstümmelt und gemildert wiedergegeben war.) »Diese, dem Wesen eines officiellen Kataloges kaum entsprechende Parteinahme, die übrigens auch noch an anderer Stelle deutlich zum Ausdrucke kommt, zwingt mich, auf die Theilnahme an einer Ausstellung zu verzichten, bei der dem Urtheile der Welt von solcher Stelle aus zu Gunsten Einzelner vorgegriffen wird.« Herr Sectionschef Exner wird gut thun, ehestens die dunkle Sache aufzuklären und womöglich den Glauben zu zerstören, dass seine guten Beziehungen zur Wiener Journalistik ihn zur Annahme ihrer schlechten Gewohnheiten verführt haben. Vielleicht wird bei dieser Gelegenheit auch über die große Summe — mehr als eine Million,

wie man behauptet — gesprochen, die vom Staate für Ausstellungszwecke zur Verfügung gestellt wurde. Es ist eine Thatsache, dass dieses Geld zum Baue eines für Herrn Exner und seinen Stab bestimmten Hauses, für die ewigen Reisen, Reclamen u. s. w. verwendet und dass die österreichischen Aussteller gezwungen wurden, die allgemeine Ausstattung der Räume, die von der französischen Regierung gratis beigestellt wurden, aus ihrer Tasche zu zahlen.

* * *

KÖNIGTHUM SONNDORFER.

Herr Dr. Rudolf **Sonndorfer,** k. k. Regierungsrath, a. o. Professor an der k. und k. Consular-Akademie, Mitglied der k. k. Prüfungs-Commission für das Lehramt an höheren Handelsschulen (Handels-Akademien), ordentl. Mitglied des Versicherungsbeirathes im Ministerium des Innern und der k. k. Prüfungs-Commission für die Autorisierung von Versicherungs-Technikern, corresp. Mitglied der n. ö. Handels- und Gewerbekammer, Ritter des kais. österr. Ordens der eisernen Krone III. Cl., Besitzer der kais. österr. goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst und der französischen »Décoration du mérite agricole«, Ritter des königl. sächsischen Albrecht-Ordens I. Cl., des königl. schwedischen Nordstern-Ordens und des königl. italienischen Kronen-Ordens, Officier des kais. brasilianischen Rosen-Ordens und des königl. rumänischen Ordens »Stern von Rumänien«, Commandeur des königl. spanischen Isabellen-Ordens, des königl. serbischen St. Sava-Ordens und des kais. ottomanischen Meschidie-Ordens, gibt namens des Lehrkörpers und der tiefbetrübten Schüler der »Wiener Handels-Akademie« Nachricht von dem Dahinscheiden des Schülers im I. Jahrgange

Wilhelm G.,

der nach kurzem Leiden an der Handels-Akademie zu seinen Vorgängern versammelt ward.

Nach kurzem Leiden! Vor drei Wochen, als jene Nummer der Fackel, die den dritten Selbstmord an der Wiener Handelsakademie besprach, eben in die Hände

der Leser gelangt war, sind wieder jammernde Eltern am Grabe der Hoffnung gestanden, die sie auf einen blühenden Sohn gesetzt hatten. Nach wenigen Monaten — er besuchte den I. Jahrgang — hat der unglückliche Jüngling den Kampf um's Dasein an der Wiener Handelsakademie aufgegeben, einen Kampf, in dem die »Passendsten«, jene, die dem Regime Sonndorfer am besten sich anzupassen verstehen, im buchstäblichen Sinne die Ueberlebenden sind. Drei Collegen hatte er binnen kurzer Frist in den Tod gehen sehen. Moriatur sequens! . . . .

Wenn aber angesichts der Selbstmordepidemie, die an einer von 900 Zöglingen besuchten Lehranstalt ausgebrochen ist, niemand die Hände rührt; wenn kein Staatsanwalt in der Zeit der Kindermisshandlungsprocesse dafür Verständnis zeigt, dass jene, die Kinder durch Quälen so weit treiben, dass sie Hand an sich legen, nicht minder schuldig sind als die Entarteten, die Kinder morden; wenn sämmtliche Tagesblätter in Wien stumm bleiben und wenn, da in einem Jahre der vierte Schüler der Handelsakademie sich erschoss, die meisten von ihnen vermieden haben, in der kurzen Notiz über seinen Tod die Schule zu nennen, die er besucht hatte: das öffentliche Gewissen kann nicht still bleiben. Und wenn es zu schlagen begonnen hat, dann wird es auch zu treffen wissen.

Die Wiener Handelsakademie wird von ihrem titelreichen Leiter — ihrem Titulardirector, der in Wahrheit ihr unumschränkter Regent ist — »unser erstes commercielles Institut« genannt. Und wahr ist es auch, dass dieses Institut nach bewährten commerciellen Grundsätzen geleitet wird. Es ist ein ausgezeichnetes Geschäft, dessen Kundenkreis sich ständig vergrößert, und gegen das keine Concurrenz aufkommen kann, weil es auf den Verschleiß des Einjährig-Freiwilligenrechtes für Kaufleute ein Monopol hat. So kann es den höchsten Preis für den ertheilten Unterricht fordern und von Jahr zu Jahr steigende Ueber-

schüsse erzielen. Das Akademiegebäude steht nur mehr mit 100,000 Gulden, kaum dem fünften Theil seines Wertes, zu Buch und der Akademiefonds beträgt 418,000 Gulden. Die Unterstützungen, die für unbemittelte Schüler geleistet werden, damit der Schein aufrechterhalten werde, als diene das Institut auch öffentlichen Interessen, werden immer mehr mit fremdem Geld bezahlt, wie sich aus der folgenden Zusammenstellung ergibt:

1896:	zur Unterstützung mitteloser Schüler	2055·45	Gulden
	Davon durch Sammlung bei den Schülern	1141·89	»
	durch anderweitige Spenden .	300	»
1897:	zur Unterstützung mitteloser Schüler	1867·65	»
	Davon durch Sammlung bei den Schülern	1089·78	»
	durch anderweitige Spenden .	320	»
1898:	zur Unterstützung mitteloser Schüler	1602·40	»
	Davon durch Sammlung bei den Schülern	891·84	»
	durch anderweitige Spenden .	140	»
1899:	znr Unterstützung mitteloser Schüler	1713·43	»
	Davon durch Sammlung bei den Schülern	852·27	»
	durch anderweitige Spenden .	460	»

Es wurden also von der Handelsakademie selbst für mittellose Schüler folgende Beiträge geleistet, die theils zu Unterstützungen in Barem, theils als Reisegelder, theils zur Anschaffung von Lehrbüchern und Schreibmaterialien dienten:

			an Unterstützungen Gulden
1896	(Akademiefonds 397.856·12 Gulden)		. 613·56
1897	»	403.419·64 »	. 457·87
1898	»	411.116·55 »	. 570·56
1899	»	418.088·15 »	. 401·16

Man sieht, im Vergleich zur Wiener Handelsakademie ist etwa die Nordbahn oder die Creditanstalt ein Wohlthätigkeitsunternehmen. Wenn aber die Handelsakademie ausschließlich von geschäftlichen Rücksichten geleitet wird, dann wird sie doch wenigstens ihren Kunden gute Ware, einen vortrefflichen Unterricht durch tüchtige Lehrer bieten? . . . Es liegt nicht in meiner Absicht, hier in eine Kritik des Lehrplanes und des Lehrzwecks einzugehen. Nur das pädagogische System, das im Königthum Sonndorfer befolgt wird, will ich erörtern.

Das Schülermaterial der Handelsakademie bedarf ganz besonders der Leitung durch tüchtige Pädagogen. Diese Schülerschaar setzt sich zum größeren Theil aus Elementen zusammen, die im Gymnasium oder in der Realschule nicht weiterzukommen befürchten und sich deshalb widerwillig dem Kaufmannsberuf zuwenden; zum geringeren Theile aus solchen, die aus Neigung oder weil sie im väterlichen Geschäft eines ruhigen und behaglichen Plätzchens sicher sind, kaufmännische Studien betreiben. Diese wissen gar wohl und können es zum Ueberfluss von ihren Vätern hören, die mit Absolventen der Wiener Handelsakademie bereits traurige Erfahrungen gemacht haben, dass der Lehrstoff dieser Schule für ihre Zukunft zumeist überflüssiger Ballast ist und dass sie das eigentlich Nothwendige sich später in der Geschäftspraxis anzueignen haben werden. Sie wissen, dass zur Aneignung der theoretischen Vorbildung, deren sie bedürfen, in Wahrheit zwei bis vier Monate genügen würden und dass sie nur um des Einjährigenrechtes willen drei Jahre ab-

sitzen müssen. Lieber sich unter ein hartes Schuljoch beugen als dreijähriges Kniebeugen unter der Fuchtel des Unterofficiers. Eine Schülerschaft von solcher Zusammensetzung zeichnet sich begreiflicherweise nicht zunächst durch Wissbegierde und ernstes Pflichtgefühl aus. Und dadurch, dass sie infolge des hohen Schulgelds zum überwiegenden Theil aus den Söhnen vermögender Leute besteht, kann ihre geistige Artung sicherlich nicht verbessert werden. Großmannssucht und Leichtsinn müssen an der Wiener Handelsakademie verbreiteter sein als in jeder anderen Schule. Wer diese jungen Leute zu führen hat, wird verstehen müssen, ihren geringen Lerneifer zu stärken, indem er den Unterricht thunlichst anziehend gestaltet, und ihr Pflichtgefühl durch den Appell an ihr Ehrgefühl zu heben, einen Appell, der just bei jungen Leuten, die gern die Erwachsenen spielen möchten, selten vergeblich bleibt.

Wie aber Herr Sonndorfer und die ihm unterstehende Lehrerschaft ihre Aufgabe erfüllen, das werde ich das nächstemal zeigen. Dann dürften Väter, die nicht die Eitelkeit treibt, ihre Söhne mit Einjährigenstreifen sehen zu wollen, begreifen, um wie viel weniger der Druck des Soldatenlebens, der reiferen Menschen auferlegt wird, ihren Kindern zu schaden vermag, als das Joch des Herrn Sonndorfer. Sie werden erkennen, warum das Ehrgefühl, wenn es in Schülern der Wiener Handelsakademie sich kräftiger regt, diese bedauernswerten Knaben in den Tod treibt.

* * *

Die Pariser Reisestipendien des niederösterreichischen Gewerbevereins.

Die kunstgewerbliche Abtheilung des Gewerbevereines, die sich schon bei früheren Gelegenheiten als die tüchtigste und fortschrittlichste erwiesen hat, kam auf den dankenswerten Einfall, für geschickte Kunsthandwerker, denen ein Besuch der Pariser Weltausstellung wichtigen Lehrstoff bieten könnte, die aber zu dieser Reise nicht die

Mittel besässen, sechs Stipendien auszuschreiben. Die Sache war bereits zum Entschluss gediehen, als die leitenden Persönlichkeiten des Gewerbevereines von diesem Vorhaben erfuhren. Und da es ihnen unpassend erschien, dass der große, enorm reiche Verein hinter einer kleinen Fraction zurückstehen sollte, so vereinbarten sie in mehreren bewegten Sitzungen, dass im Namen des gesammten Gewerbevereines nunmehr zehn Stipendien ausgeschrieben werden sollten, von denen freilich sechs die kunstgewerbliche Abtheilung zu bezahlen hätte. Bei diesen Sitzungen waren die ursprünglich festgesetzten Summen bereits um einige hundert Kronen herabgedrückt worden; ein junger begabter Kunstindustrieller hatte — weil er für eine minder schmutzige Gebahrung eintrat — ehrenrührige Vorwürfe erhalten, die ihn zum Austritt aus dem Gewerbeverein und zur Klageführung zwangen.

Kurz nachher erschien die Stipendien-Ausschreibung des niederösterreichischen Gewerbevereines in den Tagesblättern. Die Petenten wurden an das Secretariat gewiesen und erhielten dort einen Zettel, der die näheren Bedingungen verlautbarte. »Der niederösterreichische Gewerbeverein«, hieß es dort, »schreibt aus dem der Abtheilung für Kunstgewerbe zur Verfügung stehenden Fonds und aus Vereinsmitteln zehn Stipendien von je 700 Kronen zum Besuche der Weltausstellung in Paris 1900 für Angehörige des Gewerbe-, beziehungsweise des Kunstgewerbestandes aus.« Die Bewerber müssten nicht nur nachweisen, dass sie »in praktischer Verwendung stehen«, sondern es müsse »ihre bisherige Verwendung eine solche gewesen sein, dass sich von der beabsichtigten Studienreise ein entsprechender Erfolg erhoffen lässt.« Sie »müssen Angehörige der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder« sein. Unter diesen »haben Niederösterreicher und bei gleicher Eignung diejenigen, welche Kenntnisse der französischen Sprache haben, den Vorzug.« (Welch' mühsame Auswahl, um schließlich doch zu den Söhnen der Juroren zu gelangen!) »Bei der Verleihung werden ferner die verschiedenen Hauptrichtungen des Gewerbes und Kunstgewerbes thunlichst berücksichtigt werden.« »Der Nachweis der fachlichen Befähigung kann sowohl durch Zeugnisse als auch durch Vorlage von bisherigen Entwürfen oder Namhaftmachung von bestimmten selbstständigen Arbeiten, welche die Bewerber bisher ausgeführt haben, erfolgen.«

Der Effect dieser Ausschreibung war ein ansehnlicher. Jeder Gewerbetreibende, der auf irgend welche Erfolge hinweisen konnte, sandte sein Gesuch mit allen möglichen Zeugnissen und Belegen ein. Jeden Augenblick klopfte es an der Thür des Vereinssecretariats in der Eschenbachgasse Nr. 11, und ein armer Handwerker trat mit schüchterner Miene herein und bat um die »Bedingungen«. Ueber zwei Hundert Gesuche liefen ein, darunter auch solche von wirklich tüchtigen, ja im Ausland schon berühmten österreichischen Kunsthandwerkern.

Aber der niederösterreichische Gewerbeverein hat die armen Petenten schnöde zum Besten gehalten.

Nicht ein einziger von all den verdienstvollen Handwerkern erhielt ein Stipendium. Die Summen flossen in die Taschen der Juroren! Diese Herren, sämmtlich Chefs großer Wiener Etablissements, trugen Bedenken, die paar Hundert Kronen dem Verdienste zuzuführen. Ihren eigenen Söhnen und Zeichnern, denen sie sonst das Reisegeld aus der eigenen Tasche hätten zahlen müssen, wiesen sie die Stipendien zu. Und die jungen Hausherrensöhne, die zwar gewöhnt sind, im »Zeugl« zu fahren, die aber niemals um das Gewerbe sich verdient gemacht haben, werden also auch die zehnmal 700 Kronen des Gewerbevereines in Paris verjuxen!

Die Namen der hoffnungsvollen Stipendisten seien hier zu ewigem Angedenken aufgezeichnet.

Das Jurymitglied Franke, Chef der bekannten Ledergalanterie-Firma, gab das Stipendium seinem Sohn.

Der Juror Richter, Chef der bekannten Broncewaren- und Beleuchtungsfirma D. Hollenbach's Neffen, gab das Stipendium seinem Sohn.

Der Juror Panigl, sogenannter Bildhauer (Verfertiger von Schablonenstukkaturen für Bauten), Hausbesitzer, Besitzer einer schönen Villa in Petersdorf, bereits bekannt durch jene scandalöse Unterbietung beim Burgbau, gab das Stipendium seinem Sohn, einem unbedeutenden jungen Menschen, trotzdem der bedeutendste Holzbildhauer Wiens, Franz Zelezny, in die engere Concurrenz gezogen war. Dieser Fall verdient noch eingehendere Beachtung.

Herr Pollak, Chef der Lederfirma Pollak und Joppich, erklärte vor Beginn der Jurysitzung, er könne an der Entscheidung nicht theilnehmen, weil sein Sohn eingereicht hätte. Sprach's und

entsandte einen Freund in die Jury, der Pollaks Sohn den Preis gab.

Herr Leopold Müller, Chef der großen Möbelfirma J. W. Müller, gab in Ermanglung eines Sohnes das Stipendium seinem Zeichner F. Moro. Dieses Urtheil hat wenigstens darin eine Berechtigung, dass Moro thatsächlich ein talentierter Möbelzeichner ist.

Herr Alexander Albert, k. u. k. Hof-Möbeltischler, gab das Stipendium seinem Zeichner Kathreiner.

Außerdem erhielten Stipendien die Herren Rogenhofer, gleichfalls Sohn eines Hausbesitzers und Gewerbevereinsmitgliedes (zufällig nicht in der Jury), Schellings, Sohn eines wohlhabenden Tapezierers, dann Umlauf, Juwelier, und Janitschek, Schlosser. Die Gründe der Bevorzugung der zuletzt Genannten sind mir nicht bekannt.

Es wäre Unrecht, zu verschweigen, dass nicht alle Theilnehmer der Jurysitzungen diesem Gebahren ruhig zusahen. Herr Carl Bamberger äußerte wiederholt seine Bedenken und Herr Bernhard Ludwig drohte, im Verwaltungsrath das Vorgehen der Jury streng zu rügen. Aber die Verlockung, 700 Kronen am eigenen Beutel zu ersparen, war zu groß und so kam dennoch dieser ungeheuerliche Urtheilsspruch zu Stande, diese gegenseitige Händewaschung ohne Gleichen. Ein Juror, der seinem eigenen Sohne wohl will, kann doch dem des Mitjurors nichts verweigern!

Einige hübsche Details seien noch hinzugefügt. Es hatten etwa zehn Bildhauer eingereicht, die Gesuche des Herrn Panigl jun. und des Franz Zelezny wurden zur engeren Wahl herausgesucht. Die künstlerischen Verdienste Zelezny's hätten die Jury nicht gerührt. Aber die Herren brauchen ihn. Fast jede bessere Wohnungseinrichtung der letzten Jahre hat zur Ausführung der Schnitzarbeiten dieses Künstlers bedurft. Der bekannte Engelhart'sche Kamin mit den Figuren Adams und Evas, das schöne Rosenzimmer aus der letzten Winterausstellung u. s. w. rühren von ihm her; der Kaiser, Nik. Dumba und andere Kunstmäcene haben viele seiner Arbeiten angekauft. Da aber Herr Panigl von seinem Sohne nicht lassen wollte, und da Herr Panigl ob seines schönen Bartes, seiner Heurigenrednergabe und seines Geldes in der Gilde viel gilt, so beschloss man, zwischen den beiden Petenten zu losen. Als man dem Künstler (Zelezny) dies hinterbrachte, wollte er sein Gesuch

zurückziehen. »Ich bin mir zu gut für a Lotterieg'spiel« meinte er, und glaubte auf seine Verdienste pochen zu können. Die Auslosung unterblieb, und der Sohn des Herrn Panigl erhielt das Stipendium . . .

* * *

Der Ausschuss des »Socialwissenschaftlichen Bildungsvereines« sendet mir folgende Berichtigung einer in Nr. 35 enthaltenen Zuschrift:

»Ersucht vom Obmannstellvertreter des Vereines, Dr. Karl Renner, einen Vortrag zu halten, hat Herr Professor v. Philippovich dies mit Rücksicht auf den damals unmittelbar bevorstehenden Zusammentritt des niederösterreichischen Landtages und seine Berufsthätigkeit für die nächste Zeit abgelehnt, uns jedoch freigestellt, uns im Laufe des Jahres wieder betreffs eines Vortrages an ihn zu wenden. Damit entfallen alle an die augenblickliche Ablehnung des Herrn Professor v. Philippovich geknüpften Folgerungen.«

Unser Pressgesetz wirkt, wie's eben alle schlechten Gesetze thun: es verleitet da zur Uebertretung, dort zum Missbrauch. Und der Versuchung zu beiden können auf die Dauer auch ehrenhafte Persönlichkeiten nicht widerstehen. Der Bedenken, die ihnen dabei auftauchen mögen, entschlagen sie sich um des vermeintlich guten Zweckes willen. Der Ausschuss des socialwissenschaftlichen Bildungsvereines befürchtet von einer wahrheitsgetreuen Darstellung des Gespräches, das sein Obmannstellvertreter mit Professor v. Philippovich geführt hat, eine Schädigung des Vereines; er zwingt mir also eine formell correcte Berichtigung auf, die den Anschein erwecken soll, als seien die Mittheilungen, die mein Gewährsmann unter Ehrenwort aufrechthält, gänzlich aus der Luft gegriffen. Das sind sie aber auf keinen Fall. Herr Dr. Renner selbst ließ mir durch einen gemeinsamen Bekannten mittheilen, dass im Laufe jenes Gespräches von Juden und Ariern allerdings die Rede gewesen sei. Er habe die Aeußerung gethan, der Verein zähle zu wenig christliche Mitglieder und wünsche solche durch Vorträge von Männern wie Professor Philippovich heranzuziehen; worauf der Professor geantwortet habe, das nütze nichts, die kämen auch so nicht. Ich weiß nicht, ob diese Version oder eine der zwei weiteren, die mir aus dem Ausschuss des Vereines berichtet wurden, die zutreffende ist. Und schließlich ist das für mich auch gleichgiltig. Einer

Berichtigung gegenüber einen gerichtlichen Wahrheitsbeweis zu führen, erlaubt ja das Gesetz nicht. Damit, dass unsre ganze Gesetzlichkeit bloßer Formalismus ist, müssen wir uns eben abfinden. Der Ausschuss des socialwissenschaftlichen Bildungsvereines brauchte mich nicht erst auf zarte Weise daran zu gemahnen, indem er sich bei der Zuschrift an mich eines Briefbogens bediente, der den Stempel »Abgeordnetenhaus« trägt . . . . .

Doch mir handelt es sich nicht um den Verein, dessen jugendliche Mitglieder offenbar viel mehr schwatzen, als sie nachher verantworten können, sondern um den Politiker Professor v. Philippovich. Als politische Erscheinung erinnert Philippovich an den Mann, auf den ein Ueberschätzer seiner Fähigkeiten einmal das Wort angewendet hat, er habe eine große Zukunft hinter sich. Aber ach, Ernst v. Plener hat diese große Zukunft nie vor sich gehabt. Gleich ihm ist Philippovich ein ehrenhafter Mann von vornehmer Bildung und vornehmem Wesen. Gleich ihm hat er sich nur allzu gern glauben machen lassen, dass er durch solche Eigenschaften zum Politiker berufen sei, da nirgends ein Beispiel echter politischer Führerbegabung ihn durch einen Vergleich abschreckt. Und wenn Philippovich heute offenbar einen Ministerposten anstrebt, so mag er, wie einst Plener, der Meinung sein, dass er durch die eigene Carrière unser gebildetes Bürgerthum zum Erfolge führe.

Noch ist Philippovich weit von der Höhe, von der Plener, als er sie kaum erklommen hatte, jäh herabstürzte, das liberale deutsche Bürgerthum in seinem Falle mit sich reißend. Je tiefer seit der Zeit, in der Plener emporkam, der standard unsres politischen Lebens gesunken ist, desto unschöner sind die Kniffe, ohne die, wie es scheint, Männer, die eben keine wahren Politiker sind, nicht emporzukommen glauben. Als eine Reihe von Kniffen erscheinen mir aber die wechselnden Stadien, die die Haltung des Professors v. Philippovich gegenüber der Judenfrage durchgemacht hat. Als er in das politische Leben eintrat, that er's mit dem Wunsche und in der Hoffnung, die tüchtigen Kräfte der Christlichsocialen und der liberalen Partei um sich sammeln zu können. Er begriff damals wohl, dass die liberale Partei, wenn ihr auch die Mehrzahl der Mandate genommen war, doch die mächtigere und darum zumeist zu bekämpfen sei. Und er war so sehr beflissen, keinen Bundesgenossen, der in diesem Kampfe aus dem christlichsocialen, mehr

noch aus dem deutschnationalen Lager zu ihm stoßen konnte, abzuschrecken, dass er in dem Programm seiner eigenen, der socialpolitischen Partei jede Aeußerung über die Judenfrage vermieden wissen wollte. In seiner ersten Rede im Landtag beglückwünschte er denn auch die christlichsociale Partei zu ihrem Erfolge gegenüber dem Wiener Liberalismus. Aber was geschah? Aus der Vereinigung der besten Männer der feindlichen Parteien ward nichts; die Durchführung dieses einfachen, im Grunde in jeder schwierigen Situation richtigen Gedankens glückt eben nur den größten Politikern. Bei der Reichsrathswahl im 9. Bezirk stellten Christlichsociale und Deutschnationale Herrn Professor v. Philippovich seinen Schüler Dr. Weiskirchner gegenüber, während die gekränkten Juden zumeist für Herrn Wrabetz stimmten. Wenn damals Philippovich, wie er's nach den Behauptungen seiner Freunde beabsichtigte, sich aus dem politischen Leben zurückgezogen hätte, so hätte man ihm Anerkennung zollen müssen als einem Mann, der rechtzeitig in einem Gebiete, in dem ja sein Lebenszweck nicht liegt, den Abstand zwischen seinem Wollen und Können erkannt hat.

Aber nach kurzer Schmollzeit hat Prof. v. Philippovich mit erhöhtem Eifer sich der Politik gewidmet. Und siehe da! Die Judenfrage steht jetzt im Mittelpunkt seines Interesses. Er, der früher die besseren Männer der liberalen Partei schroff bekämpft hat, verbündet sich jetzt mit dem faulenden Parteirest. Und da er einen Wettstreit mit einem Politiker vom Zuschnitt Dr. Luegers nicht aufzunehmen vermag, concurriert er jetzt mit Herrn Schneider. Ist es aber nicht ein gröblicher und unwürdiger Ulk, wenn der Universitätsprofessor den Antrag des verstörten Mannes, dass die Juden während der Ostern unter Polizeiaufsicht zu stellen seien, durch die Aufforderung an die Regierung wettmacht, sie solle die Verbreiter des Blutritualmärchens auf das schärfste beaufsichtigen? Prof. v. Philippovich ist ja durchaus nicht der Urwiener, der allem gegenüber, was ihn ärgert, instinctiv ausruft: »Und so was erlaubt die Polizei!« Er wüsste übrigens auch gar nicht zu sagen, was denn die Polizei thun solle. Sie kann ja unmöglich jede Versammlung, in der etwa vom Blutritual gesprochen werden könnte, schon vorher auflösen. Sie kann aber auch über die Gläubigen des Ritualmordmärchens beim besten Willen keine Präventivhaft verhängen. Denn diese Gläubigen sind mangels aller äußeren Merkmale schwer aufzufinden.

Und dass man etwa vorsichtsweise jeden Staatsbürger, bei dem der Verdacht, er sei Antisemit, nicht von vornherein ausgeschlossen ist, in's Gefängnis stecke, kann ja Herr v. Philippovich nicht ernstlich verlangen . . . Aber er hat jedenfalls nichts weiter als den Juden beweisen wollen, wie sehr sie ihm vormals Unrecht gethan haben. Und es soll in Wien Juden geben, die ihm dafür danken, dass sie aus Anlass jener Interpellation authentisch erfahren haben, dass Herr v. Koerber und Graf Kielmannsegg nicht an das Ritualmordgesetz glauben oder doch wenigstens den Juden nicht zumuthen, dass sie Gesetze besser halten, als es österreichische Minister thun. Ist aber Prof. Philippovich nicht erröthet, als ein Statthalter, der unter drei § 14-Regierungen gedient hat, ihm, dem Rechtsgelehrten, eröffnete, »dass der Präventivthätigkeit der Polizeibehörde im Rahmen unsrer verfassungsmäßig gewährleisteten Institutionen ganz bestimmte gesetzliche Grenzen gezogen sind«?

* * *

Höhepunkt der Parteiverblödung in Oesterreich.

Ein trunkener Wegelagerer hat auf zwei Passanten geschossen.

Das ‚Deutsche Volksblatt‘ schreibt: Die That ist auf jene systematische Hetze gegen die herrschende Partei und ihre Führer zurückzuführen, die in socialdemokratischen Versammlungen seit Monaten in der gehässigsten Form betrieben wird. Josef Kakuschka-Kohn war überzeugter Socialdemokrat, er gieng mit Vorliebe mit einer rothen Cravatte geschmückt und war ein eifriger Besucher der Versammlungen der Judensocialdemokraten. Ostentativ pflegte er sich als Socialdemokrat zu bezeichnen. — — — Dass er erst jetzt, wo in unserer Judenpresse und in den socialdemokratischen Versammlungen der Hass gegen die antisemitischen Führer in der unerhörtesten Weise künstlich gezüchtet wird, zum Revolver griff, das gibt diesem Falle sein besonderes Colorit und eine Bedeutung, die weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Mordthat hinausreicht. — — — Kohn, der oft eine rothe Cravatte trug und mit einer gewissen Absichtlichkeit betonte, dass er Socialdemokrat sei, hat wiederholt in Gasthäusern ausgerufen: ‚Ich bin ein Soci, von mir werd's schon was hören

Der Lueger wird mich noch kennen lernen!‘ Von anderer Seite erfahren wir: Kohn war ein Mitglied der Wiener Socialistenpartei. — — — Als er die gedachte Socialistenversammlung besuchte, war er mit einem Stricke umgürtet, und an diesem Stricke war ein Carabiner mit einem mächtigen Bund von Schlüsseln und einer Blendlaterne befestigt. In der Tasche hatte er die nie fehlende Brantweinflasche und den Revolver. Die moderne Ausrüstung eines Socialisten der That, wie er es war, besteht also nicht nur in Revolver und Brantweinflasche, es kommen da noch, als Existenzbehelfe wahrscheinlich, sehr bezeichnenderweise die Blendlaterne und der Schlüsselbund hinzu.

Die ‚Arbeiter Zeitung‘ schreibt: Kakuschka-Kohn zeigte sich bei jeder Gelegenheit demonstrativ mit allen Kennzeichen der schwarz-gelben Christlichsocialen. Auch bei der letzten Frohnleichnamsprocession in Gersthof lief er natürlich mit. Man sah ihn dort mit der weißen Nelke im Knopfloch und an der Brust die Jubiläumsmedaille, die Leute in Civilkleidung nur dann tragen, wenn sie schwarz-gelbe Gesinnung besonders zeigen wollen. — — Dass er als Christlichsocialer ein großer Judenfresser war, ist selbstverständlich. Von anderer Seite erfahren wir, dass Kakuschka-Kohn dem Militärveteranenverein Hoch- und Deutschmeister seit Jahren angehört. — — — In seinem Zimmer hängen nicht weniger als vier große Heiligenbilder, außerdem steht noch auf einem Schubladekasten eine Marienstatuette unter einem Glassturz. — — — Er ist ein eifriger Förderer der Bestrebungen Luegers und gieng öfter mit seinen Kindern in die Kirche. — — — Jedenfalls steht fest, dass Kakuschka kein Socialdemokrat, sondern ein Christlichsocialer war.

* * *

Italienische Reise eines Wiener Journalisten.

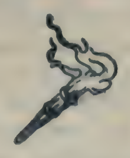
(Aus einem Feuilleton Heinrich Glogau's in der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung‘.)

»Der Verkehr zur blauen Grotte wird durch Schiffe des Norddeutschen Lloyd vermittelt, welcher sich mit der italienischen Concurrenz im Cartellwege abgefunden hat, — — — schneidige Bremer Capitäne — — — seetüchtige deutsche Matrosen — — —« (siehe Inserat).

»Die italienischen Eisenbahnen haben trotz der Wintermisère grosse Mehreinnahmen zu verzeichnen.« (Siehe Freikarte.)

Rauschen des Meers gratis.

»— — — Der unwiderstehliche Zauber, den das herrliche Italien auf deutsche Gemüther ausübt, hat sich nicht vermindert — — —«



Das Speidel-Bankett.

Sie haben ihn herumgekriegt. Und am Ende ließ er sich gerne herumkriegen. Die Knorrigkeit des Stils hat ja bei dem Manne nicht immer die Festigkeit des Charakters bedingt. Da aber ein Geburtstag nicht gerade die Abstattung von Unhöflichkeiten erfordert, haben die Besonnenen sich damit begnügen dürfen, den feinen Schreibkünstler zu begrüßen. Wie ich über das langjährige kunstrichterliche Walten Speidel's denke, habe ich oft genug klipp und klar ausgesprochen. Wenn sich das »kritische Gewissen Wiens«, das eben in unzähligen Feuilletons und Toasten angehimmelt wurde und das auch Herr Schlenther beweglich apostrophiert hat, manchmal am Stammtisch eines Bierhauses ersäufen ließ, so mag das ja vielleicht dem jetzigen Director des Burgtheaters nicht unsympathisch sein; — andere haben es oft und oft beklagt.

Dieser putzige Herr Schlenther, der sich jetzt gemächlich in die Gunst der »Concordia«-Sippe einzuleben beginnt, ist doch unerschöpflich an sinnigen Bezeichnungen. Zuerst nannte er sich den »Horatio des Burgtheaters«, beim Speidel-Bankett führte er sich als den »Benjamin der Concordia« ein. Herr Spiegel ist dann offenbar der Joseph; aber von Potiphar und einem abhanden gekommenen Mantel war dennoch nicht die Rede. Ich selbst habe einst Herrn Schlenther, der ja nach Wien mit literarischen Ambitionen kam, einen »Doppelliteraten« genannt; er hat seither — die Kellner vom Löwenbräu sind Zeugen — nichts gethan, um mich zu desavouieren. Und so kommt er ja schließlich dem Verständnisse der Speidel'schen Eigenart immer näher. Wie lange hat es gedauert, bis Herr Burckhardt

der die unerträgliche Monotonie des Speidel'schen Hasses zu ertragen hatte, des trockenen Tons endlich satt wurde!

Ein Präger feiner Worte, ein Meißler reiner Sätze, – solches Lob wollte niemand Herrn Speidel an seinem Jubeltage vorenthalten; dass er in dreißigjährigem Zusammenleben mit dem ärgsten journalistischen Geschmeiße den Anschluss an die deutsche Sprachkunst nicht verlor, kann nicht oft genug betont werden. Was aber ist die Summe dieses literarischen Lebens? Eine schöne Inhaltsangabe . . . Es ist dreiste Festtagslüge, Herrn Speidel einen Wächter des Wiener Kunstgeschmacks zu nennen, ihn, der nie Damm, stets Dulder der unersättlichen Wiener Kunstcorruption war. An dem Tage, da der Allgewaltige sich nach jahrelangem Greinen bierduselig zum Theaterverderber Burckhardt bekehrte, und später, da er an ein Jambenstück des Herrn Ebermann frohe Hoffnungen für Oesterreich knüpfte, hätte das Wiener Publicum seine Indolenz nicht mit dem Respect vor einem launischen Schönschreiber bemänteln dürfen. Wann hat sich die Kunst durch ihn »gefördert« fühlen müssen? Wofür sollte ihm das Burgtheater »dankbar« sein? Höchstens dafür, dass der kritische Seher Talente wie die Wolter, Zerline Gabillon, wie Baumeister und Mitterwurzer, die er in früheren Zeiten arg verschimpfte, nicht zu entmuthigen vermocht hat. Dass ihm's bei der armen Wessely so gründlich gelungen ist, dafür mag das »kritische Gewissen Wiens« bis auf Weiteres unruhig schlafen . . . .

Herr Rudolf Lothar, der kürzlich im Huldigungsreigen nicht fehlen durfte, druckte in der ‚Wage' ein altes Feuilleton Speidels über die ‚Jüdin von Toledo' ab. Lothar ist nicht boshaft, nur übereifrig. Die Kritik einer Leistung Mitterwurzers klingt dort fast wie ein wohlgemeinter Rath, ehestens der Theatercarrière Valet zu sagen. Dafür erntet Herr Hartmann—der später von Speidel mit allen Chikanen niederer Gehässigkeit, deren Quellen bekannt sind, Verfolgte — das höchste Lob. Burgtheaterkritik hat Speidel nie, Burgtheaterpolitik freilich geistreicher und geschmeidiger als die Anderen betrieben.

Ferne liegt mir die pedantische Absicht, Individualitäten eine Statistik für Gesinnungswechsel vorzuhalten. Künstlerische Wandlungsfähigkeit ist noch keine Lumperei, und die der Sünden Maienblüthe beherzt abstreifen und sich neuer Erkenntnis rühmen können, sind wahrhaftig beneidenswerter, als die langweiligen Unentwegten. Speidels Natur reiht sich in keine der beiden Kategorien. Seine

Wandlungen haben freilich immer noch bessere Motive als die seines heutigen Anbeters Hermann Bahr, der sich denn doch an das Urtheil erinnern sollte, das er schon als erwachsener Mensch in seiner ‚Kritik der Moderne‘ über Speidel gefällt hat.

Herr Bahr lügt heute anders. Seine journalistischen Freunde aber mussten nicht erst einen Canossagang zu Speidel's Rücken unternehmen. Das Wettkriechen, das in diesen Tagen veranstaltet ward, fand seinen solennen Abschluss in dem Bankett, das die ‚Neue Freie Presse‘ zu Ehren Speidels gab. Die erlesensten Geister waren zugezogen worden, und schließlich hat es — meine ursprüngliche Prophezeiung ist eingetroffen — auch an dem gewohnten Tischgesang nicht gefehlt. Girardi, der sich noch immer zu »Concordia«-zwecken missbrauchen lässt, trug — wer erräth es nicht? — ein Bänkel von Julius Bauer vor. Ich fürchte, dass es da einmal zu unliebsamen Verwechslungen kommen wird. Es wäre fatal, wenn der arme Girardi zum Geburtstag eines alten Stilkünstlers Verse über die Verlobung der Tochter eines alten Finanzkünstlers zum besten gegeben hätte. Speidel unterdrückte die süddeutschen Instincte und ließ Herrn Julius Bauer und seinen mehr nach Pressburg weisenden Humor über sich ergehen. Oder fühlt sich der »Schwab« in solcher Sphäre wohl? Kann dreißigjährige Mitarbeit an dem Lebenswerk der Bacher und Benedikt auch den deutschesten Mann mürbe machen? Fast möchte man's glauben. Der berüchtigte J. Herzog durfte mit den Allüren sichtlicher Intimität in seinem Montagsblatte den Jubilar feiern, er, der sich mehr durch die Annahme der schmutzigsten Pauschalien als durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit Ludwig Speidel einen Namen gemacht hat. Dass Speidel nie eine kritische Natur gewesen, erhellt nicht erst aus solchem Umgang; aber die ästhetische Unempfindlichkeit in privaten Dingen muss an dem cultivierten Schriftsteller verblüffen.

Hat er nicht wenigstens im Bankettsaal die Schmach gemerkt, die den besten Geist Wiens den abgefeimtesten Druckschwärzern gesellte? Ein Ehrenplatz zwischen zwei Stempeldefraudanten — ich kann mir nicht denken, dass Speidel kein anderes Ziel seinem dreißigjährigen Schaffen gewünscht haben soll. War er nicht enttäuscht, dass man ihm als vis-à-vis Herrn Spiegel an die Tafel setzte? Aber vielleicht hat ihn der Toast dieses einen Gratulanten mit all dem feierlichen Schwachsinn versöhnt, den an diesem Abend die »kindische

Großmannssucht der Kleinen«, wie Herr Professor Suess sagte, hervorgebracht hat. Wenn Sueß die Herren Bacher und Benedikt aufforderte, dem Sprachenstreit ein Ende zu machen, wenn Herr Frydmann vom ‚Fremdenblatt' an Speidel die Beschäftigung mit der heiligen Schrift, der confuse Herr Stein aus Bern seine Consequenz rühmte und den Jubilar einen »Professor von Gottes Gnaden« nannte, so mag Speidel lange nicht so viel gelacht haben als bei den Worten des Präsidenten der »Concordia«, der, ohne einen Zeitpunkt näher anzugeben, versicherte, dass er, seitdem er überhaupt lesen könne, Speidel beneidet habe. Ihm nachzustreben, sei »unser aller höchstes Ziel, das aber keiner von uns erreichen wird«. Wie brennend muss der stilistische Ehrgeiz eines ehemaligen Fremdenführers sein, der in seinem Leben keine Zeile noch geschrieben hat! Und auch über die Schlagfertigkeit und Prägnanz seiner Rede mochte man billig staunen. Wie geistreich war z. B. das Bedauern angebracht, dass in den vielen Speidel-Feuilletons schon »alles erschöpft« wurde, »was über den Unerschöpflichen zu sagen« sei!

Freilich, der »Gipfelpunkt der Heiterkeit«, der »Höhepunkt der Festesstimmung« ward erst erreicht, als Herr Bauer mit seinem Bänkel daran kam. Die Speidel-Feier verwandelte sich im Nu in eine Bauer-Feier, die Herren von der ‚Neuen Freien' constatierten alsbald, dass Herr Bauer, vor dem doch jeder Börsenclown den Vortritt in die literarische Unsterblichkeit hat, der »witzigste Mann von Wien« sei, und Ludwig Speidel konnte trübe sinnend gewahr werden, wie er nicht nur sein Lebenlang für die Zwecke der Händler gearbeitet hat, sondern wie sie selbst seinen Festtag zur Verbesserung des schadhaften Rufes aller möglichen grösseren und kleineren Firmen benützten.

* * *

Neue Freie Physik.

Ich habe ihr Wesen in Nr. 36 an einigen drastischen Beispielen erläutert, und heute bin ich in der Lage, von einer neuen Erkenntnis zu berichten, um die sie bereichert wurde. Während man nämlich bisher annahm, dass eine »Calorie« die Wärmeeinheit bedeute, erfahren wir aus dem Leitartikel vom 14. April, dass diese Theorie längst zum alten Eisen geworfen ist. Dort hat nämlich ein Forscher

den folgenden Satz niedergeschrieben: »Wie im Reiche der Natur kein Atom der Materie und keine Calorie der Kraft verloren geht, so verliert sich von dem einstigen culturellen Besitzstand der Völker nur schwerlich ein wesentlicher Theil in den Stürmen der Zeit.«

* * *

Neue Freie Arithmetik.

In der Osternummer heißt es in dem Bericht über die Pariser Weltausstellung, dass die große Cascade in jeder Secunde 1900 Liter Wasser brauchen wird, — »das sind 4½ Millionen in der Stunde«. Bisher haben die Volksschüler in einem solchen Falle immer noch 6,840.000 Liter herausgebracht. Ein Leser fragt bei mir an, ob die ‚Neue Freie Presse' bei Besprechung von Bilanzen u. dgl. auch so schlecht rechnet. Gewiss; denn da kommt ihr in der Regel zu viel heraus.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Neugierig. Wer der »Biograph« Eisenberg ist, der auch, wie in den Blättern zu lesen war, Speidel zu seinem 70. Geburtstag gratuliert hat? Das ist der berühmte Mann, nach dem die Igelgasse im vierten Bezirk — Johann Straußgasse benannt ist.

Herrn Schnüfferl. In der letzten Nummer der ‚Sonn- und Montagszeitung' flegeln Sie den alten Bernhard Baumeister an, weil er in seinem Gratulationsschreiben an Speidel von dessen siebzig Jahren als einer »Judenzahl« gesprochen hat. Da sind Sie ganz überflüssiger Weise nervös geworden. Dass Sieben und alle Siebenerzahlen den Juden heilig waren, darüber hätten Sie sich leicht von Ihrem Brotherrn Alexander Scharf, dem zwar jede Zahl heilig ist, belehren lassen können. Dass Baumeister ein Antisemit ist, lässt sich aus seiner Bemerkung über Speidels Alter nicht schließen; dass er es nach Lectüre der ‚Sonn- und Montagszeitung' werden könnte, ist mit mehr Recht zu vermuthen. Ob er mit Herrn Dr. Lueger im Rathhauskeller Bruderschaft getrunken hat oder nicht, geht Sie gar nichts an. Wenn er's gethan hat, so bot dies gewiss einen natürlicheren Anblick, als wenn ein Mann wie Baumeister das Tanzfest corrupter Schmöcke besucht und mit Ihnen im »Künstlerzimmer« Bruderschaft getrunken hätte.

Einer besorgten Mutter. Ich glaube, dass gegenüber den sinnigen Feuilletons und Dramen des Herrn Theodor Herzl, die

sich immer mehr als ein literarischer Missbrauch von Kindern unter 14 Jahren qualificieren, nichts helfen wird, als die gesetzliche Festsetzung einer bestimmten Altersgrenze. Erst bis die Kinder »süße Mädeln« geworden sind, würden sie für die Zwecke des geistigen Wien freigegeben werden.

Herrn Ludwig Bauer, Satiriker der ‚Neuen Freien Presse'. Es geht doch nicht! Gerade, weil wir uns persönlich kennen und weil ich Sie nicht für unbegabt halte, muss ich Ihnen das rückhaltlos sagen. Nach den »Ostereiern«, die Sie letzthin gelegt, rathe ich Ihnen dringendst, die Absicht, Daniel Spitzer zu ersetzen, nunmehr definitiv aufzugeben. Zwingen lässt sich das nicht, und als Verleger der ‚Demolierten Literatur' dürfen Sie mir weiter die Schande nicht anthun. Mit schlechter Satire ist die ‚Neue Freie Presse' seit Langem versorgt. Noch wirkt ja in unverminderter Frische st—g, unter dessen humoristischen Versuchen sich ohnehin das Publicum krümmt und windet, noch liefert ja des Sonntags Herr Dörmann pünktlich sein Entrefilet de boeuf. Man hat den Leser um den Betrag des Zeitungsstempels betrogen, und nun soll er zum Schaden den seichten Spott haben?

Herrn Dr. O. F. Eirich, Advocat und Agent, Verfasser des Stückes »Ein gutes Geschäft oder Profitängsten«. Nein, das geht nicht. Von Offenbachs Operetten dürfen Sie keine Percente nehmen; die sind ja doch schon seit 1890 frei! Theilen Sie das nur, bitte, beispielsweise der Direction des Jantsch-Theaters mit, von der Sie für die Aufführung von Offenbachs Werken fünf Percent verlangen. Ihr Verhältnis zu Autoren und Directoren interessiert mich sehr. Sie müssen in Hinkunft die Ihnen ausgelieferten Dramatiker wenigstens immer genau von der Zahl der Aufführungen ihrer Stücke unterrichten. Dass mir ein solches telephonisches Gespräch zwischen Ihnen und einem Autor, wie es neulich geführt ward, nicht wieder vorkommt! Autor, der in einem polnischen Blatte eine günstige Kritik der Aufführung seines Stückes in Krakau gelesen hat: »Herr Doctor, ist mein Stück nicht ins Polnische übersetzt?« Sie: »Nein!« Autor: »Aber es ist doch in Krakau aufgeführt worden?« Sie: »So?« Autor: »Hat es gefallen?« Sie: »Ja!«

»Knopflochschmerzen.« Besten Dank. Nichts als eine authentische Mittheilung, die ich erhielt.

H. S. 2000. Sehr willkommen.

Für die mir anläßlich der Vollendung des ersten Jahrganges der ‚Fackel' übersandten Glückwünsche sage ich herzlichen Dank.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 39 Wien, Ende April 1900 II. Ja



Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig,	portofrei	K.	7.—
» » halbjährig,	»	»	3.60
» das Deutsche Reich. ganzjährig,	»	M.	7.—
» » » halbjährig,	»	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig.	portofrei	»	8.20
» » » » halbjährig.	»	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermässigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 39 WIEN, ENDE APRIL 1900 II. JAHR

DER GERICHTSPSYCHIATER HINTERSTOISSER

sendet mir nachstehende Zuschrift, die hier mit allen Defecten der Sprache, Orthographie und Logik — so will es das Gesetz — wiedergegeben wird:

An den Herrn verantwortlichen Redacteur der Zeitschrift ‚Die Fackel‘!

Ueber die in Nr. 34, Seite 13, 14 und 15 der periodischen Druckschrift ‚die Fackel‘ enthaltene, meine amtliche Wirksamkeit als Gerichtspsychiater des k. k. Landesgerichtes in Wien betreffende Notiz ersuche ich — unter Hinweis auf § 19 des Pressgesetzes um Aufnahme der nachstehender Berichtigung:

I. ad Fall Kopetzki ist unwahr, dass das Gutachten lautete, »Kopetzki ist erblich belastet, beschränkten Geistes, vor der That war er vielleicht geistig unzurechnungsfähig, nach der That wohl auch, aber während der That war er zurechnungsfähig; wahr ist: dass das Gutachten, dahin lautete, eine erbliche Belastung ist nicht nachzuweisen, die Intelligenz des Inculpaten ist eine mäßige, doch normale. Er leidet allerdings an typischen epileptischen Kranpfanfällen, doch besteht auch nicht eine Psychose epileptischen Charakters. Nach den Ergebniße der gerichtsärztlichen Untersuchung hat er das incriminierte Delict in einem Zustande begangen, bei welchem eine volle Berauschung oder andere Sinnenverwirrung, in welcher er seiner Handlung nicht bewusst gewesen ist, ausgeschlossen werden muss.

II. ad Fall Krauthauf ist unwahr a) dass Krauthauf in der Zelle Melancholie simulierte. unwahr b) dass ich bei der Verhandlung in dem Sinne sprach »wegen des Lustmordes würde ich ihn für geistig unzurechnungsfähig, wegen des Banknotenfälschens muss ich ihn für zurechnungsfähig erklären« c) unwahr dass die Obduction ein schon seit Jahren bestehendes schweres Gehirnleiden erwies. Wahr ist vielmehr: a) dass Krauthauf in der Voruntersuchung allerdings durch Monate eine Geistesstörung simulierte. jedoch keine Melancholie, sondern einen absonderlichen Zwang zum Zeichnen, dass er in der Strafhaft überhaupt nicht simulierte, sondern ein normales Benehmen an den Tag gelegt hat, trotzdem er gelegentlich Selbstmordideen äußerte, aus Furcht. er halte die Strafe nicht aus. b) dass mein Gutachten dahinlautete: Krauthauf ist sexuell pervers, intellectuell sehr begabt, eine pathalogische Beeinflussung seiner Intelligenz rücksichtlich des incriminierten Delictes ist nicht nachzuweisen. c) Der Sectionsbefund hat beginnende Lungentuberculose constatiert, ein Gehirnleiden jedoch nicht, somit auch nicht ein jahrelang bestehendes schweres.

III. Unwahr ist: dass ich von jedem Alkoholiker zu sagen pflege: Irre ist er nicht, normalen Geistes war er zur Zeit der That auch nicht. Er würde in ein Trinkerasyl gehören. Aber Oesterreich besitzt keine solchen Asyle »»folglich«« gehört er in's Zuchthaus. Wahr ist vielmehr: dass ich geisteskranke Säufer für geisteskrank erkläre, nicht geisteskranke aber für gesund. allerdings in Fällen von häufiger Rückfälligkeit oder Gemeingefährlichkeit unter Hinweis auf Trinkerasyle als die anzustrebende, weil entsprechendste Institution zur Behandlung und Maßregelung solcher Individuen.

IV. Unwahr ist dass ich mich über einen Collegen bei den Präsidien beschwerte und somit auch, dass hierüber ein College von Präsidium des k. k. Oberlandesgerichtes vermahnt wurde.

V. Unwahr ist, dass die im weiteren genannte hohe Dame von mir a's »derzeit unzurechnungsfähig« erkannt wurde. Wahr ist vielmehr, dass es sich bei dem diesbezüglichen übrigens von der k. k. Facultät geprüften und bestätigten Gutachten gar nicht um die Frage der Zurechnungsfähigkeit handelte, sondern die Untersuchung eine civilgerichtliche und somit zur Bestimmung des Dispositionsvermögens angeordnet war.

Dr. Josef Hinterstoisser.

Ich übergebe hiemit Herrn Regierungsrath Hinterstoisser meinem Gewährsmann zur weiteren Begutachtung:

Im ersten Moment — äußert sich dieser —, nachdem ich die Zuschrift Hinterstoissers gelesen hatte, gerieth ich in einen Paroxysmus von Wuth, Empörung, Entrüstung. Im nächsten Moment schon sagte ich mir: Gut, dass wir dieses Schriftstück in Händen haben. Ich habe in meinem ersten Artikel hauptsächlich von der geistigen Capacität des Herrn Josef Hinterstoisser gesprochen, an der Hand seiner Berichtigung will ich die moralische Capacität dieses Herrn auseinandersetzen ... Zu diesem Zweck wird es nöthig sein, ein oder das andere Detail aus dem Lebenswerke des kühnen Berichtigers nochmals hervorzuheben. Nochmals wird Herr Regierungsrath Hinterstoisser Spießruthen laufen müssen durch die öffentliche Meinung ... Uns kann es recht sein. »Damit eine Wahrheit durchdringt,« sagt einmal Stendhal, »muss sie nicht nur bewiesen, sondern auch oft genug wiederholt werden.«

Diese Berichtigung, voll von Unrichtigkeiten und Auslassungen (siehe falsche Citierung der Stelle über den Fall Kopetzki, Auslassung der Charakteristika: Epileptiker, alkoholisch erregt u. s. w.), liest sich — ich finde keinen schärferen Ausdruck — »wie ein Hinterstoissersches Gutachten.«

Beginnen wir mit dem Fall I: Affaire Kopetzki. Kopetzki ist, wie vielleicht noch erinnerlich, jener Epileptiker, der in alkoholisiertem Zustande ein vier-

jähriges Mädchen schändete und tödtete. Ich schrieb. »Der Tenor des Gutachtens Hinterstoissers war: Kopetzki ist ein Epileptiker, er ist erblich belastet, er war alkoholisch erregt, er ist beschränkten Geistes; vor der That war er vielleicht unzurechnungsfähig, nach der That wohl auch, aber während der That war er zurechnungsfähig, weil die That offenbar mit Ueberlegung geschehen ist.« Herr Hinterstoisser erklärt das für unwahr, wobei er mit ziemlicher Geschicklichkeit die Bezeichnung: »Der Tenor des Gutachtens« unter den Tisch fallen lässt. Natürlich hat er's wörtlich nicht gesagt. Dagegen kann ich durch Zeugen beweisen, dass Herr Dr. Hinterstoisser auf eine Frage des Vertheidigers erwidert hat: Ich habe nur zu prüfen, wie der Zustand des Angeklagten im Moment der That war. Was vorher und nachher war, habe ich nicht zu prüfen. Ich bitte Herrn Hinterstoisser, dies nicht zu berichtigen. Vielleicht hat er statt »vorher und nachher« »früher und später« gesagt. Herr Hinterstoisser capriziert sich auf die Details, mir kommt es aber bei diesem großen Reinmachen auf Wortklaubereien nicht an. Uebrigens habe ich seinerzeit den Fall Kopetzki zu wenig gründlich behandelt. Einige Nachträge sind nöthig. Dr. Hinterstoisser benützte bei seinem Gutachten seine altbewährte »Zwar-Jedoch«-Schablone: Kopetzki ist zwar degeneriert, er ist Epileptiker, leidet an Bettnässe, zeigt die charakteristische Bartlosigkeit des Dégéneré, war zwar angetrunken, jedoch ist er nicht so volltrunken oder so vollkommen sinnesverwirrt gewesen, dass er seiner raffinierten Handlung nicht bewusst gewesen wäre ... Sofort nachdem Herr Hinterstoisser sein Zwar-Jedoch-Gutachten abgegeben hatte, am 26. Jänner 1900, erklärte Professor Krafft-Ebing in einer Wiener Zeitung: »Der Fall bedarf einer Ueberprüfung durch die medicinische Facultät.« ... Herr Hinterstoisser hatte den Fall Kopetzki in seinem Gutachten einen »Grenzfall« genannt, zwar nahe, jedoch noch gerade knapp innerhalb der

Grenzen der Zurechnungsfähigkeit! .. Psychiater haben Herrn Dr. Hinterstoisser um diese außergewöhnliche Selbstsicherheit im Urtheile beneidet. Nothzuchtsattentate sind ja bei Epileptikern keine Seltenheit und selbst ein so gut conservativer Psychiater wie Krafft-Ebing schreibt über Nothzuchtsattentate von Epileptikern in seiner Psychopathia sexualis (9. Auflage): »Diese Fälle sind klinisch bisher kaum und forensisch gar nicht gewürdigt, verdienen aber ein eingehendes Studium, da gewisse Fälle von Unzucht und Nothzucht dadurch dem richtigen Verständnis entgegengeführt und Justizmorde vermieden werden« (pag. 327). Die Gewähr dafür, dass dieser »Grenzfall« kein Justizmord ist, sah Hinterstoisser hauptsächlich in dem Raffinement und Bewusstsein, mit welchem die Unthat durchgeführt wurde. Krafft-Ebing erwähnt in seiner Psychopathia einen ähnlichen Fall, und bemerkt dazu: »Dieser für das Forum höchst wichtige Fall ist umso wertvoller, als der Befund eines epileptischen Bewusstlosigkeitszustands zur Zeit der That sichergestellt ist, und, wie die Thatsachen lehren, ein combiniertes, raffiniertes Handeln in solchem Zustand gleichwohl möglich ist.« Es ist ersichtlich, um wie viel sicherer Herr Hinterstoisser urtheilt. Bösartige Kenner behaupten, Herr Hinterstoisser sei selbst ein »Grenzfall«, — natürlich nicht an der Grenze von Zurechnungs- oder Unzurechnungsfähigkeit, aber von psychiatrischem Wissen und Nichtwissen.

Ad II. Affaire Krauthauf. Herr Hinterstoisser leugnet, in dem Sinne ausgesagt zu haben: »Wegen des Lustmordes würde ich ihn für geistig unzurechnungsfähig, wegen des Banknotenfälschens muss ich ihn für zurechnungsfähig erklären.« Er gibt jedoch selbst zu, dass er in seinem Gutachten eine pathologische Beeinflussung »rücksichtlich des incriminierten Delictes« (des Banknotenfälschens) nicht finden konnte ... Das ist doch eine complete Bestätigung meiner Angabe. Ja, dass wir die Gutachten Hinter-

stoissers in ihrer geschwätzigen Weitschweifigkeit nicht wörtlich bringen können, versteht sich von selbst. Was soll man aber zu einem Berichtiger sagen, der dergleichen stilistische Abweichungen mit einem pompösen »Es ist unwahr« aufbauschen will? Herr Hinterstoisser behauptet ferner, Krauthauf habe an keinem Gehirnleiden gelitten. Wir haben uns ursprünglich auf die Zeitungsberichte gestützt, z. B. das ‚Neue Wiener Tagblatt' vom 5. Jänner 1900, worin es heißt: »Die Obduction ergab, dass Krauthauf schwer gehirnkrank war.« Dieser Artikel*) blieb vollkommen unberichtigt! Fast alle Wiener Zeitungen brachten ähnliche, gleichfalls unwiderrufene Darstellungen ... Nach Erscheinen unseres Artikels mobilisierte Herr Hinterstoisser sofort den Strafanstaltsarzt Dr. Josef Keckeis in Stein, ließ sich das Obductionsprotokoll einsenden, worin von einer beginnenden Lungentuberculose die Rede ist ... Wir bemerken hiezu, dass Krauthauf infolge eines Selbstmordes — er erhängte sich mit Zwirnsfäden — gestorben ist. Vorher hatte er in der Anstalt wiederholt Selbstmordideen geäußert, unter melancholischen Depressionen gelitten, auch einen missglückten Selbstmordversuch begangen, indem er Zündhölzchen verschluckte; — gar so normal hat sich Krauthauf also auch in Stein nicht benommen ... Da wir aber die Richtigkeit unserer Mittheilung selbst nicht auf wahr scheinende Berichte eines Wiener Tagblattes stützen wollten, haben wir uns in Stein selbst ein wenig umgesehen. Und siehe da: Im Todtenbeschauschein, von Dr. Josef Keckeis, Strafanstaltsarzt, ausgestellt, heißt es: Tod infolge akuter Geistesstörung. Diesem Befund entsprechend wurde Krauthauf auch de facto mit allen kirchlichen Ceremonien bestattet! (Ein geistig intacter Selbstmörder darf

*) In diesem aus Stein datierten Artikel war auch von den melancholischen Stimmungen Krauthaufs die Rede, die der Herr Regierungsrath erst in der ‚Fackel' in Abrede stellt.

bekanntlich nicht mit kirchlicher Bestattung begraben werden.) Bei der Obduction aber ergab sich nicht nur eine beginnende Tuberculose der Lungenspitzen, sondern auch eine »Abplattung der Gehirnwindungen«. Davon erwähnt Herr Hinterstoisser nichts.

Ad III. leugnet Herr Hinterstoisser und erklärt es als unwahr, dass er »von jedem Alkoholiker zu sagen pflege: Irre ist er nicht, normalen Geistes war er zur Zeit der That auch nicht. Er würde in ein Trinkerasyl gehören. Aber Oesterreich besitzt keine solchen Asyle, folglich gehört er in's Zuchthaus.« Diese Dinge, welche fast jeder Praktiktant im Landesgericht schon gehört hat, wagt Herr Hinterstoisser zu leugnen? Zum Glück haben wir einen Artikel aus der ‚Wiener Klinischen Wochenschrift' (Nr. 49, Jahrgang 1897) ausgegraben, worin es wortwörtlich heißt: »In humanitären Kreisen hat sich bereits längst die Erkenntnis etabliert, dass für solche dissociale Elemente eigene Detentionsanstalten, insbesondere Säuferasyle zu errichten wären, in welche sie über richterlichen Ausspruch zu bringen wären und wie sie schon in Nordamerika, auf den englischen Colonien, in der Schweiz bestehen. So lange aber solche Institute noch nicht errichtet sind, muss ich, in meiner Eigenschaft als Gerichtsarzt, mich bestimmend dahin aussprechen, dass sie*) dem Strafgericht zu überantworten sind, schon aus dem Grunde, weil jene psychischen Qualitäten nicht vorliegen, welche der § 2 des Strafgesetzbuches als Strafausschließungsgrund anführt.« Der Autor dieses Artikels ist — Dr. Josef Hinterstoisser, Landesgerichtsarzt in Wien. Der kühne Berichtiger berichtigt also sich selbst. Er mag es heute bereuen, auch nur einmal ein Gutachten in Druck gelegt zu haben. Uebrigens hat Herr Hinterstoisser vermuthlich sofort nach Erscheinen

---

*) Eine grammatikalische Frage an Herrn Hinterstoisser: Die Institute, die noch nicht einmal errichtet sind, sollen dem Strafgericht überantwortet werden?

des Artikels bereut, seine Ansichten vor anderen Leuten als ein paar richterlichen Beamten geäußert zu haben. Der Züricher Professor August Forel constatierte sofort, dass Herr Hinterstoisser seine Ansichten mit »einer solchen Unkenntnis der Alkoholfrage und der neuesten Forschungen im Gebiet der gerichtlichen Psychopathologie« geäußert habe, »dass er uns eine offene Kritik nicht wird übelnehmen dürfen ...« »Kennt Verfasser die Arbeiten Lombroso's, Ferri's, v. Liszt's, Kurella's, Garofalo's und so vieler Anderer nicht?« Schließlich empfiehlt Professor Forel dem Regierungsrath und Landesgerichtsarzt Dr. Josef Hinterstoisser die Lectüre eines einfachen Lehrbuches der gerichtlichen Psychiatrie von Dr. A. Delbrück! ... In der Alkoholfrage selbst fasst Forel sein Urtheil über Hinterstoisser in die Sätze zusammen: »Der große Fehler, den H. begeht, ist, kurz und einfach alle Säufer in einen Topf zu werfen und als Lumpen und Hallunken zu verurtheilen. Es ist bequem, so summarisch zu verfahren, erfordert keine weitere psychologische Analyse und Bemühung in den einzelnen Fällen.« (‚Wiener Medicinische Presse‘, 1898, Nr. 30.) Wir versichern Herrn Professor Forel, dass es nicht nur Säufer sind, die Hinterstoisser in einen Topf wirft. — Was liegt nicht Alles in diesem Topf! Epileptiker, Paranoiker, Säufer, — eine wahre Schreckensgalerie!

Ad IV leugnet Herr Hinterstoisser, sich beim Präsidenten des Oberlandesgerichtes Herrn v. Kallina beschwert zu haben. Warum hat Herr v. Kallina nicht berichtigt? Herr Hinterstoisser behauptet auch, dass sein College Professor Fritsch nicht vermahnt worden sei. Nun, wir verrathen Herrn Hinterstoisser, dass ein Erlaß vom 7. October 1899 die beiden Gerichtsärzte Fritsch und Hoevel zu »gedeihlichem und einverständlichem Wirken« (mit wem? unter einander sind diese beiden Aerzte stets in Uebereinstimmung!) aufforderte. Jemand — weiß Herr Hinterstoisser viel-

leicht: wer? — verständigte ein hiesiges Tagblatt von diesem Erlaß, der sich scheinbar nur auf Differenzen mit der Landesirrenanstalt bezieht. Charakteristisch ist es, dass das betreffende Tagblatt von dem Erlaß, der ihm — weiß Herr Hinterstoisser: auf welche Weise? — zugekommen war, unter dem richtigen Titel: »Die Differenzen zwischen Gerichtspsychiatern« Notiz nahm (‚Neues Wiener Tagblatt' vom 2. November 1899). Thatsache ist, dass seit jener Zeit Hinterstoisser und Professor Fritsch nicht mehr gemeinsam in einem und demselben Process aufgetreten sind.

Ad V. erklärt es Herr Hinterstoisser für unwahr, dass er eine »hohe Dame« für unzurechnungsfähig erklärt habe. Der »niedrige Herr«, wie Herr Hinterstoisser sich mit Rücksicht auf seine sociale Rangstufe gegenüber der Prinzessin nennen müsste, traut sich in seines Herzens Demuth nicht einmal, den Namen der hohen Frau auszusprechen. Es handelt sich um die Prinzessin Luise von Coburg. Hinterstoisser gesteht zu, dass er die »genannte hohe Dame« zur Bestimmung ihres Dispositionsvermögens untersucht habe. Ehrfurcht verhinderte vermuthlich den zaghaften Gerichtsarzt, seiner »Berichtigung« hinzuzufügen, dass er die Prinzessin für »schwachsinnig« erklärt hat. Herr Philipp von Coburg war so unvorsichtig, dieses Gutachten durch seine Officiösen publicieren zu lassen, um auf diese etwas ungewöhnliche Weise fatale Gläubiger vom Hals zu schütteln. In diesem Gutachten heißt es: »Die Prinzessin leidet an Schwachsinn, welcher nach einer Gehirnerschütterung aufgetreten ist, und an einer bedeutenden Herabsetzung ihrer intellectuellen und ethischen Functionen.« (‚Neues Wiener Tagblatt', 25. Jänner 1900). Das Tagblatt plappert in seiner Naivetät aus, dass es »einer monatelangen Beobachtung bedurfte, bevor die Psychiater eine feste Basis für die Abgabe ihres Urtheiles gewonnen hatten«. Ja, das ist plausibel! Hier hat man monatelang nach dem geistigen Defect suchen müssen! Da die Gläubiger aber von

ihren Forderungen nicht ablassen wollten, hat man den geistigen und moralischen Defect eruiert — selbstverständlich an der Prinzessin, nicht an den Aerzten! Uebrigens wird über diese Affaire noch ein Wort zu reden sein. Beispielsweise wäre zu erzählen, auf welche Weise Herr Professor Obersteiner — sonst ein Ehrenmann — sich zu seinem Gutachten bemüssigt fühlte. Diese Affaire ist von höchstem, ja allerhöchstem Interesse . . . . .

II.

Nach der ersten Besprechung Hinterstoisser'scher Wirksamkeit kamen der ‚Fackel' von allen Seiten Aufforderungen zu, noch Hundert andere Gutachten des genannten Herrn zu überprüfen und der Oeffentlichkeit zu überliefern. Es war in der kurzen Zeit, die uns Herr Hinterstoisser ließ, unmöglich, alle Curiositäten, deren wir habhaft werden konnten, öffentlich festzunageln. Einige seien im Folgenden gewürdigt:

Als eine mysteriöse Angelegenheit war mir das Verfahren gegen den Schriftsteller Carl Freiherrn von Levetzow bekannt. Dieser junge Mann wurde eines Tages wegen eines Sittlichkeitsdelictes, sowie wegen Verleitung zur Desertion verhaftet. Gleichzeitig wurden auch fünf Unsittlichkeitscomplizen hinter Schloss und Riegel gebracht, ein Soldat und einige Civilisten. Die Verhaftung Levetzow's erregte in aristokratischen Kreisen wahrhaftes Entsetzen. Es begann eine förmliche Flucht junger Grafen und Barone in's Ausland . . . Siehe da, nach einigen Wochen kehrten die jungen Herren wieder nach Wien zurück. Kurze Zeit nacher kam das Gutachten Hinterstoisser's heraus: Freiherr von Levetzow wurde für abnormal erklärt und freigelassen. Scharfsinnig, wie diese jungen Aristokraten nun einmal sind, hatten sie offenbar das Gutachten Hinterstoisser's vorausgeahnt. Die Begründung des Gutachtens war übrigens nicht übel. Aus den Gedichten, die dieser junge Schriftsteller, Mitarbeiter der ‚Zeit', der ‚Wiener Rundschau' und anderer Revuen,

herausgegeben hatte, meinte Herr Hinterstoisser, auf ein »desorganisiertes Gehirn« schließen zu dürfen. Um dem adeligen Autor nicht gar zu wehe zu thun, constatiere übrigens der Gerichtsarzt auch »dichterische Schönheiten« in diesen Versen ... Wir wünschen Herrn von Levetzow von Herzen seine Freiheit, nichtsdestoweniger scheint uns diese Begründung denkwürdig. Ganz abgesehen davon, dass diese Gedichte eines »desorganisierten Gehirns« bei ihrem Erscheinen von Herrn Hugo v. Hoffmannsthal in der ‚Zeit' höchst lobend rezensiert wurden, ist uns aber, dank diesem Gutachten, endlich das Mittel an die Hand gegeben, den § 129 des Strafgesetzbuches unwirksam zu machen. Jeder Päderast trägt von nun an seinen Band freier Rythmen in der Rocktasche. Jetzt begreifen wir auch die schleunige Rückkehr der adeligen Jünglinge! Einer oder der Andere hatte, mit oder ohne Erlaubnis des Herrn Papa, ein Jugendwerk herausgegeben, auf Grund dessen ihm die ersehnte Unzurechnungsfähigkeitserklärung (ein hübsches Wort?) sicher war .... Ganz aufgeklärt ist übrigens die Affaire Levetzow nicht. In den Zeitungen hat man nur das Gutachten über Levetzow gelesen. Es wurden aber sechs Leute verhaftet. Gewöhnlich ist es bei den Processen gegen Homosexuale üblich, dass jene bedenklichen Elemente, die von den ohnmächtigen Männerverehrern nicht bloß Liebe, sondern besonders Geld verlangen und erpressen, hinter Schloss und Riegel gebracht werden. Was geschah in diesem Fall? Ist es richtig, dass die die ganze Gesellschaft — der Soldat, der dem Militärgericht untersteht, ausgenommen — freigelassen wurde? Wenn es geschah, w a r u m? Vielleicht könnte der Wiener Advocat Herr Dr. Steger darüber Auskunft geben. Ach, wir erinnern uns an eine ganz und gar nicht »desorganisierte« Aeußererung, die der Schriftsteller Carl Freiherr v. Levetzow einmal gethan hat: »Wenn doch die bisherige Taktik in einzelnen Fällen aufhörte und alle Verbrechen gegen den § 129 wirklich gestraft

würden! Nur dann würde dieser unerhörte Paragraph ad absurdum geführt und zu Fall gebracht werden.«

III.

Von den civilrechtlichen Gutachten Hinterstoissers, die unter den Psychiatern nicht wenig Aufsehen machten, hebe ich nur einen Fall hervor. Es ist dies die Angelegenheit jener Frau Adelheid Melcher, die ihr Vermögen der Gemeinde Wien vermacht hat. Die Anverwandten der Adelheid Melcher bekämpften die Giltigkeit dieses Testamentes. Sie stützten sich dabei nicht etwa auf die in der Bevölkerung verbreitete Bezeichnung »die Narrische«, auch nicht auf das Gutachten des Hausarztes Dr. Karl Hausleithner, der behauptete, seine Patientin habe zeitweilig an Verfolgungswahn gelitten. Ausschaggebend für die Verwandten war vielmehr die Ansicht des Assistenten an der Psychiatrischen Klinik Dr. Friedrich von Sölder, der die Adelheid Melcher seinerzeit, als sie an die psychiatrische Klinik gebracht werden musste, untersucht hatte. Dieser Fachmann constatierte die Paranoia der Testierenden. In seinem Gutachten heißt es wörtlich: »Im Großen und Ganzen ist die Paranoia unheilbar. Allerdings kommen Intermissionen vor, die in den Bereich der lucida intervalla fallen, doch lassen sich dieselben nur als zeitweiliger Stillstand bezeichnen. Die Krankheit gelangt nach einiger Zeit zum Fortgang. Solche Kranke wissen genau, dass sie für krank gehalten werden, wenn sie von ihren Sinnestäuschungen sprechen; sie sprechen deshalb nie davon, wodurch sie den Arzt oft täuschen, ohne dass ein lucidum intervallum eingetreten wäre . . . .«. Auch Herr Dr. Hinterstoisser hatte die Frau untersucht. Am 9. März 1895 erklärte er sie für geisteskrank, behielt sich aber eine weitere Beobachtungsfrist vor. Am 18. Juli 1895 untersuchte er sie wieder, das heißt: er fand sie während der Viertelstunde ruhig, nicht aufgeregt, notierte ihre und ihrer Begleiterin

Bemerkungen, und erklärte sie nunmehr für genesen und gesund. Die Schwester der Adelheid Melcher bestritt die Giltigkeit des Testamentes, sie führte Zeugen an, dass die Melcher am Tage vor der Aufstellung des Testaments an Hallucinationen gelitten habe. Herr Dr. Hinterstoisser blieb dabei, dass die Melcher mit Bewusstsein ihren letzten Willen getroffen habe. Assistent Dr. v. Sölder betonte als sachverständiger Zeuge die Kunstfertigkeit, mit welcher Paranoiker dissimulieren. Herr Hinterstoisser sprach in seinem Gutachten die epochalen Worte aus: »Wer geordnet spricht und handelt« (während der Beobachtungsviertelstunde?) »ist vom civilrechtlichen Standpunkt als gesund zu betrachten, mag er auch simulieren.« Nach diesem Gutachten blieb das Testament der Paranoikerin in Kraft.

IV.

Zu den erregendsten Momenten bei der Beurtheilung Hinterstoissers gehört sein Hand-in-Handgehen mit der Direction der Wiener Landesirrenanstalt. Es ist bekannt, dass die Landesirrrenanstalt sich unbequemer Patienten gerne auf alle mögliche Arten entledigt. Ein solches degeneriertes Geschöpf wird herumgeschupft wie ein Gummiball. Die eine Anstalt schupft es der andern zu — man nennt dieses Ballspiel »transferieren« — oder sie entlässt es als »genesen«, das heißt, sie wirft es der Polizei zu, die natürlich das »Gib'sweiterspiel« fortsetzt. Im Polizeigefangenhaus werden diese Geschöpfe nicht monatelang festgehalten; das geschieht nur mit solchen Kerlen, von denen man vermuthet, dass sie Verbrechen begangen haben, ohne dass man wüsste, welche? Die Polizei gibt die Burschen wieder an eine Irrenanstalt weiter oder an das Strafgericht. Zuweilen ereignet es sich, dass die Irrenanstalt Leute an das Versorgungshaus gibt. Was da für curiose Dinge sich begeben, das zeigt eine Magistratsnote, die der be-

kannte Windstoß auf unseren Redactionstisch geschleudert hat:

Z. 220182/XI

Vom Wiener Magistrat.

An die löbliche Polizei-Direction

Wien.

Anbei wird die Aeußerung der Verwaltung der Versorgungsanstalt Wien zur gefälligen Kenntnisnahme mit dem diensthöflichen Bemerken übermittelt, dass nach hierämtlicher Ansicht ein gemeingefährlicher Alkoholiker seitens der Irrenanstalt nicht an das Versorgungshaus abzugeben war, gewiss nicht unter dem Vermerk »nicht gemeingefährlich«.

Im vorliegenden Falle trifft die Schuld nicht die Verwaltung der Versorgungsanstalt, sondern die Irrenhausverwaltung, welche gemeingefährliche Geisteskranke in der Irrenanstalt zu belassen hat!

Tachau m. p.,
Magistratsdirector.

Einzelne unangenehme Patienten schupft die Irrenanstalt Herrn Dr. Hinterstoisser in die Arme. Ein denkwürdiges Exempel: Der Fall Karl Plobner.... Dieser Mann wurde im Jahre 1887 vom Kreisgerichte St. Pölten wegen Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit zu vier Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Er wurde in die Strafanstalt Garsten gebracht. Hier beobachteten die Strafanstaltsärzte (!) epileptische Zustände an ihm, sie sandten ein Gutachten an das Kreisgericht St. Pölten, wonach Plobner das incriminierte Delict — er hatte ein Tintenfass gegen einen Richter geschleudert — vermuthlich in epileptischem Zustand begangen habe. Das Verfahren wurde wieder aufgenommen, Plobner aus der Strafhaft entlassen, freigesprochen und der Landesirrenanstalt Wien übergeben. Bis zum Jahre 1897 befindet sich Plobner mit kurzen Unterbrechungen in der Irrenanstalt. — Hier folgen einige Auszüge aus der Krankengeschichte:

1889. Patient überstand in seiner Kindheit alle sogenannten Kinderkrankheiten, blieb infolgedessen in seiner Entwicklung zurück, so dass er erst mit zwölf Jahren in die Schule geschickt wurde. Wird Patient gereizt, so bekommt er Tobsuchtsanfälle. Psychische Aequivalente auf Geistesstörung und Fallsucht bei andauernder Schlaflosigkeit.

1892. Tobsuchtsanfälle wie ein wildes Thier, konnte nur mit Lebensgefahr gebändigt werden. Entschieden geisteskrank.

1895. Alkoholismus chronicus. Heilung höchst unwahrscheinlich, im höchsten Grade gefährlich.

1896. Epileptischer Irrsinn, Epilepsie.

Die Krankengeschichte constatiert wiederholt, dass Plobner gegen Alkohol intolerant ist. Erwähnt sei, dass Plobner in seiner Jugend einmal von einem Dach stürzte und bewusstlos liegen blieb. Bei seinen epileptischen Anfällen stellten sich auch Nesselausschläge ein .... Siebenmal wurde Plobner aus der Irrenanstalt als »geheilt« entlassen. Sechsmal wurde der Geheilte in die Irrenanstalt wieder aufgenommen .... Im Jahre 1897 kam Plobner mit einem Complicen in angeheitertem Zustand auf den Director der Landesirrenanstalt, Dr. Tilkowsky, zu und begehrte in frechem Ton eine Unterstützung. Dr. Tilkowsky, dieser österreichische Irrenarzt, liess Polizei holen. Natürlich kam es zu Conflicten zwischen Plobner und den Wachleuten. Plobner wurde angeklagt. Der Beschuldigte, von dem Hinterstoisser früher selbst behauptete, er habe an Alkoholepilepsie gelitten, wurde verurtheilt. Diesmal erklärte Hinterstoißer: »Es ist mit allem Grund zu vermuthen, dass Plobner seine Tobsuchtsanfälle absichtlich provociere«. Von epileptischen Erscheinungen sei keine Rede mehr, es handle sich nur um »Wuthanfälle von verschiedener Intensität.« Herr Hinterstoisser constatierte noch die »habituelle Reizbarkeit« des Angeklagten. Auf der vorletzten Seite seines Gutachtens lesen wir: »Man muss wohl voraussetzen, dass es sich bei dem incriminierten Excess überhaupt nicht um einen vollkommen bewusstlosen Zustand ge-

handelt haben kann«, und am Schlusse seines Gutachtens sind Herrn Hinterstoisser auch bereits die letzten Zweifel geschwunden, er sagt ganz decidiert: »Der Excess ist von Plobner zweifellos (!) in bewusster und böswilliger Absicht eingeleitet worden«. Plobner wurde nun zu sechs Monaten verurtheilt. Kaum freigelassen, wurde er wegen Vagabondage verhaftet. Unser Vagabundengesetz, das jeden normalen Menschen zu Wuthanfällen treiben kann, hat Plobner während der Verhandlung so erregt, dass er wieder einmal gegen den Richter ein Tintenfass schleuderte. Jetzt wurde Plobner zu vier Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Dasselbe Delict, von welchem die Revisionsverhandlung seinerzeit angenommen hatte, es sei in unzurechnungsfähigem Zustand begangen worden, ist nun zu einem Strafgrund avanciert .... Plobner ist also versorgt, Tilkowsky, der Freund des Dr. Hinterstoisser, ist gerächt, die Landesirrenanstalt von einem unbequemen Patienten befreit, und die Alkoholikerfrage in Oesterreich ist hiermit von Doctor Josef Hinterstoisser einfach und gründlich gelöst! ....

V.

Ein Geisteskranker, den Herr Hinterstoisser für unheilbar erklärt hat und später dennoch zur Abstrafung empfahl! Der Mann heißt Rudolf Zügner. Zwei nahe Anverwandte dieses Mannes sind geistesgestört. Zügner selbst ist im fünften Lebensjahr von einer Stiege kopfüber herabgestürzt und zwei Tage bewusstlos liegen geblieben. Kurz darauf stürzte Zügner im Wohnzimmer, stieß im Fall gegen eine Schlosskante und blieb wieder 24 Stunden bewusstlos. Fast noch ein Knabe, entwich Zügner wiederholt vom Elternhaus und zwar ganz grundlos. Er fuhr plötzlich weg, einmal nach Mödling, einmal nach Salzburg. Einige Tage später brachte ihn die Polizei den erschrockenen Eltern zurück. Wiederholt versuchte er Selbstmorde. Als 17jähriger Bursch trank

er, ohne dass irgend ein Grund eruierbar gewesen wäre, eine Kupfervitriollösung. Man transportierte ihn in's Spital. Mit 20 Jahren war er Comptoirist, defraudierte einen kleinen Betrag (er hatte Gelegenheit, sich größere Summen anzueignen), kaufte sich dafür einen Revolver und schoss sich eine Kugel in den Kopf. Der Arzt konnte die Austrittsstelle des Projectils nicht finden, die Kugel steckt noch in seinem Schädel .... Herr Dr. Hinterstoisser hatte damals ein Gutachten über den Genannten abzugeben. In seinem Befund (17. Juli 1890) constatierte er den »Bestand eines moralischen Stumpfsinnes«. Als »Degenerationszeichen« betonte er damals die »assymetrische Gesichtsbildung, indem die rechte Gesichtshälfte merklich kleiner, der Oberkiefer nach links oben verschoben ist«. In diesem Gutachten Hinterstoissers wird constatiert, dass der Diebstahl ohne irgend ein Motiv erfolgte. Hinterstoisser bestätigte die Schilderung Zügners, dass er zeitweilig — bei den Selbstmordversuchen, Entweichungen und Diebstählen — »einem unwiderstehlichen Impulse« folge. Damals constatierte Herr Hinterstoisser die »erbliche Veranlagung« Zügners, seine »Schlaflosigkeit«, seinen »abnormen (hydrocephalen) Schädelbau«, »krankhafte Impulse« u. s. w., u. s. w. Das Gutachten schließt mit der Diagnose: »Schwachsinn in der Form des moralischen Irreseins«. Infolge dieses »originären Schwachsinns« hat er »das ihm zur Last gelegte Delict bei Ausschluss klarer Verstandeskräfte begangen«. Die Schlusssätze dieses Gutachtens lauten wörtlich: »Der psychische Kankheitszustand Zügners ist ein unheilbarer und da eine Besserung seines Verhaltens und Zustandes ausgeschlossen ist, ärztlicherseits dessen Ueberstellung in eine Irrenanstalt zu befürworten«.

Auf Grund dieses Gutachtens wurde Zügner damals freigesprochen. Er wurde nun in die Irrenanstalt gebracht, wo er (mit Unterbrechungen) bis zum Jahre

1893 verblieb. In den Krankengeschichten der n.-ö. Landesirrenanstalt finden sich folgende Diagnosen:

1890 (Journ.-Nr. 887): **Epileptische Geistesstörung.**
1890 (Journ.-Nr. 640): **Neurasthenie, Aufregungs- und Angstzustände bei originärem Schwachsinn.**
1891 (Journ.-Nr. 614): **Schwachsinn mit Gefühlsentartung und amnestischen Zuständen.**
1891 (Journ.-Nr. 343): **Schwachsinn mit Gefühlsentartung (Epileptische Antecedentien).**
1893 (Journ.-Nr. 308): **Schwachsinn mit Gefühlsentartung, amnestische Zustände.**

Es versteht sich, dass der Geisteskranke wiederholt transferiert wurde; einigemale wurde er auch »geheilt« entlassen, einigemale entwich er aus der Anstalt. Im Jahre 1896 taucht er wieder im Gerichtssaal auf. Wieder gibt Herr Hinterstoisser ein Gutachten ab. Ich citiere dieses Gutachten im Folgenden, man vergleiche es mit der ersten Aeußerung, die dieser Sachverständige über den »unheilbaren« Patienten abgegeben hat. Im Befund constatiert Herr Hinterstoisser, dass Zügner wegen Schwachsinns unter Curatel steht, dass eine »Neigung zu impulsiven Handlungen (früher hieß es »unwiderstehliche Impulse«) und Alkoholexcessen« besteht. Diesmal findet Herr Hinterstoisser »kein Anzeichen von Wahnsinn, Blödsinn oder auch nur Deliranten- und Säufersymptomen«! Der Unheilbare ist also geheilt? Das einzig Auffällige ist diesmal: »Die moralische Depravation, die in seinem Cynismus, seinem Mangel jeglicher Reue, jeglichen Schamgefühls auch derzeit seine Denk- und Gefühlsweise charakterisiert«. In diesem weinerlichen Lamentationsstil ist dieses ganze — wissenschaftliche! — Gutachten geschrieben. Es wird zugestanden, dass Zügner kein vollkommen normales Individuum ist, aber »der

grenzenlose Leichtsinn des Inculpaten, der ja allen seinen Delicten (auch den Selbstmordversuchen?) zugrunde liegt, der ihn trunksüchtig und verbrecherisch gemacht hat und jede moralische Regung untergrub, war zum Theil gewiss in einer heriditären Veranlagung« zu suchen. »Die gegenwärtige Untersuchung Zügners hat ergeben, dass bei Zügner mit Ausnahme seiner moralischen Schwäche (!) keinerlei Anzeichen einer geistigen Störung vorliegt«. »Unter diesen Umständen fallen die Bestimmungen des § 2 des Strafgesetzes weg, denn es kann weder behauptet werden, dass Zügner des Gebrauches der Vernunft gänzlich beraubt sei, noch dass er sich in einem Zustand der Sinnesstörung befunden habe .... Eine Unzurechnungsfähigkeit zur Zeit der That im Sinne des § 2 des Strafgesetzes liegt nicht vor!«

Zum Glück hatte Zügner damals einen geschickten Vertheidiger. Herr Dr. Alfred Schlesinger stellte an den sachverständigen Herrn einige Fragen, in deren Folge Dr. Hinterstoisser die »angeborene Veranlagung«, den »degenerativen Irrsinn Zügner's auf moralischem Gebiete«, seine »pathologische Dissocialität«, sowie die »transitorischen Irrsinnszustände Zügners nach geringem Alkoholgenuss« zugeben musste.

Trotzdem Herr Hinterstoisser den Angeklagten zur Strafe empfohlen hatte, sprach ihn das Gericht im Sinne des § 2 des Strafgesetzes frei. Die Widersprüche in Hinterstoisser's eigenem Kopf nöthigten selbst ein Richtercollegium zur Desavouierung. Nebenbei sei erwähnt, dass Herr Hinterstoißer auch diesen Fall einen »Grenzfall« nannte. Alle diese Grenzfälle beleuchten am Schärfsten die deutlichen Grenzen des Herrn Hinterstoisser selbst!

Sperrt man in Oesterreich die Irren nicht in's Gefängnis, so sieht man sie immer wieder in Freiheit auftauchen. Im Jahre 1896 zertrümmerte Zügner ganz ohne jede Veranlassung den Telegraphenapparat auf der Westbahnstation Pöchlarn. Jetzt brachte man den

schwer zu Bändigenden wieder in die Irrenanstalt. Die Irrenanstalt überstellte den Mann unter dem Motto: »unheilbar, aber nicht gemeingefährlich« (5. December) dem Versorgungshaus ... Aus dem Versorgungshaus entwich Zügner bald darauf. Bettelnd trieb sich der Geisteskranke auf den Landstraßen herum. Eines Tages lag er im Spital in St. Pölten und schrieb an den Director jener Irrenanstalt, wo er zuletzt geweilt (Ybbs), einen Brief, worin er um eine kleine Unterstützung bat ... Als Antwort sandte der Director der Anstalt an alle Bezirkshauptmannschaften Niederösterreichs, an die Wiener Polizeidirection und an den Landesausschuss ein Amtsschreiben, vom 7. März 1897, Z. 294 ex 1897, worin es heißt:

»Die gefertigte Direction erlaubt sich auf diesen Simulanten aufmerksam machen und im Falle neuerlicher Simulation dessen Abgabe an die Zwangsarbeitsanstalt zu beantragen.«

Der Unheilbare ist hier zum Simulanten avanciert. Ja, in Oesterreich darf man nicht zu lange krank sein! ... Später ereignete es sich, dass Zügner in einem Gasthaus eine Majestätsbeleidigung begieng. Er wurde verhaftet und zu sieben Monaten verurtheilt. Im Sinne des letzten Gutachtens Hinterstoisser's wurde Zügner jetzt für zurechnungsfähig erklärt! ... Aus der Haft entlassen, begoss der arme Narr seine Kleider mit Petroleum und zündete sich selbst an. Man brachte den Simulanten wieder in's Irrenhaus ... Statt jeder besonderen Anzeige erhielt der Vater Zügner's am 16. März eine Mittheilung, Z. 301/1900, worin ihm der Director der n.-ö. Landesirrenanstalt Kierling mittheilt, dass sein Sohn am 14. März als »der Irrenhauspflege nicht bedürftig« (also nicht wieder als »geheilt«) aus der Anstalt entlassen worden sei. »Ueber sein Ersuchen ist ihm eine Eisenbahnfahrkarte nach München besorgt worden« ... Rudolf Zügner ist — endlich! — über der Grenze. So hilft man also auf's Einfachste unserem scandalösen Mangel an Irren- und Detentionsanstalten ab. Wenn Oesterreich gar nichts

exportiert, seine Irrsinnigen wenigstens setzt es in's Ausland. Der Vater Zügner's, der seinen Sohn gerne in häusliche Pflege und Bewachung nehmen möchte, wurde zwei Tage nach der Abfahrt verständigt. Er mag jetzt seinen Sohn irgendwo auf den bayrischen Landstraßen suchen . . .

Gegen die Verurtheilung Zügner's wegen Majestätsbeleidigung wurden dieser Tage alle erforderlichen Schritte eingeleitet. Der Geisteskranke hat damals einen ex-offo Vertheidiger zur Seite gehabt; denn man hat es nicht für nöthig befunden, den Vater des Kranken von der Verhandlung zu verständigen. Um die Wiederaufnahme des von dem ex-offo Vertheidiger Dr. v. Plappart vernachlässigten Processes ist nunmehr angesucht worden. So wird also wenigstens in diesem Falle über die Gutachten Hinterstoisser's noch in öffentlicher Verhandlung gesprochen werden.

VI.

»Wenn Sie die Thüren österreichischer Kerkerzellen öffneten, würden Sie wahrhaftig mehr als einen Mann finden, bei welchem der Kerkermeister sein Amt dem Arzte zu übergeben hätte«. So sprach Professor Leidesdorfer zu seinen Schülern . . . Der Gerichtssachverständige hat das Amt, der strafenden und rächenden Justiz in den Arm zu fallen, sie nachdenklicher, weniger instinctiv und deterministischer zu machen. Der erste Psychiater des Landes ist für dieses Amt gerade gut genug. Aber Herr Hinterstoisser? . . . Wir haben jetzt alle möglichen Gutachten von ihm durchgelesen und buchstabiert und nicht Eines gefunden, wodurch er auch nur ein einziges Menschenkind der rächenden Gewalt entrissen hätte. Vielleicht hat Herr Hinterstoisser im Verborgenen freundlicher gewirkt; in der Oeffentlichkeit erscheint nichts charakteristischer, als dass Herr Hinterstoisser mit allen Staatsanwälten harmoniert und mit fast allen Vertheidigern Zusammenstöße hat. Liest man seine Gut-

achten, so ist man erstaunt über die moralische Entrüstung, von denen diese Schriftstücke durchweht sind. Diese Gutachten sind im Geiste von polizeilichen Leumundsnoten geschrieben. Herr Hinterstoisser selbst denkt indeterministisch wie ein Polizei-Inspector!



Weltausstellung.

Die Berichterstattung wird im größten Stil fortgesetzt. Zwischen den Zeilen liest man, dass bloß das, was zwischen den Zeilen steht, nicht bezahlt ist. Die ausstellenden Firmen zollen der ‚Neuen Freien Presse' nach und nach ihren Tribut, und die Klage des Blattes, dass in der Ausstellung da und dort noch etwas nachzuholen sei, hat ihre tiefere Bedeutung. Man braucht nur eine Nummer der ‚Neuen Freien Presse' anzuschauen und wird das alte Wahrwort, dass so eine Ausstellung Geld unter die Leute bringt, bestätigt finden . . . .

Die ‚Neue Freie Presse' hat eine Vorliebe für Bosnien und Herzegowina, die schon seit langem von Schmöcken »occupierten Provinzen«; und da Herr Horowitz, der aus Nr. 26 und 31 der ‚Fackel' übelbekannte Sectionschef, den Schwindel von der bosnischen Cultur auch den Besuchern der Pariser Weltausstellung vormacht, so muss Frischauer über die Wunder des sogenannten »bosnischen Pavillons« besonders ausführlich berichten. Diese »bosnischen Pavillons«, die auf keiner Ausstellung fehlen dürfen, dienen zunächst zur Ausfütterung von Revolverjournalisten und sollen der Welt zeigen, wie gute Verbindungen der Herr Horowitz mit der Wiener Presse hat. In der Regel handelt es sich auch darum, einen Herrn Namens Hörmann zu zeigen, der es — Bosnien ist eben das Land des raschen Aufschwungs — nach drei Gymnasialclassen bereits zum Hofrath und Director des Landesmuseums gebracht hat. Unbekannt ist mir, ob diesmal auch jener Herr ausgestellt ist, der sich, wenn zufällig auf freiem Fusse, immer in nächster Nähe der Kallay

und Horowitz aufhält. Sollte auch er wieder — als »Pressleiter« — dem bosnischen Pavillon zugetheilt sein, dann wird man rechtzeitig eine Warnungstafel: »Nur anschauen, nicht berühren!« für das nichteingeweihte Publicum anbringen müssen. Da man Niemandem eine ausgestandene Strafe vorwerfen darf, so ist mir ein Urtheil über die journalistische Thätigkeit des Mannes erschwert. Bis vor kurzer Zeit hat er sich damit begnügt, kleinen Provinzschauspielern die sauer erworbenen Groschen abzunehmen. Wie sich sein ständiger Verkehr mit den Herren Kallay und Horowitz im Budget des Reichsfinanzministeriums ausdrückt, ist eine Frage, die reinlichkeitsliebende und zugleich sparsame Abgeordnete in den Delegationen erörtern mögen.

Herr Horowitz lud jüngst, wie uns Frischauer beigeistert medet, »ein halbes Tausend von Journalisten aus allen Theilen der Welt« in den bosnischen Pavillon. »Er lud sie ein, die schüchtern und bescheiden auftretende Pruduction Bosniens zu prüfen und zu beurtheilen«. Die Production Bosniens hat also mindestens Eigenschaften, durch die sie sich wesentlich von Herrn Frischauer unterscheidet. Herr Horowitz, berichtet er uns, habe »mit einigen gedankenreichen Worten die Bedeutung der Presse gekennzeichnet«: »So wie der Umtausch der Werthe das commercielle und wirtschaftliche Leben durchdringt und beherrscht, so ist der Umtausch der Ideen der wesentlichste Hebel auf geistigem Gebiete«. Herr Horowitz hat leicht reden; er und die Gesellschaft, die ihm lauschte, wissen ganz gut, dass es auch auf geistigem Gebiete zunächst auf den Umtausch der Werthe ankommt. Die Journalisten, meint Herr Horowitz, seien »berufen«, jene orientalischen Länder zu beurtheilen, die eben erst »der Civilisation und ihren Segnungen zugänglich gemacht wurden«. Aber die Sache ist viel complicierter, als er denkt. Die orientalischen Länder sind dazu berufen, uns die Journalisten zu liefern, Herr Horowitz ist dazu berufen, die Journalisten gewissen Segnungen, und ich bin dazu berufen, die Journalisten der Civilisation zugänglich zu machen . . .

*

Dass durch die Zwitterstellung eines activen Staatsbeamten, der zugleich im Verwaltungsrath eines industriellen Unternehmens sitzt, Interessenconflicte geschaffen werden, hat sich bei uns oft genug und erst neulich wieder im Falle des Herrn Sectionschefs Oser gezeigt. Fast interessanter sind noch die mehr schiefen als

hohen Stellungen, die pensionierte Staatsbeamte manchmal einnehmen. In einem Vorbericht zur Pariser Weltausstellung hat uns der in mercantiler Beziehung wohlinformierte Frischauer zu erzählen gewusst: »Contreadmiral Spetzler v. Oltramar repräsentiert auf der Ausstellung die Skoda'schen Werke.« Herr v. Spetzler, der pensionierte k. u. k. Contreadmiral, wurde später noch in Telegrammen über Soupers und Empfänge öfter erwähnt, immer als Vertreter der Skoda'schen Werke. . . . Wem der im österreichischen Seeofficierscorps herrschende Takt bekannt ist, muss sich gewiss darüber wundern, dass ein Flaggenofficier es mit seiner Stellung vereinbar findet, Agent eben desselben Werkes zu sein, von dem die österreichische Kriegsmarine den größten Theil ihres Materials bezieht. Wenn später so fette Pfründen den höheren Marineofficieren winken, könnte man da nicht zweifeln, dass diese Officiere in ihrer activen Stellung als Mitglieder von Uebernahmscommissionen etc. stets nur das Interesse des Staates wahren?

* * *

Die Enthüllungen der grauenvollen Wirtschaft in den Spitälern haben auch die Behörden nicht kalt gelassen. Der Statthalter hat gesprochen; die aufgedeckten Uebelstände konnte er nicht völlig ignorieren. Der Erlass, der von der Bevölkerung Wiens mit Ungeduld erwartet wurde, lautet: »Es wurde öfters die Wahrnehmung gemacht, dass Functionäre der Wiener k. k. Krankenanstalten bei der Unterfertigung von privaten, ja sogar amtlichen Schriftstücken, ferner auf den Namenstafeln ihrer Wohnungsthüren und auf Visitkarten ihrem Dienstcharakter den Beisatz »k. k.« hinzufügen. Da diese Functionäre zwar Beamte von Wiener k. k. Krankenanstalten, nicht aber Staatsbeamte sind, so wird die Direction aufgefordert, die unterstehenden Functionäre auf das Unzulässige solcher Bezeichnungen aufmerksam zu machen. Sollte dann ein derartiger Missbrauch noch vorkommen, so wird derselbe in kurzem Wege abzustellen sein.«

* * *

Seit Montag, dem 23. April wissen wir den Wert einer »Extra-Ausgabe« zu schätzen. Wir hätten bis zum Nachmittag warten müssen, um eine der unerwartetsten, sensationellsten und bedeutungs-

vollsten Nachrichten zu vernehmen, wenn nicht glücklicherweise die ‚Neue Freie Presse wieder eine ihrer so beliebten »Extra-Ausgaben« veranstaltet hätte. Und so erfuhr man denn schon um 9 Uhr früh allerorten, auf der Straße riefen es die Leute einander zu, dichte Gruppen von Passanten besprachen es in erregter Discussion: »Graf und Gräfin Lonyay sind heute in Rom eingetroffen und im Hotel Bristol abgestiegen.«

*

Rache des Ballcomitées.

Noch immer können aufmerksame Leser des Theatertheils unserer Tagespresse die Nachwirkungen eines schlecht besuchten Balles verfolgen, noch immer bekommt man Notizen, wie etwa: »Die Rolle wird wegen Unpässlichkeit einer Hofschauspielerin von einer andern Hofschauspielerin gespielt werden« aufgetischt. Nur, wenn Frau Schratt absagen lässt, bedient sich der Theaterredacteur der feineren Form der »eingetretenen Hindernisse«. Hatte man das Kunststück zuwege gebracht, über eine Baumeister-Vorlesung zu berichten, ohne Baumeisters Namen zu nennen, so musste es kürzlich der ‚Neuen Freien Presse‘ ein Leichtes sein, einen Hebbel-Abend, den die Grillparzer-Gesellschaft gab, zu besprechen, ohne Herrn Reimers zu erwähnen, der Hebbels »Michelangelo« erweckt hatte. Aber die Herren haben eingesehen, dass die läppische Entziehung der Namen, die sie an den Mitgliedern der Hoftheater strafweise versucht haben, auf die Dauer langweilig werden könnte. So beschlossen sie denn, zur activen Büberei überzugehen und jene Schauspieler, die sich aus dem Rayon der Hofbühnen auf die Straße wagen wollten, kurzweg anzufallen. Man lässt die sogenannten Plauderer auf sie los und weidet sich an dem Anblick, wie der letzte Coulissenschmock, den ehedem der Gruß der Theatergarderobière beseligte, einen Bernhard Baumeister zu bespeien wagt.

Aber nicht genug an den Niederträchtigkeiten, die die officiellen Theaterrichter durch die Theaterschnüffler begehen lassen. Die Rachsucht eines beleidigten Ballcomités kennt keine Grenzen. Da Herr Sonnenthal seit seinem muthigen Appell an das schauspielerische Standesgefühl durch keine einzige Unpässlichkkeit Anlass geboten hatte, ihn zu »einem Hofschauspieler« zu degradieren, so musste die Bestrafung anders und womöglich empfindlicher durchgeführt werden. Die passende Gelegenheit bot ein Gastspiel, das Herr Sonnenthal in München absolvierte.

Am 22. April fiel mir im ‚Neuen Wiener Tagbatt' die nachstehende Theaternotiz auf:

Wie man uns aus München telegraphiert, brach Sonnenthal, durch die kühle und kritische Haltung der Münchener Presse verletzt und verstimmt, sein Gastspiel am Gärtnerplatztheater vor der Zeit ab.

Und im ‚Neuen Wiener Journal' las ich:

Adolf Sonnenthal hat — so wird uns aus München telegraphiert, — sein dortiges Gastspiel gestern plötzlich abgebrochen, weil die Münchener Presse seine Sprechweise abfällig beurtheilte und die Häuser bei Sonnenthals Gastvorstellungen leer waren. — Die Herren Hofschauspieler sind neuestens etwas nervös und von einer Empfindlichkeit, die ihnen unter Umständen nicht mehr gut steht.

Andere Blätter brachten ähnliche Notizen. Ich ahnte die Schurkerei und verschaffte mir jene Ausgaben der größten Münchener Blätter, deren kühle und kritische Haltung den Wiener Hofschauspieler bewogen haben musste, sein Gastspiel vor der Zeit abzubrechen. Im Abendblatte der ‚Münchener Allgemeinen Zeitung' vom 21. April las ich:

Die zweite und, wie man nachträglich leider hört, letzte Gastrolle, die Meister Sonnenthal gestern gab, war der Fabricius ..... Geschrieben hat Wilbrandt die Hauptrolle offenbar für Adolf Sonnenthal, den wir denn auch gestern hier, leider nicht im Hoftheater, der einzig seiner würdigen Stätte, als Fabricius sahen und bewunderten . .

Wird die Bescheidenheit der Natur nirgends verletzt, dann erstehen solche Kunstwerke wie der gestrige Fabricius Sonnenthals — ein Meisterstück scharfsichtigster Psychologie. Freilich gibt der große Künstler nie mehr als absolut zur Charakterisierung des Moments nothwendig ist. Darin besteht eben die Bescheidenheit der Natur und so ist er ein größerer und jedenfalls besserer Realist, als Jene, die in übertreibenden Einzelheiten eine Leidenschaft in Fetzen reißen. Maske, Wort, Ton, Spiel, sie ergänzten sich zu einer künstlerischen Harmonie von sanfter und doch hinreißender Gewalt. Die beiden Höhepunkte bildeten die Eintrittsscene und die Schlußscene vor Gericht. Der Erfolg dieser Meisterschöpfung war großartig: das distinguierte Publicum, das diesmal fast das ganze Haus füllte, konnte sich zum Schlusse in Hervorrufen nicht genug thun. Zurufe und Kränze steigerten noch die Begeisterung — es war wie die Abschiedsfeier für einen alten Liebling, obwol noch niemand wusste, dass es wirklich ein Abschied sein sollte. Es ist ewig schade, dass uns Sonnenthal nicht einige seiner weiteren Glanzrollen im Hof- oder noch besser im Residenztheater vorführte.

In der Abendausgabe der ‚Münchener Neuesten Nachrichten', datiert vom 22. April, las ich:

— — — Und schlechthin meisterhaft ist Sonnenthals Fabricius. Das bekümmerte bleiche Antlitz, das scheue ängstliche Wesen, die gedrückte demüthige Haltung, der rührende Jammer des unglücklichen Vaters, der sich selbst opfern will, um Kind und Kindeskind vor Schande zu bewahren, das ergreifende Mienen- und Geberdenspiel rührten gestern viele zu Thränen. — — — — Man musste mit der Unbefangenheit und Empfänglichkeit eines Menschenkindes, das zum ersten Male das Theater betritt, dieses Meisterstück der Schauspielkunst auf sich wirken lassen können, um es ganz zu würdigen. So freilich stört die Unverdaulichkeit des veralteten Stückes immer wieder erbarmungslos die Freude an der vollendeten Kunst dieses Schauspielers .... Das gut besetzte Haus spendete dem Gaste rauschenden Beifall und prächtigen Lorber. Nach der Vorstellung gab es auf der Bühne eine Ovation für Sonnenthal, der, wie man hört, aus Gesundheitsrücksichten sein Gastspiel plötzlich abgebrochen hat. Das ist sehr zu bedauern, denn gerade die noch angekündigten Stücke hätten im Verein mit »Nathan« und »Fabricius« zu einem

umfassenden künstlerischen Charakterbild Sonnenthals Gelegenheit gegeben.

An der boshaften Fälschung, von der die Wiener Notizen Kunde geben, kann das noch immer gläubige Publicum den Wert seiner Presse ermessen. Die in die Ferne wirkende Schäbigkeit der Gesinnung, die jene Notizen zum Druck befördert hat, ist unermesslich. Es liegt ein großer Zug in dieser Schäbigkeit. Dem alten Schauspieler, den sie vierzig Jahre gehätschelt — oder, wie Herr Julius Bauer freiwillig gesteht, »über seine Kräfte gelobt« — haben, wird die erlittene Kränkung auch die Freundschaft jener zuführen, die seiner Kunst nicht wegen eines schlecht besuchten Ballfestes abtrünnig wurden. Die Personenverehrung des Wiener Theaterlebens wird die Wiener Presse durch ihren anrüchigen Hass noch besser als durch die frühere Zärtlichkeit fördern. Wir wissen schon, wer ein Hofschauspieler ist; aber wir wollen auch wissen, wer der Bube ist, der ihn hinterrücks anfällt. Ich fordere ihn auf, sich zu nennen. Wegen Unpässlichkeit eines Hofschauspielers in München hat die schlechte Aufführung der Wiener Presse zu unterbleiben!

* * *

Der die Geschichte vom verpfuschten Leben des Robert Wawroch geschrieben hat, ist kein Dichter. Der Mann, der Eindrücke des Auges und Ohrs so trefflich appercipiert, mochte, wenn günstige Umstände es ihm erlaubt hätten, als Forscher eine ruhmvolle Laufbahn zurücklegen. Aus dem feinen Hörer von Dialecten konnte ein tüchtiger Philologe werden. Aber die Gabe, in Menschen hineinzusehen und hineinzuhorchen, ist Herrn Franz Adamus versagt. Und das Herz, die Leidenschaft des Dichters fehlt ihm. Er trauert und zürnt nicht mit dem Leben, sondern er greint; er ist nicht Elegiker noch Satiriker, sondern ein Miselsüchtiger.

Zwei Gegensätze wollte der Autor der »Familie Wawroch« vor uns entwickeln: den zwischen der Socialdemokratie und der mit

der staatlichen und kirchlichen Gewalt verbündeten Bourgeoisie und den zwischen der socialistischen und der individualistischen Weltanschauung. Der erste ist für ihn der Unterschied zwischen mageren und fetten Ochsen; ein sociales Drama kann sich aus diesem Unterschiede nicht entwickeln. Herr Adamus ist der Wahrheit noch recht fern. Aber er brauchte bloß beim Rindvieh zu bleiben und von mageren und fetten Kühen zu sprechen, so hätte er sie bereits gestreift. Die mageren Kühe sah schon einmal ein weiser Traumdeuter die fetten fressen .... Wenn aber der Realschulprofessor in Jägerndorf die Thatsachen des realen Lebens nicht kennt, so ist er vielleicht doch aus Büchern mit den Ideen vertraut, die miteinander ringen? Sein Werk beweist das Gegentheil. Die Arbeiter und Arbeiterführer, die es schildert, sind ebensowenig Socialisten wie Robert Wawroch ein Individualist. Missverstandenem Socialismus steht missverstandener Individualismus gegenüber. An solchem Gegensatze entbrennen wohl Redeschlachten zwischen Realschülern; ein Seelendrama kann daraus nicht erwachsen.

Wie konnte dieses schwächliche Werk sich durchringen? Es ward vor zwei Jahren Herrn Hermann Bahr von einem Freunde des damals noch unbekannten Autors übergeben. Da aber dieser Freund nicht zur »Concordia«-Clique zählte, fand sich Herr Bahr, den Grundsätzen treu, die er so oft über die Förderung von Talenten entwickelt hat, nicht bemüssigt, das Drama auch nur zu lesen. So ließ der Autor es ihm wieder abfordern und sandte es an Herrn v. Wolzogen. Und für den edlen Freiherrn, der eben die Leitung der freien Bühne der Münchener »Literarischen Gesellschaft« übernommen hatte, galt es, den Befähigungsnachweis zum Entdecker zu erbringen. Noch aber war bis zur Aufführung am »Deutschen Volkstheater« ein weiter Weg. Mit Hilfe der Herren v. Hartel und Wagner v. Kremsthal hat ihn Franz Adamus glücklich zurückgelegt. Unterrichtsminister und Censor fühlten die Verpflichtung, sich eines dichtenden k. k. Staatsbeamten anzunehmen. Aus dem Buche ward das Bühnenstück zurechtgeschnitten. Ich habe es nicht gesehen; aber wenn es, wie die Blätter melden, ein Tendenzstück gegen die Socialdemokratie ist, dann hat Herr Wagner mehr dramatisches Verständnis als Herr Adamus. Jedenfalls jedoch verdankt der Autor dem Censor den einzigen Erfolg, der der »Familie Wawroch« beschieden sein konnte — den Scandalerfolg.

Aber ich will nicht ungerecht sein. Das Verständnis des Herrn Wagner wäre für einen Erfolg des Werkes kaum hinreichend gewesen. Das Unverständnis der socialdemokratischen Premièrenbesucher, die das Signal eines Vorwissers in hellen Haufen herbeilockte, hat ihm zuhilfe kommen müssen. Und so wurde denn der rüdeste Versammlungs-Terrorismus in's Theater getragen. Hatten kurz zuvor Herrn Ludassy die persönlich rebellierenden Firmenchefs vom Franz-Josefsquai zu unverdientem Märtyrerruhm verholfen, so ließen sie diese Arbeit an Herrn Adamus durch ihre Handlungsgehilfen besorgen. Die Scharen, die von Herrn Pernerstorfer kritische Belehrung erhalten, sind des Gebrauchs ästhetischer Massstäbe längst entwöhnt. Sie beurtheilen die Tendenz, so gut sie sie verstehen. Weil Herr Pernerstorfer im Vorjahre die Tendenz der »Königin« des Berliner Börsenjournalisten Theodor Wolff missverstand, hat das socialdemokratische Publicum diesem Drama zugejubelt. Weil Herr Pernerstorfer die Tendenz der von Herrn Wagner v. Kremsthal bearbeiteten »Familie Wawroch« nicht missverstehen konnte, hat das socialdemokratische Publicum dieses Drama ausgezischt und niedergetrampelt. Der Literat aber fragt sich, ob es mehr zu beklagen sei, wenn ein schlechtes Werk aus schlechten Gründen gefällt oder wenn es aus schlechten Gründen missfällt. Aristophanes und Swift haben den Pernerstorfers ihrer Zeit sicherlich missfallen. Aber es hieße das Recht auf das Verkanntwerden durch die Menge allzudreist missbrauchen, wollte man etwa Herrn Adamus zum Jägerndorfer Aristophanes ernennen.

* * *

Ich erhalte folgende Zuschrift:

»Ein herrlicher Stoff, sehr geehrter Herr, winkt Ihnen: Die Bestallung Herrn R. v. Pergers zum Director des Wiener Conservatoriums. Es ist kaum ein Unfähigerer zu finden gewesen, aber die Compagnie Hartel-Schrötter brachte den Mann in Amt und Würden, trotzdem bekannt ist, dass Herr v. Perger von Gesang gar nichts versteht, ein schlechter Clavierspieler ist und nur sehr mühsam Partituren liest. Es waren lediglich Versorgungsgründe, die für Herrn v. Perger, den Bruder des von Ihnen bereits gewürdigten Professors an der Technik, sprachen. Selbst das Greisenasyl, genannt: Direction der »Gesellschaft der Musikfreunde«, ist sich dessen be-

wusst. Perger wird der »Verweser« des Conservatoriums sein; unter ihm wird in die bisherige faule Wirtschaft die völlige Verwesung kommen. — Erkundigen Sie sich bei Eingeweihten! — Ich rege nur an. —«

Auch ich will durch Veröffentlichung dieser Zuschrift anregend wirken, auf jene Herren Musiker nämlich, die immer betheuern, dass dies oder jenes ein »Stoff« für mich sei, aber die Uebel, über die sie jammern, lieber ertragen, als dass sie sich aus ihrer Schreibfaulheit, Knechtseligkeit und Indolenz aufrütteln ließen. In Nr. 24 schrieb ich über diese Sorte von Missvergnügten: Sie bescheiden sich, im Kaffeehaus über ihre Bedrücker zu schimpfen, und versichern einander, nachdem sie sich noch vorsichtig umgesehen haben, dass dies oder jenes »etwas für die ‚Fackel'« wäre. Aber bisher haben sie's nicht einmal noch zu anonymen Briefen gebracht . . . .

* * *

Repertoire.

Donnerstag, 26. April:

Hofburgtheater.	Deutsches Volkstheater.
»Der Verschwender«	»Der Verschwender«
(Valentin — Herr Kainz).	(Valentin — Herr Girardi).
Bei erhöhten Preisen.	Bei ermäßigten Preisen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Auf mehrere Anfragen. Darin, dass einige Tagesblätter sich so gestellt haben, als ob sie nur von einem natürlichen Tode, nicht Selbstmord des jungen N. wüssten, kann ich nichts Tadelnswertes erblicken. Tadelnswert finde ich, dass unsere Publicistik diesen Versuch zur Rücksicht auf den Schmerz einer Familie nicht in jedem einzelnen Falle übt, dass sie ihre schmierigen Finger nur von diesem einen, gewiss weitere Kreise interessierenden, Unglück ferngehalten hat. Wenn man die abscheuliche Geschäftigkeit kennt, mit der die Laufburschen der Historie sonst das intimste Detail einer privaten Affaire herbeitragen, dann kann man die im Falle N. geübte Discretion vielleicht verdächtig, keinesfalls jedoch tadelnswert finden.

Forscher. Dass im Lectionskatalog für das Sommersemester noch Herr v. Schrötter junior figuriert, ist offenbar so zu erklären, dass der Katalog schon gedruckt war, als sich Herr v. Schrötter junior unwürdig erwies, in ihm zu figurieren. — Bei Hölder ist dieser Tage ein Werk erschienen, das den interessanten Titel

führt: »Luftdruck-Erkrankungen — mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Caisson-Krankheit — von Dr. Rich. Heller, Dr. Wilh. Mager, Dr. phil. & med. Hermann v. Schrötter, Assistent der k. k. III. med. Universitätsklinik in Wien.« Der ursprüngliche Titel war bekanntlich (s. Nr. 32 der ‚Fackel‘) ein wesentlich anderer; aber auch der jetzige ist nicht ganz correct stilisiert . . . — Der X. Band des Katalogs der österreichischen Abtheilung auf der Pariser Weltausstellung (herausgegeben von Herrn Sectionschef Exner) enthält gleichfalls eine kleine Ungenauigkeit. Dieser Band behandelt die »Chemische Industrie«. Ich citiere aus Journalauszügen: »Die Entdeckung des sogenannten amorphen oder rothen Phosphors, der durch seine absolute Unschädlichkeit für die Gesundheit einen so großen Werth für die Industrie bekommen hat, verdankt man dem österreichischen Chemiker Dr. Anton Schrötter R. v. Kristelli, dem Vater des bekannten Laryngologen. Der rothe Phosphor erschien als Industrieproduct zuerst auf der Weltausstellung des Jahres 1855 zu Paris, und Schrötter wurde für seine Erfindung vielfach ausgezeichnet, erhielt unter Anderem das Ritterkreuz der Ehrenlegion und den Montyon-Preis der Pariser Akademie.« Dass Schrötter-Großvater für die Entdeckung des amorphen Phosphors ausgezeichnet wurde, ist richtig. Ein gewisser Goldmark wurde damals jedenfalls nicht ausgezeichnet, und diese Thatsache hätte auch im Katalog der Vollständigkeit halber hervorgehoben werden sollen. Ich habe schon in Nr. 32 erwähnt, dass der Name Goldmark in der Geschichte des Familienruhmes derer von Schrötter eine gewisse Rolle spielt. Es ist aber eine unglückliche Art, Vater und Sohn rehabilitieren zu wollen, indem man eine Entdeckung, die der Großvater nicht gemacht hat, in alle Welt posaunt.

Speidel-Freund. Ist es nicht viel, wenn man zugibt, dass sich ein Publicist in dreißigjährigem Verkehr mit der ‚Neuen Freien Presse‘ auch nur die deutsche Sprache rein erhalten hat?

Der besorgten Mutter. Bezüglich der Kinderstücke des Herrn Theodor Herzl können Sie sich bei der Festlegung einer Altersgrenze nicht beruhigen? So wird nichts anderes übrigbleiben, als eine literarische Kinderrettungsgesellschaft ins Leben zu rufen.

Uebereifriger Leser. Der Musikkritiker des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘, Herr Wilhelm Frey, schrieb nach dem Tode Jahns die gutdeutschen Worte nieder: »Für fremde Gastspiele hatte er kein sonderliches Interesse, und wenn sie auch noch so bestechend waren.« Nun stellen Sie an mich die Frage, ob vielleicht Herr Wilhelm Frey für bestechende Gastspiele mehr Interesse gezeigt hat.

Da Herr Regierungsrath Hinterstoisser den grössten Theil dieses Heftes für sich in Anspruch genommen hat, muss sich Herr Regierungsrath Sonndorfer bis zum nächsten Mal gedulden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

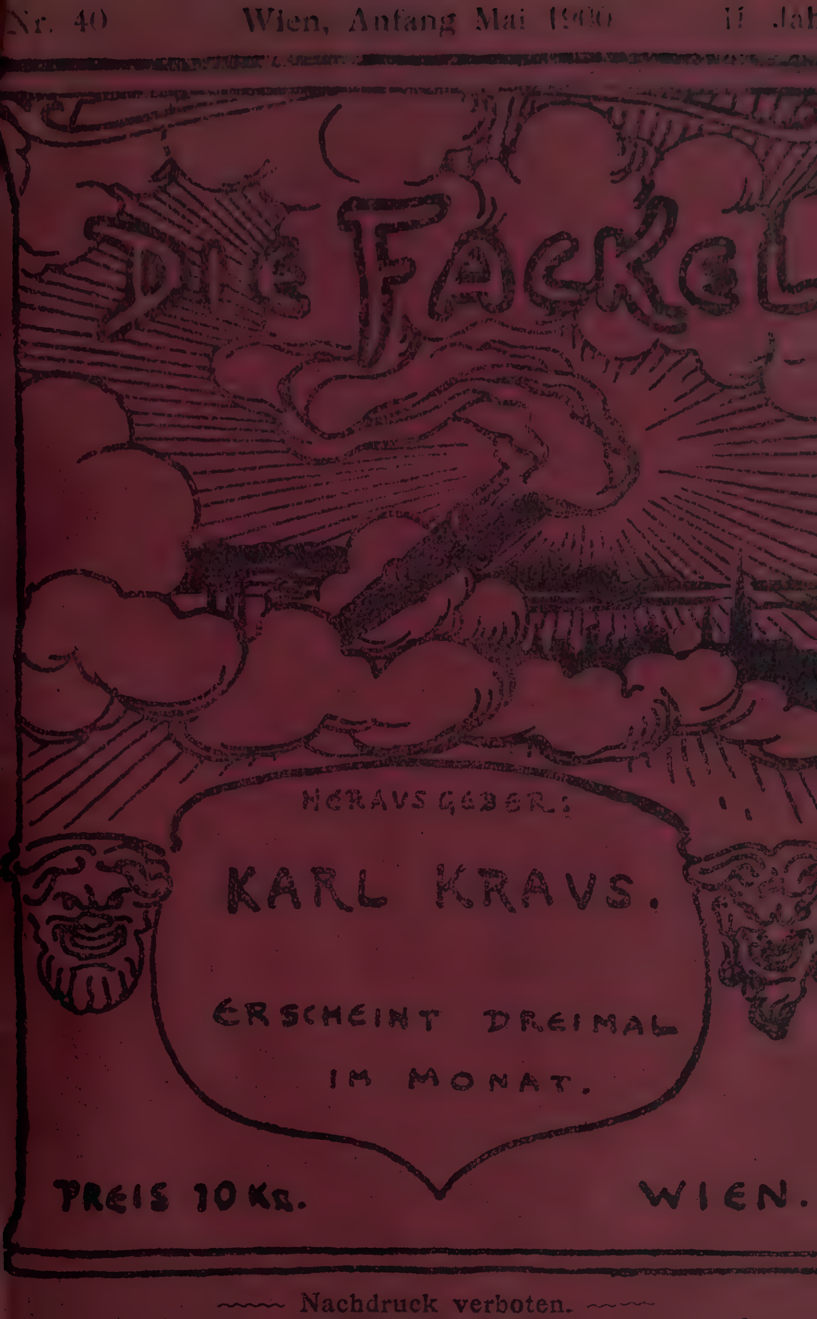
Die im ersten, zweiten, dritten und vierten Quartal der ‚Fackel' April—Juni, Juli—September, October—December und Jänner—März erschienenen je neun Hefte sind als

Band I, II, III u. IV der ‚Fackel'

zum Preise von je fl. 1.— = M. 2.— durch alle Buchhandlungen und durch die Geschäftsstelle der ‚Fackel' zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert. Jeder Band enthält ein Inhaltsverzeichnis, das jedoch separat nicht abgegeben wird. Einbanddecken werden nicht hergestellt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 40 Wien, Anfang Mai 1900 II. Jahr



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in **allen** Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K	7.—
» » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		»	8.20
» » » » » halbjährig, »		»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei **allen in-** und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 40 | WIEN, ANFANG MAI 1900 | II. JAHR

In der letzten Nummer erlaubte ich mir, das Benehmen jener socialdemokratischen Premièrenbesucher zu tadeln, die durch ihr Pfeifen und Trampeln Herrn Adamus zu einem literarischen Martyrium verholfen haben; ich bedauerte, dass nunmehr der rüdeste Versammlungsterrorismus ins Theater getragen sei, und konnte die Rufer im Premièrenstreite nur damit entschuldigen, dass sie, gewohnt, von Herrn Pernerstorfer kritische Belehrung zu erhalten, des Gebrauchs ästhetischer Maßstäbe längst entwöhnt seien. Ob dieser sachten Vermahnung, die weder das scandalöse Treiben bei der Adamus-Première noch die Unzulänglichkeit des Pernerstorfer'schen Kunsturtheils mit der erforderlichen Schärfe traf, hat sich die ‚Arbeiter-Zeitung' zu zwei Angriffen auf meine literarische Thätigkeit aufgerafft, die sie um der besseren Wirkung willen in einer Sonntagsnummer und in einer und derselben anbrachte. Minder »taktisch« sind die Artikel selbst stilisiert. In der Hitze des Gefechtes werden jene Stellen der ‚Arbeiter-Zeitung' sichtbar, deren Verwundbarkeit ich bisher noch nicht rücksichtslos genug ausgenützt habe. Ich freue mich, dass die ‚Arbeiter-Zeitung', was ich ihr immer zugetraut, endlich zur That macht: sie bricht die Todtschweigetaktik — der liberalen Börsenpresse, sie verrichtet Arbeiten im übertragenen Wirkungskreise, sie tritt als Rächerin des beleidigten Wiener Schmockthums auf und zahlt mir heim, was ich an der »Concordia« so lange gesündigt habe. Zu der politischen Opferwilligkeit, mit der sich unsere Socialdemokratie in letzter Zeit an

die Seite der für Freiheit kämpfenden Jobber gestellt hat, sind nunmehr kleine journalistische Gefälligkeiten getreten, die man, im muntern Flegelton geübt, vornehm schweigenden Collegen gerne erweist.

Als ich kürzlich einmal an einem drastischen Beispiel — ich hatte es ohne Zusatz der ‚Arbeiter-Zeitung‘ entnommen — die Parteiverblödung in Oesterreich illustrierte, ließ man mich ruhig gewähren; auf den Vorwurf der Parteiverrohung antwortet man mit einer Bestätigung desselben. Man rühmt sich der Premièrenpöbeleien, die zur Nothwehr gegen ein Theaterstück, das Herrn Pernerstorfers ästhetisches Lob erntete, vollkommen angebracht seien, und lässt durch den sonntäglichen Mitarbeiter »Habakuk« den Nachweis liefern, dass ein Ochsenziemer im Vergleiche zu einer Feder das wuchtigere literarische Kampfmittel darstellt. Ich habe schon einmal, vor etwa einem Jahre, die Beachtung des »Genossen aus Wildwest« erregt. Damals entschuldigte sich der leitende politische Redacteur des Blattes in einem längeren Schreiben, versicherte, auf die Arbeiten Habakuks keinen Einfluss zu haben, erklärte, nicht verhehlen zu können, dass er ob des Angriffes wider mich »ein gewisses Unbehagen« empfunden habe, und meinte, es sei eine »unzulässige Verkennung des Sachverhalts, die beiläufigen Ausfälle des ‚Genossen aus Wildwest‘ als Ausdruck der Gesammtansichten der ‚Arbeiter-Zeitung‘ anzusehen«; »ich stehe nicht an,« — hieß es zum Schlusse — »ausdrücklich zu erklären, dass ich ihnen in keinem Punkte zustimme, sondern meine warme Anerkennung für Ihre Thätigkeit unvermindert und unverändert besteht«.

Dies Schreiben hatte ich auf meine Anfrage erhalten, ob der Zeitpunkt, da mir der Sonntagshumorist der ‚Arbeiter-Zeitung‘ in meinem Kampfe gegen die Presscorruption in den Rücken fiel, redactionell vorherbestimmt war. Seither ist wohl die Thätigkeit des Herrn Habakuk zum Ausdruck der Gesammtansichten

der ‚Arbeiter-Zeitung‘ avanciert. Sie hat sich seine Manieren im politischen Kampfe angeeignet, sie hat es gelernt, die Wiener Verpöbelung zu überpöbeln, und sie zeigt uns täglich, wie eine Partei, deren Existenz von jedem anständigen Menschen als eine österreichische Staatsnothwendigkeit begrüßt werden müsste, im vertrackten Communalkampf dem Schicksal ihrer liberalen Bundesgenossen entgegeneilt. Auf diese Verfallserscheinung habe ich mir manchmal hinzuweisen erlaubt. Dies die Ursache, warum die Anerkennung für meine Thätigkeit nicht mehr unvermindert und unverändert besteht, warum man heute ob der Ausfälle des »Genossen aus Wildwest« nicht mehr Unbehagen, sondern Genugthuung empfindet und die Gesammtansichten des Blattes sich in schäbiger Verdächtigung meines publicistischen Strebens ausdrücken.

Mit dem Fuselhumor des Genossen Habakuk will ich mich nicht weiter auseinandersetzen und verspreche, dass ich auch die weiteren Trunkenheitsexcesse ruhig über mich ergehen lassen werde. Wollte ich dem Herrn in der Tonart erwidern, in der die ‚Arbeiter-Zeitung‘ etwa über entlassene Minister schreibt, »dieser Mensch«, »so ein Kerl«, »dieses Subject« wäre immer noch imstande, mich in Gemeinheit zu übertrumpfen. Dagegen muss ich auf den Artikel, den die Rubrik »Tagesneuigkeiten« enthielt, zurückkommen. Ich hätte ihn, da er sich als eine Reihe von Lügen und Verdrehungen darstellt, mit Fug berichtigen können; aber ich hielt den § 19, der so oft nur formalen Ausflüchten dienen muss, der Ehre einer wirklichen Richtigstellung nicht für würdig. Wenn ich aber an dieser Stelle der ‚Arbeiter-Zeitung‘ einige kräftige »Unwahr« entgegenhalte, so darf sie dies beileibe nicht als eine conventionelle Höflichkeit auffassen. Es ist nämlich wirklich eine dreiste Lüge, dass ich mich »über das Kunstverständnis der Wiener Arbeiter sehr geringschätzig« geäußert hätte. Wahr ist vielmehr, dass ich mich bloß über das Kunstverständnis der socialdemokratischen

Theaterdemonstranten im allgemeinen und des Herrn Pernerstorfer im besondern geringschätzig geäußert habe. Wahr ist, dass eine Schaar von Handlungsgehilfen und Studenten auf das Commando irgend eines Agitators scandallüstern herbeieilte, sich im Theater ungebührlich aufführte und höchstens Herrn v. Bukovics damit einen Gefallen erwies. Es ist unwahr, dass Wiener Arbeiter Premièren des Deutschen Volkstheaters besuchen oder dass, wenn sie's thäten, sie sich bei dieser Gelegenheit schlecht benehmen würden. Wahr ist allerdings, dass sich die Wiener Arbeiter die ästhetische Ueberzeugung des Kritikers der ‚Arbeiter-Zeitung' nicht vorschreiben lassen. Das hat sich deutlich bei der von Herrn Pernerstorfer für die Wiener Arbeiter im Vorjahre veranstalteten Aufführung der »Königin« von Wolff gezeigt, die von den Wiener Arbeitern ausgelacht wurde. Herr Pernerstorfer, ein ausgezeichneter Mann, aber schlechter Theaterkenner, hatte das alberne Machwerk, das eine Revolution vorführte, gepriesen, weil er den seichten Hohn auf die Socialdemokratie, den es enthielt, nicht merkte und nur die schlecht angezogenen Leute auf der Scene und die eingeschlagenen Fensterscheiben eines Königsschlosses sah. Er versuchte es, das Stück der Wiener Arbeiterschaft aufzudrängen, Victor Adler ließ ihn trotz meinen Warnungen gewähren, und in einer unvergesslichen Separatvorstellung wurde das schnodderige Geisteskind des Neffen Mosse's einem Auditorium von Wiener Proletariern präsentiert, die durch ihre ablehnende Haltung zugleich ein »selbstständiges Urtheil« über die ‚Arbeiter-Zeitung' und Herrn Pernerstorfers Kunstverständnis abgaben. Ich habe es ihnen in der Kritik der Adamus-Première mit keinem Worte bestritten.

Unwahr ist es, dass ich darnach strebe, in der clericalen ‚Reichspost' abgedruckt und von Herrn Leopold Steiner gelobt zu werden. Wahr ist, dass ich auf das Titelblatt der ‚Fackel' eigens die Bemerkung:

»Nachdruck verboten« gesetzt und Herrn Leopold Steiner für seine Rede in der Kohlenstrikedebatte zwar nicht im Tone der ‚Arbeiter-Zeitung‘ beschimpft, aber ihm immerhin heimgeleuchtet und den Beinamen »Rothschilds Leib-Steiner« verliehen habe. Es ist unwahr, dass ich »immer erst abwarte, was die ‚Neue Freie Presse‘ sagen wird, um dann das Gegentheil zu sagen«. Wahr ist, dass ich oft schon vorher das Gegentheil sage, weil nach meiner Ansicht in jeder Sache, die öffentliche Interessen tangiert, die ‚Neue Freie Presse‘ die corrupteste, niederträchtigste und eigensüchtigste Haltung einnehmen muss. Wahr ist leider, dass diese Erkenntnis von der ‚Arbeiter-Zeitung‘ nicht immer getheilt wird und dass die ‚Arbeiter-Zeitung‘ im Kampfe gegen die gefährlichste Macht im Staate, gegen die Pauschalienpresse, ein unzuverlässiger Bundesgenosse ist. Unwahr ist es, dass ich der »ungezogene Liebling der Schottenringgrazien« bin. Wahr ist, dass in jenen Häusern, in denen die ‚Arbeiter-Zeitung‘ seit ihren täglichen Beschimpfungen der Antisemiten gerne gelesen wird, die ‚Fackel‘ keinen Zutritt hat, wahr ist, dass in der Gegend des Schottenring die ‚Fackel‘ erfreulicherweise boykottiert ist, während sich dort die ‚Arbeiter-Zeitung‘ ob der Unentwegtheit, mit der sie mehr gegen Herrn Bielohlawek als gegen den Börsenschwindel kämpft, des größten Ansehens erfreut.

Es ist unwahr, dass ich »die Bedeutung der liberalen Presse vergrößere«. Wahr ist, dass alles, was ich gegen die liberale Presse bisher vorgebracht habe, noch viel zu wenig ist. Wahr ist, dass die ‚Arbeiter-Zeitung‘, die an die Aufhebung des Zeitungsstempels die thörichtesten Verheißungen für die Entwicklung des Journalismus knüpfte, sich über die Gefährlichkeit der liberalen Presse durchaus nicht im Klaren ist und dass sie sie fälschlich mit dem Maß der politischen Bedeutungslosigkeit der liberalen Partei misst. Wahr ist, dass sie sich durch ihre taktische Lauheit und durch tückische Verdächtigung meines Kampfes zum

Mitschuldigen der liberalen Presse macht, dass es mir aber trotzdem nicht einfallen wird, die Bedeutung der socialdemokratischen Partei an den Thorheiten der socialdemokratischen Presse zu messen. Wahr ist, dass die ‚Arbeiter-Zeitung‘, wenn sie einmal über die Veranstalter eines Concordiaballes gespottet hat, am nächsten Tage reuig um Verzeihung bittet und Herrn Wilhelm Singer seine Pauschalienreinheit bestätigt. Wahr ist fatalerweise, dass sie nur dann die bürgerliche Presse angreift, wenn sie's selbst am wenigsten nöthig hat. Dies pflegt besonders nach Festmählern bei Herrn Krupp in Berndorf der Fall zu sein, wo neben Vertretern der liberalen Presse auch ein Redacteur der ‚Arbeiter - Zeitung‘ fetiert wurde; dann freilich findet sie nicht genug Ausdrücke der Verachtung für die bürgerlichen Collegen, die sich's an der Tafel des Ausbeuters so gut haben schmecken lassen ... Aber auch sonst gab's Zeiten, wo socialdemokratische Wortführer die Bedeutung der liberalen Presse mit klarem Auge erkannten. Derselbe Herr, der mir heute vorwirft, dass ich sie »in lächerlicher Weise vergrößere«, schrieb für die sechste Nummer der ‚Fackel‘ eine Darstellung des Brünner Strikes, die nichts war, als eine dröhnende Anklage gegen die verwerfliche Theilnahmslosigkeit unserer angesehenen Tageszeitungen. Für die sittlichen Mächte, schrieb er damals, die in jenem grossen Strike lebendig wurden, hätten unsere Gesellschaftskritiker nur ein giftiges Schweigen übrig gehabt. Ein Strike, und mag er noch so viel Heroismus und thatenfreudigen Gemeinsinn freimachen, dünke unsere Presse nicht des Eigenberichtes würdig, der einem Schulvereinstag nicht versagt bleibt, und der Arbeiter sei ihr so lange uninteressant, als er nicht jüdische Schnapsschänken plündert. Ich will den Herrn nur weiter an seine guten und ehrlichen Worte erinnern. Er meinte damals, dass »diese brutale Gleichgiltigkeit der bürgerlichen Zeitungen für den socialen Frieden eine viel größere Gefahr« bedeute als der Starrsinn eines clericalen Handelsministers

und dass diese Gleichgiltigkeit »die gläubigen Vorstreiter der socialen Katastrophe mehren müsse«. »Unsere liberale Presse« — schrieb er wörtlich — »trägt die schwerste Schuld an der die bürgerliche Cultur immer höher umfluthenden Barbarei, an der Hoffnungslosigkeit, mit der das junge Geschlecht in die Zukunft sieht. So wird jenes »J'accuse«, das die Geschichte einst den zerstörenden Mächten dieses Staatswesens zurufen wird, vor allem jene heuchlerischen Anwälte treffen, die den Verklagten und Verletzten der Welt ihr Pathos geliehen haben und an den Bedrückten des eigenen Landes gleichgiltig vorübergegangen sind.«

Der Mann, der in Nr. 6 der ‚Fackel' ein so gut fundiertes »J'accuse« der liberalen Presse entgegengeschleudert hat, greift mich im socialdemokratischen Blatte an, weil ich die zerstörenden Mächte dieses Staatswesens in lächerlicher Weise überschätze. Unaufrichtig wie dieser Vorwurf ist auch der, dass ich die »widerwärtigste Sensation der liberalen Presse, den Dreyfus-Handel, zu galvanisieren versucht« habe. Wahr ist, dass der Dreyfus-Handel lange Zeit auch zu den widerwärtigen Sensationen der ‚Arbeiter-Zeitung' gehört hat, und dass sie bis zu jenem Momente, da sie, ernüchtert, das Wort vom »Humanitätsausverkauf von Rennes« fand, im synagogalen Tonfall ihrer Renneser Botschaften sich kaum merklich von der fanatisierten Geldpresse unterschied. Wahr ist, dass nicht ich es war, der den Dreyfus-Handel galvanisiert hat, sondern der von der ‚Arbeiter-Zeitung' gewiss verehrte Parteigenosse Wilhelm Liebknecht. Wahr ist, dass durch das vollständige Todtschweigen seiner Artikel, durch das blanke Ignorieren des Aufsehens, das diese Artikel in ganz Frankreich erregten, durch die verlogene Wiedergabe der Vorgänge auf dem Pariser Socialistencongress die ‚Arbeiter-Zeitung nichts bewiesen hat als — ihre Anpassungsfähigkeit an die Gesinnung und die Gewohnheiten der liberalen Presse.

* * *

Als in der Aera Thun die Minorität gegenüber Majorität und Regierung Obstruction trieb, ward das Parlament fortgeschickt. Als in der Aera Clary die Majorität gegenüber Minorität und Regierung Obstruction trieb, ward die Regierung fortgeschickt. Welche Combination erübrigt noch? Dass Majorität und Minorität gegenüber der Regierung Obstruction treiben. Und dagegen wird nichts helfen, als Parlament und Regierung fortzuschicken.

Die Episode der gegenwärtigen jungtschechischen Obstruction bereitet diese dritte Combination vor. Das Ministerium Koerber hat, den Mahnungen der überklugen Taktiker folgend, die, als das Schlagwort der »Verständigung von Volk zu Volk« abgebraucht war, sich für die »Initiative der Regierung« begeisterten, den Entwurf eines Sprachengesetzes vorgelegt. Nachdem aber die Verständigung sich als unmöglich erwiesen hat, ist auch das parlamentarische Zustandekommen eines Sprachengesetzes ausgeschlossen, da doch Tschechen und Deutsche in dem einen Punkte gleicher Meinung sind, dass die Majorisierung in nationalen Fragen nicht zu dulden sei. So wird denn Herr v. Koerber zum § 14 greifen. Legt er aber hernach die Sprachenverordnung auf Grund des § 14 vor, so werden eben Tschechen und Deutsche zur Obstruction übergehen. Das Abgeordnetenhaus neu wählen zu lassen, würde nichts nützen. Die Radicalen beider Völker würden bei Neuwahlen gewinnen. Geschwächt würde durch solche unter den jetzigen Verhältnissen bloß die Socialdemokratie, die aufrichtigste Anhängerin der Verständigung.

Die Regierenden in Oesterreich denken und handeln unlogisch, und darum wird Herr v. Koerber wahrscheinlich beide Fehler begehen: zum § 14 flüchten und das Abgeordnetenhaus auflösen. Die Ereignisse aber folgen auch in Oesterreich noch den Gesetzen der Logik, so sehr sich um deren Abschaffung alle gesetzgebenden Gewalten des Landes seit Jahren bemühen. Und des-

halb wird, nachdem auch die letzte Combination erprobt sein wird, eine Generalpause des Constitutionalismus eintreten.



KÖNIGTHUM SONNDORFER.

Noch vor einem Jahre erschienen dem Director der Handelsakademie die Zustände an der ihm unterstellten Schule als so befriedigend, dass er in seinem Bericht an die Generalversammlung sagen durfte: »Die Disciplin« — Herr Sonndorfer räumt in seinen Berichten der Besprechung der Disciplin bezeichnenderweise den Vorrang vor der Verkündigung der Unterrichtsergebnisse ein — »war trotz der großen Schülerzahl in den einzelnen Abtheilungen zufriedenstellend, und es kam während des ganzen Studienjahres kein ernster Disciplinarfall vor, der eine eventuelle Ausschließung hätte zur Folge haben müssen.« Seither scheint es aber um die Wiener Handelsakademie wesentlich schlimmer bestellt zu sein. Der Director begann mit Ausschließungen vorzugehen, und als diese nichts fruchteten, entschloss er sich, den Ausnahmszustand zu verhängen. Da kam's zur Katastrophe. Ob es nun auf Befehl des Directors oder unter seiner stillschweigenden Duldung geschah, seine Executivorgane, die Classenvorstände, gaben beim ersten Anlaß Befehl zum Schießen — und vier Todte blieben auf dem Platze; zwei von ihnen gehörten einer Abtheilung des I. Jahrganges an, die ein gefürchteter Quäler der Jugend, Professor Myron Dolinski, leitet.

Jetzt, sollte man meinen, müsste Entsetzen über solches Unglück und Zorn gegen seine Urheber die gesammte Oeffentlichkeit erfassen und jene, die etwa über dem Leiter der Wiener Handelsakademie stehen,

zu einer Untersuchung zwingen, um die Verantwortlichkeit für das Geschehene festzustellen und die Schuldigen zu bestrafen. In welchem Missverhältnis die entsetzliche Strenge, die jene Knaben in den Tod getrieben hat, zu ihrem Anlaß stand, war ja leicht zu erfahren: der eine sollte den Classenleiter belogen, der andere einen Mitschüler »blöder Jud« geschimpft haben. Und darum der Tod als Disciplinarstrafe!? .. Aber jene, die einzugreifen hätten, rühren sich so wenig wie das Gewissen des Directors Sonndorfer. Und Herr Myron Dolinski wagte im Gefühl seiner vollen Sicherheit den grausen Scherz, einen todten Schüler in der nächsten Lehrstunde aufzurufen. »Hat sich erschossen!« rief die Classe im Chor. Und — »So? Gehen wir weiter!« antwortete der Professor.

Herr Dolinski weiß sich eben durch Herrn Sonndorfer gedeckt, und Sonndorfer ist unumschränkter Herr der Handelsakademie. Dieser Macht pflegt er sich häufig genug vor den Schülern zu rühmen; auf Grund seiner wiederholten Aeusserungen sei hier festgestellt, dass die Verwaltungsräthe sich um die Handelsakademie recht wenig kümmern, so dass die Verwaltungsrathssitzungen nur selten beschlussfähig sind. Die alljährliche Generalversammlung des Vereines der Wiener Handelsakademie vollends ist eine Farce: sie dauert knapp drei Viertelstunden; der Director liest einen ruhmredigen Bericht der Direction und den Bilanzbericht vor, dann erhebt sich ein Herr, um dem Verwaltungsrath, dem Director und dem Lehrkörper zu danken. Niemand verlangt das Wort zu einer Besprechung von Schulfragen. Herr Sonndorfer sagt nur die Wahrheit, wenn er seinen Schülern immer wieder einschärft: »In der Handelsakademie hat niemand etwas zu reden außer mir!« Die Vereinsmitglieder verlassen sich ganz und gar auf den Director und den ausgezeichneten Lehrkörper der Handelsakademie.

Wie sieht dieser ausgezeichnete Lehrkörper, der in jedem Jahresberichte neu gerühmt wird, eigentlich

aus? In der Blüthezeit der Anstalt haben Männer wie der Pflanzenphysiologe Wiesner, der Chemiker Ludwig, der Nationalökonom und Jurist Steinbach, der Mathematiker Simon Spitzer zu ihm gezählt. Heute ist kaum ein Mitglied dieses Lehrkörpers ein Fachmann ersten Ranges. Männer von dem gründlichen Wissen des Handelsgeographen Zehden und des Staatsrechtslehrers Tezner, der an der Anstalt freilich ein ihm minder vertrautes Wissensgebiet vertritt, finden sich von durchaus nicht Gleichwertigen umgeben. Der Director Sonndorfer lehrt politische Arithmetik so gut, wie er etwa Chemie lehren könnte; daneben allerdings auch internationale Handelskunde, die er wohl beherrscht. Aber als Lehrer kommt Herr Sonndorfer gar nicht in Betracht. Nur nominell ertheilt er eine gewisse Anzahl von Unterrichtsstunden, um 5 Gulden für die Stunde beziehen zu können; in Wahrheit wohnt er häufig überhaupt nicht, selten länger als zehn Minuten dem Unterricht bei. Ein junger Assistent suppliert ihn. Nur die schriftlichen Arbeiten corrigiert der Herr Director und classificiert sie. Ob die Schüler mit Recht behaupten, dass die Classification nicht vom Ausfall der Arbeit abhänge, sondern zu den Sonndorfer'schen Disciplinarmitteln gehöre, kann nicht constatiert werden, da Sonndorfer diese Arbeiten niemals zurückstellt.

Aber zum Unterricht lassen ja Herrn Sonndorfer seine pädagogischen Obliegenheiten keine Zeit. Denn abgesehen davon, dass der Director der Handelsakademie umfassende Bureauarbeiten zu erledigen hat und dass er auch den Hausinspector und Chef des Reinigungswesens spielt, hat er es sich noch zur Aufgabe gemacht, die Wahrung der Disciplin in seine kräftige Hand zu nehmen. Und an keiner Schule der Welt dürfte die Disciplin eine so bedeutende Rolle spielen wie hier. Vorfälle, die anderswo mit ein paar klugen Mahnworten, schlimmstenfalls mit einer Rüge, der bei Wiederholung eine Disciplinarstrafe folgt, erledigt werden, bauscht Herr Sonndorfer zu schweren Ver-

gehen auf, derentwegen er einen umfassenden und zeitraubenden Untersuchungsapparat spielen lässt. Er ist von der fixen Idee besessen, dass er eine besondere Anlage zum Untersuchungsrichter habe. Und seinem Machtgefühl bereitet es, wie er den Schülern oft gesagt hat, »die größte Genugthuung, die Herren Buben, die immer zu Unfug bereit sind, so recht dasig und schlotterig vor sich zu sehen«. Verhaltene Wuth im Antlitz, betritt er das Classenzimmer, in dem der Frevel geschah. Dann bricht es los; unfläthige Beschimpfungen und cynische Spottreden wechseln ab: »Ihr Trottel, Ihr Lümmel, ich werd' Euch lehren! Ihr Lausbuben, ich schmeiß' Euch hinaus!« »Der Schmeißer« ist der Beiname, den Herr Sonndorfer nach seinem Lieblingswort von den Schülern erhalten hat. Dann werden ein paar »anständige« Schüler aufgerufen, von denen durch Drohungen die Angabe der Schuldigen erpresst werden soll. Besonders liebt es Herr Sonndorfer, einen Knaben, der Unterstützungen erhält, herauszugreifen, ihm die unverdienten Wohlthaten, die ihm zutheil werden, vorzuhalten und ihn mit Entziehung der Schulgeldbefreiung oder des Stipendiums zu bedrohen, wenn er seine Kameraden nicht verrathe.

Und dann werden die Eltern zum Director citiert. Diesen verdutzten Eltern wird ihr Kind als Ausbund aller Schlechtigkeit hingestellt und sein Ausschluss von der Schule verheißen. Was soll man aber mit dem Knaben, für den man bereits die Berufswahl getroffen hat, beginnen, wenn die Thore der Handelsakademie sich hinter ihm schließen? Drohend taucht vor dem Vater das Schreckgespenst dreijähriger Dienstzeit auf, und in der Ueberzeugung, es gelte jetzt durch Strenge die Zukunft seines Sohnes zu sichern, häuft er zu den Qualen der Schule noch häusliche Strafen, die den armen Knaben vollends verbittern. Ach, die Eltern bedenken zumeist nicht, wozu sie sich von den Lehrern fortreißen lassen. Kindern, die voll Gram und Ekels über unverdiente, unwürdige Behandlung aus der Schule heimkehren, wird die Essensstunde, die

einzige, in der sie den Vater zu Gesicht bekommen, durch Tadel und Drohungen vergällt; dann kommt ein langer Nachmittag voll angestrengter Arbeit, der den Knaben, dessen körperliche Energie sich austoben möchte, an den Sitz vor dem Schreibtisch fesselt, und des Abends kehrt der Vater zurück, um wieder das Gespräch auf die Schule zu bringen und sich zu versichern, ob die mittägliche Ermahnung gefruchtet habe. Und die Gemüther von im Grunde gutgearteten Jungen, die minder gute Prüfungsnoten erhalten, weil sie einen uninteressant gemachten Lehrstoff durch das »Ochsen« nicht völlig bewältigen, die minder gute Sittennoten erhalten, weil ihre Vitalität mangels körperlicher Uebung in unschuldigen Balgereien Ausdruck findet, werden jahrelang unter einem Druck gehalten, der schließlich zu einer Explosion führt.

An der Handelsakademie gibt es freilich auch Knaben, denen ein besseres Los beschieden ist, als der Mehrzahl. Dass die Söhne einflussreicher Väter, die Herrn Sonndorfer zu einer Revisorenstelle oder gar zu einem Orden verhelfen können, sich nicht zu fürchten brauchen, ist wohl selbstverständlich. Auch die Intervention einer jungen Mutter ist im Stande, dem ungerathenen Sohn zeitweise Erleichterung zu verschaffen; die Frau, der ja im Laufe der geschichtlichen Ereignisse schon manches Große gelang, vermag selbst Paragraphe der Sonndorfer'schen Disciplinargesetze unwirksam zu machen. Wehe aber dem Schüler, der in der Wahl seines Vaters unglücklich war, wehe jenem, dessen Vater bei der Wahl der Gattin seinen Geschmack durch andere Argumente zum Schweigen bringen ließ.

Soll ich nun noch von den einzelnen Lehrern der Wiener Handelsakademie sprechen? In zahllosen Zuschriften, aus denen der tiefe Ingrimm des Erlebten spricht, werden mir viele als raffinierte Quäler ihrer Zöglinge geschildert. Fast in allen Briefen, fast in sämmtlichen Gesprächen, die ich mit Absol-

venten der Anstalt geführt habe, kehren zwei Namen wieder: der des Vicedirectors Hanausek und der des Prof. Myron Dolinski. Die Pädagogik des Herrn Hanausek, der Warenkunde unterrichtet, ist wohl hinlänglich dadurch charakterisiert, dass er einen Jahrgang strafweise die Lehrmittel nicht besichtigen lässt; die Schüler müssen dann über Formen und Farben von Gegenständen, die sie nicht zu Gesicht bekommen haben, Auskunft geben. Der Unterricht besteht jahraus-jahrein im Ableiern des Lehrbuches von Erdmann-König. Dafür aber ist Herr Hanausek ein Meister im Disciplinieren. Auch er bestraft, wie Herr Sonndorfer, Disciplinarvergehen durch schlechte Prüfungsnoten, was eben so richtig ist, als wollte man einem Schüler wegen schlechter Lernerfolge die Sittennote verschlechtern. Auch er ist ein untersuchungsrichterliches Genie. Herrn Dolinski dagegen schildern seine Zöglinge als einen Mann, der als Gendarm in Galizien Hervorragendes geleistet haben würde.

Aber ich kann nicht allem nachgehen, was mir über die Handelsakademie gemeldet wird. Nur so viel: Wenn aus allen Mittheilungen ehemaliger Schüler einer Anstalt ein nach Jahren unverminderter Hass, unversöhnlicher Groll über erlittene Entwürdigung und Bedauern um nutzlos verlorene Zeit spricht, wenn täglich Eltern sich an mich wenden, um mich zu einer rücksichtslosen Besprechung von Zuständen zu drängen, die ihnen tiefste Besorgnis für das Schicksal ihrer Kinder einflößen, dann müssen diese Zustände so unerträglich sein, dass schließlich die maßgebenden Personen nicht umhin können werden, ihre Pflicht zu thun und sich mit der Anstalt und Herrn Sonndorfer eingehend zu beschäftigen. Traurig genug, dass vier Jünglinge zuvor sterben mussten. Die Lehrer, deren Strenge sie in den Tod getrieben, mögen dem Staatsanwalt entgehen. Aber mit mir wird die Oeffentlichkeit erkennen, dass diese Lehrer der schweren Seelenverletzung schuldig sind, die den Tod zur

Folge hatte. Um ihrer Bildung und um der Gefahr willen, in die sie Hunderte von Collegen der Dahingeschiedenen gebracht haben, sind diese Männer zehnmal schuldiger, als jene Juliane Hummel, die der Volkswuth zum Opfer gebracht worden ist. Kinderschutz gegen entartete Lehrer ist nicht minder dringlich als Kinderschutz gegen entartete Eltern.

* * *

Der deutsche Freisinn ist noch einmal vor der lex Heinze gerettet und nicht am wenigsten freuen sich dessen die Wiener publicistischen Kämpfer für die heiligsten Güter der Menschheit. Sie wissen gar wohl, dass die ethischen Principien, die die neueren deutschen Gesetzesschöpfungen beherrschen, einige Jahre später auch in die österreichische Gesetzgebung Eingang finden und bisweilen infolge der Verwertung der in Deutschland gemachten Erfahrungen hier sogar schärfer und reiner hervortreten. Am meisten aber bangt ihnen davor, dass es zu Reformen auf strafrechtlichem Gebiete kommen könnte. Durch das Princip, das die unter dem Namen der lex Heinze zusammengefassten Strafgesetzparagraphen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zur Geltung bringen sollen, waren neben gewissen Auswüchsen von Kunst und Literatur hauptsächlich die großen Tagesblätter in ihrem Lebensnerv, im Inseratenwesen, bedroht. Und gerade hier kam dieses Princip am klarsten zum Ausdruck. Wenn angesichts der Rückständigkeit und vielfachen Abhängigkeit des deutschen Richterstandes auch mancher Unbefangene zweifeln mochte, ob es räthlich sei, den Richter so dehnbare Begriffe auslegen zu lassen, wie den Begriff dessen, was »ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzt«, so konnten gegenüber dem Verbote »öffentlicher Ankündigungen, die dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen«, gleiche Bedenken nicht auftauchen. Man hat in Deutschland den Fehler begangen, die lex Heinze als

ein untheilbares Ganzes zu behandeln. Unter dem Vorwand eines Kampfes für die Freiheit der Kunst sind denn die »Inseratenfarmer« — dies gute Wort stammt von Harden — eine Bestimmung losgeworden, deren Unzweideutigkeit ihr zweideutiges Geschäft an der Wurzel traf. Denn die Vermittlung unzüchtigen Verkehrs ist in Deutschland wie bei uns eine Hauptaufgabe des kleinen Anzeigers. Ich habe mich in den Tagen des lex Heinze-Rummels damit beschäftigt, die großen Wiener Inseratenblätter in dieser Richtung ein wenig zu prüfen. Und ich habe mich dabei überzeugt, dass in dem Kampfe, den die Inseratenfarmer vor Jahren mit der Staatsanwaltschaft wegen des Unzuchtgewinns geführt haben, die Staatsgewalt auf allen Linien geschlagen worden ist, bis sie sich demüthig zu einer »liberalen« Praxis verstand. Jetzt empfehlen versierte Verkäuferinnen der Liebe im ‚Neuen Wiener Tagblatt' ihre Dienste als Krankenpflegerinnen — und neuestens wieder als Masseusen —, schüchterne Anfängerinnen bitten in der ‚Neuen Freien Presse' unter dem Schlagwort »erster Versuch« um Stellungen, am liebsten bei alleinstehenden, jungen, feschen oder auch älteren, vermögenden Herren; und wenn die Administrationen beider Blätter liebedürstenden Männern ihre discrete Hilfe nur unter der Bedingung leihen, dass die Annäherungsversuche an alleinstehende Damen ausdrücklich als »ehrbare« bezeichnet werden, sind sie jeder weiteren Verantwortlichkeit ledig.

Wenn so die Staatsanwaltschaft sich zu schwach gezeigt hat, alteingerissenen Uebeln zu steuern, wer wollte ihr zumuthen, dass sie neu auftauchenden entgegentrete? Die Polizei, die als eigentliche Regierungsgewalt in Oesterreich auch allein die für das Regieren nöthige Umsicht zu besitzen scheint, hat die Ausbreitung widernatürlicher Laster längst bemerkt. Wenn sie die Damen, die unter ihrer Controle stehen, durch einen jüngst erschienenen Erlass verpflichtete, die Geschlechtskunden auf etwaige Folgen solcher Laster

zu untersuchen, hat sie freilich das verkehrteste Mittel zur Abhilfe gewählt. Aber sollte nicht wenigstens die öffentliche Anpreisung widernatürlichen Geschlechtsverkehrs sich verhindern lassen? Den »Etenim«-Inseraten, die immer wieder unter minder verfänglichen mitunterlaufen, könnte ja wohl gesteuert werden. Da es nicht geschieht, ist es nicht erstaunlich, dass die Blätter immer kühner werden, und dass ‚Neue Freie Presse‘ und ‚Neues Wiener Tagblatt‘ gegenwärtig ganz offen Gelegenheitsmacherei für Perverse betreiben. Ueber den Homosexualismus mag man verschiedener Meinung sein. Ich halte seine Bestrafung nach geltendem Rechte für eine ungeheuerliche und habe natürlich nicht die Absicht, einzelne Individuen, die ihren Geschlechtstrieb zumeist gar nicht als anormal empfinden, dem Staatsanwalt auszuliefern. Ich bekämpfe bloß eine Ausschreitung des Inseratenwesens, das hier die Heilungsabsichten des Arztes durchkreuzt, wie es so oft den Aerzten des socialen Körpers entgegenarbeitet. Nicht den jüngsten Tagen entnehme ich darum die Beispiele jener Vermittlung unzüchtigen Verkehrs, vor deren Verbot der Freisinn zittert. Am 31. März 1900 brachten die Kleinen Anzeigen der ‚Neuen Freien Presse‘ folgendes Inserat:

> **Reisegenosse gesucht, jung,**
> nett, Christ, unabhängig. Briefe unter »Conträr 69« postlagernd Habsburgergasse.

Am 8. April 1900 erschien im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ das folgende Stellengesuch:

> **Hübscher junger Mann,**
> Ausländer, sprachenkundig, empfiehlt sich als Secretär, Reisebegleiter, Gesellschafter für alleinstehende distinguierte Herren. Unter »Conträr 86978« an die Exp.

Dem ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ will ich hier keinen schweren Vorwurf machen. Man weiß, die Administration dieses Blattes ist mit der Prüfung des sogenannten redactionellen Theiles wegen der Wichtigkeit der dort

inserierten Meinung in Politik, Oeconomie und Kunst so sehr beschäftigt, dass ihr keine Zeit bleibt, sich um den ‚Kleinen Anzeiger‘ zu kümmern, aus dem sie sonst die »Conträr«-Inserate vielleicht verbannt hätte, aus Furcht, wenn schon nicht um der Sittlichkeit willen. Anders steht es bei der ‚Neuen Freien Presse‘. Der Oeffentlichkeit ist der Wert eines Inserates in dem Blatt aus der Fichtegosse noch nicht genügend bekannt. Sie glaubt vielfach, dass dort die Verantwortlichkeit für Inserate nur nicht ausdrücklich abgelehnt werde. In Wahrheit aber bedeuten die Annoncen der ‚Neuen Freien Presse‘ ebenso viele Empfehlungen durch die Redaction, die jedes Inserat auf seine Eignung zur Aufnahme in das Blatt prüft und sich ausdrücklich das Recht vorbehält, Inserate, die in der Administration angenommen und bezahlt wurden, zurückzuweisen. Das hat der verantwortliche Redacteur der ‚Neuen Freien Presse‘ als Zeuge in einem Civilprocess, den der Verleger meiner Schrift »Eine Krone für Zion« seinerzeit gegen das Blatt führte, unter Eid ausgesagt und damit jenen Process entschieden.*) Dass derselbe verantwortliche Redacteur gelegentlich in einem Strafprocess erklärt hat, er habe keine Zeit, Annoncen zu lesen, kommt nicht in Betracht. Damals war er Beschuldigter und hatte das gute Recht, zu leugnen. Aber auf Grund seines Eides darf ich wohl behaupten, dass die Aufnahme der »Conträr«-Inserate von der Redaction gebilligt wird. Als nach der Aufhebung und Unterschlagung des Zeitungsstempels eine Ausgestaltung des

---

*) Auf diesen bedeutungsvollen Process, dessen Verlauf in gleicher Weise das Verständnis für den Inseratentheil wie für die zionistischen Tendenzen der ‚Neuen Freien Presse‘ zu fördern geeignet ist, wollte ich längst in ausführlicher Besprechung zurückkommen. Diese sollte den Abschluss des in Nr. 5 publicierten Artikels »Ich und die ‚Neue Freie Presse‘« bilden. Der Process zog sich lange hin, und als er endlich — auch in dritter Instanz zugunsten der Inseratenmoral der ‚Neuen Freien Presse‘ — entschieden war, gab mir das Blatt just so viel zu thun, dass ich nicht Zeit und Raum fand, das Versprechen von Nr. 5 einzulösen. Aber ich werde es nicht vergessen.

Blattes in allen Theilen vorgenommen wurde, konnte eben auch der Inseratentheil davon nicht unberührt bleiben. Das Kuppelgeschäft, das dort betrieben wird, ward um einen neuen Zweig bereichert. Auskünfte über homosexualen Verkehr werden jetzt »von 8 Uhr früh bis 6 Uhr abends ertheilt, Inserate auf Wunsch verfasst.« Nur rathe ich allen Kunden, ihren Bedarf rechtzeitig zu befriedigen. Denn wenn es auch gegen die Ausgestaltung des redactionellen Theils der ‚Neuen Freien Presse' kein Mittel gibt, wenn das Publicum es sich gefallen lassen muss, dass man es allsonntäglich zur Liebe zu Literaturknaben zu zwingen sucht, — die Erweiterung des Inseratentheiles wird vielleicht binnen kurzem wieder rückgängig gemacht werden, wenn nur Herr Bobies sein Schamgefühl überwinden und nicht bloß den redactionellen Theil der ‚Neuen Freien Presse' lesen will. Eine österreichische »lex Heinze« aber wird solchem Treiben eines Blattes, das schon lange vor der Weltausstellung »Pariser Artikel« »im größten Stil« brachte, beikommen müssen: freilich nicht mit Kautschukparagraphen gegen die Kunst, sondern mit einem Gummiparagraphen gegen die ‚Neue Freie Presse'.

* * *

Dass man Chocolade und Zündhölzchen, Gulyas und Unfallversicherungen durch den Automaten kaufen kann, ist bekannt. Dass aber auch der heilige Segen des Papstes auf demselben Wege zu beziehen ist, wird wohl jedermann verblüffen.

In der Rothenthurmstrasse ist vor kurzer Zeit eine Ausstellung von Mutoskopen eröffnet worden, die — gegen Einwurf von 10 Kreuzern — bei Drehung einer kleinen Kurbel die verschiedensten »lebenden Bilder« zeigen. Je nach Wunsch kann man dort die Bewegungen eines »Modells für Mieder«, »Dumme Streiche in Mädchens Schlafkammer«, »Mädchens Bocksprünge« und Aehnliches sehen. Auch der Frage, »Warum Marie das Licht ausblies«, können hier weltabgewandte Betrachter nachsinnen, und wer's bis zu diesem Tage nicht wusste, kann hier staunend erfahren, »Was in einem

Pensionat für Mädchen vorkommen kann«. Wer aber an dem »Pariser Akrobatinnen-Tanz«, am »Chambre separée«, an den »Verbotenen Früchten« und an der »Entführung« vorbeigegangen ist, gelangt in ein Chambre separée, wo er sofort des Segens Seiner Heiligkeit theilhaftig wird, wofern er nur in den Automaten 10 Kreuzer einwirft und die kleine Kurbel — langsam! — nach rechts dreht. Er sieht dann im lebenden Bilde, wie der Papst den Segen ertheilt, und liest ein über dem Automaten hängendes Placat, das wörtlich Folgendes besagt:

»Cardinal Sebastian Martinelli, apostolischer Delegirter, sagte bezüglich dieser hier im Bilde erscheinenden Segensspendung: ‚Es ist der ausdrückliche Wunsch Seiner Heiligkeit, dass diejenigen, welche seinen Segen in diesem Bilde sehen und ihn gläubigen Herzens aufnehmen, des Glückes, der Seligkeit und des Nutzens desselben theilhaftig werden sollen, geradeso, als wenn er ihnen persönlich gespendet worden wäre.'«

Eine Behörde, deren Glaubenseifer an der geringsten anticlericalen Regung deutschnationaler Zeitungen Anstoß nimmt, hat die Prostituierung des päpstlichen Segens zwischen unzüchtigen Schaustellungen bisher nicht bemerkt. Dem Plakat, das die angebliche Erlaubnis des Cardinals Martinelli verkündet, entspricht kein zweites, das Unerwachsenen den Anblick der profaneren Scenen verbieten würde. Aber darf man heute noch ein solches Verbot herbeiwünschen, ohne das Odium eines reactionären Bedrückers der freien Kunst und des freien Spiels der Kräfte auf sich zu laden? Das liberale Pathos, das gegen die lex Heinze ankämpfte, will auch Kindern unter vierzehn Jahren die Erkenntnis nicht ersparen, »warum Marie das Licht ausblies«, und kann nichts Anstößiges darin finden, dass die Mutoskopunternehmung »Familienkarten« ausgiebt.

So anwidernd nun neben der Verlockung sexueller Neugier der Missbrauch des Kirchenglaubens zu Geschäftszwecken berührt, so zweckmäßig wäre es immerhin, wenn man den Betrieb der Mutoskope auf denkwürdige Vorgänge unseres öffentlichen Lebens ausdehnen und den Massen einen billigen Anschauungsunterricht verschaffen wollte. Man denke sich ein Mutoskop, das um 10 Kreuzer jedem Neugierigen zeigt, wie Herr Benedikt Pauschalien nimmt, wie Herr Frischauer Französisch lernt, Herr Brix Sandwiches isst u. s. w. u. s. w. Mit dem Papste hat der Unternehmer des »Mutoskop« kein

Glück. Das fromme Wiener Publicum verurtheilt allem Anschein nach die dreiste Speculation; — denn während die Kurbel in der »pikanten« Abtheilung kaum ruht, bleibt das päpstliche Zimmer fast unbesucht...

* * *

Die Pariser Reisestipendien des Niederösterreichischen Gewerbevereines.

Die in Nr. 38 der ‚Fackel' unter der Ueberschrift »Die Pariser Reisestipendien des Niederösterreichischen Gewerbevereines« veröffentlichten Mittheilungen sind in der außerordentlichen Generalversammlung des Vereins am 27. April 1900 Gegenstand einer längeren Debatte gewesen. Der Präsident v. Harpke stellte fest, dass nicht der Verwaltungsrath, sondern die Specialjury der Abtheilung für Kunstgewerbe jene Stipendien, von denen in der ‚Fackel' die Rede war, verliehen habe. Es seien acht Stipendien zu je 700 Kronen und zwei mit je 500 Kronen bemessene »Reisebeträge honoris causa« bewilligt worden. Und Herr Schedewy, Obmann der Abtheilung für Kunstgewerbe, erklärte, die Jury habe sich bei der Zuerkennung der zehn Stipendien, die sie statt der sechs ausgeschriebenen vertheilte — den feinen Unterschied zwischen Stipendium und Subvention honoris causa hielt dieser Herr nicht fest —, streng an die Bestimmung gehalten, wonach die bisherige Verwendung der Bewerber eine solche gewesen sein müsse, dass sich von der Studienreise ein entsprechender Erfolg erhoffen lasse.

Da nun die Jury sich so rein fühlt, ist es nicht recht begreiflich, warum die Namen der Juroren und der betheilten Bewerber noch immer hartnäckig verschwiegen werden. Die Preisausschreibung war doch in den Mittheilungen des Vereins und in Tagesblättern veröffentlicht. Aber vergeblich forschten die zurückgewiesenen Bewerber an den gleichen Stellen nach dem Resultat; und als sich einige von ihnen an das Vereinssecretariat um Auskunft wandten, wurde ihnen geantwortet, dass solche nicht ertheilt werden könne. Die in der ‚Fackel' veröffentlichten Daten stammen von Mitgliedern der Abtheilung für Kunstgewerbe, welche mit den ihnen bekannt gewordenen Stipendienzuwendungen nicht einverstanden waren. Aus der Verweigerung authentischer Mittheilungen erklärt es sich, dass vielfach ein Herr Franke junior als einer der begünstigten Petenten bezeichnet

wurde; dieser Name war mir von mehreren Seiten genannt worden. Auf Grund der Mittheilungen des Herrn Harpke ist nun zu constatieren, dass ein Sohn des Jurors Herrn Franke sich weder unter den Bewerbern noch unter den Bedachten befand. Hier liegt also ein von mir zumeist bedauerter Irrthum vor. Die übrigen in der ‚Fackel' erwähnten Namen aber stimmen; nur dass die Herren Richter und Panigl bloß Stipendien von 500 Kronen erhielten.

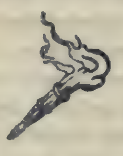
Nach dieser nebensächlichen Richtigstellung bleibt also das in Nr. 38, zur Genugthuung für zweihundert enttäuschte Künstler, Gesagte aufrecht. Die Herren entstellen die Sachlage, wenn sie behaupten, ich hätte von ihnen verlangt, dass sie Armenväter spielen; sie aber hätten nur die Würdigkeit der Bewerber in Betracht zu ziehen gehabt. Mein Vorwurf gieng vielmehr dahin, dass minder würdige und vermögendere Bewerber von der Jury würdigeren und minder vermögenden vorgezogen wurden. Ich komme auf den charakteristischen Fall, den ich bereits erwähnt habe, zurück; seither sind mir noch andere bekannt geworden. Herr Panigl junior wurde Herrn Franz Zelezny vorgezogen. Nun behauptet zwar Herr Panigl junior in einer an mich gerichteten Zuschrift, dass er das Urtheil über seine Leistungen getrost jenen überlasse, die ihn kennen; und er verlangt mit Berufung auf § 19 des Pressgesetzes, den er nicht kennt, ich möge in der ‚Fackel' mittheilen, dass diese Leistungen »allerdings noch nicht von Seiner Majestät dem Kaiser oder von Herrn Nikolaus Dumba anerkannt wurden«, dass aber gerade der mit Recht als einer unserer tüchtigsten Bildhauer genannte Franz Zelezny sich über Arbeiten von ihm »lobend geäußert« habe. Wer die competenten Richter sind, die Herrn Panigl kennen und würdigen, weiß ich nicht. Dass es bereits zu spät für ihn ist, um noch von Herrn Dumba anerkannt zu werden, beklage ich mit ihm. Herr Franz Zelezny aber, an den ich mich um Aufklärung wandte, schreibt mir: »Für mich ist es sehr interessant, dass Panigl junior sich von mir, dem Durchgefallenen, ein Lob geben lassen will, an dem es ihm sehr gelegen wäre.« Der Künstler ist sich jedoch gar nicht bewusst, wann er etwa in früherer Zeit ein solches geäußert haben könnte. Denn, wie er mir mittheilt, hat er »noch nie eine selbstständig ausgeführte Arbeit des Herrn Panigl gesehen.« Während mehrerer Jahre, in denen er bei der Firma Panigl beschäftigt gewesen sei, habe er Josef Panigl junior nur an untergeordneten

Arbeiten thätig gesehen. Dieser Herr sei ebenso wie sein Vater, der überhaupt nicht künstlerisch arbeitet, ein Kaufmann und als solcher wohl für seine Tüchtigkeit zu loben.

Fälle, wie dieser sind es, die ich den Herren Juroren verarge. Aber eine lächerliche Uebertreibung ist es trotzdem, wenn Herr Sandor Jaray von Corruptionsriecherei spricht. Ich weiß sehr wohl, dass die Herren das Recht haben, Vereinsgelder Vereinsmitgliedern zuzuwenden. Wozu aber die Fopperei mit der öffentlichen Preisausschreibung? Die Herren, die in Paris ausstellen, müssen mit beträchtlichem Aufwand ihre Söhne als Vertreter dorthin senden; und das Geschäftsinteresse gebietet ihnen, auch ihren Zeichnern Gelegenheit zu geben, in Paris Studien zu machen. Sie lassen sich also von der Kunstgewerbeabtheilung des Gewerbevereins Ausstellungssubventionen aus einem Fonds ertheilen, über den der Abtheilung freies Verfügungsrecht zusteht. Das ist in Ordnung. Unzulässig ist es aber, dass sie, indem sie die Form der öffentlichen Preisausschreibung wählten, tüchtigen Künstlern, die sich in erster Linie berechtigt erachten mussten, ein Stipendium zu erlangen, die Demüthigung einer Zurückweisung zugefügt haben. Ein solches Vorgehen rügen, heißt nicht »Corruption riechen«. Und Herr Sandor Jaray, der vor noch nicht so langer Zeit seinen Kampf gegen den Hofrath Scala mit den bedenkenlosesten und bedenklichsten Mitteln geführt hat und der von Corruptionsriecherei an falscher Stelle doch etwas verstehen müsste, ist am wenigsten berechtigt, diesen Ausdruck zu gebrauchen.

In der Zurücksetzung der Künstler, die dem Kunstgewerbe dienen, hinter den Händlern und ihren Söhnen liegt aber Methode. Und damit wird das an sich wenig bedeutende Ereignis zur Höhe allgemeinen Interesses erhoben. Ganz zufällig ließ Herr Franz Zelezny in das Schreiben, mit dem er meine Erkundigung wegen des Josef Panigl junior beantwortete, die Bemerkung einfließen, dass sein Name bei den Arbeiten, die er bis 1898 für die Firma Panigl gemacht hat — seither arbeitet er dort nicht mehr —, niemals genannt worden sei. Zu diesen Arbeiten gehören zwei Kolossalfiguren für den Fürsten von Bulgarien und zwei Statuen »Fleiß« und »Weisheit« für die Praterschule nebst vielen anderen. Nun, Franz Zeleznys starkes Talent hat sich seither durchgesetzt. Aber wie viel andere Namenlose arbeiten heute noch, um die Panigls aller Branchen

in künslerischen Ruf zu bringen. Das ist eine nicht zu duldende Schädigung von künstlerischen Talenten an Ansehen wie an Geld. Es müsstc Ehrensache jedes Kunstgewerbetreibenden sein, die Schöpfer von Leistungen, die aus seinem Hause hervorgehen, zu nennen. Dann mögen nur alle so getrost wie Herr Josef Panigl junior die Beurtheilung ihrer Leistungen der Welt überlassen.



Shylock.

Seit der Begeisterung, die der Excentrictragiker Zacconi durch seine bravouröse Darstellung der Gehirnerweichung und ähnlicher Leiden bei der maßgebenden Wiener Kritik erregt hat, muss man gastierenden Italienern mit dem größten Misstrauen begegnen. Ich weiß nicht, ob dieses Misstrauen Herrn Novelli gegenüber berechtigt ist. Ich habe ihn selbst nicht gesehen, und die Eindrücke, die mir von verschiedenen Kennern zugemittelt wurden, schwanken zwischen höchster Bewunderung für den vollebendigen Mimen im Stile Mitterwurzers und äußerster Gleichgiltigkeit für den virtuosen Zimmerturner im Stile des Herrn Zacconi. Mein Interesse blieb diesmal an den Emotionen haften, in die der »Shylock« des Gastes unsere kritischen Gemüther versetzt hatte. Hier konnte ich klipp und klar entscheiden, dass ein ähnlicher Stumpfsinn seit Jahren dem Wiener Leserpublicum nicht zugemuthet ward. Am interessantesten war mir die Beobachtung, dass die Herren sammt und sonders sich in den »Kaufmann von Venedig« noch nicht hineingefunden hatten. Herr Novelli brachte den Herren zwar keine Neuheit, denn allenthalben wurden Vergleiche mit der vorher vom Jubiläumstheater gebotenen Darstellung des »Kaufmann von Venedig« gezogen. Aber hüben und drüben, im liberalen wie im antisemitischen Lager, bildeten der Jud' und seine Auffassung die actuelle Sensation des Tages. Mit dem Auge des Communalberichterstatters sahen sie den Actionen dieses Shylock zu, und man gewann den Eindruck, als ob fürsorgliche Freunde Herrn Novelli vor Eröffnung seines Gastspiels mit den herrschenden

Stimmungen unserer Stadt vertraut gemacht und zu Antrittsvisiten bei den Herren Noske und Gregorig gerathen hätten. Novelli scheint nicht gefolgt und bloß einseitige Belehrung entgegengenommen zu haben. Die liberalen Kritiker jubeln, die christlichsocialen sind verstimmt. Herr Schütz von der ‚Neuen Freien Presse‘, der als Theaterkritiker politische Resumés »zur Lage« von sich zu geben gewohnt ist und sich bei Grillparzers »Medea« nie eine Anspielung auf den Sprachenstreit entgehen lässt, feierte Feste der Erkenntnis. Nach seiner Darstellung war die Auffassung Novellis entschieden eine deutschliberale, Shylock die incarnierte Bestätigung des Satzes, dass es keine jüdischen Unarten gibt. Ja, Novelli hat noch ein übriges gethan und dem Interviewer hinter den Coulissen die Versicherung gegeben, dass Shakespeare »die Verzweiflung eines mit beispielloser Grausamkeit unterdrückten Volkes« personificieren wollte, und dass es »thöricht sei, das Stück in entgegengesetztem Sinne zu deuten«. Herr Schütz war beruhigt, der Verein der Fortschrittsfreunde der Inneren Stadt muss sich Shakespeares, der nach seiner Aufführung im Jubiläumstheater manche Freunde abgestoßen hatte, nicht mehr schämen. Auch Herr Hermann Bahr, der College im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘, freute sich der gelungenen Abführung der Christlichsocialen. Aber nach alter Gewohnheit hat er gleich die Sache »ins Ewige gerückt«. Nach seiner Version bricht Shylock zum Schlusse zusammen — »nein, nicht er bloß, nicht Shylock, nicht ein einzelner Jude bloß, sondern es ist, als ob ein ganzes Volk zusammenbrechen würde«. So gramvoll und pathetisch deutet der vielgewandte Mann die Figur des Geprellten in einem Drama, das Shakespeare eigens ein Lustspiel genannt hat. Aber das bekümmert Herrn Bahr nicht; seit er bei allen Begräbnissen mitgeht und neben dem Baurath Stiaßny in den Zeitungen »u. A.« genannt wird, hat er ein dringendes Interesse, die Spur von seinen antisemitischen Erdentagen so rasch als möglich untergehen zu sehen ... Der geehrte Herr College im Frischauer'schen ‚Tagblatt‘ kennt freilich das Stück überhaupt nicht. Er weiß nicht, dass es nach Antonio und nicht nach Shylock betitelt ist, und glaubt dem Darsteller des Shylock das höchste Lob zu zollen, wenn er schreibt, »so selbstverständlich« sei »der seltsame Kaufmann von Venedig wohl noch nie gespielt« worden. Neben all diesen Aeußerungen höchster Zufriedenheit wird man den Aerger der antisemitischen Blätter erst begreiflich finden. Der Kritiker der ‚Deutschen

Zeitung', dem in Novellis Darstellung der gewisse Tropfen rituellen Blutes zu fehlen scheint, ist außer Rand und Band. Novellis Auffassung scheint ihn wie eine trockene Entscheidung des Cassationshofes über den Polnaer Mord anzumuthen. Er schiebt alles auf die italienische Bearbeitung und lässt die Frage offen, »ob man sich mehr über die Naivetät oder die Frechheit dieser ‚Bearbeitung' wundern soll, in der Shylock schließlich verspricht, sich — taufen zu lassen!« Man denke nur: sich taufen zu lassen! »Dem großen Briten stünden die Haare zu Berge« ob dieser »groben, ungeschickten, den Geist der Dichtung unbarmherzig erschlagenden Fälschung«. Ja, das ist wirklich fatal, und es wird nichts übrig bleiben, als dem Herrn von der ‚Deutschen Zeitung' eine gute deutsche Uebersetzung Shakespeares zu kaufen. Dort wird er in der 1. Scene des IV. Actes die folgende Stelle finden:

Antonio.

— — — — — — — — — — — —

Nur zweierlei beding ich: dass er gleich
Für diese Gunst zum Christen sich bekenne.

— — — — — — — — — — — —

Doge.

Das soll er thun, sonst widerruf ich hier
Die Gnade, die ich eben ihm verhieß.

Portia.

Bist du's zufrieden, Jude? Nun was sagst du?

Shylock.

Ich bin's zufrieden.

— — — — — — — — — — — —

Gratiano.

Du wirst zwei Pathen haben bei der Taufe:
Wär ich dein Richter, kriegtest du noch zehn,
Zum Galgen, nicht zum Taufstein, dich zu bringen.
(Shylock ab).

Dieser Taufsegen wird selbst den schmollenden Kritiker der ‚Deutschen Zeitung' mit der Welt und allen italienischen Bearbeitungen versöhnen . . . . .

*

Das abschließende Urtheil über Herrn Novelli scheint doch Hermann Bahr gefällt zu haben. Mit der ihm eigenen unheimlichen Plastik schildert er im Feuilleton des ‚Neuen Wiener Tagblatt' vom 28. April das Wesen des italienischen Künstlers. Der Kernsatz seiner Charakteristik dürfte der folgende sein: »Tief in ihm scheint es in einemfort zu krachen und zu prasseln; er muss in einemfort explodieren«. Später hat Bahr noch wiederholt die Fähigkeit künstlerischer Zurückhaltung an Novelli gerühmt.

* * *

Anlässlich des Molière-Abends im Burgtheater haben die Wiener Kritiker fast einstimmig erklärt, dass die zwischenactlose Aufführung der Molière'schen Stücke ein »neues Verfahren« sei. Herr Julius Bauer rühmte sich sogar, dass er seinerzeit die Anregung zu dieser »Neuerung« gegeben habe. Die Herren wussten insgesammt nicht, dass Molières Werke in Paris, Berlin und an anderen Orten immer ohne Pause gegeben werden und dass seit den Meiningern das französische Galopptempo für diese Stücke auch in Deutschland eingeführt ist. Wegen ihrer stilistischen Eigenheit scheint mir die Kritik der ‚Neuen Freien Presse' am beachtenswertesten. Man merkt sofort, dass Speidel die nächtliche Premièrenfeder niedergelegt hat und Herr Wittmann an seine Stelle getreten ist. Herr Wittmann schildert das »neue Verfahren« also: »Man spielte bei offener Scene und markierte den Anfang der einzelnen Acte durch einen Glockenschlag.« Auch in Stücken, die nicht von Molière sind, und auch ohne neues Verfahren, pflegte man bisher im Burgtheater bei offener Scene zu spielen. Aber Herr Wittmann wollte offenbar ausdrücken, dass während der Zwischenacte diesmal der Vorhang nicht herabgelassen war, dass somit bei offener Scene auch nicht gespielt wurde. Weit schwieriger zu deuten ist aber, was Herr Wittmann mit dem folgenden Satz ausdrücken wollte: »Wichtiger als diese mehr äußerlichen Dinge war die allgemeine Steigerung des Tempos, die schon im Hinblicke des Trägers der Hauptrollen im Interesse eines einheitlichen Stils durchgeführt wurde. In dieser Hinsicht gelang Vieles.« Zum Schlusse versicherte Herr Wittmann, der allgemein als Kenner des französischen Theaters gerühmt wird, die versuchte »Tempo-Reform« bei Molière sei »vielleicht der Anfang einer neuen Sache«.

*

Herr Wittmann war in Paris, um Ausstellungsfeuilletons für die ‚Neue Freie Presse' zu schreiben. Da man ihn nicht nur für einen gewandten Stilisten, sondern auch für einen Kenner französischer Literatur und französischer Geschichte, für einen Virtuosen der Memoirenkunde hält, empfehle ich sein Feuilleton vom 6. Mai, das von Pariser Localkenntnis strotzt und durch die Fülle von historischen Reminiscenzen verblüfft, der geneigten Ueberprüfung. Ein freundlicher Leser hat mich auf die wichtigsten Details aufmerksam gemacht. Herr Wittmann schreibt: »Säulen, nichts als Säulen, ein ganzer Säulenwald! Lauter Kinder und Kindeskinder der großen Louvre-Colonnade, welche von Perrault erbaut wurde, demselben Perrault, der seines Zeichens ein Arzt war, daneben aber die alten Märchen sammelte und Baukunst betrieb, den Kleinen das Aschenbrödel oder den gestiefelten Kater erzählte u. s. w.« Man muss in der französischen Literatur wenig bewandert sein, wenn man Claude Perrault, den Arzt und Architekten, mit dessen Bruder Charles Perrault, dem Akademiker, verwechselt und nicht weiß, dass »Contes de ma mère l'Oye« von Charles Perrault geschrieben sind. In demselben Feuilleton steht weiter: »Die berühmten Firmen der rue de la Paix, dort schon längst erbgesessen, jahrhundertalt, Hoflieferanten Napoleons und der Königin Marie Antoinette u. s. w.« Die rue de la Paix wurde aber erst im Jahre 1806 durch den »Jardin du Convent des Capucines« gezogen. Marie Antoinette starb, wie allgemein erzählt wird, anno 1793. Es ist also ebenso unwahrscheinlich, dass Hoflieferanten dieser Königin eine Straße bewohnen konnten, die erst 13 Jahre später eröffnet wurde, wie, dass sie Hoflieferanten einer Königin sein konnten, die 13 Jahre vorher starb.

Neben den Irrthümern des Herrn Wittmann muss, was ein Frischauer aus Paris bietet, milder beurtheilt werden. In der gleichen Nummer stellt er sich mit der Meldung ein, dass »gegenüber der Wiege Prudhomme's Entwurf zu der Wiege aufgehängt« sei. Der Correspondent des Weltblattes verwechselt hier — natürlich, ohne ihn zu kennen — Prudhomme, den von Henry Monnier erfundenen Typus des französischen Philisters, mit dem berühmten Maler Pierre Prud'hon († 1823), der 1811 die Zeichnungen für die Wiege des Königs von Rom und auch jene für den Spiegel und den Toilettetisch der Kaiserin Marie Louise entwarf. (Hier wird Herr Frischauer wieder eine Verwechslung mit dem Spiegl der Fürstin Metternich begehen.)

Derselbe Correspondent citiert dann mit einem unrichtigen französischen und grammatikalisch falschen Text das bekannte Schreiben der Charlotte Corday, dessen Wortlaut in jedem Werk über die Revolution zu finden ist. Auch hieß Marats Zeitung nicht die ‚Volksstimme‘, sondern der ‚Volksfreund‘; ‚l'ami du Peuple‘, dessen letzte Nummer am 13. Juli 1793 geschrieben wurde.

* * *

Polizeicorrespondenz und Reclamenotizen.

Ein Freund der Reinlichkeit und der schönen Künste richtet an mich folgende Anfrage:

Frau v. Ehrenstein versendet jetzt ihre Reclamewische durch die Correspondenz Wilhelm an die Wiener Zeitungen. Hat die Polizeicorrespondenz dies Amt, das doch vordem der Musikkritiker des ‚Extrablatt‘, Herr Königstein, zur Zufriedenheit seiner Gattin ausfüllte, auf höheren Befehl übernommen? Etwa, weil sich Herr Kielmannsegg für das »staunend billige« Arrangement der Concerte seines Hauses erkenntlich zeigen will? Die Belästigung des Publicums mit gefälschten Erfolg-Depeschen ist wohl ein wenig zu arg. Genügt es nicht, dass dieser Sängerin, die Herr Mahler künstlerisch feinfühlig aus dem Verbande der Hofoper entfernte, drei Musikkritiker in Wien unbedingt zur Verfügung stehen: ein Gatte und zwei Freunde des Hauses, die stets bereit sind, die öffentliche Musikmeinung Wiens im Dienste der Frau Ehrenstein zu fälschen? Wenn auch der Polizeicommissär Stuckart mit Königsteins noch so sehr befreundet ist, der Missbrauch einer officiösen Correspondenz zu Reclamezwecken ist ungeheuerlich. Die fortwährenden Zeitungsnotizen über die Gastspiele der Frau v. Ehrenstein galten bisher bloß als eine Geschmacklosigkeit; sollen sie künftig vom Publicum auch als polizeiliche Uebergriffe empfunden werden?

* * *

Herr Julius Stettenheim hat als unvermeidlicher Repräsentant des Berliner Humors einen Gruß »Wippchens« an Kaiser Franz Josef gerichtet; in einem längeren Gedicht erklärt er, von seinem Schreibtisch dem Kaiser von Oesterreich die Hand reichen zu wollen. Hat unser auswärtiges Amt sofort die entsprechenden Repressalien angekündigt?

Wenn Wilhelm II. nächstens nach Wien kommen sollte, wird er sich's gefallen lassen müssen, dass ihm unser Julius Bauer die Hand reicht.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

M. H., Grunewald. Am meisten hat uns hier die letzte Tischrede Wilhelm II. interessiert. Dass er, der vor nicht gar langer Zeit einen guten Theil des deutschen Volkes eine »vaterlandslose Rotte« gescholten hat, die den Staub der Heimat je eher, je lieber von ihren Füßen schütteln solle, sich heute mit dem Dank, den ihm der andre Theil zollt, zu bescheiden weiß, ist seinem Gemüthszustand gewiss zuträglich. Unbescheiden fanden wir es in Wien, dass er sich den übrigen Monarchen zum Muster aufstellte. Seiner alten Neigung, Epitheta ornantia zu verleihen — siehe erst Wilhelm der Siegreiche, dann Wilhelm der Große — hat Ihr Kaiser auch diesmal gefröhnt. Da er sich bei Kaiser Franz Josef durch nichts anderes mehr für die Verleihung der Feldmarschallswürde revanchieren konnte, gab er ihm gleich zwei solche Epitheta: Franz Josef der Große! Franz Josef der Weise! Aber bei uns in Wien empfindet man kein Bedürfnis, historische Titel zu schaffen. Wilhelm II. wird hier keinen Anklang finden. Das Volk sagt »unser Kaiser«, wenn es vom Monarchen spricht. Darin liegt viel Liebe. Aber Liebe bedarf keiner Prunkworte. Ihr genügt's zu wissen, dass der Kaiser ein vornehmer und guter Mensch ist, der sich bemüht, seine Pflicht zu thun.

Historiker. Wer der »König Sigismund« ist, von dessen Statue in der Berliner Siegesallee die ‚Neue Freie Presse' am 4. Mai erzählte, weiß ich in der That nicht. Interessanter waren mir die staatsrechtlichen Veränderungen, die die ‚Neue Freie Presse' in jenen Tagen für Oesterreich vorgenommen hat. Das große politische Blatt brachte in der Abendausgabe vom 3. Mai — nicht etwa in einem Telegramme, nein: an leitender Stelle — die folgende Betrachtung: »Kaum jemals ist irgendwo ähnliches zum Empfange eines fremden Monarchen aufgeboten worden, wie diesmal in Berlin zum Empfange des Kaisers von Oesterreich-Ungarn.«

Publicola. Sie senden mir einen Artikel des ‚Neuen Pester Journal', der den Fremdenverkehr in Ungarn bespricht und mit den zukunftsfrohen Worten schließt: »Vielleicht haben wir Glück und gelingt es uns in einer späteren Zeit, auch die ersehnten Fremden herbeizulocken«. Zuvor wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, es werde der lieblichen Schwesterstadt gelingen, »Wien den Rang abzulaufen«. Nur müsse man nicht gleich daran denken, Ungarn »zum Zielpunkt für ganz Europa zu machen«, sondern »wir müssen uns damit begnügen, es bei unseren nächsten Nachbarn, in Oesterreich und Preußen, beliebt zu machen«. So weit das bekannte Schmutzblatt, das jedenfalls die Gedanken und Pläne der maßgebenden Kreise Budapests ausspricht. Jetzt wissen wir's also. Die ritterliche Nation, die deutsche Schauspieler hinausjagt, würde deutsche Wurzen mit offenen

Armen empfangen. Und kurz vorher hat sich Herr Georg Brandes mit der anrüchigsten Geldmachersippe Budapests über die Minderwertigkeit der deutschen Sprache geeinigt . . .

Herrn Julius Stern, Theaterschnüfferl und Besitzer des Franz-Josef-Ordens. Den haben Sie — das lässt sich nun einmal nicht bestreiten — mit Anton Bruckner gemeinsam. Freilich ist er Ihnen nicht für Ihre reguläre Thätigkeit beim ‚Fremdenblatt‘, sondern für die Herausgabe des Jubiläums-Hoftheaterwerkes verliehen worden. Aber, glauben Sie mir, Sie waren bei der Zusammenstellung dieses Werkes nicht gewissenhaft. Director Jauner war so freundlich, Ihnen die an ihn gerichteten Briefe Richard Wagners zum Abdrucke zu überlassen. Und was thaten Sie? Sie druckten alle ab, »alle — bis auf einen«. Dieser eine (vom 5. September 1879) war mir darum lange Zeit der interessanteste. Ich wusste, dass Sie große Eile hatten, ihn dem Besitzer zurückzustellen, und ich hätte ihn wieder gerne in der ‚Fackel‘ zum Abdruck gebracht. Ich konnte mir ihn — Gefälligkeiten von Theaterdirectoren sind nur für Ihresgleichen nicht compromittierend — bei Lebzeiten Jauner's nicht beschaffen, und jetzt ist der Brief — ich weiß nicht, an wen — mit den anderen verauctioniert worden. Aber Sie haben sich nicht begnügt, das kostbare Document den Lesern des Hoftheaterwerkes, falls es solche gibt, zu unterschlagen. Sie haben es vor der Versteigerung des Jauner'schen Nachlasses den Lesern des ‚Fremdenblatt‘, falls es solche gibt, theilweise bekanntgegeben. Ich halte dies für eine umso größere Dreistigkeit, als Sie abermals den Lesern etwas unterschlugen, nämlich das Geständnis, dass Sie einen Theil des Briefes unterschlugen, — ein Geständnis, zu dem sich zum Beispiel das ‚Wiener Tagblatt‘, dem das gleiche Vorgehen beliebte, immerhin aufgeschwungen hat. Im ‚Wiener Tagblatt‘ wurde die Auslassung mit den folgenden Worten erklärt: »Es folgt eine Stelle, die sich wegen ihrer heftigen Angriffe auf noch lebende, als Musikkritiker thätige Persönlichkeiten der Wiedergabe entzieht«. Ich sehe es nun durchaus nicht ein, dass sich irgend ein Manuscript Richard Wagner's wegen heftiger Angriffe auf noch lebende Musikkritiker der Wiedergabe entziehen sollte. Ich finde es im Gegentheil ganz erbärmlich, dem Publicum, dem Leute wie Sie jeden Coulissenklatsch ins Haus tragen, vorzuenthalten, wie Richard Wagner über die Herren Speidel und Hanslick gedacht hat, — umso erbärmlicher, als sich ja dieses Publicum so oft es gefallen lassen musste, zu vernehmen, wie die Herren Speidel und Hanslick über Richard Wagner gedacht haben. Ein wenn auch — nach Ihrer Ansicht — unüberlegtes Wort Wagners hat doch immerhin noch mehr Bedeutung als ein überlegtes Wort Sterns? Also, immerzu! Flott heraus mit der Sprache! Was steht in dem Wagnerbrief? Wenn Sie die Worte abdrucken können: »In Wien, wo ungestraft jeder Lumpenhund über mich herfallen und seine Jauche über mich ergießen kann, dort habe ich glücklicherweise nicht mehr mich

blicken zu lassen — Nie — Nie«, so können Sie auch getrost sagen, dass Wagner zum Schlusse einen Gruß an die Herren Hanslick und Speidel anfügt. Das ‚Wiener Tagblatt‘ mildert die Stelle, wo Wagner befürchtet, in Wien, wenn er selbst keiner Probe beiwohnte, wenn er nur über die Straße gienge, »von einem Zeitungsschreiber im Koth herumgezogen zu werden«. Wir wollen aus Wagners eigenem Munde die Zeitungsschreiber genannt hören, die es ihm unmöglich gemacht haben, nach Wien wiederzukehren. Ob Sie sich's mit den Herren Speidel und Hanslick verderben, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung; wichtiger ist der Brief Wagners, theaterhistorisch der wichtigste in der ganzen Serie. Bei einer zweiten Auflage des Hoftheaterwerkes haben Sie ihn einzuschieben, so wie er ist, ohne jede Fälschung und Milderung!

Freund lapidarer Sätze. Es ist unmöglich, die Ueberproduction, die die ‚Neue Freie Presse‘ in der letzten Zeit entwickelt hat, zu übersehen. Also auf's Gerathewohl: Am 29. April entschlüpft dem ‚Economisten‘ ein zartes Geständnis: » — — — Das sind schwindelnde Ziffern, welche für unser Vorstellungsvermögen schwer zu fassen sind«. Eine reiche Ausbeute bieten die Pariser Schilderungen Frischauers. »Im größten Stil« ist die folgende Berichterstattung (30. April): »Ueber den Köpfen der Menge brach die Brücke ein, Hunderte und Tausende unter Schutt begrabend.« Und ein paar Zeilen später folgt dann: »Die Ausgrabungen ergaben, dass die Zahl der Opfer größer als sechs ist.« Viel präciser ist die Zeit des Pariser Brückeneinsturzes angegeben. »Es war genau 4 Uhr 5 Minuten nachmittags«, beginnt der Bericht. Und nun eine Probe für Berichterstattung im besten Stil. In einem der ersten Feuilletons über die Weltausstellung heißt es wörtlich: »Eine moderne, socialpolitische Einrichtung erscheint auch in dem Schulgarten gelegen zu sein, welcher aus den pädagogischen Ideen des bekannten Wiener Schulmannes Schwab hervorgegangen ist«. An anderer Stelle finden Sie weitere Proben.

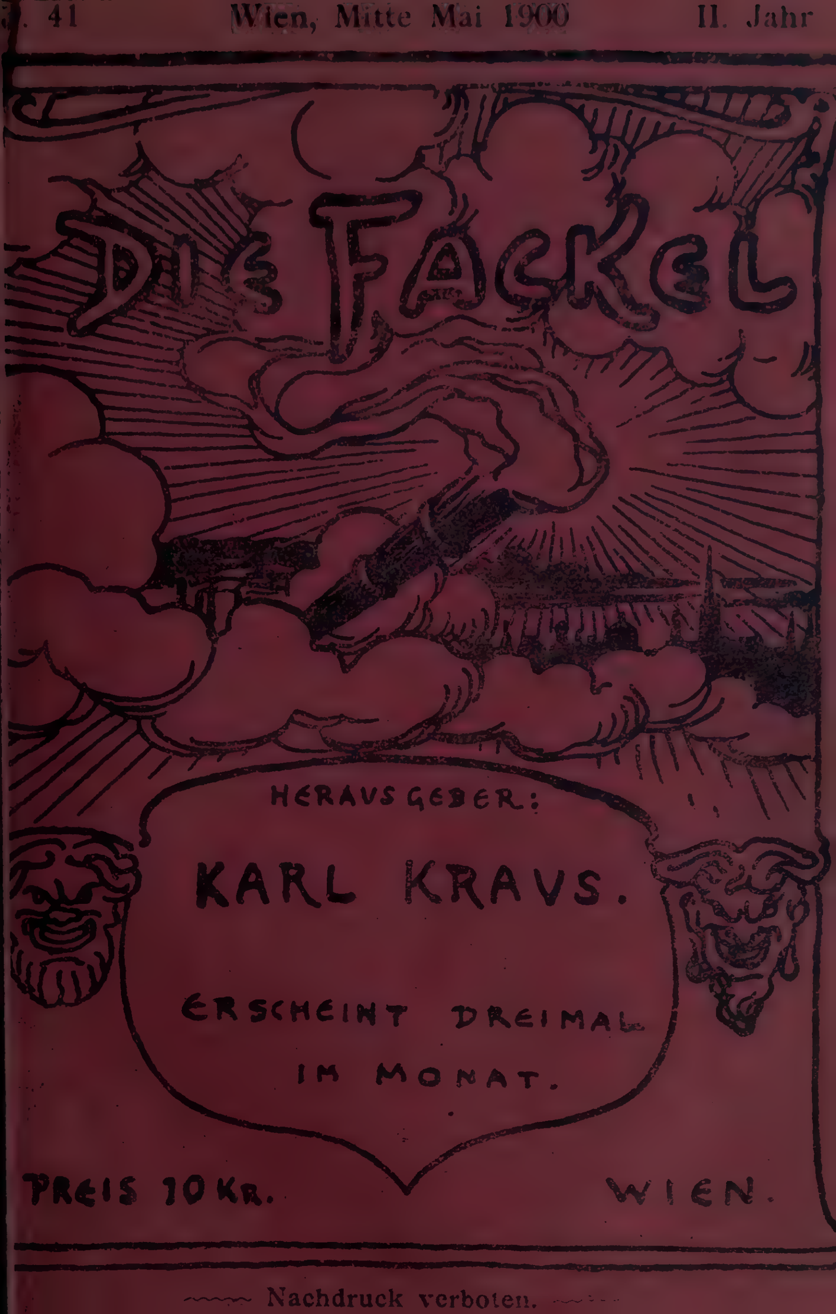
Richtigstellung.

In Nr. 39, welche die mit größter Eile zusammengestellte Erwiderung meines Gewährsmannes auf die Berichtigung des Regierungsrathes Hinterstoisser brachte, konnten etliche Correcturen nicht mehr durchgeführt werden. Nebst manchen Druckfehlern seien damit auch zwei fehlerhafte Wendungen erklärt. S. 5, Zeile 12 und 13 von unten soll es statt »Grenze von Zurechnungs- oder Unzurechnungsfähigkeit« heißen: »*Grenze von Zurechnungs- und Unzurechnungsfähigkeit*«. S. 7, Zeile 1, ist statt »mit kirchlicher Bestattung begraben« richtig zu setzen: »*mit kirchlichem Ceremoniell begraben*«.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 41 Wien, Mitte Mai 1900 II. Jahr



Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . .	K 7.—
» » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	. .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: $^1/_1$ Seite K 70.—, $^1/_2$ Seite K 36.—, $^1/_4$ Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 41 WIEN, MITTE MAI 1900 II. JAHR

In wenigen Tagen werden die Wiener Gemeinderathswähler »zu den Urnen gerufen« werden. Die Ehrlichsten freilich, die nach eigener Ueberzeugung zu handeln noch nicht verlernt haben, werden dem kreischenden Ruf kaum folgen wollen. Aber auch jenen, die längst in politischen Dingen sich beschieden haben, das kleinere Uebel zu wählen, ist diesmal die Wahl nicht leicht. Eine mehrjährige Herrschaft der christlichsocialen Partei hat manche Hoffnung, die an ihr erstes Auftreten geknüpft ward, enttäuscht. Die Unthätigkeit in der liberalen Aera ist allerdings einem starken Thätigkeitsdrang gewichen. Aber wie oft ward dieser Drang auf Abwege geleitet! Klägliche Unerfahrenheit hat bisweilen die Geschäfte dieser Stadt geführt: so ward der Sieg, den die österreichische Technik bei den Wiener Gaswerken errang, um einen Wucherpreis erkauft. Und die stärksten Waffen, die die Commune der Tramwaygesellschaft gegenüber besitzt, mussten ihr von Gegnern der christlichsocialen Partei förmlich aufgedrängt werden. Immerhin, manches Nützliche ist geschaffen worden, die neuen Schulden — Herr Lueger, kein Meister im Lernen, hat wenigstens die naive Angst vor dem Schuldenmachen rechtzeitig zu verlernen gewusst — sind zumeist productiv, und die Verwaltung ist ihren ruhigen Schritt weitergegangen: Dieselben Magistratsbeamten, die einst liberalen Stadträthen die Referate anfertigten, haben seither den christlichsocialen Stadträthen keine schlechteren geliefert. Dass die ungeübten neuen Männer beim Ablesen manchmal stockten, wenn's

schwierige Fremdwörter gab, konnte der Sache nicht schaden.

Aber was ist aus dem moralischen Reinigungswerk geworden, das wir so freudig begrüßten! Einem corrupten Capitalismus hatte der Kampf gegolten und einer Intelligenz, die theils um theures Geld die Arbeit der Corruption verrichtete, theils, der eigenen guten Absicht sich bewusst und bei ihr sich bescheidend, in hochmüthiger Verblendung übersah, was um sie vorgieng; einer Intelligenz, die, wo Koth war, nicht fegte, sondern Galloschen anzog und sich um die Verunreinigung des öffentlichen Lebens nicht weiter kümmerte. Der Capitalismus ward geschlagen, die satte Unmoral von der Tafel verdrängt, an der sie noch verdaute. Aber unter den Siegern gab es allzuviel Hungrige. Machtlos musste der Führer mitansehen, wie sie zu essen begannen. Die besten Bissen waren freilich schon weg. Aber noch gab's manches Süpplein, das man auslöffeln konnte; und wenn die Löffel aus Silber waren, verschwanden sie bisweilen. Der Millionencorruption der Millionäre war die Fünfguldencorruption der Fünfguldenmänner gefolgt. Gleich ruhmlos endete auch der Kampf gegen die Corruption der Intelligenz: Weil mancher Besserwisser als nichtsnutziger Bursche entlarvt war, wurde das Dogma aufgestellt, die Nichtswisser allein seien die ehrlichen Leute. Und wenn man schließlich doch der Intelligenz bedurfte, scherte man sich wenig darum, dass die Intelligenz im eigenen Lager vielfach kaum minder corrupt war, als die liberale Intelligenz.

So sind heute die Unbefangensten zu entschiedenen Gegnern der Wiener Christlichsocialen geworden. Eines aber befürchten sie zumeist: dass aus der Abneigung gegen die herrschende Partei diejenigen Nutzen ziehen könnten, von deren Ueberwindung sie den Beginn einer besseren Zeit erhofft hatten, — die Liberalen. Ist es nicht ein unsäglich trauriger Anblick, wie mit dem herabgekommenen Rest dieser Partei sich heute tüchtige

und moralische Männer in der gleichen Blindheit verbünden, die schon einmal zur Niederlage unserer bürgerlichen Intelligenz geführt hat? Ein Gutes hatte der christlichsociale Sieg gehabt: Die Redlichen waren zur Besinnung gekommen hatten sich ganz aus dem politischen Leben zurückgezogen oder hatten versucht. eine ernste Opposition gegen den Liberalismus um sich zu sammeln. Von denen verlassen, deren gute Namen früher die Thaten der Nutznießer der Corruption deckten war der Liberalismus rasch herabgesunken. Schließlich führte er einen öden Schimpfwörterkampf gegen einige Anhängsel der christlichsocialen Partei, und wer nicht zum Pöbel gehört, hat nie der Frage nachgesonnen, ob wohl das Rüpelthum eines Noske das eines Gregorig aufwiege. Jetzt, da die Wahlen bevorstehen, vermag der Liberalismus nicht einmal ein Communalprogramm aufzustellen. Und anstatt einen Rückblick auf die eigene Vergangenheit zu werfen, spricht er von Corruption der Christlichsocialen, von der Entehrung Wiens, von der Verletzung der moralischen und materiellen Interessen der Stadt. Die ‚Neue Freie Presse‘ klagt darüber, dass der Gemeinderath mit dem Fortschritt auf intellectuellem und sittlichem Gebiete sich nicht in Uebereinstimmung befinde, und das Rüpelthum im öffentlichen Leben Wiens wäre Herrn Bacher, der den lange Nasen machenden Lucian Brunner wohl als Helden feiert, unerträglich, wenn es ihm nicht gelungen wäre, »in die besseren Kreise der Wiener Gesellschaft einzudringen«, die den Eindringling durch ihre feine Lebensart bezaubert haben.

Das Bündnis mit dem Liberalismus mag heute die Wenigen, die in unsrem öffentlichen Leben sich noch nicht compromittiert haben, compromittieren. Dass es den alten Verderbern unsres Stadtwesens neue Mandate einbringe, ist nicht ernstlich zu befürchten. Die wichtigeren Gegner der Christlichsocialen sind die Socialdemokraten. Auch diese Partei hat die Wirkungen des intellectuellen und moralischen Niedergangs unsres

öffentlichen Lebens reichlich verspürt. Wer von ihrem Eintritt in die Politik eine Hebung des politischen Niveaus erhofft hatte, ist jetzt bereits stark ernüchtert. Aber hier darf man die Zuversicht noch nicht sinken lassen. Die Socialdemokratie hat ein ernstes Communalprogramm aufgestellt, ihre Männer sind zwar unerprobt, aber auch noch unverbraucht. Wer wählen will, mag sie wählen. Die Ellenbogen, Pernerstorfer, Reumann werden als Väter der Stadt keine üble Rolle spielen. Und Herrn Habakuk wär's schon darum zu gönnen, dass er in die Rathsstube kommt, weil er dann rasch den Weg zum Rathsherrnstüberl finden würde.

* * *

KAISERWORTE.

Der Grundsatz, dass die Krone in keine Discussion zu ziehen sei, ist nirgends formuliert. Aber gegenüber allen Regierungshandlungen des Kaisers ergiebt er sich aus der Verantwortlichkeit der Minister. Ihrer Gegenzeichnung bedürfen sämmtliche Staatsacte, ihr Werk sind die kaiserlichen Thronreden und Botschaften, gegen sie richtet sich deshalb auch die Kritik, die an Regierungshandlungen des Kaisers geübt wird. Wo aber der Monarch nicht durch die Ministerverantwortlichkeit gedeckt wird, da handelt er als Privatmann. Die Neugierde, die alle an hervorragender Stelle wirkenden Personen beobachtet, mag auch dem Kaiser ins Privatleben folgen, die Kritik hat zu schweigen.

Ein richtiges Gefühl der Oeffentlichkeit erkennt aber gewissen Handlungen des Monarchen einen rechtlichen Zwittercharacter zu, um dessen nähere Bestimmung sich die Staatsrechtslehrer zu bemühen hätten: das sind die kaiserlichen Repräsentationsacte. Politischen Repräsentationsacten des Kaisers hat man jederzeit eine besondere Bedeutung beigemessen; ihre Natur aber hat man, vielleicht weil man dabei die

Krone in Discussion ziehen zu müssen glaubte, zu untersuchen verabsäumt. Solche Versäumnis gut zu machen, mahnen seit langem und immer dringender unsere politischen Verhältnisse. Eine Oeffentlichkeit, die noch jüngst bei der Kunde gleichgiltig blieb, der Kaiser sei zu seiner Reise nach Berlin nicht von dem verantwortlichen Leiter der äußeren Politik, sondern von einem Fürsten Fürstenberg bestimmt worden, wird angesichts des Lobes, das der Kaiser beim Empfang der österreichischen Delegation jener Rede des Dr. v. Demel in der Debatte über den Kohlengräberstrike ertheilte, des Nachsinnens über die Bedeutung der politischen Repräsentationsacte des Monarchen sich nicht länger entschlagen.

Die kurzen Ansprachen, die der Kaiser beim Cercle an einzelne politische Persönlichkeiten richtet, scheinen zunächst den Character von Privatgesprächen zu haben. Wenn der Monarch den Herren die Liebenswürdigkeit erweist, sich von ihrer Thätigkeit unterrichtet zu zeigen, wenn er ihrem Wohlbefinden nachfragt, früherer Begegnungen gedenkt, so interessieren die Oeffentlichkeit höchstens die Schlüsse, die aus dem Grade kaiserlicher Liebenswürdigkeit und aus der Dauer der Gespräche auf die politische Bedeutung gezogen werden können, die der Kaiser jenen Herren zuerkennt. Wenn etwa Herr v. Chlumecky wieder eines längeren Gesprächs gewürdigt wird, mag man befürchten, dass er als Politiker noch immer nicht abgethan ist; man wird dann eben den Entschluss neu bekräftigen, ihn, wenn er demnächst wieder hervortreten sollte, gründlich und endgiltig abzuthun. Aber bei einem solchen Cercle hat sich der Kaiser wiederholt über politische Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit geäußert, und wenn er's mit solchem Nachdruck thut, wie jüngst gegenüber dem Abgeordneten Demel, dann verfolgt der Monarch ohne Zweifel einen politischen Zweck: seine Ansprache ist als eine Regierungshandlung zu betrachten.

Man wird sich im vorliegenden Falle zunächst der halbvergangenen Ereignisse — die Abstimmung der beiden Häuser des Parlaments über das Neunstundenschichtgesetz ist noch nicht erfolgt — zu erinnern haben. Als die Arbeiter noch im Strike standen, hat der Kaiser den dreisten Versuch eines Herrn Pfeifer aus Prag, ihm auf dem Industriellenball eine Anerkennung des Standpunktes der Grubenbesitzer abzuringen, schroff zurückgewiesen. Die Regierung bemühte sich damals — zwar nicht mit sonderlicher Energie; aber wer hätte auch einer österreichischen Regierung Energie gegen Großcapitalisten von hoher socialer Stellung zugemuthet? —, die Grubenbesitzer zu bewegen, diesen Standpunkt aufzugeben. Und als sie sich weigerten, wurde den Arbeitern, um sie zur Wiederaufnahme der Arbeit zu veranlassen, die Hilfe des Parlaments in Aussicht gestellt. Das Abgeordnetenhaus trat zusammen, und eine ungeheuere Mehrheit schien mit dem Ministerium in dem Wunsche einig, die wesentlichste Forderung der Grubenarbeiter zu erfüllen, die Neunstundenschicht gesetzlich festzulegen. Da erhob sich als erster Redner in der Debatte vom 28. Februar der Abgeordnete v. Demel zu einer Vertheidigung der Grubenbesitzer, wie sie gleich rücksichtslos nicht einmal die bezahlten Journalisten der Kapitalistenpresse gewagt hatten. Aber nicht in der Anführung gefälschter statistischer Daten, nicht in der Verhöhnung der Arbeiterschaft durch eine schönfärbende Schilderung ihrer Lage hat man den Kernpunkt jener Rede zu suchen: sie war vor allem ein Angriff auf die Regierung. Die Regierung, meinte Herr Demel, müsse strikende Arbeiter als Vertragsbrüchige dazu zwingen, den Arbeitsvertrag zu halten. Die Beamten, die das versuchten, hätten nur ihre Pflicht erfüllt. Herr Demel überließ es seinen Zuhörern, daraus, dass die Regierung, wie bekannt, das Verhalten jener Beamten nicht gebilligt hatte, ihre Schlüsse zu ziehen. Aber er griff die Regierung auch direct an: ihr galt

der Vorwurf, die österreichischen Industriellen müssten es sich gefallen lassen, dass ihr Name in Volksversammlungen, sogar unter der Assistenz eines k. k. Commissärs, durch den Koth geschleift werde. Regierungsräthe, ein Landespräsident, ein Minister hätten mit dem Strikecomité verhandelt, »das Strikecomité ist eigentlich bei uns im Ostrau-Karwiner Gebiete der Herr der Situation, und alle anderen Mächte oder Einflüsse sind vollständig brachgelegt.« Solchem Zustand stellte Herr Demel das Verhalten der sächsischen Regierung gegen strikende Kohlenarbeiter gegenüber. In Sachsen habe das Ministerium Verhandlungen mit dem Strikecomité als von vornherein ausgeschlossen erklärt. Dort werde der Schutz der Arbeitswilligen als eine unabweisbare Nothwendigkeit erachtet. Bei uns aber sehe man ruhig zu, während die Arbeitswilligen in Ostrau-Karwin »wie die Hasen gejagt und misshandelt« würden.

Zweieinhalb Monate sind seither verflossen. Die Oeffentlichkeit hat die Rede des Herrn Demel, deren perfide Advocatenargumente von allen Seiten auf das Schärfste verurtheilt wurden, längst vergessen, das Abgeordnetenhaus hat im Princip die gesetzliche Einführung der Neunstundenschicht beschlossen und soll dieses Princip demnächst gegenüber einer spiegelfechterischen Regierungsvorlage zur Geltung bringen. Und nun ergreift der Kaiser die Gelegenheit, die Rede des Herrn Demel als eine ausgezeichnete zu loben.

Was ist inzwischen geschehen? Die Oeffentlichkeit fragt sich, wer den Kaiser in solchem Sinne informiert habe. Wie gewöhnlich, ertheilt sie sich auch hier eine falsche Antwort. Die Aeußerung des Kaisers ist als Regierungshandlung zu betrachten, und darum ist die Frage der Ministerverantwortlichkeit aufzuwerfen. Denn nur zweierlei ist möglich: Entweder hat die Regierung den Standpunkt, den sie im Februar vertrat, aufgegeben, sich zu den socialen Anschauungen des Herrn Demel bekehrt und demgemäß den Monarchen berathen; dann

muss man entschiedenen Einspruch dagegen erheben, dass das Ministerium, anstatt dem Parlament bei seinem Wiederzusammentreten Aufklärung zu geben, die Angriffe in der Oeffentlichkeit dadurch vermeidet, dass es sich hinter die Krone steckt und den Anschein hervorruft, als gehorche es einem Machtspruch der Krone. Denn, wenn es schon äußerst bedenklich war, dass Herr v. Koerber anläßlich der Sanctionierung der Wiener Wahlreform verbreiten ließ, dass er in dieser Frage einer force majeure gewichen sei, so ist es gewiss noch weniger zulässig, die Krone in socialen Kämpfen scheinbar Partei ergreifen zu lassen. Oder aber, das Ministerium Koerber hat seither das Vertrauen des Kaisers verloren, und der Monarch hat sich von anderer Seite über die wichtigste sociale Streitfrage, die gegenwärtig der Entscheidung harrt, unterrichten lassen; dann aber muss an Herrn Koerber und die Seinen die Frage gerichtet werden, warum sie nicht ihre Demission eingereicht und die Verantwortung für das Kommende den Männern überlassen haben, die gegenwärtig das Vertrauen der Krone genießen. Es wäre ein unhaltbarer Zustand, wenn die Krone in den wichtigsten Angelegenheiten von unverantwortlichen Personen berathen würde; unhaltbar schon deshalb, weil jene Unverantwortlichen auch Unbekannte sind. Denn daraus müssen die thörichtesten Vermuthungen sich ergeben. Man hat öffentlich der Meinung Ausdruck geliehen, dass es den Larisch und Rothschild leicht sei, ihre Anschauungen beim Kaiser zu vertreten. Wie soll aber die Zumuthung, als könnte sich der Monarch in einer Frage, die die Profite einer mächtigen Unternehmerclique betrifft, von Mitgliedern dieser Clique informieren lassen, anders widerlegt werden, als dadurch, dass die wirklichen Informatoren hervortreten und die Verantwortung übernehmen?

Man kann es nicht glauben, dass hier unverantwortliche Personen beim Kaiser Einfluss erlangt haben sollen. Vielmehr scheinen jene jetzt Recht zu

behalten, die schon längst Zweifel betreffs der socialen Gesinnung des Herrn v. Koerber gehegt und ausgesprochen haben. Mehr als je beklagen sie den Mangel an Entschlossenheit, der eine Verschleppung der Angelegenheit der Grubenarbeiter zuließ. Nun scheint's zu spät. Nur eines bleibt noch zu thun: dass man alle Kräfte aufbiete, um zu verhindern, dass das Ministerium Koerber noch im Amte sei, wenn es gelten wird, die Verfügungen zu treffen, die nach dem Hinscheiden des Parlaments nothwendig sein werden.

•

Mit Kaiserworten sich zu beschäftigen, ist freilich eine Lieblingsgewohnheit unserer Presse. Aber es sind nicht sowohl politische Aeußerungen des Kaisers, die sie zumeist fesseln. als vielmehr die Worte, die der Kaiser bei gewöhnlichen Repräsentationsacten an die Theilnehmer richtet. Bei politischen Aeußerungen des Kaisers mag man es bedauern, dass sie nicht in officieller Fassung der Oeffentlichkeit übermittelt werden, dass Zufälligkeiten des Ausdrucks, den der Monarch eben wählte, oder dessen Veränderungen im Gedächtnis des Hörers keine Correctur von befugter Seite erfahren, ehe eine Veröffentlichung erfolgt. Beim Besuch von Bällen, von Ausstellungen u. s. w. könnte solche Vorsicht als unnöthig erachtet werden. Es ist klar, dass hier der kaiserliche Repräsentationsact lediglich ausdrücken soll, dass der Kaiser das Unternehmen, das er eines Besuches würdigt. der allgemeinen Förderung empfehlen will. Ob es diese verdiene, das haben die Personen zu entscheiden, die dem Kaiser zu solchen Besuchen zu rathen oder von ihnen abzurathen haben. Wenn aber der Monarch etwa in einer Ausstellung weilt, so ist es selbstverständlich, dass er sich nicht als Privatmann fühlt, der seiner subjectiven Meinung Ausdruck geben, noch weniger als Kritiker, der eine Meinung bei Anderen erzeugen will. Es entspricht der Absicht, die schon durch das Erscheinen des Kaisers ausgedrückt wird, dass er lobt, was ihm

gezeigt wird. Die Worte, die er zu solchem Lobe wählt, sind gleichgiltig; es ist nur Sache der Form — in der sich eben der Meister der Repräsentation zeigt —, dass diese Worte unaufhörlich variieren. Unsere Tagesblätter haben aber längst begriffen, dass kaiserliche Lobesworte nicht blos um des ästhetischen Gefallens an der Variation willen mit thunlichster Genauigkeit mitgetheilt werden sollen. Sie schätzen den Wert dieser Worte, wenn auch nicht richtiger, so doch sicherlich höher. Der Tarif richtet sich nach der Bedeutung des Blattes. Kaum hat der Kaiser die Ausstellung verlassen, so stürzt bereits ein Heer der tüchtigsten Erpresser, Reporter und Administrationsbeamte, auf den Aussteller zu: und nun geht das Feilschen los. Wer nichts zahlt, wird nicht erwähnt. Wer aber um jeden Preis erwähnt werden will, kann thatsächlich um jeden Preis erwähnt werden. Bei höherem Preise erhält er mehr Raum im Berichte zugewiesen. Demgemäß müssen natürlich auch die Kaiserworte redigiert werden. Wenn der Kaiser gesagt hat: »Das ist schön!«, so ist der Bericht verhältnismäßig billig. Will man drucken lassen, dass der Kaiser den Ausspruch that: »Das ist schön, wirklich schön!«, so muss man etwas draufgeben. Wesentlich theurer ist es schon, wenn zwei verschiedene Adjectiva mitgetheilt werden sollen, z. B. »Das ist sehr schön und praktisch!«, am theuersten aber, wenn auch die Erwiderung des Ausstellers und eventuell ein zweiter kaiserlicher Ausspruch veröffentlicht wird. Aus den Berichten der Tagesblätter kann man demnach den Grad der Eitelkeit der Aussteller leicht erkennen. Die Eitlen lassen es sich Geld kosten, dass ihre eigenen Worte gedruckt werden. Die practischer Veranlagten verzichten nicht nur darauf, sondern auch auf eine längere Fassung der kaiserlichen Ansprache: sie wollen nur überhaupt genannt sein. Ich erinnere mich des Berichtes über einen kaiserlichen Ausstellungsbesuch, den das gouvernementale ‚Fremdenblatt‘ brachte. Der Monarch sei der Vitrine eines Juweliers, dessen

Specialität böhmische Granaten waren, ansichtig geworden: »darauf sagte der Kaiser: ‚Ah, Granaten!'« Kurz und bündig. Mehr als die zwei Worte wollte der Juwelier nicht bezahlen.

Die Verschiedenheit der Tarife macht es erklärlich, dass manche Firmen in den theuersten Blättern gar nicht, andere nur ganz kurz erwähnt werden. Andererseits werden in kleinen Blättern häufig die bedeutendsten Firmen nicht genannt, weil diese eben auf die Mittheilungen in unbedeutenden Blättern keinen Wert legen und die schnorrenden Reporter abweisen. Dagegen findet man in diesen Blättern Aussteller erwähnt, die in allen übrigen Berichten fehlen, weil sie sich eben nur einen billigen Bericht und nur einen gönnen dürfen.

Giebt es ein Mittel, dem abscheulichen Handel mit Kaiserworten, der sich jüngst wieder in der Frauengewerbe - Ausstellung etablierte, zu steuern? Man könnte vorschlagen, dass ein officieller Bericht angefertigt und dass weitere Mittheilungen über kaiserliche Ansprachen verboten werden. Aber damit würde diesen Ansprachen, die bloß eine liebenswürdige Formalität sind, eine Wichtigkeit verliehen, die sie nicht haben sollen. Die Menge würde ihrer Verwechslung von Urtheil und Höflichkeitsbezeugung sich noch weniger bewusst als heute. Man wird vielmehr trachten müssen, sie darüber aufzuklären. Wenn erst jedermann begreifen wird, dass es keinen Unterschied macht, ob der Kaiser »schön« oder »wirklich schön« gesagt hat, wird's mit dem Geschäft der Tagesblätter bald ein Ende haben. Bis dahin mögen seine Berather, die es doch genau wissen müssen, dem Monarchen einmal erzählen, wie hoch jener Patriotismus der vaterländischen Tagespresse, der jedes Kaiserwort verzeichnet, zu bewerten ist.

* * *

Wohin die amerikanisierende Sucht nach Untertiteln führen kann, ersah man aus der Nummer des ‚Neuen Wiener Tagblattes', in der eine Rede des Ministerpräsidenten ungefähr folgendermaßen eingeleitet war:

Es ergreift das Wort: *Dr. von Koerber:*
Der Ernst des Augenblicks.

– –

Diese unwillkürliche und boshafte Prophezeiung des sonst so zahmen Blattes wird vielleicht an Herrn Ernst von Koerber als spöttische Bezeichnung hängen bleiben. Sowie einst Herr v. Plener der »Ernst der Situation« genannt wurde, wird er der »Ernst des Augenblicks« heißen.



Der Process Tauschanovic hat nicht mit der Verurtheilung des Anklägers Milan zum Tod durch den Strang geendet. Vielmehr ist der Angeklagte zu mehreren Jahren verurtheilt, seine Strafe, die er wegen »Hochverraths« zu verbüßen hat, verdoppelt worden. Selbst aus den gefälschten, von Milans Pressbureau redigierten Berichten unserer liberalen Blätter gieng klar hervor, dass hier eine neue frevle Absicht Milans der serbischen Justiz nachgeholfen habe. Er holt seine Opfer aus dem Kerker, um sie dahin zurückzusenden und ihre Qualen durch den Anblick der Freiheit zu verschärfen. Es war ihm zu wenig, dass seine Beleidiger in schweren Ketten liegen; er wollte die radicale Partei vor der Welt compromittieren, indem er einen ihrer Führer jenes Delicts beschuldigte, das er selbst so oft begangen: des Diebstahls. Und kein österreichischer Delegierter hat es noch der Mühe wert gefunden, den Grafen Goluchowski zu fragen, ob er nicht doch nach alldem endlich gewillt sei, Herrn Milan Obrenowitsch die

Freundschaft aufzusagen und mit einem kräftigen Wörtchen das serbische Volk und seine Gefangenen zu befreien.

Graf Goluchowski denkt nicht daran, wiewohl er sich eigentlich erinnern müsste, dass der Kaiser dem glänzenden Empfang Alexander's nur unter der Bedingung einer baldigen, umfassenden Amnestie zugestimmt hat. Aber ein serbischer Nationalfeiertag folgt dem andern, ohne dass die erlösende Nachricht aus Belgrad käme. Dagegen mehren sich seit dem Brief, den ein »Freund Oesterreichs am serbischen Hofe« an mich gelangen ließ, die Reclamenotizen aus dem Pressbureau der serbischen Regierung. Von dort werden unsere Blätter über die politische Stimmung im Lande, über die Zufriedenheit des Volks und der Armee mit dem Milan'schen Regime unterrichtet. Der Ehrenmann, der, als »gelegentlicher« oder als »Originalcorrespondent« vermummt, in unseren Blättern auftaucht, heißt Rosen. Er ist sozusagen auch eine »gemeinsame« Angelegenheit; er hat die Goluchowski-Presse beider Reichshälften zu bedienen. Mit seiner Unterstützung kämpft vor allem die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' unentwegt für Milan, unter dem Serbien, wie sie neulich schrieb, »alles thut, was es kann, um ein moderner europäischer Staat zu werden.« Das ist unter all den Blättern, die sich für die Unschuld Dreyfus' und für die Schuld der serbischen Gefangenen eingesetzt haben, das weitaus frechste und schamloseste. Der Mann, der es leitet, hört auf den Namen »Szeps«; — so viel für heute zu seiner Charakteristik. Es wird wohl noch Gelegenheit sein, die journalistische Herkunft des Trefflichen, der nicht ohne Erfolg an die Tradition seines berühmteren Vaters anknüpft, eingehender zu besprechen. Die blonde Unschuld vermag höchstens bis ins Pressbureau vorzudringen; der Einfluss des Vaters reichte bekanntlich in höhere Sphären. Szeps senior besaß sogar, wie man erzählt, Briefe des Kronprinzen Rudolf und war, wie man hinzufügt, so pietätvoll, sie

nach dem Tode des Kronprinzen dem Hofe zurückzugeben .... Die Wege zum Polenclub und zum Dispositionsfonds der österreichischen Regierung hat er dem Sohne geebnet; die Verbindung mit dem serbischen Pressbureau hat sich dieser selbst erobert und will als journalistische Creatur Milans für sich ernst genommen sein.

Aber im Kampfe für die Sache der Obrenowitsch setzt sich unsere Journalistik sogar über ihre Beziehungen zu den officiellen Mächten Oesterreichs hinweg. Da versendet unser k. k. Correspondenzbureau an die Zeitungen einen Bericht über den Process Tauschanovic, aus dem allen Unbefangenen die Schuldlosigkeit des von Milan verleumdeten Exministers hervorleuchtet. Das k. k. Correspondenzbureau scheint förmlich von Mitleid ergriffen, spricht von einem »abstoßenden Eindruck«, den die Belastungszeugen machen, beklagt die »unfläthigen Ausdrücke«, in denen sich ihre Aussagen bewegen, und verzeichnet die allgemeine Sympathie, die die »in einem wehmütigen Tone gehaltenen Ausführungen des Angeklagten« erweckten. Diesen Bericht des k. k. Correspondenzbureau haben unsere liberalen Blätter unterschlagen. Die ‚Arbeiter-Zeitung' that nicht besser. Dass heißt: sie ist aufgesessen. Sie druckte getreulich die ersten officiellen Berichte ab und nahm dem einen, anständigen, alle für Tauschanovic günstigen Stellen. Durch mehrere Nummern brachte sie die Gerichtsverhandlung unter dem Titel »Die Excellenz als Bankdieb«. Die grundsätzliche Abneigung der ‚Arbeiter-Zeitung' gegen Excellenzen hat sie hier einmal schnöde betrogen. Zu spät erkannte die ‚Arbeiter-Zeitung', dass es in diesem Process einen höhergestellten Gauner als den angeklagten Minister gegeben hat. Und erst am letzten Tag, der schon die Verurtheilung des Mannes brachte, ließ sie sich herbei, Aufschrift und Anschauung zu ändern. Unter dem Titel »Die königlich serbische Rachejustiz«, der ihr viel früher hätte einfallen sollen, fasste sie

ihr Urtheil über den Process zusammen: »Wenn man bedenkt, dass Tauschanovic ein Führer der serbischen Radicalen war und vom Zuhälterkönig Milan bitter gehasst wurde, so kann man getrost annehmen, dass der unglückliche Mann kein Bankdieb war, sondern bloß das Opfer der barbarischen Rachejustiz seines königlichen Feindes ist.«

* * *

An die löbliche Redaction der ‚Neuen Freien Presse', Wien.

Es dürfte die löbliche Redaction interessieren, zu erfahren, dass seit geraumer Zeit Bulgarien der Schauplatz einer großen revolutionären Agrarbewegung ist, die wiederholt schon zu blutigen Zusammenstößen geführt hat. Ursache dieser Bewegung ist die Noth der Bauern und die Wiedereinführung des Zehenten durch die bulgarische Regierung. Die Bauern werden von Reservisten der bulgarischen Armee angeführt. In einer der Schlachten weigerten sich die bulgarischen Subalternofficiere, dem höheren Befehl zu gehorchen und auf die Bauern zu schießen. In einer anderen wurde eine Compagnie der bulgarischen Armee von den Bauern regelrecht gefangengenommen. — Von all dem weiß Ihr geschätztes Blatt keine Silbe zu berichten. Wie nun mein Correspondent für den Balkan erfährt, ist unter den Bauern, die zwar hungern, aber doch noch Wert darauf legen, in dem leitenden Blatte Oesterreich-Ungarns genannt zu werden, eine Bewegung im Zuge, welche die Sammlung von Pauschalien für eine objective Berichterstattung Ihres Blattes zum Gegenstande hat. Es wäre unerfindlich, warum sich ein officiöses und Milanfreundliches Blatt eine bulgarische Verlegenheit entgehen lassen sollte, wenn man nicht wüsste, dass Fürst Ferdinand — der Freund Berl Frischauers — ein alter Wohlthäter und, wenn ich nicht irre, Ehrenmitglied der »Concordia« ist. Wieder einmal mag Herr Bacher von seinem Schreibtisch durch die Redactionsräume die geflügelten Worte gerufen haben: »Wie viel hat der aus Bulgarien geschickt?«

Sonst würde es ja »im Wetterwinkel auf der Balkanhalbinsel« fortwährend »blitzen«, — wenn man Euch Pressreptilien des Grafen Goluchowski Glauben schenken dürfte. Wie hieß es doch kürzlich?

»Der österreichisch-ungarische Militär-Attaché Oberst Baron Giesl ist ohne den kaiserlichen Irade mit dem Lloyddampfer »Aurore« nach Trapezunt abgereist. Als die Polizei sich anschickte, seine Einschiffung zu verhindern, begab sich Baron Giesl auf das österreichisch-ungarische Stationsschiff »Taurus«, dessen Commandant ihn auf der Dampfpinasse, welche sofort die Kriegsflagge hisste, zur »Aurore« hinfuhr. Weitere Zwischenfälle fanden nicht statt.« Am anderen Tage mussten Sie mit der gleichen Bestimmtheit widerrufen. Da es nach der Ansicht der Schmöcke des Intimus des Grafen von Takowo einem »Zwischenfall« gleichkommt, wenn ein zu einem Kriegsschiffe gehörendes Schinakel die Kriegsflagge hisst, so frage ich submissest: Sollte die Dampfpinasse vielleicht den Courszettel oder gar den Bürstenabzug des »Exposé« unseres famosen Goluchowski hissen? Dergleichen wäre ein Zwischenfall, der mindestens das Meer in einige Unruhe versetzen könnte.

Noch etwas vom Balkan: Im Abendblatte vom 3. Mai berichtete Ihr immer informiertes Blatt am Schlusse der »politischen Uebersicht«, dass der österreichisch-ungarische Consul in Prizrend, ein Herr Rappaport, von Arnauten ernstlich bedroht wurde, so dass er Prizrend verlassen musste. Mit Rücksicht auf die Complicationen, die die Bedrohung eines österreichischen Consuls auf fremdem Territorium nach sich ziehen könnte, wird es Sie interessieren, zu erfahren, dass Herr Rappaport im Jänner d. J. Prizrend unangefochten verlassen hat und gegenwärtig das Consulat in Bagdad leitet . . . . Sie haben eben in Ihrer »Uebersicht« einmal allzuviel übersehen. Jedenfalls wäre es angezeigter, wenn Sie sich nicht auf Nachrichten aus dem Belgrader Pressbureau verließen und die österreichischen Consuln überhaupt mehr vom Standpunkt der heimischen Exportbestrebungen als der Bedrohung durch Arnauten beurtheilen wollten. An der Misswirtschaft in den österreichischen Consulaten, für die Herr Goluchowski in den Delegationen leider nicht energisch genug zur Verantwortung gezogen wird, sind die Arnauten unschuldig, und die Bedrohung der österreichischen Industrie durch unthätige Consuln sollte ein dem »Economisten« näherliegendes Thema sein. Am Ende ist auch die »Umzingelung« des Consuls in Uesküb erfunden, und die »mit Revolvern bewaffneten Arnauten« waren vielleicht bloß Mitarbeiter der Wiener liberalen Blätter . . .

* * *

Bosnische Landesproducte.

Den verblassten Potemkin'schen Dörfern haben längst die »Bosnischen Pavillons« Platz machen müssen. In Paris lassen sich die internationalen Gaffer jetzt wieder von dem Culturgeflunker der Herren Kallay, Horowitz und Hörmann zum besten halten. Allen Pariser Reisenden, denen ob der industriellen Entwicklung Bosniens die Augen übergehen könnten, sei darum rasch ein kleines Geschäftsgeheimnis der Kallay'schen Administration verrathen. Ich nehme an, dass der bosnische Pavillon in Paris an Reclame und Inhalt nichts anderes bietet als der der Wiener Jubiläums- und jener der Budapester Millenniumsausstellung. In Budapest wurden damals besonders die mit Arabesken verzierten Möbel und Schnitzereien angestaunt, kunstvolle »Muscharabya«, die dem Betrachter einen gewaltigen Respect vor dem bosnischen Kunstgewerbe einflößten. Diese mit Metall und Elfenbein incrustierten Erzeugnisse waren wirklich kostbar. Kostbar in dem Sinne, dass sie Herrn Hofrath Hörmann kaum weniger als 100.000 fl. gekostet haben dürften. Herr Hörmann hatte sie für die bosnische Verwaltung kurz vorher in Egypten erstanden. Mit fachmännischem Rath war ihm hiebei der Ethnograph Dr. Frederic Grote an die Hand gegangen. Wenn Bosnien schon eine Industrie haben soll, dann ist wenigstens Vorsicht beim Einkaufen geboten. Als Herr Sectionschef Horowitz neulich in Paris vor andächtigen Revolverjournalisten davon sprach, dass der »Umtausch der Werte das commercielle und wirtschaftliche Leben durchdringe«, da mag er wohl einen Seitenblick auf die zierlichen Muscharabya geworfen haben. Ob der Revolver des Herrn Ehrenfeld — er ist ja wohl wieder »Pressleiter« für den bosnischen Pavillon — auch so ein »Erzeugnis der Landesindustrie« und mit Elfenbein incrustriert ist, weiß ich nicht .... Die österreichisch-ungarischen Steuerzahler aber sind schlechter Laune. Zunächst bei dem Gedanken, welche Leute — und für welche Dienste — aus dem »gemeinsamen« Dispositionsfonds ausgehalten werden. Dann aber auch wegen des Imports aus Egypten. Bisher wurden doch die bosnischen Landesproducte wenigstens immer in Oesterreich eingekauft ....



»Erst nachträglich machte man mich darauf aufmerksam, dass ich in den Berichten über die Sitzung des Kunstrathes im Ministerium für Cultus und Unterricht vom 12. d. unter den anwesenden Mitgliedern genannt worden sei. Nun war ich aber bei dieser Sitzung nicht gegenwärtig und habe meine Abwesenheit entschuldigt. Es wäre mir überdies sehr schwer geworden, zu den principiell so ernst zu fassenden Kunstfragen, welche da höchst summarisch zum Vortrage gebracht und erledigt wurden, ohne reifliche Erwägung sofort Stellung zu nehmen.

Professor Dr. Josef Bayer.«

Was einem der feinfühligsten Kunstgelehrten schwer geworden wäre, den Herren im Rathe ist es überraschend gelungen. Das Bild, das diese Versammlung bot, ist nicht sehr anziehend. Die modernen Maler beschwören ein hohes Unterrichtsministerium um amtliche Stempelung ihrer Individualitäten, und Herr Hartel, der sich bisher damit befasst hat, die Silbenmaße griechischer Epiker zu zählen, ist plötzlich »ein durchaus moderner Mensch« geworden, der »sein Vaterland liebt und erkennt, auf welche Weise allein es wieder groß gemacht werden kann«. Man wird an dem gehirnmüden Ueberschwang dieser Worte erkannt haben, das ich Herrn Hermann Bahr citiere. Herr Bahr kniet in bebender Verzückung vor dem Ministerfauteuil, auf dem der gute Herr Hartel sitzt, und träumt, es sei jener »nationale Sessel«, den er so oft den Völkern Oesterreichs zum Heile herbeigewünscht hat.

Die Sitzung des »Kunstrathes« wäre nur ein harmloses Vergnügen gewesen, wenn sie nichts anderes als ein Feuilleton von Hermann Bahr im Gefolge gehabt hätte. So aber hat sie leider auch eines von Herrn Hevesi nach sich gezogen. Dieser Kunstkritiker, der sich in den letzten Jahren aus einem trefflichen

Feuilletonisten zum Confusionsrath der Secession entwickelt hat und im Verkehre mit Herrn Bahr auch stilistisch völlig heruntergekommen ist, heischt entschiedenere Abwehr. Auch begnügt er sich nicht damit, Herrn Hartel zum Culturheros und Nationalheiligen des national so zerklüfteten Oesterreich vorzuschlagen, sondern benützt wieder einmal die Gelegenheit, den Klimtschwindel, den wir nun nachgerade satt bekommen, ein wenig aufzupulvern. Mir fehlt der Raum, allen sprachlichen und gedanklichen Ungeheuerlichkeiten, mit denen das Feuilleton des einst so geschmackvollen Schriftstellers gespickt ist, nachzugehen. Herr Hevesi spricht von dem Protest der Universitätsprofessoren und meint, »wie alle Laien in bildender Kunst, klammere sich auch die Petition hauptsächlich an Inhalt, Symbolik und Composition des Bildes«. Dass eine Petition ein Laie sein könne, wäre Herrn Hevesi in früheren Jahren wohl nie eingefallen. Auch in der Logik ist er seit damals arg zurückgegangen. Die Professoren haben dem Klimt'schen Bilde »unklare Bewegungen, gekünstelte Formen und zahlreiche Missbildungen der menschlichen Leiber« vorgeworfen; bei der Höhe des Saales müssen aber »die Formen völlig unklar« werden und »die hinschwebenden menschlichen Gestalten als ein unentwirrbarer und in seiner Bedeutung ganz unerkennbarer Knäuel« erscheinen. Was, glaubt man, bringt nun Herr Hevesi zur Vertheidigung Klimts vor? »Wenn man die bemängelten Details ohnehin nicht wahrnehmen kann, wozu sie bemängeln?« Und damit falle auch der Einwand gegen das Unschickliche einzelner Motive; sie werden ja bei der Höhe des Saales ohnehin unerkennbar. Nun versichert aber Herr Hevesi, dass gerade das, was die Professoren als Fehler bezeichnen, »eben die Wirkung« sei, »auf die der Künstler ausgeht«. Das Ganze soll unklar, soll ein unentwirrbarer und in seiner Bedeutung unerkennbarer Knäuel sein! »Für den Künstler war es vor allem eine interessante malerische Fleck-

wirkung .... Er setzt malerisch interessante, farbige Flecke an den Plafond, die als solche nach allen Seiten dynamisch wirken, ohne dass Jemand sich sonderlich um ihren sachlichen Inhalt kümmert.« Und das Ganze heißt dann — »Philosophie«! Die Gegenwart mag sich, angewidert, von solch hochstaplerischem Kunsttreiben abwenden, der Zukunft dürfen die protestierenden Professoren nicht vorgreifen. »Wer sagt ihnen«, ruft Herr Hevesi, dass die späteren Generationen nicht »mit dem größten Interesse zu dem Bilde Klimt's aufschauen werden?« Da könnte man Herrn Hevesi höchstens antworten, dass der gute Geschmack der späteren Generationen kaum anders geartet sein wird als der der jetzigen, und dass das »Interesse«, mit den man sich bemüht, zu dem Klimt'schen Bilde »aufzuschauen«, nicht mit dem Eindruck verwechselt werden darf, den man davon empfängt. Und wird nicht auch den künftigen Generationen, und mögen sie den besten Willen haben, das »Hinaufschauen« schwer fallen? Herr Hevesi hält doch zornig den Professoren entgegen: »Daran denken sie nicht, dass die verhältnismäßig kleine Aula gar keinen Standpunkt für die Betrachtung eines Deckengemäldes bietet! Man müsste nur ziemlich senkrecht über sich hinaufschauen, auf die Gefahr hin, die Verbindung seiner Halswirbel zu lockern.« Und auf dieses Vergnügen verzichten gewiss alle Generationen.

Herr Hevesi macht wertvolle Geständnisse. Ich glaube, er stimmt heimlich schon dem in Nr. 36 der ‚Fackel‘ gemachten Vorschlag zu, die »Philosophie«, wenn nur der Titel geändert wird, anderweitig zu verwenden. Dem Künstler war es ja »vor allem« nur um eine »interessante malerische Fleckwirkung« zu thun. Die »kosmische Phantasie«, die ursprünglich nach Herrn Hevesis Commentar im Klimt'schen Bilde schaltete, ist jetzt schon völlig verflogen. Dass Herr Hevesi ihr Inspirator war, ist das zweite wertvolle Zugeständnis, das er in seinem neuen Relamefeuilleton macht, und das

meine seinerzeit ausgesprochene Vermuthung bestätigt. An der Interpretation des Bildes im Katalog ist Klimt unschuldig; Herr Hevesi bekennt, dass er sie in der Voraussicht, dass das Publicum vor dem Bilde rathlos stehen werde, geschrieben hat.

Das sind die Hintergründe einer kosmischen Zeitungsreclame, die seit Eröffnung der Secession, alle kritischen Gehirne benebelnd, Herrn Klimt und sein schwächliches Erzeugnis umwallt hat. Und weil es 87 Universitätsprofessoren gewagt haben, gegen die Verschandelung ihres Hauses Einspruch zu erheben, werden sie von den kritischen Satelliten der neuen Kunst mit einer Schnodderigkeit behandelt, als ob sie und nicht die Herren Recensenten sich auf Grund eines dreijährigen Gymnasialstudiums ein öffentliches Urtheil angemaßt hätten. Wie die Herren Hevesi und Bahr sungen, so zwitschern die dummen Jungen. Unter den Protestlern befinden sich Männer, wie Boltzmann, Jagic, Lammasch, Lang, Wiesner, und das Geschwätz von den »Reactionären« wird hinlänglich durch Namen wie Benedikt, Jodl und Sueß ad absurdum geführt. Aber Herr Bahr freut sich der »kurzen Abfertigung und Zurechtweisung«, die das Unterrichtsministerium den Gegnern der »Philosophie« zu theil werden ließ, und Herr Hevesi frohlockt über die »Worte, die kürzlich im Kunstrath mit allem Gewicht der Competenz gesprochen« wurden. Und wer ist diese Competenz, die dem Protest von 87 reifen, zum Theil hervorragenden Männern »keine allzu große Bedeutung« beimisst? Wer ist jener Referent des Kunstrathes, der, wie die Schmöcke triumphierend melden, »durchblicken ließ, dass er darin nur eine individuelle Geschmacksäußerung erblicke«? Ein Herr Ritter v. Wiener, — Ministerialrath, weil er sich um die Person des Grafen Taaffe bemüht hatte, Referent im Kunstrath, weil man im Ministerium sonst nichts mit ihm anzufangen wusste. Der junge Herr hat in früheren Jahren — er war der Sohn des Chefredacteurs —

gelegentlich Musikkritiken für die alte ‚Presse‘ geschrieben, deren hervorragendste Wippchen noch heute in journalistischen Kreisen circulieren. Diese Vergangenheit befähigt ihn, »mit allem Gewicht der Competenz« der österreichischen Kunst auf die Beine zu helfen und Männer, die älter und gebildeter sind, tüchtig abzukanzeln. Das ganze Auftreten des Mannes ist typisch für die Hilflosigkeit, mit der man im officiellen Oesterreich an Kunstdinge herantritt. Ein Mann wie Otto Wagner schämt sich nicht, seine Ideale von Herrn v. Wiener retten zu lassen. Man fragt sich nur, von wann das Kunstverständnis dieses Herrn, von wann die Secessionsbegeisterung des biedern Herrn Hartel datieren mag. Dies alles ist so unorganisch, so abscheulich unecht! Herr Wiener freute sich, den »großen Erfolg der österreichischen Kunst auf der Pariser Weltausstellung« constatieren zu können. Der große Erfolg des Herrn Klimt und der Secession in Paris besteht darin, dass die Pariser der importierten Kunst den Spottnamen »goût juif« verliehen haben ....

* * *

Rache des Ballcomités.

Es war mir natürlich nicht möglich, die Schäbigkeiten der Tagespresse gegen die Hofschauspieler in jedem einzelnen Falle zu bemerken und festzunageln. Nachträglich sendet mir ein Leser den Bericht der ‚Neuen Freien Presse‘ über die Modeausstellung, in dem es nach eklen Lobpreisungen für Frau Palmay und deren »vergissmeinnichtblaues Hütchen« wörtlich heißt: »Sie gab sich heiter und ungezwungen, obwohl ihr mit einer in einem pompösen Mantel von schwarz und gelber Seide einherschreitenden Collegin die Eröffnung des Zuges zufiel«. Der Einsender ist der Meinung, diese Büberei habe der Hofschauspielerin Schratt, die Präsidentin der Modeausstellung war, gegolten. — Die abgrundtiefe Gemeinheit des ‚Neuen Wiener Journal‘, das unmittelbar nach meiner Aufdeckung des Banditenstreichs gegen Herrn Sonnenthal den Schauspieler für Alter und Krankheit zu höhnen wagt, ist mir nicht entgangen.

Gibt es noch auf der weiten Welt ein Publicum, das sich dergleichen ruhig gefallen ließe? Würde man irgendwo eine Erscheinung wie Herrn Bernhard Buchbinder — Stückeschreiber, Theaterkritiker und Schnüffler beim ‚Neuen Wiener Journal‘ — dulden? Es ist ein zu widerlicher Anblick: Ein Wiener Künstler, vierzig Jahre von der Sippschaft gehätschelt und nun aus bekannten Gründen verfehmt, gastiert im Ausland; mit breitem Behagen tragen die sonst von localpatriotischen Krämpfen befallenen Schmöcke alles herbei, was draußen irgendein — ultramontanes! — Blättl an dem Manne, der doch dem Wiener Geschmack so lange gepasst hat, auszusetzen fand. Ich habe in Nr. 39 die Urtheile der sonst der liberalen Bande maßgebenden ‚Münchener Allgemeinen‘ und ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ citiert. Nun zeigt sich thatsächlich, dass auch der Kritiker des zuletzt genannten Blattes, der Sonnenthals »Fabricius« in den Himmel hob, den »Nathan« in manchem Punkt bemängelt hat. Welch ein Ereignis! Und der Mann, der dann über Nacht eine so stürmische Sinnesänderung vornahm, beruft sich auf Wiener Gewährsmänner, auf Herrn Bahr, der »schon 1896« Sonnenthal nicht ausstehen mochte, und auf niemand geringeren als Rudolf Lothar, der decidiert erklärt habe, dass »die Rolle des Burgtheaters ausgespielt« sei. Es scheint ein unheimlicher Rapport zwischen München und Wien zu bestehen. Sollte man in einigen Münchener Redactionen gewusst haben, dass Herr Sonnenthal den »Concordia«-Ball nicht besucht hat? Es ist auffallend, wie rasch sich die Herren dort mit den ungünstigen Urtheilen vertraut gemacht hatten, die in Wien der Vicepräsident der »Concordia« über Herrn v. Sonnenthal gefällt hat. Nur schade, dass dem »Nathan« des Wiener Hofschauspielers seinerzeit selbst Herr Bahr Reverenz beweisen musste. Und dem »Fabricius« hat wieder der Herr von den ‚Münchener Neuesten‘ zugejubelt. Wie überflüssig also der Aufwand an Schäbigkeit, den sich das ‚Neue Wiener Journal‘ geleistet hat! Das neuerliche Attentat auf den alten Schauspieler leitet es mit den hämischen Worten ein: »Es soll sich hie und da ereignen, dass Durchfälle auf den Bühnen fremder Städte auf telegraphischem Wege sich in bedeutende Erfolge verwandeln. Der Draht ist in dieser Hinsicht von einer unglaublichen Liebenswürdigkeit — besonders wenn er von dem betreffenden Autor oder Mimen in Contribution gesetzt wird.« Da hat Herr Buchbinder, der jahraus jahrein die Bühnen Wiens wie

die der »fremden Städte« verunreinigt, wahrlich recht. Er kennt sein Metier durch und durch, und es kommt nicht oft vor, dass eine Zeitung so geradezu eingesteht, dass sie sich »hie und da« für persönliche Zwecke missbrauchen lässt. Vielleicht war's aber nur eine schüchterne Voranzeige. Denn schon ein paar Tage später ließ sich Herr Buchbinder in seinem ‚Neuen Wiener Journal‘ über einen »bedeutenden Erfolg« telegraphisch berichten, den eines seiner Schandstücke in — München errungen hatte.

*

Die Bosheiten der »Concordia«-Presse gegenüber den Theaterleuten haben das ‚Deutsche Volksblatt‘ auf eine Idee gebracht. Es richtet an die Wiener Künstler die Bitte, ihm jene Gunst zuzuwenden, die die »Concordia« ihnen entzogen hat, und trägt sich für Liebesdienste jeglicher Art an. Dass Tagesblätter für Geld und gute Worte Reclamenotizen aufnehmen, ist nicht mehr neu. Dass aber eine Zeitung um die Zusendung von Reclamenotizen förmlich ansucht und eindringlichst der Erwartung, »keine Fehlbitte zu thun«, Ausdruck gibt, wird wohl allgemein verblüffen. In die Lücke, die die schmollende liberale Presse offen gelassen hat, tritt mit sieghafter Dummheit das antisemitische ‚Deutsche Volksblatt‘. Vor mir liegen mehrere Exemplare eines Rundschreibens, in welchem Herr Vergani den Schauspielern und Musikern seine Dienste anbietet. Das Circular, das einige der dankbaren Empfänger mir zu übersenden die Freundlichkeit hatten, lautet wörtlich:

„Deutsches Volksblatt“
Wien, VIII., Josefsgasse 4,
Telephon 1379.
Telegramme: Vergani, Wien.

Wien, im März 1900.

Euer Hochwohlgeboren!

Eine demnächst eintretende Vergrößerung des Umfanges des »Deutschen Volksblattes« wird es der Schriftleitung gestatten, wichtigeren Ereignissen auf dem Gebiete des Kunstlebens hinfort eine erhöhte Beachtung zu schenken. Wir benützen diesen Anlass, um an Euer Hochwohlgeboren die ergebene Bitte zu richten, uns in unserem Bestreben, das Publicum von allen interessanten Vorkommnissen der Theater- und Musikwelt zu unterrichten, freundlichst unterstützen zu wollen, indem Euer Hochwohlgeboren von Gastspielen

in der Provinz und im Auslande, die Sie unternehmen, sowie von Erfolgen, die Euer Hochwohlgeboren im Concert- und Vortragssaale erringen, uns gütigst Mittheilung machen. Durch Erfüllung unserer Bitte würden Euer Hochwohlgeboren uns in unserer Aufgabe, den Vermittler zwischen den Künstlern und dem Publicum zu bilden, ausserordentlich unterstützen, und sicher auch dem letzteren, das ja immer innigen Antheil an den Erfolgen von Wiener Künstlern in der Fremde nimmt, einen grossen Gefallen erweisen. In der Erwartung keine Fehlbitte zu thun, zeichnet mit dem Ausdrucke

vorzüglichster Hochachtung ergebenst

die Schriftleitung des
»Deutschen Volksblattes«
Wien, VIII|1, Josefsgasse 4.

* * *

Mittelschulwesen.

Man schreibt mir aus Brünn:

Die Octavaner des hiesigen II. deutschen Gymnasiums erhielten am 2. Mai 1900 folgendes Thema mit anschließender Disposition als deutsche Hausarbeit:

»Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise . . . .
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.«

(Schillers »Spaziergang«.)

Disposition:

1. Die Bestrebungen des Naturforschers.
2. Seine Ergebnisse führen oft zu Irrthümern; nur in den Offenbarungen der Religion finden wir die beste Stütze und den sichersten Halt für's Leben.

* * *

Ein Freund Berthold Frischauers, der hiezu durchaus nicht legitimiert ist, übermittelt mir die folgende Berichtigung des Pariser Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse‘:

Auf Grund des § 19 werden Sie aufgefordert, in der nächsten oder übernächsten Nummer der Zeitschrift »Die Fackel« nachstehende

Berichtigung aufzunehmen: Auf S. 32 der Nr. 40 der ‚Fackel' citieren Sie meinen, für die ‚Neue Freie Presse' gelieferten Bericht über den Brückeneinsturz auf der Pariser Weltausstellung: »Ueber den Köpfen der Menge brach die Brücke ein, Hunderte und Tausende unter Schutt begrabend«, und ein paar Zeilen später, schreiben Sie, folgt dann: »Die Ausgrabungen ergaben, dass die Zahl der Opfer größer als sechs ist«. — Ich kann nicht begreifen, was Ihnen dabei lächerlich vorkommt. Können Sie nicht lesen? Ich habe doch in erster Linie betonen wollen, dass »Hunderte und Tausende« unter Schutt begraben wurden, wobei es sich natürlich um die Ihnen wahrscheinlich ganz unbekannten Noten der Nationalbank handelt, welche man in unseren Kreisen mit »Hunderter« und »Tausender« bezeichnet. Sie haben eine poetische Metapher missverstanden. Ich weiß doch, für wen ich schreibe! Es muss zunächst für die Leser der ‚Neuen Freien Presse' interessant sein, zu erfahren, wie groß der Schaden gewesen ist. Später komme ich doch auch auf die Menschenleben zurück, sechs Stück. Mit geziemender Hochachtung

Frischauer.

* * *

Die italienischen Sprachkenntnisse des römischen Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse', Herrn Fiori, beschränken sich bekanntlich darauf, dass er sich noch erinnern kann, ursprünglich Blum geheißen zu haben. Da er aber Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' ist, so kommt es ja vor allem darauf an, dass er nicht deutsch kann. Die blumige Berichterstattung des Herrn Fiori hat uns am 17. Mai ein Bild der Verwüstung gemalt, die das Temperament Mascagnis an der jeweiligen Stätte seines Wirkens anrichtet. Was ist z. B. aus dem friedlichen Pesaro geworden?! »Mascagnis Unrast — ruft Herr Fiori aus — »hat es in ein sturmgepeitschtes Glas Wasser verwandelt«.

* * *

K. k. Reclame.

Die Sonntagsausgaben der ‚Wiener Zeitung' enthalten jetzt eine administrative Neuerung, die allerdings nur die Autorität des Amtsblattes durchsetzen konnte. Bekanntlich ist das officielle Blatt in seinem Inseratentheil nicht viel scrupulöser als die officiösen und

»unabhängigen« Blätter in dem ihrigen. Am Sonntag aber gönnt es sich ein Separatgeschäft, das sich die anderen nicht erlauben können. Man findet da nämlich zwei oder mehrere Annonceenseiten, die durch einen eigenen »Kopf« sofort auffallen, und liest:

Empfohlene Lieferanten

von anerkannter Leistungsfähigkeit und Solidität

für Gemeinden, Behörden, Landes- und Staatsanstalten.

Und zu beiden Seiten dieser Aufschrift ein kaiserlicher Adler. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass die Reclamen, die mit solchem Ceremoniell umgeben sind, mindestens das Doppelte kosten, und wenn man den Hinweis auf die Behörden, denen die Lieferanten »empfohlen« sind, als eine Pression nach zweifacher Richtung auffasst. Was die Gemeinden, Behörden, Landes- und Staatsanstalten mit Gummiartikeln von noch so warm empfohlener Solidität anfangen sollen, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Aber bemerkenswert ist, dass sich die »Autorität«, auf deren Aufrechterhaltung in der österreichischen Oeffentlichkeit so großer Wert gelegt wird, in den Annoncentheil der kaiserlichen ‚Wiener Zeitung' geflüchtet hat, um rasch noch vor ihrem Ende einige Lieferanten zu empfehlen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Neugieriger Leser. Das ist eine naive Frage. Der Kaiser kann natürlich die persönliche Qualität der Leute nicht kennen, die er bei Empfängen einer Ansprache würdigt. Es ist ganz klar, dass er einem Max Falk nicht die Hand reichen und ihn nicht ins Gespräch ziehen würde, wenn er über das Vorleben dieses Herrn auch nur einigermaßen unterrichtet wäre. Viel wichtiger ist, dass unser Minister des Aeußern, der doch den Doyen der transleithanischen Presscorruption kennen muss, sich von Herrn Max Falk noch immer das »Vertrauen« in den Delegationen votieren lässt. Man könnte manchmal wirklich trübsinnig werden, wenn man zusieht, welche Leute dem Monarchen von seinen Räthen immer und immer wieder aufgedrängt werden. Da musste der Kaiser in Berlin eine Deputation der dortigen »österreichisch-ungarischen Colonie« empfangen. Was für Exemplare sind ihm da nicht vorgeführt worden! Herr S. Lautenburg, der Director des Residenztheaters, ein gebürtiger »Ungar«, gab auf die Frage des Monarchen, wieviel Theater Berlin besitze, zur Antwort: »Zweiundzwanzig, Majestät; meines geht aber unberufen sehr gut!« Herr Szögenyi-Marich, unser Botschafter, beging die Tactlosigkeit, einen Herrn Victor Hahn, der vormals in Wien Redacteur des Thalberg'schen ‚Capitalist' war, dann bei Leipzigers ‚Kleinem Journal

in Berlin conditionierte und dort jetzt als freier Börsenjournalist lebt, dem Kaiser vorzustellen und für den Franz Josefsorden vorzuschlagen. Es ist ungeheuerlich. Herr Hahn, von dem in Wien nichts als die Erinnerung an seine Fälschung des Stroßmayer-Briefes in einem Wiener Blatte fortlebt, wird dem Kaiser als Repräsentant Oesterreichs in Deutschland vorgeführt und erhält den Franz Josefsorden! Das sind die Leute, die man dem Kaiser als einer Auszeichnung würdig bezeichnet. Ist es da ein Wunder, wenn er, der doch gewiss den besten Willen hat, sich vollends über herrschende politische Stimmungen nicht vollkommen unterrichtet zeigt und z. B. der Meinung ist, dass die abscheuliche Rede des Herrn Demel gegen die Kohlenarbeiter »allgemeine Anerkennung« gefunden habe?

Wiener Patricier. Sie haben sich im Kreise Ihrer Standesgenossen umgesehen und einen Herrn namens Joseph Simon nicht entdecken können? Und doch hat das ‚Extrablatt' sein Portrait gebracht und ihn mit localpatriotischem Stolze einen »Wiener Patricier« genannt. Wer Herr Joseph Simon ist? Ein Mitglied jener »Gruppe«, die jüngst das Theater an der Wien käuflich an sich gebracht hat, jenes Consortiums von kunstfreundlichen Gönnern, die sich des verfallenden Wiener Vorstadttheaters hilfreich erbarmen. Und nun »beseht die Gönner in der Nähe!« Es ist diese Besichtigung schon deshalb interessant, weil sie so recht zeigt, was in heutiger Zeit für Geld alles zu haben ist. Da ist vor allem der Kattundrucker Emil Ritter von Kubinzky aus Prag. Ein Mann für Alles, ein Mann, der Alles will, Alles thut, in Allem macht. Als Geld genug im Hause war, hat Kubinzky nur mehr nach Ehren streben müssen. Es soll hier die Legende nicht auf Wahrheit geprüft werden, die da die Gründe angibt, weshalb sich Baron Kraus als Statthalter von Böhmen bewogen gefühlt hat, für Friedrich Kubinzky, den Vater, die eiserne Krone dritter Classe zu erwirken. Damals hat diese Ordensverleihung noch den Anspruch auf den Ritterstand involviert; — Friedrich Ritter von Kubinzky war der letzte Ritter. Nach ihm kam keiner mehr, die Ordensstatuten wurden dann sofort geändert. Kubinzky junior hatte also den Adel mit dem Geld geerbt und trachtete auch sonst nach Allem, was ehrenvoll war und Gewinn brachte. Diese Eigenschaften mussten seine Unternehmungen nicht gleichzeitig haben, es genügte schon die eine oder die andere. In welche Kategorie seine Leitung des zugrunde gegangenen »Prager Bank-Vereins« gehört — wer kann sich nach 27 Jahren daran erinnern? Jedenfalls nahm man ihm gerade diese Unternehmung lange sehr übel und wähnte allgemein, dass seine Brust nimmer ein Orden schmücken werde, trotz heißestem Bemühen. Aber die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die socialen Sorgen. Emil Ritter von Kubinzky wurde wohlthätig, — natürlich vor 1898. Seinen Arbeitern gründete er einen Jubiläumsversorgungsfond von 100.000 fl., die er, vorsichtig wie immer, in österreichischer Investitionsrente deponierte, weil man beim Course von circa 90 Procenten billiger fährt. Der Erfolg blieb nicht aus: Der edle Ritter hat seinen Orden. Und

es war die höchste Zeit, denn es ist bei aller milden Auffassung, die bei uns vorherrscht, nicht anzunehmen, dass Herr von Kubinzky diesen Orden erhalten hätte, wenn man damals seine Wirksamkeit im Kattundruckercartell näher gekannt hätte. So wie er sich seinerzeit militärfreundlich zeigen wollte und deshalb dem Prager bürgerlichen Infanteriecorps beitrat — natürlich wurde er gleich Ehrenhauptmann —, so hat er sich in letzter Zeit sehr verständigungsfreundlich gezeigt und Herrn von Koerber eine Industriellenadresse zusammengetrommelt, die nach Verständigung schrie. Nun, die Lieblingsbeschäftigung des Herrn von Kubinzky stockt jetzt vollständig, auf der Börse ist Nichts zu holen — erst unlängst constatierte die ‚Neue Freie Presse‘, dass bis 1/4 3 kein Schluss in Staatsbahn vorkam —, seiner Tochter hat er einen Grafen endlich auch versorgt, was thun? Sein geschäftiger und geschäftlicher Geist lugte ruhelos aus. Keine Börse, kein Zucker, keine Baumwolle, keine Verständigung, keine Prag-Smichover, keine Alpine — also Kunst! Und da ist er schon, kauft sich ein Theater und einen Director, und bis es nothwendig sein wird, kauft er sich die Presse — soweit dies nicht schon geschehen. Verschiedene Anzeichen . . . . Und der zweite Socius? Herr Simon ist ein Schwager Johann Strauß'! Dies aber voll und ganz. Das ist seine ganze Bedeutung, sein ganzes Können und Wissen, das er für das Theater mitbringt. Dass er nach allen Erfahrungen, die er, seitdem er sein Fassdaubengeschäft in Prag seinem Bruder übergeben, in der Gesellschaft gemacht, in die er unschuldig hier in Wien hineingerathen, dennoch »zum Theater« geht, ist bedauerlich. Er selbst, ein anständiger Mann, wird es wohl bald genug und doch zu spät bedauern. Herr Simon, von dem man erzählt, dass er sich jederzeit durch seine Visitkarten als Schwager Johann Strauß' legitimieren konnte, ist jetzt — nach dem Tode des Meisters — durch einen anderen Ehrentitel entschädigt worden. Wiener Patricier! Ja, die Duzbruderschaft mit Herrn Julius Bauer, der auch dem neu erstandenen Theater an der Wien Interesse und Tantièmen abgewinnen wird, vermag viel. Freilich, in den Kreisen, denen Herr Bauer als ein Wiener Humorist gilt, mag Herr Simon mit Fug als Wiener Patricier angesehen werden. Das ‚Extrablatt‘ bringt die Porträts der Herren Kubinzky und Simon, »das dritte Mitglied des Consortiums«, schreibt Herr Bauer dazu, »interessiert die Oeffentlichkeit nicht«. Es ist ein Herr Doret, belgischer Consul in Wien. Er führt ein »großes Haus«, ganz wie die Herren Kubinzky und Simon. Nur darin scheint er sich von ihnen zu unterscheiden, dass er Herrn Julius Bauer noch nicht eingeladen hat.

Den Schülern der Handelsakademie. Das ist absolut ungehörig! Die »Fackel« mögen Sie zuhause lesen, die Schule ist zum Lernen da. Herr Sonndorfer hat ganz recht, dass er es strenge rügt, wenn einer oder der andere während der Unterrichtstunde »unter der Bank« ein rothes Heft hält, und die Strafen, die er in solchen Fällen austheilt, gehören durchaus nicht in das Capitel jener barbarischen Pädagogik, die die ‚Fackel‘ gebrandmarkt hat.

Den Lehrern der Handelsakademie. Ich habe nie bezweifelt, dass die Söhne von Bankdirectoren und Großindustriellen ein gutes Leben an der Anstalt des Herrn Sonndorfer und Aussicht auf einen natürlichen Tod haben. Da gab's z. B. einen Neffen des Länderbank-Hahn, der zwar ein schlechter Schüler, aber in dem Moment gerettet war, als man Herrn Sonndorfer mit hundert Bücklingen den besorgten Onkel bis zur Thür des Schulgebäudes begleiten sah. Ein Sohn des berüchtigten Thalberg machte seit der Zeit, da ein begeisterter Artikel über die Erziehungsmethode des Herrn Sonndorfer im ‚Capitalist' erschien, auffallende Fortschritte. An dem Aufkommen des jungen Dreher hat man allgemein gezweifelt. Er brachte nur »Siebener« nachhause und kam am Ende doch glücklich durch. Nachträglich hat einer von Ihnen auf Interpellation eines ehemaligen Collegen Drehers, der um des Räthsels Lösung bat, frank und frei geantwortet: »Die Söhne der Großindustriellen muss man unterstützen!«

‚Neue Freie Presse', Wien. In Ihrem Abendblatte vom 16. Mai berichten Sie über Fälle von Incompatibilität, die dem Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses von unbekannten Personen zur Anzeige gebracht wurden. Aus der Namensliste geht hervor, dass Ihre Freunde, die liberalen Ehrenmänner in Budapest, sammt und sonders an der Futterkrippe irgendwelcher Actiengesellschaften sitzen. Einigen Abgeordneten wird nichts Geringeres nachgesagt, als dass sie Chefredacteure sind. Eigentlich wäre ja die Stellung eines Publicisten nicht unvereinbar mit der eines Parteipolitikers. Aber angesichts der ungeheueren Betheiligungen, die ein Chefredacteur — natürlich nur in Ungarn — bei den Banken, Bahnen und sonstigen Actiengesellschaften genießt, muss wohl die Vereinigung der Würde eines Deputierten mit der Stelle eines simplen Verwaltungsrathes noch als relativ honorig gelten. Sehr niedlich verzeichnen Sie den Incompatibilitätsfall bei Herrn Karl Legrady, Eigenthümer des ‚Pesti Hirlap': »weil derselbe von den Ungarischen Staatsbahnen ein Jahrespauschale bezieht und eine Freikarte erhält«. Was ist das: »Jahrespauschale« und »Freikarte«?

Freund lapidarer Sätze. Am 8. Mai heißt es von zwei Defraudanten: »Hier haben die Bursche die 600 Mark bis auf den letzten Kreuzer verausgabt.« (Ob Bacher und Benedikt die 180.000 Gulden für das laufende Jahr schon bis auf den letzten Pfennig verausgabt haben, ist mir unbekannt.) Am selben Tage erscheint ein Bericht, den man füglich »Kannibalen im Hofzug« betiteln könnte. Es heißt dort: Um 11 Uhr vormittags nahm der Kaiser das Dejeuner in seinem Waggon allein und wurde der Suite zur selben Stunde separat serviert«. Am 11. gibt's eine stilistisch verunglückte »Geburt im Arlberger Tunnel«: »— — — Der auf die Welt gekommene Erdenbürger war leider todt. Die junge Mutter und das todtgeborene Kind wurden aus dem Zuge getragen,

von dem zufällig anwesenden Bahnarzt in Behandlung genommen und in ein Privathaus in Pflege gebracht.«

Sonntagsruhe. Nein. Gewerbebehördlich ist gegen Dörmann, Ludwig Bauer und St—g nichts zu machen. Man muss ruhig abwarten. St—g speciell hat, glaube ich, seinen Höhepunkt jetzt überschritten. Die humoristischen Krampfanfälle werden nachlassen. Der letzte Sonntag war freilich noch sehr arg. Man musste einen geistreichen Vergleich zwischen den Theaterdirectoren Bukovics und Brahm über sich ergehen lassen. St—g fand, dass der Director des ‚Deutschen Volkstheaters‘ »Wiener Rococo athmet«, sein Berliner College aber in seinen »hastenden Zügen das ganze nimmermüde, unersättliche Aufstreben der deutschen Hauptstadt trägt«. Das Gastspiel des »Deutschen Theaters« in Wien wurde dann natürlich mit der Wiener Gemeinderathsmajorität in Zusammenhang gebracht. Herr St—g sprach viel von dem »Wiener Phäakenthum«, dessen Genußfreudigkeit sich freilich auch gegenüber der Sonntagsbelletristik der ‚Neuen Freien Presse‘ unvermindert erhalten hat. Aber mit dem Citieren haperte es; von einem »Spieß, um den sich Alles dreht« hat Schiller nie gesprochen; »immer ist's Sonntag,« meinte er, ohne die Sonntagshumoristen vorauszuahnen, »es dreht immer am Herd sich der Spieß«.

Lector. Mit Bezug auf das Beispiel von ‚Neuer Freier Arithmethik‘, das ich in Nr. 38 gab, sprechen Sie die Meinung aus, einem Blatte, das den Kreuzer ehrt, also vorläufig bei der Multiplication einziffriger Zahlen hält, dürfe man nicht zu schwere Rechenexempel stellen. Die Aufhebung des Zeitungsstempels bedauert übrigens heute wohl jeder; auf eine derartig umfassende Defraudation waren weder die Bevölkerung noch Parlament und Regierung gefasst.

Richter. Es sei fern von mir, dem Kampfe der Expensenhyänen meine Aufmerksamkeit zu entziehen. Zum ‚Barreau‘ hat sich jetzt das ‚Wiener Tagblatt‘ gesellt, und da kann's wohl nicht mehr fehlen. Die »wohldisciplinierte Schar« hat endlich die geeigneten journalistischen Helfer gefunden. Einer der Kämpen brach jüngst im ‚Wiener Tagblatt‘, verzweifelt über die heilsame Wirkung der neuen Civilprocessgesetze, in die Worte aus: »Ist denn der Advocat sicher, dass alle Richter Uebermenschen sind, welche eine so richtige Einsicht verrathen, dass ihnen sofort alles klar ist?« Wahrlich, da sind die Advocaten bezüglich ihrer eigenen Qualitäten schon sicherer! Sie — sind Uebermenschen! Herr Elbogen hat dies bekanntlich in einem überzeugenden Artikel im ‚Barreau‘ decretiert. Auf das ekle Treiben dieses »Organes für die Standesinteressen der Anwälte Oesterreichs« habe ich ja schon öfter hingewiesen. Sie machen mich jetzt auf den Artikel »Der Quai-Client« (Nr. 5) und das jenem Quai-Clienten zur Ehre gereichende: »Genieren werden wir uns!« in der Correspondenz der Redaction aufmerksam. Es ist so, wie Sie schreiben. Wenn diese beiden Stichproben nicht jedem feiner empfindenden Advocaten resp. »Anwalt

Oesterreichs« die heiße Schamröthe ins Gesicht treiben und ihn zu einem energischen Protest gegen diese Wahrung seiner »Standesinteressen« aufrütteln sollten, so lese er jenen blindwüthigen, den ländlichen Richterstand in perfidester Weise vernadernden »Nothschrei vom Lande«. Man muss sich fragen, ob nicht die à la Schnüfferl geführte Kampfesweise des ‚Barreau' den Advocatenstand mehr discreditiert als alle bestehenden oder nicht bestehenden »Ordonnanzen« des Justizministeriums, und ob man es einem Richter nach der Lectüre des ‚Barreau' übelnehmen kann, wenn er — siehe Nr. 5 — die »Müheleistung« eines Advocaten nur um 2/3 geringer einschätzt als die »eines kleinen Metallwarenmachers«.

Herrn Hermann Bahr, Realitätenbesitzer in Unter-St.-Veit. Also wirklich, die Vorstellung von Burckhardts »Katherl« am Raimund-Theater hat den »modernen Stil« hervorragend zur Geltung gebracht? So behaupten Sie nämlich in Ihrem ‚Tagblatt'-Feuilleton vom 15. Mai, das dem »Deutschen Theater« gewidmet war. Sie Schäker! Nein, die Aufführung des »Katherl« am Raimund-Theater war so unbedeutend wie das »Katherl« selbst. Regie führte damals nämlich für den »Spezi« Herr Hermann Bahr.

Th. G. Besten Dank. Der Scherz, den das ‚Neue Wiener Tagblatt' sich jetzt erlaubt, indem es von Zeit zu Zeit Stilblüten aus eingereichten Manuscripten abdruckt, ist durchaus ungebürlich. Das Blatt hat kein Recht, ohne Zustimmung der Autoren auch nur eine Zeile aus deren sonst unverwendbaren Manuscripten zu veröffentlichen, und einer der verspotteten Einsender sollte — auch in einer scherzhaften Anwandlung — auf Verletzung des Urheberrechtes klagen. Jeder Richter würde entscheiden müssen, dass das ‚Neue Wiener Tagblatt' sich mit den in seinem redactionellen Theil erscheinenden Stilblüthen zu begnügen habe.

»Uhlane.« Nein.

Alkohol. Nein, auf die letzten Auslassungen des Herrn »Habakuk« antworte ich nicht; in Nr. 40 habe ich ja ein für allemal dankend abgelehnt. Der Mann hatte sicherlich wieder die »Gesammtansichten« der ‚Arbeiter-Zeitung' zum Ausdruck bringen sollen; aber er besorgte dies recht unklar; er ist ein Fuselhans. Dies hat, wie ich im letzten Momente sehe, auch seine Redaction erkannt und darum in der Nummer vom 20. Mai mir eine längere Betrachtung gewidmet. Der Angriff erscheint knapp vor Drucklegung des vorliegenden ‚Fackel'-Heftes, so dass ich diesmal beim besten Willen nicht mehr replicieren kann. Die grobe Fälschung, die darin liegt, Sätze, die in der ‚Fackel' nie gestanden sind, als Citate aus der ‚Fackel' mit Anführungszeichen zu versehen, ist wohl jedem, der beide Blätter gelesen hat, aufgefallen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Die im ersten, zweiten, dritten und vierten Quartal der ‚Fackel' April—Juni, Juli—September, October—December und Jänner—März erschienenen je neun Hefte sind als

Band I, II, III und IV der ‚Fackel'

zum Preise von je *K* 2.— = M. 2.— durch alle Buchhandlungen und durch die Geschäftsstelle der ‚Fackel' zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert. Jeder Band enthält ein Inhaltsverzeichnis, das jedoch separat nicht abgegeben wird. Einbanddecken werden nicht hergestellt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


Nr. 42
Wien, Ende Mai 1900
II. Jahr
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck verboten

Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	K	7.—
» » halbjährig, »	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	M.	7.—
» » » » halbjährig, »	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1033.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel.

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: $^1/_1$ Seite K 70.—, $^1/_2$ Seite K 36.—, $^1/_4$ Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 42 WIEN, ENDE MAI 1900 II. JAHR

In einem Berichte vom 27. Mai über die Verhandlungen der österreichischen Delegation schreibt die Münchner ‚Allgemeine Zeitung‘: »Herr Kaftan meint, den Grund der Verstimmung Russlands bilde .... vor allem der besondere Schutz, den das Wiener auswärtige Amt der Dynastie Obrenowitsch in Serbien und der Misswirtschaft Milans daselbst angedeihen lasse. In diesem einen Falle dürfte Herr Kaftan in der That einen wunden Punkt der österreichischen Politik getroffen haben.« So schreibt ein Blatt, das vom Fürsten Fürstenberg erhalten wird, dem derzeitigen Vertrauensmanne zweier Kaiser und Anreger ihrer letzten Zusammenkunft in Berlin, ein Blatt, das mit allen Thorheiten unserer auswärtigen Politik durch Dick und Dünn zu gehen gewohnt ist.

Und wie vertheidigte sich Graf Goluchowski gegen die Angriffe, die wegen der notorischen Unterstützung Milans gegen ihn gerichtet wurden? Ich will nicht davon sprechen, dass der Minister des Auswärtigen die Darlegungen der tschechischen Delegierten über die serbischen Verhältnisse als »unanständig« bezeichnete; es gibt kein Wort, um solche Ausschreitung eines Ministers, um die Erniedrigung einer politischen Körperschaft zu kennzeichnen, in der sie ungerügt blieb. Aber die Behauptung des Grafen Goluchowski, er mische sich nicht in Serbiens innere Verhältnisse, muss man sich merken. Wenn in zwei bis drei Wochen in Leipzig die Brochure erscheinen wird, die im Pressbureau des Wiener aus-

wärtigen Amtes zur Vertheidigung Milans abgefasst worden ist — sie soll natürlich als eine »reichsdeutsche Stimme« gelten —, werde ich auf jene Behauptung zurückkommen.

* * *

DAS ENDE EINER KOMÖDIE.*)

Die Komödie, von der ich sprechen will, ist der Lex Heinze-Spectakel, der vor acht Jahren begann, dann einige Jahre schlief, bis er wieder auflebte und so anschwoll, dass er manchmal lebhaft an den Dreyfus-Spectakel erinnerte. Nur dass er nicht international war, sondern wesentlich national, ich meine: auf die deutsche Presse und das deutsche Publicum beschränkt.

Eine Komödie in zweifacher Hinsicht: eine Komödie der Pfaffen — und die Pfaffen sind bekanntlich Komödianten, die den Schauspielern der Bühne noch als Lehrmeister dienen könnten — und eine Komödie des bürgerlichen Liberalismus. Von den Pfaffen will ich hier nicht viel reden. Dass sie, deren praktische Moral vielfach so außerordentlich viel zu wünschen lässt, das Bedürfnis empfinden, ihre theoretische Moral in möglichst hellem Scheine glänzen zu lassen, das bedarf keiner näheren Ausführung; und seit das Centrum — Dank der Unfähigkeit unserer Reichsregierung und Dank den Widersinnigkeiten unseres Zickzackcurses — zur herrschenden Partei, zur regierenden Regierungspartei in Deutschland geworden und durch diese seine officielle Stellung zu allerhand höchst unchristlichen und höchst unvolksthümlichen Praktiken genöthigt ist, muss es jenes Bedürfnis doppelt empfinden. Es gehört viel Sand in die Augen der Wähler, wenn der große Flotten-Verrath

*) Der Herausgeber der ‚Fackel‘ veröffentlicht gern die Ausführungen Wilhelm Liebknecht's, dessen Standpunkt gegenüber dem Lex Heinze-Rummel — nicht gegenüber der Lex Heinze — auch der seine ist.

nicht gesehen werden soll. Und in der Lex Heinze mit ihren von Tugend triefenden Bestimmungen stecken ganze Wagenladungen von Augensand.

Noch besser fast als dem Centrum passt die Lex Heinze aber dem bürgerlichen Liberalismus in den Kram. Die capitalistische Entwicklung hat ihm politisch den Todesstoß gegeben. Das zur Herrschaft emporstrebende Bürgerthum, das sich seine Gleichberechtigung im Staat zu erkämpfen hatte, war naturnothwendig liberal und sogar demokratisch. Das zur Herrschaft gelangte, Bourgeoisie gewordene Bürgerthum ist ebenso nothwendig reactionär, weil es das durch die capitalistische Entwicklung geschaffene und zur Bourgeoisie im schärfsten Interessengegensatz stehende Proletariat niederzuhalten hat. Aber wie jeder Mensch sich der Jugend gerne erinnert und sogar für seine Jugendeseleien schwärmt, so hängt auch das Bürgerthum an einigen seiner Jugendeseleien, das heißt an denen, die mit seiner augenblicklichen Macht- und Gesellschaftsstellung nicht im Interessenwiderspruch stehen und die vor allem keine praktischen Verpflichtungen auferlegen. So schwärmt es denn für die »Freiheit« im Himmel, und für die »Freiheit« von Kunst und Wissenschaft, für die sogar ein preussischer Cultusminister schwärmen kann — ohne dass ihn dies hinderte, einem unbequemen Privatdocenten die Lehr-Erlaubnis zu entziehen. Karl Marx sagte einmal von der englischen Bourgeoisie: »sie muss alle paar Jahre einen Entrüstungsrummel haben, durch den sie sich vom Katzenjammer über ihre eigene Erbärmlichkeit curiert.« Die Veranlassung zu diesem Ausspruch bot ein besonders heftiges Auftreten der in England periodischen Sittlichkeitsstürme gegen das »gesellschaftliche Uebel« — social evil —, wie der züchtig verhüllende Ausdruck für Prostitution in dem cant des englischen Tartuffethums lautet. Was cant ist, braucht man heute nicht mehr zu erklären, seit das Ding: die ölige Gleißnerei zur Verhüllung und Beschönigung nieder-

trächtigster Praktiken und Laster, in Deutschland sich eingebürgert hat und bei uns üppiger wuchert als in irgendeinem anderen Lande der Welt — England selbst, die Heimat des cant, nicht ausgenommen.

Was Marx von dem englischen Bürgerthum sagte, das gilt von dem gesammten capitalistischen Bürgerthum. Es ist eine internationale Wahrheit. Die bürgerliche Moral ist mit der Praxis in unlösbaren Conflict gerathen. Alles was die Moral predigt, wird durch die Praxis über den Haufen geworfen und Lügen gestraft. In der Theorie: Sittlichkeit, ein reines Geschlechtsverhältnis, Uneigennützigkeit, Gleichberechtigung Aller, Schutz gegen Vergewaltigung; — in der Praxis die wüsteste Unzucht, die Prostitution lawinenhaft anschwellend, aller Eindämmungsversuche spottend, wilde Jagd nach Gold, die Hab- und Raubsucht zum obersten Staats- und Gesellschaftsprincip erhoben, Entrechtung und Vergewaltigung der Massen, kolossale Vermehrung der stehenden Heere und Kriegsflotten: kurz, in der Praxis das gerade Gegentheil der Theorie.

Dass diese hässliche Praxis der organische Auswuchs und die logische Consequenz der materiellen Zustände, der capitalistischen Entwicklung, und die reductio ad absurdum der schönen Theorie ist, das begreift das Bürgerthum nicht und das will es nicht begreifen. Die Bourgeoisie sagt sich nicht: »unsere Welt ist unsittlich, ist brutal, und unser Moralcodex ist das Verzeichnis unserer Lügen. Es bleibt uns nur die Wahl, entweder unseren Moralcodex ins Feuer zu werfen, oder unserer Welt den Krieg zu erklären.« Sie will ihre Welt behalten und ihren Moralcodex. Für gewöhnlich legt sie den Moralcodex in die Schublade und lässt die Welt nach Herzenslust sündig, lasterhaft und verbrecherisch sein. Manchmal jedoch, wenn sie zufällig die Schublade aufmacht, fällt ihr Blick auf den verstaubten Moralcodex, sie liest ihn durch, wie man ein Bündel vergilbter Liebesbriefe durchliest, alte Erinnerungen tauchen auf, das Tugendideal er-

wacht, wie bei einer alternden Buhldirne, und ein polternder Tugendfeldzug beginnt. Mit gewaltigem Kraftaufwand werden die Arme emporgehoben zu vernichtendem Schlag gegen die Sünden der Welt, und die Arme erstarren in der Luft, als wäre der Blick der Medusa auf sie gefallen. Die bürgerliche Gesellschaft aber fühlt sich erleichtert, sie hat das Bewusstsein, eine heilige Pflicht erfüllt und sich Ablass für all ihre Sünden erwirkt zu haben. Und es wird weiter gesündigt . . . .

Im Lex Heinze-Spectakel vereinigen sich zwei bürgerliche Entrüstungsstürme: der geistlich-religiöse der Centrums-Gesellschaft, der weltlich-politische des bürgerlichen Liberalismus. Beide blasen in verschiedener Richtung und aus verschiedenen Ecken, sind sonst aber einander ganz ähnlich, beide gleichwertig und gleich windig. Hat das Centrum vor dem Liberalismus voraus, dass es sich selbst einem Bismarck nicht gebeugt hat, so hat andererseits der Liberalismus vor dem Centrum voraus, dass er die moderne Wissenschaft wenigstens theoretisch zu vertheidigen sich für verpflichtet hält. Freilich auch nur theoretisch. In der Praxis hört diese Vertheidigung auf, wo die Gefahr anfängt, und nicht bloß die Gefahr, sondern auch die praktische Consequenz; das heißt, wo die Consequenzen der Wissenschaft gezogen und in die Praxis umgesetzt, politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich *verwirklicht* werden sollen. Dieselben liberalen Männer und Blätter, die heute über die Vergewaltigung der Kunst und Wissenschaft Zeter und Mordio schreien, haben mit sehr wenigen Ausnahmen nicht gemuckst, als das Socialistengesetz mit der Socialdemokratie die wissenschaftliche Nationalökonomie und Gesellschaftswissenschaft ächtete. Dieselben liberalen Spießbürger liegen seit zehn Jahren auf dem Bauch vor einem politischen System, dessen höchstes Ziel es ist, aus dem Staat eine große Kaserne zu machen, und die Wissenschaft

und Kunst zu Handlangerinnen eines westeuropäischen Dalai-Lamathums herabzuwürdigen. Der nichtswürdigste Byzantinismus, die gemeinste Muckerei und Frömmelei in Kunst, Wissenschaft und Politik wird seit Jahrzehnten von ihnen geübt und geduldet; und wenn dann der Versuch gemacht wird, der Nichtswürdigkeit gesetzlichen Ausdruck zu geben, da wird ein Höllenlärm geschlagen. Charakterlos, feig, ein Waschlappen, ein Lump zu sein, hat Jeder das Recht, ja sogar die Bürgerpflicht, allein es darf nicht gesagt werden. Das verbietet die Moral des heiligen Tartuffe. Auf der Weltausstellung in Chicago verfielen wir dem Gelächter der Welt, weil die »deutsche Kunst«, die sich jetzt so stolz in die Brust wirft, mit nichts Anderem aufzuwarten hatte, als mit kasernenmäßigen Bildern von Wilhelm, damals noch nicht dem »Großen«, von Bismarck, Moltke, Roon, dem rothen Prinzen (der sich aufs Prügeln der Franzosen lange nicht so gut verstand, wie auf das Prügeln seiner Frau) und anderen Uniform- und Culturträgern. Und wer heute durch den Berliner Thiergarten geht, und in der Markgrafenstraße die Bildsäulen der strammen Gardesoldaten betrachtet, die in tadellos militärischer Haltung dastehen und die erzieherische Thätigkeit der königlich preußischen Kaserne verkünden, der kann ein Liedchen singen von der Würde, Höhe und Unabhängigkeit der freien deutschen Kunst — und der freien, deutschen Künstler. Und solches Volk empört sich über die Lex Heinze!

Und das deutsche Theater, die deutsche Schaubühne, deren Vertreter und Helden sich durch ganz besonders lautes Geschrei und Reclamegeschmetter bei diesem Rummel hervorgethan haben! Wo ist denn die »Freiheit«, die »Würde«, die »Unabhängigkeit« unserer Bühne? Ist die Bühne nicht in allen capitalistischen Ländern zu einem höheren und mitunter sogar niedrigeren Bordell herabgesunken? Mit welcher Nichtachtung werden Schauspieler und Schauspielerinnen gerade in

Deutschland von der sogenannten höheren Gesellschaft behandelt. Und die »Freiheit!« Haben wir etwa nicht die Theatercensur und die Polizeiaufsicht in schönster Blüthe? Der sogenannte »Theaterparagraph« der Lex Heinze war eine naive Dummheit, denn er verlangt bloß, was thatsächlich besteht, seit es ein Theater in Deutschland gibt. Diese naive Dummheit ist überhaupt die charakteristische Eigenschaft der Lex Heinze, die sich einbildet, oder die sich den Anschein gibt, die Unsittlichkeit und vor allem die Prostitution nebst Kuppelei, Zuhälterei und sonstigem Zubehör durch die tugendhafte Polizei abschaffen zu können. Als ob die Prostitution nicht das natürliche Kind der capitalistischen Gesellschaftsordnung wäre! Das hatte der jüngere Alexander Dumas, obgleich er kein Socialist war, schon vor dreißig Jahren begriffen. Auf die Frage: où allons-nous? wohin geht die bürgerliche Gesellschaft? hatte er die Antwort: A la prostitution universelle. Faseln da bürgerliche Nichtswisser vom Zukunftsstaat der Socialdemokraten. Sie sollten lieber an den eigenen Zukunftsstaat denken: die allgemeine Prostitution. Die Kunst prostituiert, die Wissenschaft prostituiert, das Theater ein Bordell, die bürgerliche Ehe verhüllte Prostitution, die unverhüllte Prostitution die nothwendige Ergänzung der bürgerlichen Ehe, Weibermarkt auf der Straße, Weibermarkt in den Spalten der »anständigen bürgerlichen Presse« — und zwar aller bürgerlichen, namentlich liberalen Zeitungen ohne Ausnahme. Und ich habe bemerkt, die Blätter, die am lautesten gegen die Lex Heinze geschrieen, haben auch den besuchtesten Weibermarkt. Da mag die sittliche Entrüstung schon ehrlich gewesen sein.

Am spassigsten war aber der Sturmlauf unserer Herren Strafrechtslehrer gegen die Lex Heinze. Dass irgendein Künstler, der das Fleisch etwas zu natürlich gemalt, irgendein Theaterdirector, der seinen »Damen« etwas zu viel Freiheit von Gewandung erlaubt hätte, durch elastische Auslegung dehnbarer Strafparagraphen

zu ein paar Mark Geldstrafe oder ein paar Tagen Gefängnis verurtheilt werden könne, das brachte die Herren Strafrechtslehrer in fieberhafte Aufregung. Dass in den letzten zwei Jahrzehnten Hunderte und Tausende von Ehrenmännern zu den schwersten Freiheitsstrafen verurtheilt worden sind, weil dehnbare Gesetzesparagraphen aufs äußerste gedehnt, gebeugt und gedreht wurden, das haben die Herren Strafrechtslehrer nicht entdeckt; oder es hat sie kalt gelassen, dass die Forderung höherer Löhne zu crimineller Erpressung gestempelt, dass ein einfacher Straßenscandal und Wortwechsel während eines Strikes mit Jahrzehnten von Zuchthaus bestraft, dass die »concludenten Handlungen« und der »dolus eventualis« erfunden wurden, um die juristisch unangreifbarsten Handlungen mit der Zange des Gesetzes packen zu können, dass in der Aera des Socialistengesetzes allein tausend Jahre Gefängnis verhängt worden sind wegen Handlungen, die nach gemeinem Recht nicht strafbar waren und erst durch ein Proscriptionsgesetz, mitten im Frieden von dem sich in seiner Dictatur bedroht fühlenden Hausmeier der Hohenzollern erlassen, künstlich zu strafbaren Handlungen gemacht worden waren.

Kameele verschlucken und Mücken seigen! So nennt es die Bibel. Und die biederen Herren Strafrechtslehrer gemahnen mich an den Ausruf des Münchener Professors Sepp, als sein Freund und College Döllinger — Heines »erzinfamer Pfaffe Dollingerius« — anfangs der 70er Jahre das neuverkündete Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Maria zurückwies, das Schwindelgeschäft des »Altkatholicismus« aufthat, und ein Liebling des deutschen Liberalismus wurde. »Der E— hat so viel Kameele verschluckt, dass er dies Mückchen auch noch hätte verschlucken können!«

Genug — sie ist jetzt glücklich zu Ende, diese Lex Heinze-Komödie, und die Reclamehelden der Entrüstung müssen sich eine neue Komödie dichten. An Stoff und Gelegenheit wird es nicht fehlen. — — —

Nachträglich sei noch bemerkt, dass in der Lex Heinze-Affaire, soweit sie Entrüstungskomödie war, zum Theil dieselben Actoren mitgespielt, die in der anderen »Affaire«, »der Affaire«, ihre Talente bewiesen haben. Weil ich jene Komödie aufdeckte, bin ich arg verunglimpft worden, nachdem das bequeme Todtschweigen missglückt war. Wenn die Schmutzschützen gewusst hätten, wie ich an derartige unfreiwillige Anerkennung gewöhnt bin, sie hätten sich vielleicht die Mühe erspart. Sintemalen aber geistige und moralische Epidemien gleich den anderen Krankheitsepidemien nicht ewig dauern, so habe ich, der anfangs ziemlich vereinzelt mit seinem Urtheile über die »Affaire« und die »Campagne« dastand, die Genugthuung, dass die meisten vernünftigen — allerdings nicht »intellectuellen« — Menschen heute im wesentlichen ebenso urtheilen wie ich.

Nichts ist sprichwörtlich so erfolgreich wie der Erfolg: der erste Sonntag dieses nicht schönen Monats Mai hat durch den Ausfall der Gemeindewahlen in Paris alles bestätigt, was ich über die blödsinnige Taktik der »Campagne« gesagt habe. Und der zweite Sonntag des Mai hat dem ersten Dampfhammerschlag einen zweiten hinzugefügt. Das waren zwei elementarkräftige Warnungen. Die Geschäftsmänner der »Affaire« thun freilich, als verstünden sie nicht. Sie wenden den größten Scharfsinn auf, um den offen vor Augen liegenden wahren Gründen die fernliegenden falschen Gründe unterzuschieben. Das ist recht spassig und erinnert mich an jenen bekannten Flüchtling, der 1849 sich mit einer etwas groben Beschwerde an den Diktator von Genf, James Fazy, wandte und von diesem mit zwei mächtigen Fußtritten die Treppe hinuntergeworfen worden war. In höchster Aufregung kam er zu mir in das benachbarte Café gestürzt, erzählte hastig das Geschehene mit der Frage: »Was soll das bedeuten?«

»Was es bedeuten soll? Zwei Fußtritte!«

Und den zwei Fußtritten der Pariser Mai-Wahlen könnten leicht heftigere Entladungen folgen. Mit so massenhaft aufgespeicherter Elektrizität ist nicht zu spassen. Das weiß auch der Urheber der »conventionellen Lügen«; und so schön und so heldenhaft die Rolle des »Sterbenden Fechters«, in der er sich schon angekündigt hat, auf dem Papier ist, in Wirklichkeit ist es eine recht ungemüthliche »Affaire«.

Nürnberg,
den 26. Mai 1900,
am Tage unseres Wahlsieges.

W. Liebknecht.



KAISERWORTE.

Gleich Unmündigen und Idioten sind wir österreichische Publicisten, jeder Verantwortung für unser Thun entbunden. Wir begehen beständig die schwersten Verbrechen, wir reizen zu Hass und Verachtung gegen Regierungen auf, die man, weil sie im Amte sind, noch nicht hassen und verachten darf, ja wir wagen uns an den ersten Mann im Staate, erschüttern die Autorität der Krone, die einzige, die in diesem Lande noch feststeht: aber so gewiss auch der objective Thatbestand solcher Verbrechen sein mag, kein Staatsanwalt bezichtigt uns eines subjectiven Verschuldens. Als ob wir nicht wüssten, was wir thun, wird uns vergeben. Herr Bobies hat seinerzeit die Nr. 23 der ‚Fackel' wegen Majestätsbeleidigung confisciert. Als die Confiscation erfolgte, war das Uebel, das verhindert werden sollte, die Verbreitung des Artikels, bereits geschehen, einige Tausende von Exemplaren befanden sich in den Händen der Leser. Und wenn sonst ein

Exemplar einer Zeitschrift durchschnittlich von zwei bis drei Personen gelesen wird, so kommen auf ein verkauftes Exemplar einer confiscierten Nummer ihrer mindestens zehn. Ich that noch ein Uebriges. Damit der Staatsanwalt sich nicht damit beruhige, dass das vermeinte Uebel wenigstens nicht in vollem Umfang eingetreten sei, ließ ich die confiscierten Stellen im Abgeordnetenhause immunisieren und nahm sie am selben Tage in die zweite Ausgabe der Nr. 23 wieder auf. Und dann harrte ich Tag für Tag der kommenden Dinge. Nichts rührte sich. Als ich aber in Nr. 41 nicht umhin konnte, weil eine Regierung mit seiner Autorität leichtfertig umgegangen war, wieder einmal vom Kaiser zu sprechen, da glaubte Herr Bobies, der freilich bei der Lectüre der Wiener Blätter den Unterschied zwischen Byzantinismus und pflichtgemäßer Ehrfurcht vor dem Monarchen leicht hat verlernen können, in mir einen Gewohnheitsverletzer dieser Ehrfurcht zu erkennen, und die ‚Fackel‘ ward abermals in Beschlag genommen.

Das Parlament ist gegenwärtig nicht versammelt, und ich musste deshalb darauf verzichten, die gefährlichen neun Zeilen ein zweitesmal zum Abdruck zu bringen. Ich begnüge mich also damit, von der staatsanwaltlichen Subjectivität, deren Ausfluss das sogenannte objective Verfahren ist, an die Objectivität der paar tausend Personen zu appellieren, die auch diesmal die confiscierte Stelle gelesen haben, ohne sich des verbrecherischen Charakters bewusst zu werden, den sie tragen soll.

Die Discussion über Kaiserworte von politischem Inhalt hoffe ich aber durch meine neulichen Ausführungen in Fluss gebracht zu haben. Man wird nicht umhin können, zu überlegen, ob es angeht, dass die Aussprüche des Kaisers, in der Erinnerung der Personen, mit denen er sprach, und vielleicht durch deren Absicht gefärbt, in die Oeffentlichkeit gelangen. Der Vorgang beim Empfang der österreichischen

Delegation ist ja bekannt. Jeder Delegierte erhält zunächst eine Karte des Mendel Singer, der sich als Berichterstatter für die Wiener Presse legitimiert und ersucht, man möge ihm baldigst eine Mittheilung über das Gespräch mit dem Kaiser zusenden. Wer will da wissen, wie weit sich etwa die Mittheilungen eines Herrn Demel mit den Worten des Kaisers decken, wie weit die Publication des Mendel Singer mit den Mittheilungen des Herrn Demel sich deckt? Von den czechischen Delegierten wusste der Berichterstatter der Wiener Presse diesmal bloß zu melden, sie seien vom Kaiser sehr kurz angesprochen worden. Aber es wäre auch eine zu arge Persifflage des Verfahrens gewesen, durch das bei uns wichtige Kaiserworte in die Oeffentlichkeit gelangen, wenn er den Inhalt des Zettels mitgetheilt hätte, den ihm ein czechischer Delegierter anstatt des erbetenen Berichtes übermitteln ließ. Er lautete ungefähr also:

Kaiser: Meine Meinung habe ich Ihnen schon das letztemal gesagt. Sie werden nicht neugierig sein, sie nochmals zu hören.

Delegierter: Ich möchte doch bitten, Majestät!

Kaiser: Nein, ich will nicht.

Delegierter: Also wollen Majestät mir gar nichts sagen?

Kaiser: Nein, Sie plauschen ja doch wieder alles dem Mendel Singer aus.

* * *

Freitag, 25. Mai, haben die Gemeinderathswahlen aus dem zweiten Wahlkörper stattgefunden. Das Ergebnis ward im Börsenbericht der ‚N. Fr. Presse‘ vom 26. Mai mit den Worten charakterisiert, »die Reaction in localen Werten« habe weitere energische Fortschritte gemacht.

Montag, 28. Mai, haben die Gemeinderathswahlen aus dem ersten Wahlkörper stattgefunden. Die Liberalen verloren den dritten Theil ihrer Mandate und ihren Führer. Diesen, wie die ‚N. Fr. Presse‘ am nächsten

Tage mittheilte, deshalb, weil »der Gewerbeverein vor einigen Tagen eine Excursion zur Ausstellung unternommen hatte. Dadurch sind der fortschrittlichen Partei zwanzig sichere Stimmen verloren gegangen.« Wie dankbar mag die liberale Partei dem Bürgermeister sein, der die Wahlen so frühzeitig anberaumte! Jetzt fehlten blos einige Herren, die in ihrer Ungeduld nicht warten konnten, bis die Pariser Weltausstellung fertig würde, um sie zu besuchen. Einen Monat später wäre die ganze liberale Partei bereits in den Sommerfrischen gewesen. Der Situationsbericht über den 28. Mai im ‚Economisten' stellt fest, dass die Reaction »auf den meisten Gebieten« weitere energische Fortschritte gemacht habe.

* * *

Herr Bacher muss unbedingt schon seinen Sommer-Urlaub angetreten haben. Die innerpolitischen Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse' haben aufgehört, langweilig zu sein. Ende Mai jedes Jahres kommt ein gewisser Zug in die locale Politik; der Poet der Börse, der der Galopinsprache ein athemraubendes Galopptempo verliehen hat und himmlische Stilblüthen in das irdische Leben des Geldmarktes zu flechten gewohnt ist, Moriz Benedikt nimmt vom Leitartikel Besitz. In Wien ist christlichsocial gewählt worden; das ist wieder einmal die Stimmung, in der der Psalmist des Courszettels sein bekanntes »Reißt die Thore auf!« den über die ganze Welt zerstreuten Lesern der ‚Neuen Freien Presse' zurufen kann. Aber was die Wahlen ergaben, ist nicht Volkswille. Nein: »Das lässt sich heutzutage künstlich herstellen wie Margarin und Anilin«. So verdankt denn Herr Benedikt auch dem traurigen Wahlresultate noch eine Erkenntnis; Wien ist christlichsocial, aber das Banner der Bildung flattert hoch; die Wissenschaft der Neuen Freien Chemie hat eine wertvolle Bereicherung erfahren. Herr Benedikt empfängt Trost in allen Lebenslagen; wäre er auf den ‚Economisten' beschränkt, er hätte über dem kläglichen Ausgang der Wahlen sein gutes, altes Wort nicht vergessen: »Der Zinsfuß ist mit uns! rufen wir mit Gottfried von Bouillon!« Viel weniger zuversichtlich ist die Stimmung der christlichsocialen Wähler. Sie haben gesiegt, aber sie sind niedergeschlagen; sie wählten christlichsocial, aber ihnen geht's

schlecht unter dem antisemitischen Regime. Ja, sie hungern geradezu. »Die Politik des Bürgermeisters«, beweist Herr Benedikt, »hat dem kleinen Handwerker, dem Fabrikanten in Mariahilf und auf dem Neubau, dem Kaufmann und Gastwirte nicht so viel eingetragen, dass er sich einen Löffel warmer Suppe dafür hätte kaufen können.« Was muss das für eine Stadtverwaltung sein, die die Fabrikanten in Mariahilf und »auf dem Neubau« in eine so prekäre Lage gebracht hat! Unter dem liberalen Regime hatten doch wenigstens die Gastwirte den jetzt vergebens ersehnten Löffel warmer Suppe bei der Hand.

Und die Leute wählen noch immer antisemitisch! Nichts zu machen! Herr Benedikt ist wieder traurig. Aber aus dem deutschen Reiche kommt frohe Nachricht. Die lex Heinze ist beseitigt. Und da gilt's denn, die Helden, die aus dem Freiheitskampf ziehen, würdig zu feiern. Daheim mögen sie Lorbeer ernten, die ‚Neue Freie Presse' hält den noch vom Kampf glühenden Stirnen einen Stilblüthenkranz entgegen. Haben sie ihn nicht verdient? »Adolph Menzel, der fünfundachtzigjährige Nestor der deutschen Kunst, und Theodor Mommsen, der zweiundachtzigjährige Leuchtthurm deutscher Wissenschaft, stellten sich an die Spitze« .... Ein »unüberlegter conservativer Heißsporn« hatte sich im Reichstag den Ruf entschlüpfen lassen: »Die Majorität ist der Herr über die Geschäftsordnung!« Da gab's keinen Halt mehr. »Neben dieser gewaltigen Nothwehr des Nationalgeistes, die als leuchtendes ideales Phänomen in der dreißigjährigen Geschichte des neuen deutschen Reiches nicht ihresgleichen hat«, schrumpft alles Andere kläglich zusammen. »Es ist ein heroisch befreiender Athemzug, den die gesammte Nation, ganz unabhängig von dem Ziffernverhältnisse der parlamentarischen Parteien, gethan hat« ....

* * *

Goethe als Prophet.

Unter dieser Spitzmarke sendet der ‚Neuen Freien Presse' ein »Freund unseres Blattes« — es scheint noch solche zu geben — am 24. d. die folgende Zuschrift:

Goethe sagte in »Wilhelm Meisters Wanderjahren« (»Betrachtungen im Sinne der Wanderer«): »Nichts ist widerwärtiger als die

Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accomodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.« Es dürfte heute schwer zu eruieren sein, wohin Goethe mit diesem Ausspruch gezielt; aber man kann sich des Gedankens kaum entschlagen, dass seinem prophetischen Geiste dabei die Verhältnisse vorgeschwebt haben, die sich jetzt in österreichischen Vertretungskörpern vorfinden.

Jeder wird zugeben, dass die Prostituierung Goethes, dessen Andenken ohnehin durch die Gründung des Goethebundes in Deutschland gelitten hat, nachgerade ekelhafte Formen annimmt. Mag — ungeachtet seiner Abneigung gegen jederlei politische Bündelei — Goethes Name im Kampfe für eine Sache der Kunst missbraucht werden, die Ausschlachtung seiner Worte für Zwecke der österreichischen Politik, für die Sprachenverordnungen, und nun vollends für Wiener Communalverhältnisse darf unter keinen Umständen geduldet werden. Diesen Unfug betreibt seit langem, von keinem Protest deutscher Literaten gestört, der politische Schmock der ‚Neuen Freien Presse‘, der selbst noch die letzten Worte Goethes, nämlich das bekannte »Mehr Licht!«, auf die Ablösung der englischen Gaswerke zu beziehen imstande wäre. Wenn Goethe schon in die Interessensphäre der ‚Neuen Freien Presse‘ herabgezogen werden soll, — wie gefällt ihr die folgende Zuschrift, die neulich ein »Freund meines Blattes« unter dem Titel »Goethe als Prophet« an mich gelangen ließ?

Goethe sagte in seinem Gedichte:

»Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg«:
Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Es dürfte heute schwer zu eruieren sein, wohin Goethe mit diesem Ausspruch gezielt; aber man kann sich des Gedankens kaum entschlagen, dass seinem prophetischen Geiste — — — — —«.

* * *

Herrn Szeps junior, den Chefredacteur der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung', habe ich kürzlich unterschätzt, da ich seine »Verbindungen« auf eine Thätigkeit im Vorzimmer des Ministerrathspräsidiums reducierte. Thatsächlich scheint er sich auch im Gesindezimmer erzherzoglicher Wohnungen herumzutreiben. Als man seinen Vater einst auf der Stiege zum Obersthofmeisteramte traf, da wusste man, dass der pietätvolle und bescheidene Mann, der sich höfischer Gunst nicht würdig wusste, Briefe des Kronprinzen, die er noch besaß und die ihm auf den Fingern brannten, um jeden Preis dem Hofe zurückgeben wollte. Szeps jun. hält sich für berufen, in den Familienangelegenheiten des kaiserlichen Hauses ein bestimmendes Wort mitzureden. Man spricht in Wien davon, dass sich die Erzherzogin Maria Theresia wieder vermählen wolle. Flugs ist Herr Szeps da und setzt den lieben Wienern auseinander, wie unsinnig solches Gerede sei. Er, der »Einblick hatte in das patriarchalische Verhältnis, das den Gatten und Vater mit Frau und Kindern einte«, findet es absurd, dass nach dem Tode des Gatten von einer Neuvermählung gesprochen werden könne. Sie, die »in der Fürstin die Verkörperung des Gottes-Gnadenthums sah, sie sollte zu einer nicht ebenbürtigen Eheschließung schreiten?« »Nicht nach rechts, noch nach links wollen wir sehen«, ruft Herr Szeps, der doch nach rechts und nach links zu schreiben gewohnt ist; »Andere mögen es halten, wie sie es für gut wähnen, Trost und Glück suchen, wo sie es zu finden meinen, wir glauben aber nicht, dass Jemand berechtigt ist, die Witwe des Erzherzogs Karl Ludwig in dieselbe Reihe mit diesen vereinzelten Erscheinungen zu stellen«. Nach dieser deutlichen Verwarnung für die Kronprinzessin Stephanie meint Herr Szeps, »das durch Jahrhunderte lang getrübte Auge der sogenannten Gesellschaft mag manchesmal, wenn neben dem alternden Erzherzog die südlich sprühende Schönheit seiner Gemahlin erstrahlte, eine Disharmonie zwischen den Erscheinungen gewahrt haben«; aber wenn auch mancher dabei »an das Lied Heines erinnert« wurde: »Es war einmal ein alter König, der arme alte König, der nahm eine junge Frau ....«, — »die junge Frau war da, aber der arme alte König war Erzherzog Karl Ludwig nicht! Denn er hatte die Vorsicht gehabt, sich diese junge Frau aus einem Hause zu holen, wo die Frömmigkeit sich nicht in leeren Formen bewegt«. Die Töchter dieses Hauses werden von der »ganzen Menschheit be-

wundert«, die eine als Gemahlin Don Alfonso's, die andere als Samariterin, die jüngere, weil sie »ihre Schicksale noch nicht aus der Umfriedung ihres Familienlebens herausgeführt«. Wozu also das dumme Gerede? Es ist höchste Zeit, dass es im 6 Uhr-Abendblatt dementiert wird. Herr Szeps ist glücklich, dass ihm gestattet wurde, dies zu besorgen. Ich weiss nicht, ob er Briefe vom Erzherzog Karl Ludwig besitzt, aber er bewahrt ihm ein zu gutes Andenken, um sich nicht in diese Privatangelegenheit der Erzherzogin Maria Theresia hineinzumischen. Er besorgt's mit einem Pathos, das ihn mit dem folgenden Satze schließen lässt: »Manche von ihren Getreuen werden, geringschätzend lächelnd, die Achsel zucken, es nicht der Mühe wert finden, von diesem sonderbarsten aller Verlobungs-Gerüchte Notiz zu nehmen, in manches Auge werden heiße Thränen der Empörung treten, Andere werden nach den Feinden ausspähen wollen, die solches in die Welt hinauszurufen gewagt und die Ursache hiefür sich selbst zu begründen suchen; die werden sich aber dann auf einen ungleichen Kampf gefasst machen müssen mit der Schlange, die mit Vorliebe in den Sälen und Hallen der Paläste sich ringelt und der der zweite Kopf schon wächst, ehe ihr noch die ehrliche Waffe der Ueberzeugungstreue den ersten abgehaut.« Ich habe den Eindruck gewonnen, dass Herr Szeps, der mit Vorliebe in den Vorzimmern des Pressbureaus und des Obersthofmeisteramtes sich ringelt, dazu ausersehen wurde, ein Gerücht, das gar nicht bestand und das auch niemand sonderlich interessiert hätte, zu erfinden und eine Frau, die ihre Herzensangelegenheiten nicht gerne mit den Schmöcken der Wiener Presse beräth, von einem unbequemen Verlobungsplane durch öffentliche Discussion abzubringen.

* * *

Herr St—g, schon in der ‚Wiener Allgemeinen' als Sturmschmock gegen die Antisemiten verwendet, verkörpert eine Satire, die dem liberalen Ernst der Mittler, Stern und Kareis als Widerspiel entspricht. Die Glossierung des aristokratischen Augartenfestes am 20. Mai war solchem Geiste entsprungen. Solange der Herr bloß als Leiter der Theaterrubrik der ‚Neuen Freien Presse' durch tägliche Reclamenotizen für die Herren Lothar, Ludassy und sonstige Leuchten

der Nation seinen freimaurerischen Verpflichtungen genügt. mag's hingehen. Aber politische Gefälligkeiten sind überflüssig. Dass ein paar »fortschrittliche« Gulden einem Schulverein zufließen, der sich später als ein katholischer entpuppt, dass ein paar »freisinnige« Banquiersgattinnen auf einem Gartenfeste geprotzt haben, dessen Zweck sich nachträglich als ein clericaler herausstellt, versetzt unsere liberale Presse in lebhafte Erregung. Aber fand sich nicht erst neulich in der ‚Neuen Freien‘ ein Bericht über die Thätigkeit eines Vereines »Ferienheim« in Verbindung mit der »warmherzigen« Bitte an alle Menschenfreunde, die Mittel dieses Vereines zu vergrößern? Und war in dem ganzen langen Bericht auch nur mit einer Silbe angedeutet, dass der Verein sein »segens- und erfolgreiches Wirken« principiell und satzungsgemäß nur Kindern mosaischer Confession zuwendet?

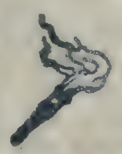
Und ein paar Tage später das Geschrei ob der angeblich verheimlichten Tendenz des Augartenfestes. Thatsächlich ist, wie von der Gegenseite sogleich festgestellt wurde, der Zweck des Frühlingsfestes von allem Anfang an in vollständig klarer Weise bekanntgegeben worden. Am 25. April fand die Comitésitzung statt, der die Vertreter der Wiener Presse, also auch ein Redacteur der ‚Neuen Freien Presse‘, beiwohnten, und die ‚Neue Freie Presse‘ schrieb am 29. April: »Das Reinerträgnis des Festes fließt dem Canisius-Kirchenbauverein und dem Mater admirabilis-Armenverein zu.« Durch eine officielle Correspondenz, auf den Placaten ist der Zweck genau angegeben worden, und mit fetten Lettern war er in einem Inserat verkündet, das alle liberalen Blätter — auch die ‚Neue Freie Presse‘ — am 11., 12. und 13. Mai brachten. Am 20. Mai aber ließ sie durch ihren satirischen Losgeher erklären, dass das »freiheitliche« Publicum in eine Falle gelockt, sie selbst schmählich getäuscht worden sei. Der Mater admirabilis-Verein war in der Liste der Institute, mit denen die Administration der ‚Neuen Freien Presse‘ in Verbindung steht, nicht aufzufinden, und die Vermuthung, dass sich hinter diesem Namen der Wiener Bankverein verberge, hatte sich nicht bestätigt.

Ich bin weit entfernt, der Arrangierwuth und Festemacherei oder dem Zweck, dem in diesem Falle das Juxbazartreiben galt, das Wort zu reden. Aber ein gastrisches Unwohlsein befällt einen, wenn man die Bereitwilligkeit, mit der die liberalen Pressburschen den Reclamewünschen ihrer Fürstin Pauline entgegeneilen, wenn

man den Enthusiasmus nach einem Blumencorso, dem der Paprika-Schlesinger den Stempel seiner Individualität lieh, mit den mürrischen Flegeleien vergleicht, die neulich den aristokratischen Veranstalterinnen appliciert worden sind. Sie waren insgesammt alt und hässlich und dürften es nicht wagen, sich mit Paulinen, die unentwegt nur freisinnige Juxbazare arrangiert, auch nur entfernt zu vergleichen. Aber die frommen Comtessen werden sich's auch merken und künftig statt für die Zwecke des Concordats lieber für den Pensionsfond der »Concordia« thätig sein. Dann hört aller Hader auf, verscheucht von dem Lichte einer Weltanschauung, die den »Uebergriffen des Clericalismus« nichts anderes entgegensetzt, als Eingriffe in Wertheim'sche Cassen.

* * *

Wieder ein Erfolg der auswärtigen Politik Oesterreichs! Herrn Doczi's Name ist verlängert worden. Der Mann, der die Presscampagne zu Gunsten Milans so wacker geleitet hat, darf sich jetzt »Doczi de Nemet Keresztur« nennen. Herrn Goluchowski war es peinlich, dass der Name seines Sectionschefs immer wieder in Zusammenhang mit der Wiener und Budapester Schmutzpresse genannt wurde. Herr Doczi muss seine journalistischen Verbindungen nicht aufgeben. Aber sein Name ist jetzt schwerer auszusprechen. Recht bezeichnend ist es jedenfalls, dass einem Mann, der mit Presssachen so viel zu thun hat, ein Adelsprädicat verliehen wurde, in dem das Wörtchen »Nemet« vorkommt.



Das Wort, dass die Krone nicht in die Discussion zu ziehen sei, gilt in vollster Strenge dort, wo es sich um Handlungen und Aeußerungen des Kaisers handelt, die gänzlich seinem Privatleben angehören. Sorgfältiger als jedem Anderen, der im öffentlichen Leben steht, muss dem Träger der Krone ein Gebiet reserviert werden, in das ihm zu folgen nicht bloß der Neugierde, sondern selbst der Antheilnahme verwehrt ist. Vollends

sträflich ist aber der Versuch, aus privaten Handlungen des Monarchen Capital schlagen zu wollen. Da hat jüngst der Kaiser ein Bild für seinen Privatbesitz — nicht etwa für die der Oeffentlichkeit zugängliche kaiserliche Gemäldegallerie — erworben. Die Blätter theilten es mit und mehrere fügten hinzu, jenes Bild sei von der Jury der kürzlich eröffneten Ausstellung im Künstlerhaus zurückgewiesen worden. Man merkt die Absicht: Diese Jury hatte sich entschlossen, jüngeren Kräften einen größeren Raum zu gewähren, und hatte darum manches Werk von Künstlern der älteren Richtung abgelehnt. Mich dünkt. sie ist darin noch nicht weit genug gegangen. Immerhin, es ist ein erster Schritt zur Besserung. Unterscheidet sich doch die Secession, wie mir einer ihrer Begründer einmal schrieb, vom Künstlerhause mehr durch das, was sie nicht bringt, als durch das, was sie bringt. Nun beginnen die Freunde einer veralteten Kunstübung ängstlich zu werden; da soll denn der Ankauf eines Bildes durch den Kaiser als Stellungnahme gegen die siegreiche Richtung gedeutet werden. Gegen solche Deutung muss man Einsprache erheben. Gleichviel, warum der Kaiser jenes Bild erworben hat: ob er einem verdienten Invaliden der Kunst, der einst an Siegen theilgenommen, eine Ehrengabe oder ein Almosen zudachte; oder ob der Stoff, ob die Ausführung des Bildes ihm gefiel. Auch in diesem Fall müsste man den Kaiser gegen die Dreistigkeit schützen, die dem Ausdruck seines persönlichen Wohlgefallens die Prätention einer Kritik unterschieben will. Wir sehnen uns wahrlich nicht nach den Zuständen in Preußen, wo der gute Staatsbürger, äußerlich durch den Schnurrbart »Es ist erreicht« kenntlich, Wallots Reichstagsgebäude für misslungen und des Major Lauff »Eisenzahn« für ein Kunstwerk halten muss. Wir sehen in der Ausschrotung persönlicher Urtheile des Monarchen verwerfliche Eingriffe in das kaiserliche Privatleben.

* * *

Medicinische Facultät.

Die Droguen-Großhandlung Philipp Röder inseriert ein Gutachten des Hofrathes Prof. Kaposi über das »Gloria - Vaseline«, dessen General - Vertretung sie innehat:

K. k. dermatologische Universitätsklinik.

Das mir zu therapeutischen Versuchen an der hiesigen dermatologischen Klinik übersandte Vaselin »Gloria« ist von so vorzüglicher Qualität und gefälligem Ansehen, dass ich dasselbe von nun ab regelmäßig als »Vaselin. Gloria flavum« und »Vaselin. Gloria album« empfehle und verschreibe.

Hofr. Prof. Kaposi.

Wien, den 29. Jänner 1900.

Ein zweites Inserat der Firma preist ein seifenhältiges Naphthaproduct, das den Namen »Sapolan« führt, an. Von diesem heißt es: »Sapolan wurde zur näheren Erprobung den hervorragendsten dermatologischen Kliniken vorgelegt, und sind die ersten Versuche sehr befriedigend ausgefallen. In Bälde werde ich ausführliche Gutachten folgen lassen können.«

Herr Hofrath Kaposi hat inzwischen wohl schon das Seine gethan. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass er auch »Sapolan« »von nun ab regelmäßig empfehlen und verschreiben« wird. Sapolan ist ja gewiss dem Vaselin an Qualität verwandt, — etwa so, wie Herr Hofrath Kaposi mit dem Herrn Röder jun. verwandt ist. Der Schwiegersohn ist es, dem die zärtlichen Gutachten des großen Dermatologen gelten. Auch Sapolan mag von »gefälligem Ansehen« sein. Minder schön ist es aber mit dem Ansehen der medicinischen Facultät bestellt, wenn sie dem Gutachtenschacher, der zwischen Gelehrten und Händlern etabliert wurde, länger zusehen wird.

* * *

»Unter den wohlthätigen Bestrebungen von Wien fehlt eine Fürsorge für Näherinnen, Schneiderinnen und andere, die meist ihr ganzes Leben in der dumpfen Stubenluft zubringend verkümmern, hinsiechen und nie zum Naturgenuss kommen. Um ihnen diesen und den der Landluft zu verschaffen, hat sich ein Verein gebildet. Mitglieder sollen die Hausfrauen mit einem jährlichen Beitrag von 1 Krone sein. Diese bedürfen in ihren Landwohnungen oft einer solchen Handarbeit und sollen tüchtige Handarbeiterinnen vom Verein zugewiesen bekommen. Sie hätten denselben Wohnung und Kost, aber keine Zahlung zu leisten. Die Mädchen müssten sechs Stunden täglich für sie arbeiten und hätten die übrige Zeit für ihre Erholung und Kräftigung.«

Diesen menschenfreundlichen Aufruf haben die auf der Höhe des Fortschrittes stehenden Blätter am 16. d. unter der Spitzmarke »Verein zum silbernen Kreuz« ihren Lesern vermittelt. Unterschrieben sind etliche Damen der »Gesellschaft«; auch Baronin Bertha Suttner setzt sich für diese neuartige Bethätigung der Wiener Frauenwohlthätigkeit ein. Der Aufruf spricht für sich; er sagt unbefangen deutlich, wem die wohlthätige Einrichtung zugute kommen soll. Ausschließlich bedürftigen Damen, nämlich jenen, die in ihren Landwohnungen einer Handarbeit bedürfen. Bisher mussten diese Damen für Befriedigung solchen Bedürfens der Arbeiterin einen vereinbarten Taglohn zahlen; nach dem trefflichen System der neuen Wohlthätigkeits-Secte hätten sie — »ohne Zahlung zu leisten« — eine brauchbare, praktische Arbeitskraft, die sie sich außerdem zu großem Danke verpflichten.

Besonders rühmlich ist es, dass der Verein sich für »Schneiderinnen, Näherinnen und andere, die in der dumpfen Stubenluft verkümmern und hinsiechen«, interessiert, die fragliche Wohlthat aber nur den leistungsfähigen, »tüchtigen Handarbeiterinnen« zugedacht hat . . . .

* * *

Wenn einer, von Schmutz starrend, in eine Gesellschaft träte, man würde ihn entrüstet fortweisen. Niemandem fiele es ein, zu fragen, ob er etwa rein das Haus verlassen habe und auf der Straße mit Koth bespritzt worden sei. Denn wenn's so war, so

hatte er eben wieder umzukehren. Da er ungereinigt in die Gesellschaft trat, hat er ihren Anstand verletzt.

Wenn jemandes Ehre befleckt ist — und seien es auch nur schmutzige Anwürfe, die sie beflecken — dann ist ihm, ehe er sich gereinigt hat, nicht minder der Zutritt in eine Gesellschaft zu verwehren, in der nur Männer von reiner Ehre geduldet werden dürfen. Und deshalb kann ich es nicht begreifen, dass jüngst ein Gerichtshof gegen den Widerspruch des Vertheidigers Herrn Regierungsrath Scherber als Buchsachverständigen an einer Verhandlung theilnehmen ließ. Dem Gerichtshofe war es bekannt, dass gegen Herrn Scherber der Vorwurf erhoben und noch nicht widerlegt war, er habe aus einem Hotel garni schmutzigen Gewinn gezogen, in Kenntnis der Vorgänge, die sich allnächtlich dort ereigneten. Der Gerichtshof konnte und durfte die Berechtigung des Vorwurfs nicht prüfen. Er musste Herrn Scherber, da dieser nicht selbst den Tact gehabt, um seine Suspendierung vom Amte zu bitten, ohne weiters ablehnen.

Was aber that das Gericht? Man requirierte die Acten über die Angelegenheit Scherber und fand in geheimer Sitzung, dass der Buchsachverständige über den Verdacht, als sei er ein Büchelsachverständiger, erhaben sei. Und man ertheilte Herrn Scherber in öffentlicher Sitzung das Wort, um eine Vertheidigung vorzubringen, der der Advocat nicht erwidern konnte. Welch' seltsames Verfahren! Wer bürgte dem Gerichtshofe für die Vollständigkeit des Materials, das er in geheimer Sitzung geprüft hat? Ich weiß nicht, ob aus diesem Material hervorgieng, dass Herr Scherber den Mann, der Administrator seines Hotels war, zuerst zum Pächter hatte machen wollen, dass dieser Mann aber als solcher von der Behörde »wegen mangelnder Vertrauenswürdigkeit« — er war bereits einmal als Hotelpächter sittenpolizeilich beanständet worden — zurückgewiesen wurde. Die Thatsache beweist nicht, dass Herr Scherber wusste, wie sein Hotel administriert wurde, aber sie beweist doch, dass Herr Scherber, der den von der Polizei als Pächter abgelehnten Mann sein Haus administrieren ließ, gar wohl wusste, wer der Administrator war. Gleichviel. Aus den Acten soll ja hervorgegangen sein, dass im Hotel Austria in der Krugerstraße niemals Anstößiges sich ereignet habe; und als Herr Scherber die Namen der Grafen und Fürsten aufzählte, die dort abzusteigen pflegten, war der Gerichtshof

sogar überzeugt, dass in einem solchen Hause Anstößiges sich gar nicht ereignen könne. Denn die Edelsten der Nation haben bekanntlich in ihrer Jugend zumeist den Willen zur Tugend und im Alter selten die Kraft zum Laster. Aber auch hier scheint dem Gericht ein wichtiger Umstand unbekannt gewesen zu sein: dass auf den Rechnungszetteln im Nachtkaffeehause des Etablissement Ronacher — ein Ort, dessen aristokratische und bürgerliche Besucher, wenn nicht die Kraft, doch größtentheils den Willen zum Laster haben — sich eine Empfehlung des Hotel Austria — »mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet« — befindet. Herr Waldmann, Logenbruder und Herbergsvater vom Heim der Magdalenen und jener, die es werden wollen, der seinen Schutzbefohlenen nicht erlaubt, Speise und Trank außerhalb des Etablissements zu nehmen, hat nichts dawider, dass sie nachher im Kämmerlein eines Hotel garni, wo's keine Zehrung gibt, für das Genossene danken. Er hat vielleicht gar mit dem Administrator des Hotels in der Krugerstraße einen Vertrag geschlossen, der ihn zur Empfehlung dieses Hauses verpflichtet. Herr Scherber, der nicht einmal das Hotel Austria betritt, aus dem er doch Geld bezieht, hat freilich das Etablissement Ronacher sicherlich nie betreten. Man kann also gewiss nicht behaupten, dass er von einem solchen Vertrage seines Administrators etwas wisse. Aber hätte der Gerichtshof es nicht der competenten Behörde überlassen sollen, alle diese Dinge vorher zu prüfen, ehe er Herrn Regierungsrath Scherber seines Amtes walten ließ? Es muss untersucht werden, ob dieser Sachverständige, der seit so vielen Jahren der Corruption des merkantilen Lebens scharf zuleibe gieng, fürder noch würdig ist, von den anrüchigsten Advocaten des Franz Josefsquais gehasst zu werden.

* * *

Pauschalien sind besser als Freundschaft.

Herr Dr. Elbogen hat in der Generalversammlung der Südbahn die Aufgabe übernommen, die Opposition zu compromittieren. Er hat der Verwaltung scharf oder, sagen wir, wie Scharf zugesetzt. Die Verwaltung aber, anstatt ihm dafür dankbar zu sein, lässt ihn durch ihre Presse angreifen. Zu der Presse, die der Südbahn unter jeder Bedingung, das heißt um jeden Preis zur Verfügung steht, gehört das Frischauer'sche Tagblatt. Herr Elbogen hat sich für

Frischauer compromittiert, ist vom »Barreau« zum ‚Wiener Tagblatt‘ herabgestiegen und hat diesem Blatte seine geschwollensten Artikel zur Rettung des Advocatenstandes und zur Bekämpfung des Schauspielerstandes geliefert. In seinen Spalten hat er von der macula levis gesprochen, die den Komödianten des Theaters anhaften sollte, in seinen Spalten hat er die macula gravis, die den Komödianten des Barreaus thatsächlich anhaftet, allen Augen sichtbarer gemacht. Und nun kommt die Südbahnverwaltung her und reißt zwei Freundesherzen von einander. Dem treuen Mitkämpfer muss Frischauer in den Rücken fallen. Dem Verwaltungsrath genügt's nicht, dass der Finanzjournalist ihm sein »Vertrauen« ausspricht und seine Praktiken beschönigt. Diesmal zahlt er für Heroismus. Frischauer soll den Freund höheren Interessen opfern. Er überlegt nicht lange. Schließlich wird man's noch für Objectivität halten, wenn er dem eigenen Mitarbeiter die folgende Nachrede hält:

»Sehr unsympathisch berührte dagegen die Haltung des Actionärs Dr. *Elbogen*, der offenbar in Vertretung eines Clienten an der Generalversammlung theilnahm. Er zeigte in der Ausführung dieses Auftrages ganz deutlich, dass es ihm nicht um das Wohl der Gesammtheit der Actionäre, und demgemäß auch gar nicht um *die Förderung des Vortheiles des Unternehmens* zu thun sei, sondern lediglich um die *Vertretung der Interessen seines Clienten*, auch gegen die Interessen des Unternehmens und der anderen Actionäre. Dr. Elbogen ist gescheidt genug, einzusehen, dass sich ein solcher Standpunkt in der Interessensphäre einer Actiengesellschaft nicht durchsetzen lässt und nicht zu billigen ist. Er ist umsoweniger zu billigen, wenn das Mittel, ihn durchzusetzen, einen entschieden zu missbilligenden Charakter gewinnt.«

Ein Freundschaftsbund ist gelöst. Warum musste auch Herr Elbogen die Interessen seines Clienten vertreten? Frischauer hat bewiesen, dass er sich in jedem Falle auf die Förderung des Vortheils des *Unternehmens* versteht.

* * *

Das ‚*Extrablatt*‘ hat in seiner Nummer vom 27. Mai einen vortrefflichen Nachruf an Hermann *Levi*, den verstorbenen Münchener Dirigenten, gebracht. Ich las und las und war verwundert über die

Feinheit des Tones, über die malende Kraft der Worte und die Fleckenlosigkeit des deutschen Stils, in dem hier offenbar ein Kenner das künstlerische und persönliche Wesen des Todten beschrieb. »Den Größten treu und bescheiden zu dienen, war seines Lebens Lust; dass er einem der Größten ein wahrer Helfer sein durfte, blieb seines Lebens Glück.« So wird hier von Hermann Levi und seinem Verhältnis zu Wagner gesprochen. Hat man je einen derartigen Satz im ‚Extrablatt' gelesen? »Er liebte den Erwecker Wotans kritiklos, blind gläubig, wie glückliche Menschen die Götter lieben, und empfand jeden Zweifel an seinem Gott als schmerzende Beleidigung« Ist solche Sprache in einem Blatte erhört, in welchem Herr Bauer mit seinem Silbenwitz anspruchslose Börseaner erfreut und sein blutrünstiger College Julius Löwy die Phantasie von Hausmeisterinnen und Wasserern befriedigt? »Lenbach, der in seinen hellsten Stunden ein großer Psychologe ist, hat seinen Freund Levi als Apostel gemalt. Ein wundervolles Bild, das den ganzen Mann gibt.« Woher weiß es das ‚Extrablatt', und woher ist es über die hellsten Stunden Lenbachs so genau unterrichtet? Gibt es denn außer den Schöpfungen »unseres Specialzeichners« noch Kunstwerke, mit denen das ‚Extrablatt' prunken darf? Mein Staunen wuchs von Satz zu Satz. Aber es war bald nicht mehr die Verwunderung über den »gebüldeten« Ton des ‚Extrablatt', sondern über die Frechheit seiner Redacteure, die einfach den Nachruf, den Harden in der ‚Zukunft' dem Münchener Künstler gewidmet hat, — mit Hinweglassung der Stellen, die sich auf Levis Mitarbeit an der ‚Zukunft' und seine Berliner Dirigententhätigkeit beziehen — mit der Scheere ausgeschnitten und als ihres Geistes Werk veröffentlicht haben. Die Unanständigkeit ist um nichts geringer, wenn es zum Schlusse heißt: »Ein gütiger, warmer Mensch von einer im heutigen Deutschland seltenen Bildung ist, wie wir dem letzten Hefte der ‚Zukunft' entnehmen, seinen Freunden entrissen worden.« Die Diebe vom ‚Extrablatt' geben damit nur zu, dass sie die Thatsache des Todes Hermann Levis der »Zukunft« entnommen haben. Aber 51 Zeilen gehen vorher und 14 Zeilen folgen, in denen auch nicht einmal durch Gänsefüßchen auf das fremde geistige Eigenthum hingedeutet wird. Diese Art zu »citieren«, die erst zum Schlusse kleinlaut und einer relativ nebensächlichen Bemerkung die Quelle beifügt, ist typisch für die Gepflogenheiten der Wiener Tagespresse. Das flüchtige Eingeständnis übersieht der

Leser und ist überrascht von der Stilkunst und dem Verständnis des Musikkritikers Königstein, der sich bis dahin durch nichts als durch schlecht geschriebene Reclamenotizen für seine Frau hervorgethan hat.

* * *

Avis!

Um seinen Abonnenten »etwas Besonderes« zu bieten, versendete kürzlich das ‚Prager Tagblatt' gegen Einsendung von 1 Krone 60 Hellern eine Wandkarte von Oesterreich-Ungarn. Den Wert dieser Prämie wird man richtig einzuschätzen wissen, wenn man die der Hauptkarte beigefügte Specialkarte von »Wien und Umgebung« einer genauen Besichtigung unterzieht. Wien erscheint daselbst in 16 Bezirke eingetheilt und — damit jeder Irrthum ausgeschlossen sei — jeder Bezirk namentlich angeführt. Es heißt da:

I. Innere Stadt, II. Josefstadt, III. Neubau, IV. Mariahilf, V. Margarethen, VI. Wieden, VII. Landstrasse, VIII. Leopoldstadt, IX. Alsergund, X. Währing, XI. Hernals, XII. Fünfhaus, XIII. Sechshaus, XIV. Gaudenzdorf, XV. Favoriten, XVI. Rudolfsheim.

Wer Abonnent des ‚Prager Tagblatt' ist und 1 Krone 60 Heller zahlt, kann sich in den Besitz dieser verlässlichen Landkarte setzen!

* * *

Goldmarkjubiläum .... Feiern sie den größten Musikdramatiker nach Wagner? Nein, sie feiern den Angehörigen der israelitischen Cultusgemeinde. Sie wissen von ihm nichts zu sagen, als dass er an den Baurath Stiaßny und an die Glaubensgenossen in Wien, Pest und Gmunden Dankschreiben gerichtet hat. Als Componisten haben sie Herrn Heuberger am Ehrentage Goldmarks gefeiert, immer wieder ist in den Festartikeln der ‚Neuen Freien Presse' der Name ihres Musikkritikers aufgetaucht. Einmal schrieb das Blatt, man habe auf »den hervorragenden Componisten« getoastet, »welcher der Welt schon so viel Schönes mitgetheilt und noch viel Schönes erzählen wird.« Goldmark? Nein, Heuberger. Das „Neue Wiener Tagblatt' wollte nicht zurückstehen und sprach von »unserem vortrefflichen Max Kalbeck«; es hat nämlich auch einen Musikkritiker. Der Ministerpräsident Koerber sandte »dem berühmten Oesterreicher«

seine herzlichen Glückwünsche. Aber Goldmark ist ein Ungar. Nur der Musikalienhändler Gutmann traf den richtigen Ton. Er feierte den Jubilar durch Verse, die er selbst gedichtet hatte und die in den von ihm pauschalierten Zeitungen vollinhaltlich zum Abdruck gebracht wurden. Herr Gutmann verglich sich in diesem Gedichte mit Cordelia: »Denn in geweihter Stunde ist mir eigen — Cordelia gleich — zu lieben und zu schweigen.« Was Herrn Gutmann sonst noch »eigen« ist, weiß man: Den Künstlern, die sich von ihm ihre Concerte veranstalten lassen, die unerhörtesten Preise zu dictieren, die Autoren, die er verlegt, elend zu bezahlen, und das Monopol, das er auf dem Wiener Musikmarkt usurpiert hat, brutal zu missbrauchen. Der Wiener Presse aber ist es eigen, ihn für gute Inserate zu lieben und zu schweigen.

* * *

Aus dem Romanfeuilleton der ‚Neuen Freien Presse'.

»Mein Gott, ich weiß nicht, aber meine Augen sind zum Sehen geschaffen, während die Ihren den Wolkenringen Ihrer Cigarette folgen und nicht hören, was um Sie her vorgeht.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Oeffentliche Meinung. Wie's mit Constantinopel steht, der schönen Stadt am goldenen Horn? Still und behaglich lebt da ein Häuflein verschiedener Correspondenten, deren Aufgabe darin besteht, die europäischen Zeitungsleser mit allerlei falschen und inspirierten Depeschen zu füttern und dafür am ersten jeden Monates von der türkischen Regierung ein entsprechendes Honorar in Empfang zu nehmen. Geht dann einem oder dem andern Herrn bei etwas zu lustigem Leben der Athem aus und wird es in seiner Casse vorzeitig Ebbe — oft hat auch nur die Maitresse einen besonderen Wunsch —, so braucht er bloß der Regierung mit etwas Wahrheit zu drohen, und funkelndes Gold fließt wieder in seine Taschen. Manchmal missglückt's, wenn man bei der hohen Pforte nicht gerade durch das Poltern irgend eines Botschafters eingeschüchtert ist. Solches Malheur hatte zum Beispiel Herr Stern, der vormalige Correspondent der ‚Neuen Freien Presse'. Dem gab man anstatt der ersehnten türkischen Goldpfunde bloß eine — Fahrkarte nach Wien und eine kleine Wegzehrung. Der jetzige Gewährsmann der ‚Neuen Freien Presse', die nun ihre Depeschen über Frankfurt a. M. bezieht, ist der Correspondent der ‚Frankfurter Zeitung', Herr Weitz. Ein

vorsichtiger Herr, der fixe Bezüge liebt und sich von allem Anfang ein Pauschale von 100 türkischen Pfunden per Monat zusicherte. Naturgemäß sind auch alle durch ihn hinausgelangenden Nachrichten entsprechend zugeschnitten, und kein Teufel erfährt von den Greueln und Verschickungen, die tagtäglich nach verschiedenen todbringenden Stationen des Rothen Meeres erfolgen. Dazu schweigt selbst der sonst gewiss wohlinformierte Herr Mittler in der ‚Politischen Correspondenz'. Man will sich eben die guten Verbindungen nicht verderben, und so ein kleiner Zuschuss zur behaglicheren Ausschmückung des kleinen Heims in der rue Tom-Tom kann schließlich nicht schaden. Dass es so ist, wird mir mit aller Bestimmtheit versichert; denn warum hätte sonst die ‚Politische Correspondenz' die traurige Thatsache verschwiegen, dass das k. k. österreichische Filial-Postamt in Smyrna, verlängerte Frankenstraße, seit 9. v. M. von türkischer Militärpolizei blockiert und jedem Besucher der Eintritt mit Gewalt verwehrt wird? Vielleicht aspiriert Herr Mittler auf die jetzt vacant gewordene türkische Stellung des früheren ‚Fremdenblatt'-Correspondenten, Baron Binder-Kriegelstein, der, mit den goldenen Früchten seiner Doppelstellung reich beladen, vor Wochen nach Egypten abdampfte.

Herrn Buchbinder. Den Tag der fünfzigsten Aufführung Ihrer schlechten Posse »Die dritte Escadron« im Raimund-Theater haben Sie fern von Wien zugebracht. Sie wollten sich, bescheiden, wie Sie nun einmal sind, allen Kundgebungen entziehen. Zu den Kundgebungen, denen Sie sich entziehen wollten, rechne ich vor allem den Dank der Schauspieler und Theaterarbeiter, die bei der fünfzigsten Aufführung eines Stückes vom Autor beschenkt zu werden gewöhnt sind. Auf solchen Dank haben Sie freiwillig verzichtet und sind jedem Anlass zur Dankbarkeit an diesem Tage aus dem Wege gegangen. Die Arbeiter des Theaters, dem Sie vermöge Ihrer Doppelstellung als Kritiker und Coulissenplauderer Tantièmen abgepresst haben, erklären einstimmig, dass sie zwar schon manchem fähigeren Dramatiker auf die Scene verholfen haben, aber noch keinem nobleren. Weniger vornehm haben Sie jüngst Ihre Coulissenplaudereien für diese Saison abgeschlossen. Sie erklärten, dass Sie sich und Ihren Lesern nunmehr Sommerferien gönnen müssten, aber Sie konnten es sich nicht versagen, mit einer Gemeinheit zu schließen. »In einer der frequentiertesten Theateragenturen begegne ich einer sehr schönen, jungen Dame.« Natürlich, wo könnte auch Ihresgleichen sonst mit schönen jungen Damen zusammentreffen, als in Theateragenturen, deren gefällige Inhaber dem gefürchteten »Herrn Doctor« den Revolver laden? »Der Agent macht mich auf die Novize aufmerksam.« Sonst pflegen zwar anständige Theaterkritiker erst im Theater auf Talente aufmerksam zu werden, aber Sie wären nicht Buchbinder, wenn Sie nicht die intimere Besichtigung der »Novize« in der Kanzlei des Agenten vorzögen. »Sie ist elegant bis zur Fußbekleidung hinab«, beginnen Sie zu schwelgen; »der U n t e r r o c k, der unter dem duftigen

Foulardkleid hervorlugt, hat sicherlich mehr gekostet, als sie in den ersten drei Monaten an Gage beziehen wird . . .« Das heißt also, dass Sie, Herr Buchbinder, dem Abschluss eines Prostitutionsvertrages in einer Theateragentur beigewohnt haben und den Ertrag der Prostitution schon heute annähernd berechnen können. Und nun erzählen Sie, dass sich um der Dame willen »vor einigen Wochen in Wien ein junger Gelehrter erschossen hat, der den Namen eines berühmten Vaters trug«. Das ist ekelhaft, Herr Buchbinder. Das Privatleben, auch das jäh beendete, soll publicistischer Neugier verschlossen bleiben. Kein öffentliches Interesse hat die Erörterung einer Liebesaffaire dringlich gemacht. Wird denn nicht endlich diese schmutzige Sensationsgier aufhören? Brauchen wir erst ein neues Strafgesetz, um die Productivität der Coulissenplauderer einzuschränken? Und an die Existenz von Mädchen, die für das Theater nichts als ein duftiges Foulardkleid mitbringen und auch das bald ablegen, sollten Sie lieber gar nicht erinnern. Wer anders trägt an solcher Existenz und solchen Existenzen Schuld als Sie und Ihre Zeitungscollegen? Wer lebt von diesen Zuständen, wer wuchert auf diesem Sumpfboden, für wen fällt von dem Ertrage der Prostitution ein Taschengeld ab?

Herrn Arnau, Inhaber einer Schauspielschule. Aus der Begeisterung, welche die Wiener Tagespresse Ihrem Institute gegenüber erfasst hat, habe ich schon lange geschlossen, dass Sie nicht nur Logenbruder sind, sondern dass auch manches in Ihrem Schulstaate faul sein muss. Die Missstände, die ich zu rügen habe, betreffen die öffentlichen Vorstellungen Ihrer Schule, beziehungsweise die Vertheilung der Rollen bei diesen Vorstellungen. Dass jene Ihrer Schüler bessere Rollen bekommen, die außer dem Unterrichte in Ihrer Schule noch theueren Privatunterricht bei Ihnen nehmen, mag Ihnen als Privatsache erscheinen. Schwerer aber fällt ins Gewicht, dass Ihnen im übrigen für die Zutheilung einer Partie die Anzahl der Entréekarten als Maßstab dient, die der Schüler an den Mann gebracht hat. Absolvierte Schüler Ihrer Anstalt haben geradezu das Gesetz aufgestellt, dass die Anzahl der Bogen der einem Schauspieler zugewiesenen Rolle direct proportional sei der Menge der von ihm verkauften Karten. Dass Sie ab und zu eine Ausnahme machen, wie bei Herrn Dr. Gustav Steinbachs Töchterlein, das aber wieder die hübschen Notizen in die ‚Neue Freie Presse‘ besorgen muss, bestätigt nur die Regel. Diese Notizen werden so fix besorgt, dass sie schon vor der jeweiligen Aufführung in Druck gehen; ich ersehe dies aus einem Ausschnitt der ‚Neuen Freien Presse‘, den mir ein Besucher Ihrer Vorstellungen seinerzeit übersandte. Das Redacteurstöchterlein findet natürlich, dank seinem discreten Humor und muntern, sympathischen Spiel, seiner feinen Ironie und seiner schönen Sprache, das meiste Lob. In der letzten Zeile werden zwei andere Darsteller flüchtig erwähnt. Nun hatten aber diese beiden gar nicht mitgespielt und figurierten nur auf dem Zettel in einem Stücke, das wegen Unpässlichkeit einer Elevin nicht in Scene gieng . . .

Einer Leserin. Sie schreiben: »Schon seit einiger Zeit berieth ich mit einigen Gleichgesinnten, was man wohl thun müsste, um das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ endlich einmal zum Aufgeben der wirklich schon ekelhaften Berichte über das geringste Thun und Lassen der Gräfin Lonyay zu bewegen. Jeder Tag bringt eine andere sensationelle Mittheilung über dieses wahrhaft unerschöpfliche Thema. Ob nun die Gräfin Lonyay bei der Stiege vorfährt, die zu den Gemächern ihrer Tochter führt, oder ob der König der Belgier seiner Tochter wieder gestatten wird, den Titel »königliche Hoheit« zu führen, die Sache ist immer von gleicher Wichtigkeit und wird demgemäß an erster Stelle gebracht. Es ist, wie gesagt, einfach ekelhaft. Aber was thun? Da man Herrn Wilhelm Singer nicht zumuthen kann, öfter als höchstens einmal in seinem Leben »aus Gründen des Taktes zu schweigen«, und im vorliegenden Falle doch gerade der Takt das ausschlaggebende Moment wäre, so ist guter Rath wirklich theuer. Da bringt, wie schon so oft, Ihre ‚Fackel‘ Hilfe. Wir wollen nämlich, dem Beispiel der bulgarischen Bauern folgend, zwar nicht Pauschalien für eine objective Berichterstattung, dafür aber Schweiggelder sammeln. Nur über die Höhe der nöthigen Summe sind wir gänzlich im Unklaren. Und deshalb möchte ich Sie bitten, uns Ihre Hilfe zu leihen. Vielleicht können Sie uns sagen, wie hoch das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ ein Schweigen bewertet, das jeder anständige Mensch »aus Gründen des Taktes« beobachten würde. Oder wollen Sie Ihrer Liebenswürdigkeit die Krone aufsetzen und in der ‚Fackel‘ einen Aufruf zur Betheiligung an dieser Sammlung erlassen, selbstverständlich mit dem Zusatz, dass etwaige milde Spenden die Administration des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ entgegennimmt? Sie würden sich dadurch vielleicht viele Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ zu Dank verpflichten.« Ich halte die Idee für recht glücklich. Berichtigungen auf Grund des § 19 und Schweiggelder hat jeder »Betroffene« das Recht unseren Zeitungen zu senden. Dem Berichtigen mag eine gesetzliche Grenze gezogen sein; Schweiggelder sollte jeder senden dürfen, auch ein Leser, dem die Erörterung irgend eines Themas aus Gründen des Geschmackes unangenehm ist.

Genosse. Ich hatte und habe nicht Lust, meinen Lesern solch formale Polemiken aufzutischen. Die Verdrehungen und falschen Citate vom 20. Mai habe ich am 29. an Ort und Stelle aus der Welt schaffen lassen. Was die ‚Arbeiter-Zeitung‘ sonst vorgebracht, lohnte nicht die Erwiderung. Dass der Vorwurf der Verpöbelung des Tones berechtigt war, kann der Verfasser des Artikels nicht leugnen; er bestätigt ihn neuerlich. Mit einem Besenstil kreuze ich meine Klinge nicht. Zu Dank hat mich die ‚Arbeiter-Zeitung‘ verpflichtet, da sie einige der gegen sie vorgebrachten Behauptungen ohne jede Entstellung wiederholte. Wenn sie nachträglich versichert, dass alles erlogen sei, so thut das dem guten Reproductionswerke weiter keinen Eintrag. Die Leser der ‚Arbeiter-Zeitung‘ erinnern sich ja ganz genau der Notiz (23. Februar), wo Herrn Wilhelm Singer,

Verwaltungsrath der Steyrermühl, thatsächlich seine Pauschalienreinheit bestätigt war, gedenken wehmüthig der Renneser Botschaften, die thatsächlich durch ihren synagogalen Tonfall ergreifend wirkten, und wissen auch ganz gut, dass die Ereignisse auf dem Pariser Socialistencongresse, die hitzige Erörterung der Liebknecht'schen Publicationen in der ganzen socialdemokratischen Presse Frankreichs und Deutschlands in der ‚Arbeiter-Zeitung' (siehe 15. December 1899) thatsächlich einen verdächtig schwachen Widerhall fanden.

Habitué. Auf die letzten Theaterereignisse in Wien und Berlin komme ich nach Schluss des Wechselgastspieles zurück.

Kunstgewerbe. Der Niederösterreichische Gewerbeverein hat also schließlich doch die Namen der Stipendisten veröffentlicht. Zehn haben je 700, zwei je 500 Kronen erhalten. Aus den unklaren Reden der Herren Harpke und Schedewy in der Generalversammlung waren nicht einmal diese Zahlen zu entnehmen. Es war also noch ärger, als ich geglaubt hatte. Man hat die ursprünglichen sechs Stipendien auf zwölf vermehren müssen, um alle Protectionskinder und nicht ausschließlich Protectionskinder zu betheilen. Dass die Herren im Gewerbeverein bei der jetzigen Veröffentlichung nicht noch besonders auf die Richtigkeit der Bemerkungen der ‚Fackel' hinweisen wollten und von der sonst üblichen Veröffentlichung der Namen der Juroren auch diesmal absahen, ist ihnen schließlich nicht zu verargen.

Th. G. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat die Warnung vor dem Abdruck fremder Stilblüthen (siehe Nr. 41) beherzigt. Es beeilt sich, sie im eigenen Wirkungskreise seinen Lesern zu bieten. Sätze wie folgender werden uns immer willkommen sein: »Von einem Ausfluge heimkehrend, rannten in der Wilhelminenstrasse in Meidling zwei Hunde unter stetem Gebell mitten in das Automobil des Privaten Adolf Paninger und geriethen schließlich unter die Räder.«

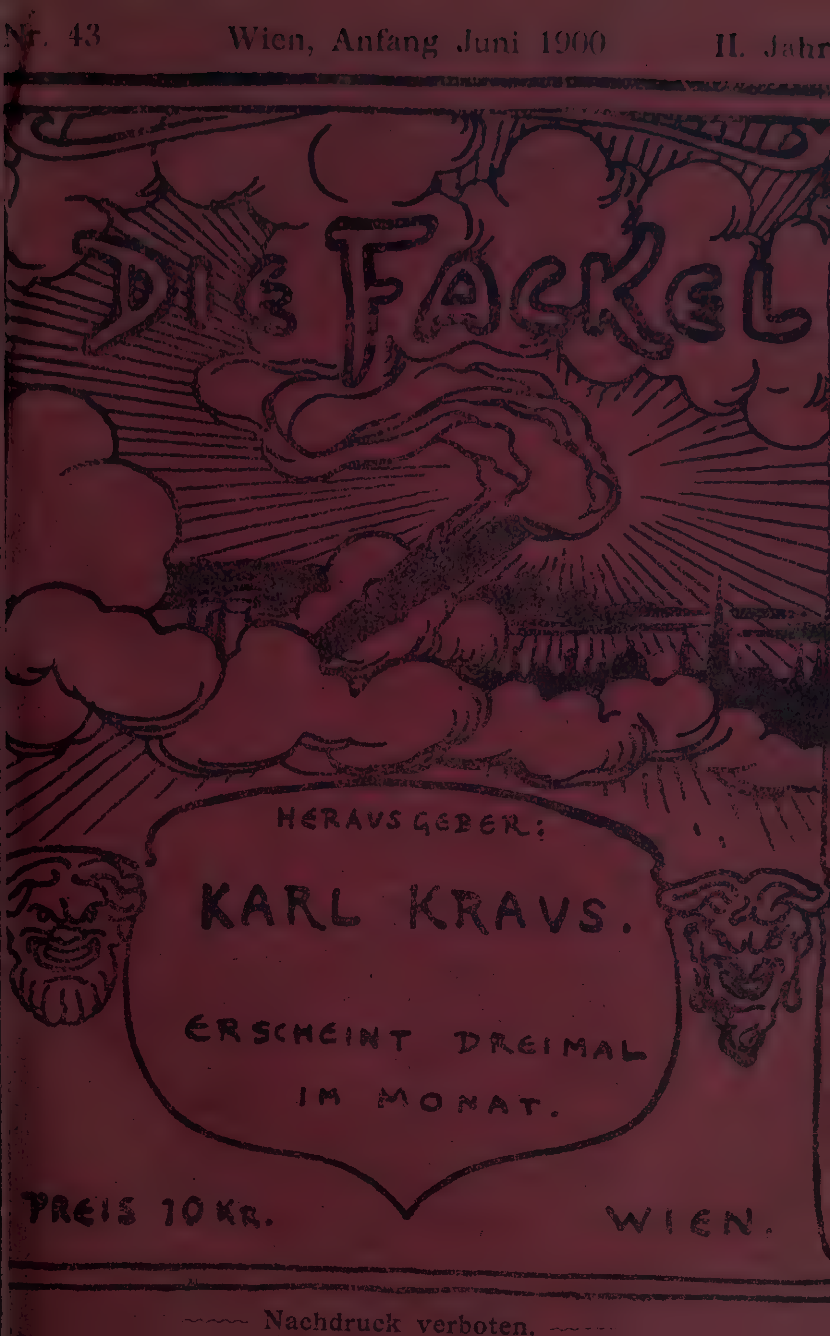
Socius. Die Fülle der Arbeit hat mich leider vergessen lassen. Soeben — an die Ihnen bekannte Adresse — abgesendet.

Kenner. Ist nicht wahr; die ‚Neue Freie Presse' hat schon wichtigere Gerichtsverhandlungen ihren Lesern unterschlagen. Zum Beispiel erst neulich die über die Soldatenmisshandlung in Przemyśl, bei der der angeklagte Arbeiter, der den scharfen Brief an Freiherrn Galgoczy geschrieben hatte, von gelehrten Richtern freigesprochen wurde. Offenbar hat die ‚Neue Freie Presse' Armeebefehl zum Schweigen erhalten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 43 Wien, Anfang Juni 1900 II. Jahr



Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	K 7.—
» » halbjährig, »	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	» 8.20
» » » » » halbjährig, »	» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.–, 1/2 Seite K 36.–, 1/4 Seite K 20.–. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 43 WIEN, ANFANG JUNI 1900 II. JAHR

Wenn es sich in der letzten Parlamentssession in Wahrheit darum gehandelt hätte, das Abgeordnetenhaus arbeitsfähig zu machen und die Sprachenfrage durch ein im Parlament beschlossenes Gesetz zu regeln, was hätte wohl das Ministerium Koerber, als die Jungtschechen am 6. Juni die Fortsetzung der Obstruction ankündigten, thun müssen? Es hätte also zum Kaiser gesprochen: »Der Versuch, in constitutionellen Formen ein absolutistisches Regiment einzuführen, ist missglückt. An den Schwierigkeiten, denen das Ministerium Clary erlag, sind auch wir gescheitert. Ein Verharren auf diesem Standpunkte ist unmöglich: es gilt jetzt die Entscheidung zwischen Vorwärts und Zurück. Offener Absolutismus oder volle Verfassungsmäßigkeit! Wir aber wagen als Eurer Majestät getreue Diener nach unserer besten Ueberzeugung — dass sie von Männern, deren Einsicht und Patriotismus wir anerkennen, nicht getheilt wird, wollen wir Eurer Majestät nicht verhehlen — den Schritt zum Absolutismus nicht anzurathen. So ist denn unser Rath: Eure Majestät berufe ein Ministerium aus der parlamentarischen Majorität, die trotz der Erklärung des vor der Auflösung des Abgeordnetenhauses bangenden Herrn Jaworski noch unerschüttert ist. Die Einsetzung dieses Ministeriums wird den Tschechen die volle Rehabilitierung ihrer nationalen Ehre, die sie verletzt glauben, bedeuten und darum ihre Obstruction beenden. Die neue Regierung wird unsere Sprachengesetzentwürfe, die vom tschechischen Volke — auch

von seiner gemäßigtesten Partei, den Realisten — verworfen werden, zurückziehen und neue Vorlagen ausarbeiten. In der Zeit bis zu deren Fertigstellung wird sie sich ein Budgetprovisorium und das Budget selbst bewilligen lassen, das Ausgleichswerk beenden, die Annahme der Investitionsvorlage durchsetzen und schließlich die Geschäftsordnung behufs Verhütung einer künftigen Obstruction abändern lassen. Dann wird sie ihre Sprachengesetzentwürfe einbringen und eine Majorität für sie — vielleicht nach einigen Zugeständnissen an die Gegner — finden. Demnach möge Eure Majestät unser Entlassungsgesuch, das wir hiemit überreichen, allergnädigst zu bewilligen geruhen«.

Warum hat aber das Ministerium Koerber dem Kaiser diesen Rath nicht ertheilt? Weil es unwahr ist, dass es sich darum gehandelt hat, das Parlament arbeitsfähig zu machen; weil es vielmehr die Zertrümmerung der Majorität der Rechten galt. Weil es unwahr ist, dass die Sprachenfrage durch ein im Parlament beschlossenes Gesetz geregelt werden sollte; weil vielmehr die Deutschen den Standpunkt verfechten, sie könne nur durch Vereinbarungen zwischen beiden Völkern, nicht durch die Majorisierung des einen, die doch die Folge parlamentarischer Beschlussfassung wäre, geregelt werden. Und weil daher die Deutschen, wenn der Kaiser ein Ministerium der Rechten beriefe, sofort Obstruction machen würden. Der Weg zurück zur Verfassungsmäßigkeit ist verrammelt.

Herr v. Koerber sieht das wohl ein: er will also octroyieren. Aber was? Das Wesen der gegenwärtigen Situation liegt darin, dass eben das Ministerium octroyieren will und nicht weiß, was es octroyieren soll. Sicher ist nur, dass man für das Budgetprovisorium den § 14 brauchen wird. Was weiter? Die Regierung würde wohl am liebsten die Investitionsvorlage octroyieren; die Parteien der Rechten, besonders die Polen, die die Auflösung des Hauses fürchten, wollen eine neue Geschäftsordnung octroyiert wissen, weil sie nachher,

ohne die Obstruction der Deutschen fürchten zu müssen, die Sprachengesetzentwürfe nach den Wünschen der Tschechen abändern und so die Majorität erhalten könnten; die Deutschen aber rathen zum Octroi der Sprachengesetze. Ein einflussreiches Mitglied der Verfassungspartei im Herrenhaus, Fürst Schönburg, hat diesen Rath sogar öffentlich ertheilt.

In der österreichischen Politik ist nicht erst in den letzten drei Jahren das Unwahrscheinliche zumeist zur Wirklichkeit geworden. Es bedeutet daher keine Prophezeiung, wenn ich es für das Wahrscheinlichste erkläre, dass man schließlich dem Rath der Deutschen folgen wird. Da mag denn rechtzeitig daran erinnert werden, dass die Anwendung des § 14 auf die Sprachenfrage keine Lösung ist. Der Sprachenstreit kann nur durch ein Gesetz geschlichtet werden, das lediglich aus kaiserlicher Machtvollkommenheit und als Staatsgrundgesetz, zu dessen Aufhebung es einer Zweidrittelmajorität bedarf, octroyiert wird.

* * *

»Der Umstand, dass mit solcher Gewalt auf die Bänke losgedroschen wurde, dass selbst die schweren, erzgegossenen Täfelchen mit den Namen der Abgeordneten in Stücke gebrochen sind, gibt einen Begriff von der Brutalität der Obstructionisten« — schreibt die ‚Neue Freie Presse‘ entrüstet. Da waren doch die Deutschen feinfühligere Herren. Sie haben ja auch Pultdeckel zerklopft und Bänke zertrümmert. Aber — die erzgegossenen Täfelchen blieben unversehrt. Darin äußert sich eben die Ueberlegenheit deutscher Cultur. So hat denn das Haus am letzten Tage der tschechischen Obstruction ein Bild viel ärgerer Verwüstung geboten als seinerzeit an dem letzten Tage der deutschen. Das war der 27. November 1897, und vor mir liegt das Protokoll der »Sitzung«. Es enthält zwischen »Pfeifen, Trommeln und Trompeten« auch

einen ordentlichen Text gesprochener Worte. So heißt es in der zweiten Spalte unten:

Abgeordneter Dr. LECHER: — — — — Schamlosestes Arschgesicht! — — — —

Die Brutalität der tschechischen Obstructionisten ließ nicht einmal Rede und Gegenrede aufkommen und machte den Stenographen völlig überflüssig. Dabei mussten freilich die erzgegossenen Täfelchen in Stücke gehen.

* * *

Die Wiener Gemeinderathswahlen sind vollzogen: mit der »Wiedereroberung Wiens«, mit dem »Ausräuchern der Christlichsocialen« und mit dem »Sieg des Volkes über den Pöbel« war's wieder einmal nichts. Die Christlichsocialen haben die Wahlkörper des Besitzes, der Intelligenz und der Massen gleichmäßig für sich gewonnen. Diese Partei hatte ursprünglich eine einzelne Wirtschaftsschichte vertreten: das Kleinbürgerthum stand in ihren Reihen; die Beamten der niedrigsten Rangsclassen und die Staatsdiener, der Abstammung und den Anschauungen nach dem Kleinbürgerthum nächst verwandt, schlossen sich an; die Lehrer, unzufrieden mit der Wirtschaft der von Herrn Vogler geleiteten Schulsection und darum vom Bürgermeister Prix mit Entziehung des Wahlrechtes bedroht, stießen zu ihr. Immer neue Kreise der Wiener Bevölkerung sind seither der christlichsocialen Bewegung gewonnen worden, und immer mehr trat deshalb das wirtschaftliche Parteiprogramm in den Hintergrund, ward »zurückgestellt«, wie's im österreichischen Parteienjargon heißt. Das ist nichts Auffallendes: den Gläubigen des Marxismus, der im Sieg ideologischer Momente über wirtschaftliche Interessen eine Anomalie erblickt, mag eine Rundschau über die europäische Politik belehren, dass solche Ausnahme fast die Regel ist. Sind nicht in der Periode der kräftigsten Entwicklung der österreichischen Industrie die Vertreter der Großindustrie mit den Ver-

tretern der Großkaufmannschaft, Hochschutzzöllner mit Freihändlern in der »Vereinigten Linken« unseres Abgeordnetenhauses beisammengesessen, und haben sie nicht »verfassungstreue« Agrarier mit Freuden als Dritte im Bunde begrüßt? Der deutsche Centralismus war das Einigungsband. Haben sich im Deutschen Reiche nicht katholische Bauern, Handwerker, Arbeiter, Industrielle und Händler zur stärksten Partei des Reichstages geeint?

Was heute die christlichsociale Partei zusammenhält, ist ein negatives Programm: das des Kampfes gegen den Wiener Liberalismus, gegen die organisierte capitalistische Corruption, in deren Dienste die Intelligenz und ihre beweglichste Waffe, die Journalistik, stehen. Und deshalb war der Erfolg der Christlichsocialen entschieden, als es ihnen gelungen war, die Deutschradicalen und die Socialdemokraten in das Bündnis mit dem Wiener Liberalismus zu drängen. Allerdings, der Bestand des Bündnisses ward feierlich abgeleugnet. Die Liberalen stimmten nicht für Socialdemokraten, sondern, wie der Aufruf ihres Centralwahlcomités erklärte, für die Candidaten der »freisinnigen Arbeiterpartei«; Herr Wolf empfahl Wahlenthaltung in der Leopoldstadt, und Victor Adler erklärte unter dem hellen Jubel einer bürgerlichen Zuhörerschaft, die Socialdemokraten giengen nicht mit den Liberalen, sondern die Liberalen folgten ihnen. Philinen's »freches Wort« umkehrend, pflegt der Führer unserer Socialdemokratie dem Liberalismus zuzurufen: »Wenn Du mich liebst, was geht es mich an?« Ein demokratischer Coriolan, höhnt er die Patricier, um deren Stimmen er wirbt. Sonst freilich war's Brauch, artig darum zu bitten. »Artig? Ich bitt', erlasst's! Ich kann Euch Wunden zeigen, wenn wir allein sind. Eure Stimme, Herr! Nun, Herr?« Und, wenn sie gegeben ward, dann heißt es: »Dank für Eure Stimmen. Holdsel'ge Stimmen, würd'ge Stimmen!« Nun, wenn sie sie geben ... Was kann die Socialdemokratie dagegen thun, dass die liberalen Hausherren und Bankiers der inneren Stadt sich ge-

rade durch einen socialdemokratischen Lehrer vertreten lassen wollen? Es ist ja widersinnig; und den Christlichsocialen macht man doch zum Vorwurf, dass sie, die Partei des kleinen Mannes, um die Stimmen der Hausbesitzer und Fabrikanten vom Brillantengrund mit Erfolg gebuhlt haben. Aber just, weil die Christlichsocialen also thun, ist die Haltung der Socialdemokraten verzeihlich. Denn man muss wohl begreifen, dass die Wiener Socialdemokratie in dem widerlichen, unlogisch geführten Kampf, der ihr aufgedrängt worden ist, zu den Waffen, mit denen die Gegner so oft gesiegt haben, schließlich selbst greift. Haben doch auch die wackeren Buren sich der Sprenggeschosse, die sie von den Engländern erbeutet hatten, bedient. Und hat man mit diesem Princip schließlich nicht auch Erfolge errungen? Wenn die Christlichsocialen einmal das Volk verpöbelt haben, dann kann man ihm ja nicht mehr anders als mit Pöbelargumenten beikommen. Herr Austerlitz würde die ‚Arbeiterzeitung', Herr Schuhmeier die ‚Volkstribüne' sicherlich gern in vornehmem Tone schreiben. Wenn aber das ‚Deutsche Volksblatt' jeden Gauner und Mörder zum Socialdemokraten macht, dann giebt es keine andere Antwort als die, dass die Herren Gauner und Mörder Christlichsociale sind. Wenn die Anhänger des Dr. Lueger bei den Wahlen schwindeln, dann muss man eben auch schwindeln; Schande dem, der sich unterkriegen lässt! Und die Gefahr bestand selbst in den Bezirken, in denen die Socialdemokraten am stärksten sind. Nicht weniger als zehn Wahlschwindler, erzählte Gemeinderath Schuhmeier voll Entrüstung im Kreise der Genossen, seien bloß in Ottakring verhaftet worden. »Schad' nur«, fügte er hinzu, »dass fünf davon von uns sind.« .....

Ich habe mit meinen Voraussagungen Recht behalten: die Besten in Wien sind diesmal dem Wahlkampf ferngeblieben. Die beträchtliche Zunahme der Wahlenthaltungen ist sicherlich nicht der Abstumpfung der Geister gegenüber den politischen Interessen zu-

zuschreiben; denn niemals war die politische Erregung in Wien gleich stark wie jetzt. Aber immer stärker wächst die Zahl derer, die, das Treiben unserer Parteien betrachtend, sich sagen, dass selbst die Wahl des kleineren Uebels hier unmöglich sei, weil auch das kleinste eine absolute Größe erreicht hat, die unerträglich ist. Diese Männer harren des Umschwungs, der kommen muss. Es kann nicht sein, dass eine ernste Volkspartei wie unsere Socialdemokratie auf die Dauer so ganz ihrer Aufgabe der sittlichen Erziehung des Volkes sich entschlage.

* * *

Die gleiche Empfindung des Ekels auf allen Gebieten. Auswärtiges, nationale Kämpfe, Wahlen: man merkt deutlich, dass überall der salbungsvolle Börsenredacteur und Stilgalopin die Führung übernommen hat. Die Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse' nach dem Wahlergebnisse mahnen freilich mehr an jene typischen Fälle von Wuthausbrüchen bei verurtheilten Dieben und Betrügern, die den Richtern und Geschworenen alles, was ihnen in die Hände fällt, an die Köpfe feuern. Aber dann preist Herr Benedikt resignierend die Heldengröße des im Wahlkampfe unterlegenen Dr. Vogler. Dabei hat er einen sonderbaren Wunsch: »Wer einen Querschnitt durch sein innerstes Wesen«, schreibt er, »führen könnte, würde überall dieselben Elemente finden«, nämlich lauter gute Eigenschaften, vor allem auch die, dass Herr Dr. Vogler »Interesse für jeden Pflasterstein hat, der in einer Straße zu legen ist, und für die Breite der Gassen.« Aber — »Vogler durfte kein Mandat bekommen, um die fortschrittliche Partei auf's Haupt zu treffen«. Kann Herr Benedikt bloß nicht deutsch oder kennt er seinen Liberalen? Sie treffen alle, wenn sie ein Mandat annehmen, die fortschrittliche Partei auf's Haupt . . . .



SITTENPOLIZEI.

Die geltende — ungeschriebene — österreichische Verfassung kennt drei Gewalten: ein Parlament, das Gesetze schafft, wenn es nicht gerade über den böhmischen Sprachenstreit debattiert, eine Regierung, die jene Gesetze ausführt, wenn sie's nicht vorzieht, sich an einige ältere Hofdecrete und die Verordnungen ihrer Vorgängerinnen zu halten oder neue Verordnungen herauszugeben, und — die Polizei. In diesem Dreibund der Gewalten spielt aber die Polizei die führende Rolle; die Strafgewalt des Staates und seine Militärmacht können jederzeit von ihr in Anspruch genommen werden; und solcher Hilfeleistung bedient sie sich nicht nur für Handlungen, die nach bestehenden Gesetzen oder Verordnungen erfolgen, sondern auch für solche, die einer »primären« Machtvollkommenheit entspringen, deren Grenzen zu bestimmen bisher nicht gelungen ist. Dass die Staatsgrundgesetze, insbesondere das Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit, der primären Machtvollkommenheit der Polizei keine Grenze setzen, beweist jedes Tages Praxis.

Gebiete, in denen die Polizeimacht bisher fast widerspruchlos schaltet, sind die der öffentlichen Sittlichkeit und Gesundheit. Als ureigensten Tummelplatz hat aber die polizeiliche Sittlichkeits- und Gesundheitspflege das Feld der Prostitution gewählt. Das österreichische Strafgesetz hat die Prostituierten der Polizei zur Bestrafung überwiesen; die Polizei, die mit Recht in der Prostitution eine Stütze unseres gesellschaftlichen Lebens erblickte, hat es vorgezogen, sie zu regeln. Die Grundsätze dieser Regelung wechseln aber von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit. Ersteres darum, weil die Polizei kein einheitlicher Körper, sondern theils Gendarmerie, theils Staatspolizei, theils städtische Polizei ist; letzteres nicht bloß deshalb, weil die einander folgenden Leiter der Polizeiverwaltungen, an keinerlei feste Bestimmungen gebunden, jeder mit

eigenen Grundsätzen an die Frage der Prostitution herantreten, sondern auch, weil mit den Veränderungen des öffentlichen Gesundheitszustandes und mit dem Wechsel der Anschauungen darüber, was öffentliches Aergernis errege, die Anforderungen der Wohlanständigen an die polizeiliche Prophylaxe sich steigern oder verringern.

Welchen Vorschriften nun die Polizei jeweils die Mädchen unterwirft, die bald überschüssiger Gesundheit, bald sinnlicher Ueberreiztheit als Ventile dienen, das hat die Oeffentlichkeit allzeit kalt gelassen. Dass etwa in Wien vor Kurzem eine Verschärfung dieser Vorschriften erfolgt ist, die jene Mädchen zu einem schlimmer als viehischen Leben verdammt, deren Unbarmherzigkeit aber von ihrer Unsinnigkeit noch übertroffen wird, ist den Wenigsten bekannt. Aber dort zum mindesten, wo der Eifer der Polizei sich aus dem Gebiete der Prostitution hinaus verirrt, wagt man bisweilen Widerspruch. Immerhin mit Vorsicht. Ehe nicht einmal ein Wachmann an der Frau, Geliebten oder Tochter eines hochgestellten Herrn sich vergreift, braucht die Polizei nicht zu befürchten, dass man ihre Praxis schärfer untersuchen könnte.

Die Männer, die unsere Zeitungen schreiben, kennen diese Uebel wohl. Aber zur Besserung heimischer Uebelthäter ist von unseren Blättern längst das Prügelknabensystem eingeführt worden. Man geißelt Schäden im Ausland und thut, als hoffe man, dass die Schädiger im Inland dadurch abgeschreckt werden. So oft ein Berliner Schutzmann eine anständige Frauensperson zu nächtlicher Stunde behelligt, regnet es Telegramme und Notizen. Unverwandt halten die Journalisten den Blick nach Westen gerichtet, um alles aufzuspüren, was in England, Frankreich und Deutschland Tadelnswertes sich ereignen mag. Darüber wird denn begreiflicherweise übersehen, was bei uns selbst und etwa weiter östlich in der Monarchie geschieht.

Neulich ward dem Herausgeber der ‚Fackel‘ aus Czernowitz ein Aufruf zugesandt, den ein halbes Hundert Männer unterschrieben hat.*) Die Hauptstadt der Bukowina ist ja der Sitz einer Universität und staatlicher Behörden; so sind ein paar Culturmenschen dahin als Professoren verschlagen worden, nebst ihnen Beamte deutscher Nationalität. Diese Mitteleuropäer fühlen sich nun gedrängt, ein wenig von den Thaten der Czernowitzer Sittenpolizei zu erzählen. Sie wagen die principielle Frage der Regelung der Prostitution gar nicht aufzuwerfen, sind auch hierin vielleicht nicht übereinstimmender Meinung. Und damit man ihnen nicht einen Radicalismus zumuthe, der österreichischer Polizeifrommheit höchst anstößig erscheinen müsste, erklären sie sich sogar ausdrücklich von der Nothwendigkeit sittenpolizeilicher Controle der Prostitution überzeugt, zumal in Czernowitz die Geschlechtskrankheiten große Verbreitung erlangt haben. Aber sie legen dar, wie gegenwärtig die »liederlichen Dirnen« — proh pudor! — sich der Controle leicht entziehen

---

*) Dieser Artikel ist vor etwa zwei Wochen geschrieben worden und konnte in Nr. 42 Raummangels wegen nicht erscheinen. Der Czernowitzer Aufruf, der ihm zugrunde liegt, ist inzwischen vollinhaltlich in den ‚Documenten der Frauen‘ abgedruckt worden. Mehrere Blätter haben von der Affaire flüchtig Notiz genommen. Die ‚Neue Freie Presse‘ aber rief am 7. Juni pathetisch: »Der Fall zeigt recht craß, mit welcher Willkür ein untergeordnetes Polizeiorgan in Oesterreich trotz des Gesetzes zum Schutze der persönlichen Freiheit, das zu einem Bestandtheile des Staatsgrundgesetzes erklärt ist, umspringen kann. Es wird sich zeigen, ob der Justizminister den Staatsanwalt anweisen wird, gegen den schuldtragenden Beamten, der den Auftrag zur Verhaftung gegeben hat, im Sinne des Gesetzes vorzugehen. Das Gesetz zum Schutze des Hausrechtes bedroht die fahrlässige Beschränkung der persönlichen Freiheit, welche durch öffentliche Organe in Ausübung des Amtes oder Dienstes erfolgt, mit Arrest bis zu drei Monaten; diese Strafsanction steht aber auf dem Papier, weil man durch deren Anwendung den Eifer der Sicherheitsorgane allzusehr einzudämmen fürchtet. Einen weit wirksameren Schutz würde es bieten, wenn dem durch eine ungerechtfertigte Verhaftung Betroffenen und Geschädigten der Anspruch auf Schadenersatz gegen das schuldtragende Organ oder nach seiner Wahl gegen

können, die hingegen anständige Mädchen gefährdet Und davon geben sie einige Beispiele.

Die Czernowitzer Sicherheitswache hat seit langer Zeit den — seither mehrmals erneuten — Auftrag, Dienstmädchen, die sich nach 9 Uhr abends auf der Straße zeigen, zu verhaften und ins Polizeigefangenhaus zu führen, allwo sie nachtsüber gefangen bleiben, um morgens um 9 Uhr der ärztlichen Untersuchung unterzogen zu werden. Es ist leicht zu begreifen, dass selbst der Scharfblick eines Wachmanns nicht stets erkennt, welche Frauenspersonen Dienstmädchen sind; und deshalb werden oft auch Näherinnen und andere alleinstehende Frauen, die im Dunkeln von später Arbeit nach Hause eilen, der Freuden des polizeilichen Nachtquartiers und der Beruhigung theilhaftig, die eine ärztliche Untersuchung des Gesundheitszustandes bietet. Auch verheiratete Frauen, die nachts allein die Straße betreten, können derart am eigenen Leibe constatieren lassen, dass der Gemahl einen sittlichen Lebenswandel führt. Für die Dienstboten gibt es übrigens Freibriefe; wer etwa nach 9 Uhr noch ein

---

den Staatsschatz zugestanden würde. Dann würden es sich sowohl Sicherheits- als richterliche und staatsanwaltliche Beamte doch einigermaßen überlegen, auf leichtfertige oder böswillige Anzeigen hin sofort mit Verhaftungen vorzugehen. Die Haftpflicht für ungerechtfertigte Freiheitsbeschränkung wäre die schärfste Waffe zur Bekämpfung der polizeilichen Uebergriffe und zur Beseitigung des Polizeistaates, der leider noch immer besteht.« Leider war es auch nicht das Czernowitzer Ereignis, das die ‚Neue Freie Presse' zu so schmerzlicher Betrachtung veranlasste, sondern die angebliche Verhaftung von zwei deutschen Studenten wegen Farbentragens in Pilsen. Sie war auch Gegenstand einer parlamentarischen Interpellation des Herrn Funke; unter ihrem Zeichen begann die letzte Tagung des Reichsrathes. Soweit die ‚Neue Freie Presse' die Interpellation wegen des Pilsener Vorfalls citiert, handelt es sich nicht einmal um eine Verhaftung, sondern bloß um ein Farbenverbot. Dieses genügte freilich, um das deutschnationale Empfinden des Herrn Benedikt wachzurütteln. Von den Gewaltthaten der Czernowitzer Stadtpolizei schwieg die ‚Neue Freie Presse', und keine Interpellation hat den sprachlichen Unfrieden unserer parlamentarischen Parteien gestört. Anm. d. Herausgebers.

Glas Bier aus dem Gasthaus holen lassen will, hat auf Anordnung der Polizei dem Dienstmädchen einen Erlaubnisschein mitzugeben, der den Wachmann — falls er ihn lesen kann — hinwegscheucht.

Diese Erlaubnisscheine haben aber zu Unzukömmlichkeiten geführt. Denn, wie es scheint, haben die »liederlichen Dirnen« bisweilen sich solche Scheine zu verschaffen gewusst oder selbst geschrieben, während ordentliche Dienstboten, weil sie selbst oder ihre Herrschaft an das Certificat nicht gedacht hatten, ins Polizeigefangenhaus mussten. Die Czernowitzer Polizei sann nach, was zu thun sei; und da kam ihr ein Gedanke, des Schweißes der Edlen wert. An ansteckenden Krankheiten leiden in Czernowitz — wie auch anderswo — besonders häufig die Soldaten. Die Soldaten verkehren in Czernowitz — wie auch anderswo — besonders häufig mit Dienstmädchen. Jene Dienstmädchen, die mit Soldaten verkehren, sind also offenbar die Trägerinnen der Krankheiten. Die Wachleute erhielten Auftrag, alle Dienstmädchen, die abends mit Soldaten gehen, aufzugreifen. Nun aber musste die Stunde, zu der die Verhaftungen beginnen sollten, verrückt werden; denn um 9 Uhr sind ja die Soldaten größtentheils bereits in die Kasernen zurückgekehrt. So wurden denn die Stunden zwischen 6 und 8 Uhr abends gewählt. Und weil die Soldaten nicht täglich, immer aber an Sonntagen mit ihren Dienstmädchen sich zeigen, ward angeordnet, dass Sonntags zwischen 6 und 8 Uhr eine sanitätspolizeiliche Streifung stattzufinden habe, bei der alle Begleiterinnen von Soldaten festzunehmen seien.

Die Wachleute aber waren klüger als ihre Vorgesetzten. Was weiter folgt, behaupten nämlich diese Vorgesetzten, hätten sie nicht befohlen. Die Wachleute dachten sich: Ja, muss denn nothwendigerweise jede Prostituierte gerade an diesem Tage und zu dieser Stunde mit einem Soldaten gehen? Die Streifpatrouille kam eben an der Kirche vorbei: ein Strom von

Männern und Frauen ergoss sich aus den Thoren. Und unter diesen Frauen waren sonntäglich geputzte Dienstmädchen. Konnten nicht diese Mädchen, halb Gott, halb den — ach! erst geahnten — Geliebten im Herzen, die Kirche betreten haben, ob sie ihn dort fänden? Die Wachleute musterten die Schar mit jenem »klinischen Blick«, von dem neulich im Gerichtssaal die Rede war. Und rasch fanden sie zwei Opfer: die Dienstmädchen des Regierungsrathes Klauser und des Professors Dr. Rump wurden vom Kirchenthor weg ins Polizeigefangenhaus geschleppt. Dann gieng die Razzia weiter. Nun aber überlegten die Polizeiwachleute also: Militär und Kirche sind gemustert. Aber sollte nicht sonst noch wo das Uebel stecken? Noch ist's nicht Abend, und manches Weiblein, das sein Männlein sucht, hat es noch nicht gefunden. Die alleingehenden Frauenspersonen sind jetzt zumeist verdächtig. Scharfen Umblick haltend schritt man weiter. Da kamen aus dem Hause des Professors Bumbacu zwei Damen; das Dienstmädchen des Professors sollte die Besucherinnen ihrer Herrschaft nach Hause geleiten. Bescheiden hielt sie sich einige Schritte entfernt. Aber die Polizeiwachleute wussten gar wohl, was hinter dieser scheinbaren Bescheidenheit stecke. Als eben das Mägdlein unbekümmert die Augen herumspazieren ließ — ob sie den Geliebten erspähten, offenbar —, da sah sie dicht vor sich zwei Wachleute, die sie in die Höhe zerrten und fortschleppten. Diesmal freilich ward der Irrthum rasch aufgeklärt. Denn da die beiden Damen laut schrieen, als sie sahen, wie die Wachleute auf das sich sträubende Mädchen einhieben, eilten Spaziergänger herbei und trieben die Wache fort. So gewitzigt, gab die Patrouille jetzt besser acht. Die Begleiterinnen heimkehrender Frauen blieben unbehelligt. Aber bald war wieder eine Frauensperson gefunden, die offenbar Prostitution trieb. Ein kleines Ding, knapp 15 Jahre alt, kam ganz allein daher. Rasch ward sie gefasst, zum Rathhaus gebracht, in

einen großen Saal gestoßen, in dem sich etwa fünfzig Schicksalsgenossinnen befanden, und dann in ein Zimmer geführt, in dem sich vier Herren aufhielten. Die Herren fassten sie und legten sie auf einen Tisch; da fiel die Kleine in Ohnmacht. Als sie erwachte, ward sie fortgeschickt. Eine Stunde, nachdem sie das Haus verlassen hatte, kehrte sie zurück. Sie war das Dienstmädchen des Hofraths Ullmann, der sie um Schinken zum Abendbrot geschickt hatte. Auf die Frage der Herrschaft, was ihr geschehen sei, konnte das krampfhaft heulende Mädchen erst nach Stunden, während deren die besorgten Dienstgeber in sie drangen, Antwort geben.

An jenem einen Tage — es war der 11. März 1900 — hatte die Czernowitzer Sittenpolizei eine unglückliche Hand gehabt; die unbescholtenen Mädchen, die in diese Hand fielen, standen im Dienste von Professoren, Regierungsräthen und Hofräthen. So ward denn der Scandal ruchbar. Als jüngst in Wien einem Dienstmädchen, das nicht dem Hausstande einer einflussreichen Person angehörte, Aehnliches geschah, blieb alles ruhig, obgleich die »Documente der Frauen« den abstoßenden Vorgang zur öffentlichen Kenntnis brachten. War es doch auch beispielsweise unmöglich, die Anbringung von Schutzvorrichtungen an den Oeffnungen der Wiener Eiskeller durchzusetzen, ehe nicht der Präsident der Akademie der Wissenschaften als richtiger Naturforscher ein Experiment auf die Gefährlichkeit dieser Oeffnungen machte und dabei verunglückte.

* * *

In den Administrationen jener liberalen Blätter, die, auch ohne unzüchtig zu sein, in jeder Rubrik das Schamgefühl gröblich verletzen, ist nach Nr. 40 der ‚Fackel‘ eine Panik ausgebrochen. Zahlreiche Geschlechtskunden wurden abgewiesen, alleinstehende Damen suchten vergebens ehrbare Annäherung, und conträre Reisebegleiter mussten dem Administrationsbeamten

schleunigst den Rücken kehren . . .« Auch der Briefkasten der liberalen Blätter zeigte eine auffallende Veränderung. In der ‚Neuen Freien Presse‘ hieß es plötzlich:

Gebildetes Fräulein: Ihr Inserat findet keine Aufnahme.

Im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘, 22. Mai:

»— — — Zur Aufnahme nicht geeignet. **Eingezahlten Betrag erhalten** Sie gegen Vorweisung des **Inseratenscheines** retour.«

und:

»Ihre Annonce könnte nur in der geänderten Form erscheinen, ansonst zur Aufnahme unzulässig.«

Im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ v. 24. Mai wurde das Geständnis abgelegt, dass auch jene Inserate, die die Bitte um »ehrbare« Bekanntschaft oder den Zusatz »behufs Ehe« enthalten, in der Regel verkappte Kuppelinserate sind. Da hieß es wörtlich:

Lebenslust. Die uns eingesandte Annonce kann nur in Form eines Heiratsantrages und mit geänderter Chiffre erscheinen und kostet dreimal K 10.—. Einlangende Briefe werden Ihnen bei Angabe Ihrer Adresse zugeschickt. Nr. 4 69 87 genau angeben.

Stilles Glück, I. Bezirk, Habsburgergasse. Eingesandtes Inserat kann nur in Form eines Heiratsantrages erscheinen und kostet einmal K 2.80: K 1.60 erhalten.

Der Heiratsantrag ist somit eine »Form«, zu der die Blätter ihren Geschlechtskunden, denen sie doch zu ihrem Ziele verhelfen wollen, freundschaftlichst rathen. Das Geständnis war recht ungeschickt. Die sonstigen Antworten, in denen die Bitte um Unzucht mit prononcierter Schärfe abgewiesen ward, sollten natürlich den Staatsanwalt und das Publicum für ein Weilchen beruhigen. Das gieng so einige Tage. Heute haben Briefkasten und Inseratentheil wieder den gewöhnlichen Inhalt. Frühjahr ist's, unter »Waldeszauber 69« sucht wieder ein fescher Beamter die ehrbare Bekanntschaft einer alleinstehenden Dame, und den conträren Reisebegleiter führt die Wanderlust in die nur dem Staatsanwalt unsichtbare Ferne des Blätterwaldes.

* * *

Die Blätter von Sonntag 10. Juni berichteten, dass am folgenden Tage ein Spionageprocess vor einem Erkenntnissenat des Wiener Landesgerichtes stattfinden werde. »Den Vorsitz in dem Processe«, theilt das ‚Wiener Tagblatt‘ mit, »der selbstverständlich in geheimer Sitzung durchgeführt werden muss, wird Hofrath v. Holzinger führen.« Das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ bezeichnet den Vorgang zwar nicht ausdrücklich als selbstverständlich, theilt aber die Durchführung des Processes in geheimer Sitzung ohne weitere Bemerkung mit. Qui tacet .... Die ‚Neue Freie Presse‘ aber scheint irgendein Bedenken gehabt zu haben. Solche Bedenklichkeit wird von dem Blatt bekanntlich — wenn es sich um österreichische Uebelstände handelt — durch Schweigen ausgedrückt. Sie verschweigt daher, dass die Verhandlung geheim geführt wird. Was aber hätten alle drei Blätter gethan, wenn in Rennes die Oeffentlichkeit ausgeschlossen worden wäre? Und doch handelte es sich dort nicht um einen Process vor einem Civilgerichte, sondern vor dem mit viel stärkeren Vorsichtsmaßregeln umgebenen Militärgericht.



VOM WECHSELGASTSPIEL.

Was mich an der Sache gefesselt hat, ist der kritische Wiederhall, den der Austausch zweier Spielarten hierzulande gefunden. Aber es war wieder einmal nicht Theaterkritik, sondern die berüchtigte Wiener Theaterdiplomatie, die am hellen Tage alle Ränke interessierter Coulissenschnüffler spielen ließ. Das gieng bis zur Verletzung der internationalen Höflichkeit. Herr Bahr, Geschäftsträger des Herrn v. Bukovics, gab

das Signal. Den an die strenge Kunst des »Milieu« gewöhnten Berliner Jobbern missfiel das von den Wiener Jobbern verhätschelte Ensemble des »Deutschen Volkstheaters«. Flugs wurden Repressalien geübt, und dem früheren Enthusiasmus, der sich an der »modernen« Spielerei nicht satt sehen konnte, folgte verdrießliche Stimmung, die sachte zum offenen Tadel übergieng. Ja, die Wiener Bevollmächtigten des Herrn v. Bukovics begannen zu drohen, und zwischen den Zeilen konnte man da und dort die Ankündigung vernehmen, dass die Berliner Schauspieler so lange als Geißeln in Wien zurückbehalten würden, bis die Wiener in Berlin Erfolge erzielt hätten. Wirkliche Erfolge, nicht — die die Herren in ihren Blättern mit der in allen Lebenslagen unverminderten Dreistigkeit zusammenlogen.

Mit Herrn Brahm und den realistischen Mysterien, in die er uns allsommerlich einweiht, geht's mir wie mit seinem Mitpächter modernen Kunstempfindens, Herrn Schlenther. Ich muss, bevor ich meine Antipathien offen bekenne, erst etlicher unsauberen Bettgenossen mich erwehren, mit denen mich die Noth — keine gemeinsame — zusammengeführt hat. Vorerst eine reinliche Scheidung von Leuten, die hier scheinbar Mitkämpfer sind, sorgfältige Enthüllung der Motive, die ihrer Gegnerschaft zugrunde liegen. Ich kann Herrn Schlenther kein Haar krümmen, ohne zuvor die Versicherung abzugeben, dass die Erbitterung des guten Rudolf Lothar gegen ihn und sein Theater lediglich der historischen Thatsache zuzuschreiben ist, dass Herr Schlenther einst in der ‚Vossischen‘ ein dramatisches Erzeugnis, namens »Frauenlob« oder wie das Ding sonst hieß, hart mitgenommen hat. Ich kann Herrn Brahm für die unendliche Versimpelung deutscher Kunst, die er uns vor Augen demonstriert, nicht zurechtweisen, ohne gleichzeitig die Beweggründe Bahr'schen Hasses zu enthüllen. Nicht die gedankenlosen Nachbeter einer schlechten Sache scheinen mir hier und dort das öffent-

liche Urtheil zu gefährden. Die weitaus Schlimmeren sind wieder, wie so oft, jene Wortführer, die einem guten Widerstand aus schlechten Gründen sich anschließen und mit der Vordringlichkeit, die den Interessen der Eigensucht entspringt, jede Opposition heillos compromittieren. Der Tag ist herbeizusehnen, an dem die Wiener Pressclique Herrn Schlenther zujubeln wird, wie sie's nach mehrjährigem Kampfe seinem Vorstümper Burckhard gethan. Und wenn die Leute an Herrn Brahm und seiner Truppe nicht ein privates Müthchen zu kühlen gehabt hätten, wäre in der Verwirrung, die der »neue Stil« hierzulande gezeitigt hat, schon früher ein wegweisendes Wort zu sprechen gewesen.

Ich hätte wiederholt, was ich im Vorjahre dem Kunsteinbruch des Herrn Brahm entgegengehalten habe. Das diesjährige Gastspiel hat an der Erkenntnis nichts geändert: »Moderne Schauspielkunst« — eine saubere Regie, die eine Schar von guten Chargenspielern oder Dilettanten zusammenhält, die an schlesischen Dialectübungen gereift sind. Ich sprach von dem Schwindelglauben an den neuen Stil, der im Nu zu Schanden werde, sobald man die ausgeheckte Doctrin von der realistischen Spielweise im classischen Drama zur Geltung bringen will. Die Missionäre dieses Glaubens — schrieb ich —, Mitglieder einer Gemeinde, die in allen Kunstcentren die gleiche terrorisierende Wirkung übt, verkündeten die Bedeutung jedes Episodisten, der in den »Webern« seine realistische Nothdurft verrichtet hatte. »Ein gewandter Regisseur hatte sich von den entlegensten Vorstadtbühnen Statisten und kleine Chargenspieler zusammengesucht, und sie alle waren mit einemmale in große Neuerer, Pfadfinder der deutschen Schauspielkunst, verwandelt. Dass solches allein der Unterstützung des Dialects zu danken war, der als sicherer Schwimmgürtel auch den letzten Nichtkönner über Wasser hält, schien keiner zu merken«. Der naturalistische Stil, der sich so herausgebildet hat, ist die Richtlinie jener Dar-

steller, denen zur Unnatürlichkeit das Talent fehlt. Aus einer wunderbaren Erkenntnis von künstlerischen, selbst physischen Defecten hat sich diese moderne Art entwickelt, als deren mustergiltige Vertretung das Ensemble des »Deutschen Theaters« gewiss theatergeschichtliches Interesse verdient. Vollendete Interjectionsschauspieler, die mit der Pfeife zwischen den Zähnen allen möglichen Gefühlen Ausdruck geben können, und, wenn die berühmte »vierte Wand« — die ideale Forderung des Realismus — zu ermöglichen wäre, sich ungeniert wie zu Hause benehmen würden. Sie spielen Tramwaykutscher und Kunstschlosser mit täuschender Echtheit, so echt, dass man sich schier einen Tramwaykutscher und einen Kunstschlosser — nach einiger Entwöhnung vom Lampenfieber — als Mitglieder des Brahm'schen Theaters denken könnte. Dabei hält ein Regisseur gute Mannszucht und belehrt uns, — wie viel Kunst wir in Wien mit unseren schauspielerischen Individualitäten zuwege bringen könnten, die trotz dem Niedergang des Burgtheaters das Brahm'sche Kunstnormale und all den Kleinkram der Milieustücke thurmhoch überragen.

Ich habe, als die ersten Sendboten der »neuen Kunst« nach Wien kamen und wir hier, was die Berliner längst überstanden hatten, mit blödsinnigem Jubel zu begrüßen uns anschickten, das Neue dieser Darstellungsweise vorwiegend in dem Mangel an Humor und dem Mangel an innerem Temperament erkannt, die den Spieler zur blendenden Ausrede der »Lebensechtheit« befähigen. Ich sprach von einer Kunst, die, wo die Gefühle versagen, im richtigen Moment ein dem Leben abgelauschtes Räuspern einlegt, inneres Leid wie Zahnschmerz ausdrückt und die so originell ist, seelischen Explosionen behutsam aus dem Wege zu gehen, weil sie deren nicht fähig ist. Dies alles bedeute ohne Frage eine Revolutionierung der Scene, aber sie finde ihren Rückhalt nicht im öffentlichen Empfinden, nur in jener Theaterkritik, die alle Forderungen des

Naturalismus erfüllt sieht, wenn der Decorateur für einen echten Plafond und für echte Thürklinken gesorgt hat.

Hat das diesjährige Gastspiel des »Deutschen Theaters« neue Erkenntnisse erschlossen? Höchstens die, dass die wenigen wirklichen Schauspieler, die es mitführt, dem Ensemble einer geschlossenen Kleinkunst nur gefährlich sind. Im Vorjahre dominierten die gutgezogenen Episodisten. Und damals ergab sich der ironische Zufall, dass ein Tüchtiger unter den Kleinen die Lorbeeren der Modernität davontrug, Herr Reinhardt, dem man hinter all' den Zuthaten der neuen Technik den Burgtheaterton und ein langjähriges Studium an Lewinskys Vorbild anhören konnte. Vollends scheinen Nissen, Sauer und Frl. Lehmann ein Ensemble zu stören, das dem Fehlen aller schauspielerischen Urwüchsigkeit und allen Zuges seine einzige Wirkung dankt. In solcher Umgebung musste wohl Herr Kainz den Berlinern als Hüter der Classik gelten. In Wien gewinnt man allmählich Verständnis dafür, dass die Eigenart, belanglose Verse mit schulmäßiger Deutlichkeit zu scandieren, ein Dutzend der gedankenreichsten aber auf einmal in den Mund zu nehmen und dann mit Nonchalance ins Orchester zu spucken, nicht gerade das Um und Auf jener classischen Spielweise bildet, für die selbst ein verfallendes Burgtheater noch vorbildlich ist. Herr Kainz stach bloß durch seine Bethätigung, Frl. Dumont durch ihre Begabung von der Sphäre des »Deutschen Theaters« ab. Hätte sie zur Erholung des Wiener Publicums von den Milieustrapazen nicht Hofmannsthals, sondern Schillers Verse sprechen dürfen, man hätte in ihr, die einst ein überreiches Burgtheater ziehen ließ, eine dem heutigen Bestand dieses Hauses unentbehrliche Kraft erkannt. Unter dem Scepter des Herrn Brahm ist ihr die Lebensmöglichkeit entzogen; ihre Intelligenz darf sich höchstens an Ibsen'schen Frauen versuchen, für die sie aber in einer Umgebung, der sich eben noch die

Tiefen Georg Hirschfelds erschließen, keine Partner findet. Wenn Ferdinand von Herrn Rittner gespielt wird, ist freilich an ein Zusammenleben oder auch nur an ein Zusammenspiel mit Lady Milford nicht zu denken. Man hat darum in Berlin nach missglückten classischen Versuchen Herrn Rittner rechtzeitig auf sein ureigenstes Gebiet, auf das der preussisch-schlesischen Darstellung, angewiesen. Aber es ist eigentlich gar keine Darstellung, sondern ein Weben und Leben in heimischen Naturlauten, das sich mit seinem monotonen »Nu nu, nee nee« als eine Art schlesischen Schlierseerthums gibt. Diese primäre Natürlichkeit ist hier in Wien bestaunt worden, als ob wir nie große schauspielerische Temperamente erlebt hätten, die die Natur verwandeln und kunstgerecht verarbeiten konnten. Man hat, weil Herrn Rittner als dialectsprechendem Schlosser in Herrn Hirschfelds unergründlich seichter »Pauline« eine gewisse breitbeinige Ungeniertheit gelang, den dreisten Vergleich mit Baumeister gewagt. Das ist die schlimmste Wirkung des Naturalismus, dass er die Perspective der Natur, die Perspective der Bühne — und die Perspective des Urtheils beseitigt hat.

In Berlin ist man seit Jahren auf die Entdeckung solcher Talente eingeübt, die, weil einmal die Bühnenfigur sich mit ihres Wesens armem Inhalt deckt, für einen Abend wie Talente aussehen. So sind die realistischen Schauspieler entstanden. Man erinnert sich einer weiblichen Talentlosigkeit, die mehrere Jahre am Burgtheater gewirkt hat. Die Dame, die in classischen Partieen durchaus unzureichend war und vermöge der Langweile ihrer Persönlichkeit nie zu interessieren vermochte, feierte als langweilige Schwester in der »Schmetterlingsschlacht« glückliche Auferstehung. Wäre dies ihre erste Rolle bei Brahm in Berlin gewesen, der Abend hätte die Entdeckung der größten realistischen Schauspielerin Deutschlands gebracht, und die kritischen Auguren hätten in ihrer Ahnungslosigkeit verkündet: »Sie spielt die langweilige Schwester

nicht, sie ist langweilig!«. Ein völlig unbeholfener Episodist unseres »Deutschen Volkstheaters«, dessen Name hier kaum genannt wurde, wird jetzt im ‚Berliner Tagblatt' als das beste und »natürlichste« Mitglied des Ensembles gepriesen; er hatte Unbeholfenheit darzustellen.

Ich will nicht behaupten, dass die Berliner Unrecht thaten, das sonstige Ensemble des »Deutschen Volkstheaters« so schmählich abfallen zu lassen. Selten ist noch mit der gleichen Schlampigkeit, mit ähnlich frecher Vertrauensseligkeit ein künstlerischer Eroberungszug vorbereitet worden, wie der der Compagnie Bukovics-Fellner. Mit ihrer Fertigkeit im Abfassen von Reclamenotizen glaubten diese Leute im Sturme Berlin erobern zu können, wo man doch Frau Odilons Mätzchen kennt und Herrn Bahrs »Star« schon einmal durchfallen ließ. Ich taxiere das Kunstniveau des Berliner Realismus nicht zu hoch; aber dem Gastspiel des Herrn Brahm, der gewiss ein ebenso geriebener Theatercassier ist wie Herr Bukovics, muss man doch zum Lobe nachsagen, dass seine Truppe bemüht war, zwischen den, wenn auch engen, Grenzen eines Genres alle Künste zu zeigen, die sie unter einem kunstfeindlichen Schlagwort, aber einer guten Disciplin erlernt hat, und zumal literarisch eine Musterkarte ihres Repertoires zu bieten. Die Leute des Herrn Bukovics kommen aus der Stadt reichster Kunsttradition mit Rudolf Lothar angerückt, versuchen es, Herrn Ludassy gegen die Berliner Censur, die eine Censur des guten Geschmackes zu sein scheint, durchzusetzen, und bieten die Dame Odilon als abgetakelten »Star«. Die schönsten Reclametelegramme, die allnächtlich in die willfährigen Wiener Redactionen gesendet wurden, konnten die Berliner mit den gebotenen Leistungen nicht versöhnen. Es war ja rührend, dass Herr Fellner, Dramaturg des »Deutschen Volkstheaters« und Wiener Correspondent der ‚Vossischen', in der nämlichen Zeitung über das nämliche Theater Hymnen anstimmen und sie

eiligst in den Wiener Blättern als Urtheil der Berliner Oeffentlichkeit abdrucken ließ. Es war ja rührend, dass Herr Bahr die Berliner Gäste in Wien beschimpfte und als geschäftiger Notizenofficiosus des Herrn Bukovics zugleich gegen das »Deutsche Theater« und für das »Deutsche Volkstheater« seines Amtes waltete Trotzalledem machte Herr Bukovics in Berlin Pleite. Die Wiener Blätter versuchten es mit Urtheilen von italienischen Kritikern über Lothars »Harlekin«. Nützte nichts; in Berlin fiel Lothars »Harlekin« durch. Die ‚Neue Freie Presse‘ setzte dies als bekannt voraus und berichtete bloß, dass der Beifall den Widerspruch — einen solchen, von dem zuvor gar nicht die Rede war — »entschieden übertönt« habe. Und alle citierten das Urtheil eines Herrn Lothar befreundeten Berliner Recensenten, der nichts weiter einzuwenden hatte, als dass beim Ersinnen dieses »Harlekin« der Kritiker und Theoretiker Lothar dem Dichter Lothar »im Wege gestanden« sei. Welch fataler Irrthum! Wenn Kritiker und Theaterdichter eine Person sind, so steht in Wien der Kritiker nie dem Dichter hinderlich im Wege. Im Gegentheil!

Als alles nichts half, probierten sie's in Berlin mit Feuilletons der Frau Odilon; die Schauspielerin stand der Zeitungsschreiberin nicht hinderlich im Wege. Alle Berliner und in Berlin lebenden Wiener Schmöcke trugen sich zu Interviews an und waren der Dame bei Abfassung von Originalarbeiten behilflich. Einer der Gesellen hat sie in ihrer Garderobe besucht, und im ‚Neuen Wiener Journal‘, in dem einst der saubere Herr Buchbinder das Badezimmer der Dame beschrieb, lese ich die folgende Ode:» .... In einem Meer von Rosenduft, knisternder Seide, duftigen Spitzen, Tüll und all jenen unsäglich zarten, kaum fassbaren, undefinierbaren Nippes, die man nicht begreift und die doch so nothwendig zum Leben einer Künstlerin gehören, empfing sie uns. In der Luft zitterte es nach von dem süß-einschmeichelnden, weichen und wohligen

Hauche irgend eines Parfüms ihres Toilettentisches, glitzerten im mattgedämpften Lichte die Milliarden Puderstäubchen, die wie eine leichte, zarte Wolke sich niedersenkten, den Athem heiß zu ersticken ... das Ganze war in etwas Traumhaftes, Nebelhaftes getaucht ... wie ein kosiges, schönes Märchen. Frau Odilon sitzt vor dem hohen Spiegel, und da sie etwas Roth auflegt, leuchtet ihr broncefarbenes Haar, das in langen Locken wie in Flammen über den decolletierten, mattweißen Nacken sich ergießt — — —«. Aber die Milliarden Puderstäubchen mögen Milliardären imponieren; ein Theaterpublicum und die sonstige Oeffentlichkeit gehen sie nicht das Geringste an ... Und im ‚Kleinen Journal' jenes berüchtigten Leon Leipziger, der die Wiener im kommenden Herbst — der Zeitungsstempel ist ja »aufgehoben« — mit einem neuen Blatte beglücken will, erschien ein »Originalfeuilleton« unter dem Titel: »Als ich wiederkam ...«. Frau Odilon gehört zu jener Sorte von Schauspielerinnen, die durch nichts wirken als durch die Absichtlichkeit, mit der sie ihr reiches Privatleben auf die Bühne mitschleppen. Ein anderes als das Börseanerpublicum des »Deutschen Volkstheaters« hätte nach jenen stürmischen Tagen, da wir den besten Volksschauspieler Wiens beinahe verloren hätten, Frau Odilon, an der nicht einmal ein Talent zu verlieren war, nicht mehr auf einer Wiener Bühne auftreten lassen. Die Berliner wussten sie besser zu taxieren und ließen sie einfach abfallen. Im ‚Kleinen Journal' versicherte sie zwar, dass sie »stets das Beste gewollt«, sich stets »das Höchste und Edelste als Ziel gesteckt« habe. Aber man weiß in Berlin längst, dass das »Höchste« der Frau Odilon nicht über vier Stockwerke hoch ist. Der erste Gastspielabend, schreibt sie, sei »Gottlob glücklich« ausgefallen. Aber schon dieser erste war selbst in der ‚Vossischen', die doch unserem Volkstheater nahesteht, gründlich verrissen. Trotzdem findet Frau Odilon Berlin »großartig«, das sie

»nach langen acht Jahren« jetzt wiedersehe. Man theilt mir aus Berlin mit, dass die Dame seit jenen Tagen, da sie in Berlin, wie sie sagt, »so viel Herbes« durchgemacht, alle Jahre munter im Berliner Hôtel Bristol abgestiegen sei. Dieser Stadt rühmt Frau Odilon nach, dass sie der Welt jede Errungenschaft dictiere und dass dort »leere Mache ohnmächtig in sich zusammenfällt, niederbricht wie jede Plattheit . . .« Die Dame hat Recht behalten, für sich und das Theater, dessen Star sie ist.

Der Berliner Misserfolg ließ sich nicht verschleiern, und die plumpe Ungeschicklichkeit, mit der es versucht wurde, wirkte nur aufreizend. Man druckt täglich die Notizen ab, die der Dramaturg des Theaters inspiriert hat, man holt sich zur Beurtheilung der Berliner Gäste in Wien die Directive des Herrn Bukovics aus Berlin, der je nach dem Grade seiner Misserfolge die Tonart des Tadels bestellt. Herr Hermann Bahr hatte in diesen Tagen viel zu thun. Das »Deutsche Theater« musste er nicht loben. Aber wie er es immer wieder zu Gunsten der stillosesten Bühne Wiens herabsetzte, das überstieg die Grenzen der Herrn Bahr concedierten Unverschämtheit. Man muss, wenn man auch für ein Annoncenblatt schreibt, nicht so unbescheiden deutlich seine materielle Abhängigkeit von einer Theaterkanzlei annoncieren. Aber Herr Bahr hatte nicht einen, er hatte mehrere unsaubere Gründe für sein kritisches Vorgehen. Herr Brahm hat ihm sein Stück »Josephine« abgelehnt, und Herrn Bukovics ist er nicht nur für Tantièmen, sondern auch für die Ueberlassung eines Freiplatzes zu Danke verpflichtet. Andere Journalisten lassen sich durch Freiplätze vom Tadeln nicht abhalten; aber ein Kritiker, dem ein Theaterdirector gleich einen Freiplatz in Unter St. Veit schenkt, hat guten Grund — zum Bau einer Villa.

* * *

Die Leistungen der jungwienerischen Literatur müssten endlich einmal von einem gründlichen Kenner des Dialectes untersucht werden. Pötzl, dessen Wiener Humor einen unerbittlich ethymolo-

gischen Zug hat, sollte sich an diese Aufgabe machen. Wie viel des Unechten würde er da zu Tage fördern! Das süße Vorstadtmädel spräche auf einmal die Sprache einer mit wienerischen Floskeln coquettierenden Halbjungfrau aus den besseren Finanzkreisen, und es würde sich zeigen, dass die ganze Wurzelechtheit dieses dramatisierten und novellistischen Wienerthums in ein paar verstreuten »Halt« besteht. Die Jungwiener Belletristik, die Herrn Bahr, dem Linzer, imponiert, holt von der Leopoldstädter Sprachinsel ihre Naturlaute. Zu ihren prononciertesten Vertretern gehört neuestens Herr Leo Hirschfeld, der kürzlich im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse‘ die Votivkirche entdeckt hat. Das ist »halt« nicht mehr schwer, da ja die Votivkirche schon so oft von den in der Gegend des Schottenring und des Rathhausviertels heimischen Sensitiven entdeckt wurde. Auch das Wienerisch, mit dem Herr Hirschfeld aufwartet, klingt uns nicht mehr unbekannt. Vor etlichen Monaten hat ihn ein Einsender in der ‚Neuen Freien Presse‘ über den Unterschied von »außa« und »außi«, »eina« und »eini« belehrt. Heute lässt er ein süßes Wiener Vorstadtmädel in einem Jargon sprechen, der von seinem eigenen kaum mehr zu unterscheiden ist. Die Heldin seiner Novellette ruft einmal: »Is sehr möglich!«, und Herr Hirschfeld sagt darauf: »ein bissel Zeit«. Herr Hirschfeld hat für seine nichtige Kaffeehausstudie »Die Lumpen« den Bauernfeldpreis erhalten. Aber die »Nestroysäle«, die Zuchtstätte Budapester Jargons, haben bekanntlich mit Nestroy nicht das Geringste zu thun . . .

* * *

Frau Zuckerkandl kränkt sich sehr darüber, dass die Leute in Paris so falsche Vorstellungen von der modernen österreichischen Kunst bekommen. Die Repräsentanten der kunstgewerblichen Interessen Oesterreichs, seufzt sie in der ‚Wiener Allgemeinen‘, kennen eben »alle die Schöpfungen« nicht, »welche Wien zu einer Kunststadt ersten Ranges stempeln«. »Sie kennen nicht«, ruft sie pathetisch, »die Salons Stifft, Friedmann, Berl, Spitzer — all' diese Privatwohnungen, welche durch den Reichthum neuer Ideen, durch den Glanz der Technik den Vorrang eingenommen hätten im künstlerischen Wettkampf der Nationen.« Ja, dass die Besucher der Pariser Weltausstellung nicht wissen werden, wie's im »Salon Berl« aussieht, ist in der That ein unerträglicher Gedanke. Warum hat

man nicht wenigstens den Schreibtisch des Herrn Walter Brix hingeschafft? Oh, diese moderne Zimmereinrichtung, die die individuelle »Note« des Besitzers zur Geltung bringen soll! »Die Tische und die Sessel« — schwelgt Herr Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ — »und die Leuchter und die Löffel müssen Ausdrücke derselben Empfindung sein«. Wann werden wenigstens die Wiener erfahren, wie die Sessel und die (silbernen) Löffel im »Salon Thalberg« aussehen? »Unser« Olbrich, der jetzt »unseren« Finanzgrößen moderne Betten mit sanften Ruhekissen modelliert, muss doch auch imstande sein, die gewerbsmäßige Verlockung zum Börsenspiel in einer Zimmereinrichtung auszudrücken? Herr Bahr widmete ihm kürzlich wieder einmal ein Feuilleton. Warum auch nicht? Olbrich hat sich's redlich verdient. Er hat, wie Bahr berichtet, nicht nur »die Villa in der Brühl« (Salon Friedmann), nicht nur »das blaue Zimmer für Herrn Doctor Spitzer«, sondern auch »den Plan eines kleinen Hauses in St. Veit« gemacht. Und wem gehört das kleine Haus? Keinem Geringeren als Herrn Bahr selbst, der so bescheiden ist, sich nicht als den glücklichen Besitzer zu nennen .... Der verstiegene Idealismus für Olbrich entspringt also St. Veiter Realitäten. Im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ ist jetzt Herrn Bahr der breiteste Raum gegönnt: — Der Einlauf grober Briefe im Redactionsbureau wächst ungeheuer. Glücklicherweise bewährt aber das Steyrermühlblatt auch auf dem Gebiete der Kunst seine totale Gesinnungslosigkeit. Wenn Herr Bahr am 19. Mai seinen St. Veitstanz für Olbrich und die moderne Kunst ausgetobt hat, kommt am 20. Pötzl, beschreibt in seiner lustigen Weise eine Sitzung des »Kunstrathes«, der sich eben unter der Aegide der Herren Hartel, Wiener, Hevesi und Bahr versammelt hat, und stößt den Redactionscollegen mit einigen kräftigen Fußtritten vom »nationalen Sessel« herunter.

* * *

Das Deutsch der zwei Spezi.

Hermann Bahr schreibt im Feuilleton des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ vom 9. Juni:

»Man höre nur einmal etwa einem Autor sein eigenes Stück vorlesen zu.«

Max Burckhard schreibt in der letzten Nummer der ‚Zeit‘:

»Wir haben gesehen, was das ganze Gefasel von Starwirtschaft wert war, das solche, die selber »Stars« sein und es Mitterwurzer und Kainz gleichthun wollten, aber zu weit hinter ihnen

zurückstanden, hier gegen diese erhoben, da das »Deutsche Theater« dadurch, dass es den Kainz und die Sorma hatte, welche spielten was gut und theuer war, nicht behindert war, sich ein gutes Ensemble zu schaffen, von dem es jetzt, da es diese beiden verloren, mit Ehren und Anstand lebt.«

Und nun höre einmal Herr Bahr dem Autor seinen eigenen Satz »vorlesen zu«!

* * *

Römische Schmöcke.

(Aus Berichten über eine Heiligsprechung.)

‚Neue Freie Presse‘ vom 30. Mai.

» . . . Papst Leo reckt sich plötzlich empor, sein Auge glänzt und seine Hand segnet mit breiter, sicherer Geberde . . . Er segnet und grüßt und lächelt voll innerer Lebenskraft und Freude . . . Als er nach drei langen und bangen Stunden den Tragstuhl bestieg und unter dem Schalle der Glocken und dem Schmettern der kriegerischen Fanfare wieder zur Kirche hinausschwebte, da war es, als hätte der hieratische Glanz des Tages und der erregende Anblick der Menschenfluth zu seinen Füßen ihn um Jahre verjüngt.«

‚Fremdenblatt‘ vom 30. Mai.

» . . . Die volle Zeremonie hatte ungefähr vier Stunden in Anspruch genommen — viel zu lange für das hohe Alter des Papstes, der sich zuletzt kaum mehr aufrechterhalten konnte. Beim Verlassen der Kirche versuchte er, sich noch ab und zu beim Segnen zu erheben, fiel aber alsbald kraftlos und völlig erschöpft in seinen Sessel zurück.«

*

Das Feuilleton, das der römische Schmock der ‚Neuen Freien Presse‘ über die Heiligsprechung des Johannes de la Salle und der Rita da Cascia schrieb, ist nicht nur wegen der Beschreibung der Erscheinung des Papstes bemerkenswert. Er zählt die irdischen Wunderthaten Johannis auf, berichtet von den »unzähligen Blutschwären und sonstigen Hautkrankheiten, die er mit seinem Athem weghauchte«, und schreibt wörtlich: »Kaum war

er indessen selig gesprochen, so mehrten sich die Zeichen bei der Anrufung seines gesegneten Namens in überraschender Fülle — das gab den Ausschlag!« Der Schmock meinte natürlich: den Ausschlag für die Heiligsprechung. Dass Johannes de la Salle nicht »auch brieflich« ordinierte, scheint ihm die ,Neue Freie Presse' sehr zu verübeln, und es schmerzt sie sichtlich, dass sie seinem Wirken ohne jede Aussicht auf ein Inserat eine lobende Besprechung widmen muss.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Cartellgegner. Ich weiß nicht, ob vor dem Oberlandesgericht die Befangenheit des Laienrichters im Process gegen das Blechcartell, des Herrn Ritter v. Leon, geltend gemacht worden ist. Jedenfalls hat das Oberlandesgericht das Urtheil des Handelsgerichtes, dessen Widersinnigkeit ich in Nr. 34 dargethan, aus Gründen, die ich entwickelt habe, umgestoßen. Die Klageanwälte werden aber wohl in Zukunft der Frage der Unbefangenheit der Laienrichter ein schärferes Augenmerk zuwenden.

Hofrath Wetschl. Ich gratuliere Ihnen zu der sinnigen Idee, durch die Sie dem Hofärar mit einem Schlag ein neues Einnahmsgebiet erobert haben. Für jeden Kinderwagen, den eine Amme in den k. k. Volksgarten führen will, muss jetzt eine Taxe von 50 kr. für die Saison erlegt werden. So läppert man doch wieder dreißig Gulden jährlich zusammen!

Musiker. Sie theilen mir mit, dass anlässlich des Goldmark-Jubiläums außer den Herren Heuberger und Kalbeck auch noch Herr Karpath gefeiert wurde. Das habe ich in der That übersehen. Nun erklärt sich's, warum der arme Goldmark so völlig verdunkelt wurde. »Um ihn stand« — so hieß es in den Festberichten — »u. a. der Musikschriftsteller Karpath«; und Herr Karpath ist bekanntlich von größtem Ansehen und eine der gewichtigsten Erscheinungen der Wiener Musikerwelt. Wenn er an so markanter Stelle gleich neben dem Jubilar gefeiert wurde, so hat sich dies übrigens Herr Karpath selbst zuzuschreiben. Er ist nämlich, wie Sie mir mittheilen, der Verfasser der Festberichte.

Aesculap. Als Förderer »Sapolans« (siehe Nr. 42) hat sich Professor Mracek entpuppt. Bezüglich des »Gloria-Vaselin« theilt mir Herr Philipp Röder mit, dass das Gutachten des Herrn Professors Kaposi nicht seiner Firma, sondern der Fabrik ertheilt worden ist und dass die Droguengroßhandlung Röder erst vier Wochen nach der Erstattung des Gutachtens den Vertrieb des Präparates übernommen hat. Herr Röder stimmt den Ausführungen über klinische Gutachten, die in einer der früheren Nummern der ,Fackel' enthalten waren, rückhaltlos zu, »speciell was das widerliche Treiben der bekannten Annoncenbureaux betrifft.« Klinische

Gutachten jedoch überhaupt als unstatthaft zu erklären, gehe denn doch nicht an. Ueberdies hätten auch die Kliniken Neumann, Gersuny, Schauta, Schnabel, Pick (Prag), Lukassiewicz (Lemberg) und andere das neue Vaselin in günstigem Sinne begutachtet. Die Mittheilung des Herrn Röder ändert an dem in Nr. 42 über den Handel mit Gutachten Vorgebrachten nur sehr wenig. Wenn die Firma so ahnungslos vier Wochen, nachdem der Schwiegervater des Herrn Röder jun. sein Loblied auf Gloria-Vaselin gesungen, zur Generalvertretung der neuen Salbe kam, so bleibt doch immerhin auffallend, dass auf ihren Reclamen just das Urtheil des Herrn Professors Kaposi und nicht auch das der Herren Professoren Neumann, Gersuny, Schauta, Schnabel, Pick, Lukassiewicz und der anderen prangt. Um den Schein einer verwandtschaftlichen Abmachung zu vermeiden, hätte man in die Annoncen nicht ausschließlich das Gutachten des Professors Kaposi oder doch mindestens dazu auch die ganze Erklärung aufnehmen sollen, die mir heute Herr Philipp Röder sendet. Der Grundsatz bleibt: Fast jeder Dermatolog hat seine Salbe, für die er sich in Wort und Schrift nach Kräften einsetzt.

Ein Wissender. Herr Dr. Elbogen hat sich mit Frischauer wieder versöhnt. Der Angriff im »volkswirtschaftlichen Theil« des ‚Wiener Tagblatt' hindert ihn weiter nicht an der Mitarbeit. Er sieht ein, dass Staatsnothwendigkeiten vorangehen, und nimmt seinem Blatte die Sorge um die Einbringung des »Budgets«, um die wichtigsten Pauschalien nicht übel. Bezüglich seiner Haltung in der Generalversammlung der Südbahn, die ihm den scharfen Tadel des ‚Wiener Tagblatt' zuzog, theilen Sie mir noch mit, dass Herr Dr. Elbogen einem Redner gegenüber den Ausruf: »Freikartenactionär!« machte. In diesem Zwischenruf sollte allerdings nicht Hohn, sondern neidvolle Bewunderung liegen. Herr Dr. Elbogen hatte nämlich kurz vorher um eine Freikarte nach Cormons angesucht und — nur eine halbe erhalten.

Wilder. Die Ungezogenheit des deutschliberalen Abgeordneten Dr. Groß, der auf dem Festcommers des »Deutschen Schulvereins« in Graz den Ausdruck »freche Tschechenbrut« gebrauchte, war wohl auffallend. Das sind die Leute, die von »nationaler Verständigung« faseln und bei Delegationsempfängen dem Kaiser die Gegner als die Störenfriede hinstellen. Die Worte des Herrn Groß, bei dem man jetzt nicht weiß, ob er sich durch deutsche Strammheit mehr nach unten oder nach oben beliebt machen will, sind in der eigenen Parteipresse schamhaft gemildert worden. Der gebildete Herr dociert an der Wiener Universität.

Französin. Sie waren gewiss im Recht, wenn sie von der ‚Neuen Freien Presse' die Rückerstattung der 5 fl. 60 kr. für das mir zur Ansicht übersandte, von Fehlern strotzende französische Inserat oder den Abdruck eines zweiten, fehlerfreien Inserates verlangten. Dass eine Annonce, in der ich zehn orthographische Fehler zähle, einem Professor nicht zur Empfehlung gereichen kann, da sie doch den

Anschein erweckt, als habe man es mit einem der zahlreichen Schwindler zu thun, die, ohne irgendwelche Studien gemacht zu haben, sich als Lehrpersonen ausgeben, ist nicht zu bezweifeln. Wenn man Ihnen im Annoncenbureau der ‚Neuen Freien Presse' gesagt hat, dass beispielsweise die Schreibweise »proffesseur« »im Deutschen kein so arger Fehler« wäre, so erklärt sich das allerdings daraus, dass im redactionellen Theil des Blattes täglich viel ärgere — nicht orthographische, sondern stilistische — Fehler vorkommen. Aber ein Richter könnte das nicht als Entschuldigung gelten lassen. Klagen Sie doch! Die ‚Neue Freie Presse' darf zwar kreuzerweise defraudieren, aber 5 fl. 60 kr. auf einmal einstecken zu wollen, ist zu viel.

Genosse. Die ‚Arbeiter-Zeitung' mag es freuen, zu vernehmen, dass Herr Adamus in officiellem Solde nicht mehr ausschließlich gegen die Socialdemokratie kämpfen wird. Der biedere Herr v. Hartel hat ihm — so erzählen neiderfüllte Dramatiker — nunmehr eine Subvention zur Abfassung eines Theaterstückes gegen die Christlichsocialen und eines gegen die Aristokratie verliehen.

Publicus. Die »Personalnachrichten« verkünden bekanntlich den Ruhm jener Persönlichkeiten, die für ihre Mitwelt nichts weiter gethan haben, als dass sie irgendwo in einem Hotel abgestiegen und eines Tages wieder abgereist sind. Zumeist handelt es sich um Reclamen für Hoteliers, die entweder bar bezahlen, inserieren oder ein Mitglied der Redaction gelegentlich gratis beherbergen. Nun könnte man freilich, wenn uns schon diese abgeschmackteste Rubrik der Tagespresse erhalten bleiben soll, mindestens Genauigkeit und »Actualität« verlangen. Die Meldung der ‚Neuen Freien Presse' vom 3. Juni: »Sectionschef Baron Kolbensteiner ist in Baden zum Curgebrauche in Sukfülls Hôtel ‚zum grünen Baum' eingetroffen« ist ja ohne Frage vielsagend und interessant. Aber die ‚Neue Freie Presse' erweist sich dem Kennerauge abermals als ein schlechtunterrichtetes Blatt. Der genannte Herr ist im »grünen Baum« schon vor vier oder fünf Wochen »eingetroffen« und steht dermalen auf dem Sprunge, das Hôtel wieder zu verlassen. Und vollends der Graf Henckel-Donnersmark! Dass er in demselben Hôtel »eingetroffen« sei, meldete das Blatt vor kurzem, als er, nach mehrwöchentlichem Aufenthalte, bereits wieder abgereist war. Wir bitten um Genauigkeit! Sonst wird der Leser irregeführt und bildet sich thatsächlich ein, dass der Baron Kolbensteiner und der Graf Henckel-Donnersmark noch in Sukfülls Hôtel »zum grünen Baum« weilen . . .

Carl. Bitte einzusenden.

Fr. L. Bitte mich ehestens zu besuchen.

»Conservatorium«. Ich halte eine publicistische Intervention im heutigen Stadium der Angelegenheit für deplaciert. Wenn sich ein Lehrer gegen seine Schülerinnen ungebührlich benimmt, so steht den Eltern der Weg der Beschwerde an die Vorgesetzten offen. Ich

sehe gar keinen Grund, warum Eltern zögern sollten, ihre bedrohten Kinder in Sicherheit zu bringen. Das Bedenken, die Mädchen würden die Rache des vordem so zärtlichen Professors zu fühlen bekommen, ist durchaus nicht stichhältig. Vielmehr ist es evident, dass die Leitung des Conservatoriums die Pflicht hat, schleunigst einen anderen Lehrer mit dem Unterricht zu betrauen. Sollte dies nicht geschehen oder sollte die Beschwerde — was ich nicht annehme und nicht hoffen will — unberücksichtigt bleiben, dann kann ich mich für die Sache interessieren. So weit halten wir denn doch noch nicht in der allgemeinen Verrottung, dass man gegen die Zudringlichkeiten eines Musiklehrers gleich die Hilfe des unabhängigen Publicisten in Anspruch nehmen müsste, weil man an der Energie und dem guten Willen derer zweifelt, die die disciplinarischen Machtmittel in der Hand haben. Lassen Sie's doch darauf ankommen und weisen Sie den Eltern der jungen Damen den natürlichen Weg. Es war schon einmal in der ‚Fackel' von den Liebenswürdigkeiten, denen eine Schülerin des Conservatoriums ausgesetzt war, die Rede. Die Direction der »Gesellschaft der Musikfreunde« versicherte damals, dass ihr niemals eine Beschwerde zugekommen sei, und theilte mir gleichzeitig mit, dass sie derartigen Beschwerden jederzeit energisch nachzugehen gewillt wäre. »Ich hoffe also« — schrieb ich in Nr. 26 — »dass bei gegebenem Anlasse eine muthige Schülerin ihr Gelegenheit geben wird, diesen Willen zu bethätigen.«

Glogau-Schwärmer. Der Herausgeber der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' ist von seiner »Italienischen Reise«, deren ich in Nr. 38 gedacht habe, längst zurückgekehrt. Wann, kann ich nicht genau sagen; aber wenn ich mich recht erinnere, fiel seine Abfahrt in die Zeit der Erlassung der Gesetze gegen den Brigantaggio.

Druckfehlerberichtigung.

Nachträglich sei bemerkt, dass es in Nr. 41 auf S. 17, Zeile 1 von oben, statt »Den . . . Dörfern haben . . die ‚bosnischen Pavillons' Platz machen müssen« natürlich heißen soll: *Die . . . Dörfer haben . . . den,* und auf S. 20, Zeile 1 von unten, statt »Relamefeuilleton«: *Reclamefeuilleton.*

Der Herausgeber ist nur nach vorhergehender genauer Bekanntgabe des Zweckes der Unterredung zu sprechen und behält sich vor, deren Stunde im einzelnen Falle schriftlich anzugeben.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

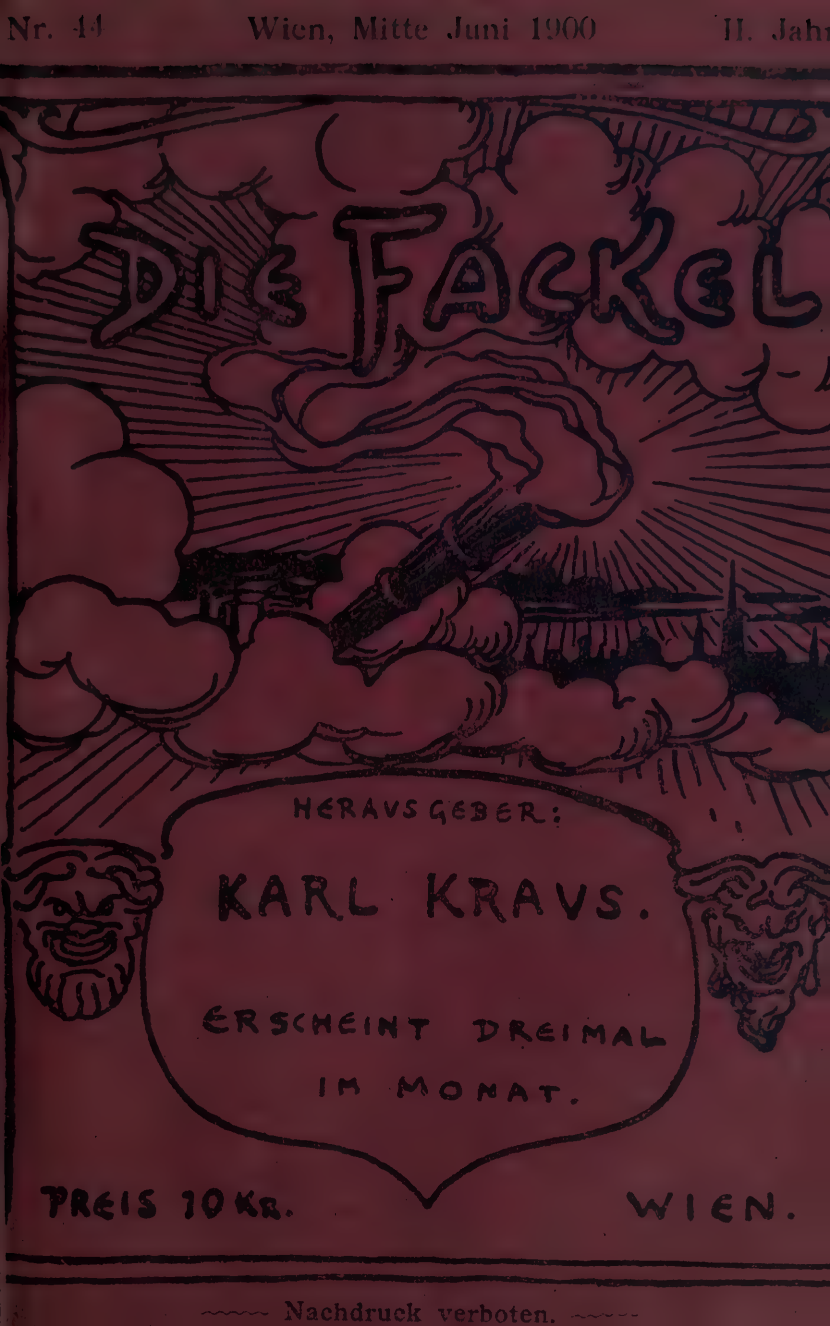
Die im ersten, zweiten, dritten und vierten Quartal der ‚Fackel' April—Juni, Juli—September, October—December und Jänner—März erschienenen je neun Hefte sind als

Band I, II, III und IV der ‚Fackel'

zum Preise von je *K* 2.— = M. 2.— durch alle Buchhandlungen und durch die Geschäftsstelle der ‚Fackel' zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert. Jeder Band enthält ein Inhaltsverzeichnis, das jedoch separat nicht abgegeben wird. Einbanddecken werden nicht hergestellt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 44 Wien, Mitte Juni 1900 II. Jahr



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei . . . . K 7.—
» » halbjährig, » . . . . . » 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, » . . . . M. 7.—
» » » » halbjährig, » . . . . » 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei » 8.20
» » » » » halbjährig, » » 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel‘ und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.–, 1/2 Seite K 36.–, 1/4 Seite K 20.–. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 44 WIEN, MITTE JUNI 1900 II. JAHR

»Die Stimme des Auslands« nennt man das Orakel, das in allen Nothlagen des österreichischen Staates von seinen Officiösen citiert wird, und der gläubige Zeitungsleser beugt sich dem unerforschlichen Rathschlusse einer im k. k. Pressbureau waltenden telegraphischen Vorsehung. Er hat keine Ahnung, wie nah' unter Umständen Berlin oder Petersburg von Wien entfernt sind. Machen die Deutschen Obstruction, so wird in den der Regierung willfährigen Blättern die Stimme Deutschlands vernehmbar. Deutschland winkt natürlich ab, Deutschland will bei aller Sympathie für die Stammesbrüder von deren Existenzkampf nichts wissen, Deutschland missbilligt das ungestüme Verlangen nach Aufhebung der Sprachenverordnungen, Deutschland verwahrt sich gegen jede den »Gesammtcharakter der österreichischen Monarchie« bedrohende Politik und Deutschland höhnt die über die Grenze schielenden Volksgenossen tüchtig aus. Wo aber liegt dieses Deutschland, das mit seinen Sympathien auf Verlangen der österreichischen Regierung haushält, wo wird diese öffentliche Meinung des Nachbarreiches fabriciert? Im k. k. Pressbureau. Dort geht irgendein Herr aus und ein, der für gute Informationen oder klingenderen Lohn das reichsdeutsche Blatt, dessen Correspondent er ist, in deutschfeindlichem Sinne bedient. Im Vorzimmer des Wiener Ministerrathspräsidiums übergibt ihm der Amtsdiener ein gut verschlossenes Couvert, in dem sich fix und fertig die »Stimme Deutschlands« befindet, die am andern Tage in Berlin erklingt, ein paar Stunden später in

den Wiener officiösen Blättern in pompösem Drucke als Sensationstelegramm sich räuspert. In den Tagen der deutschen Obstruction wurden ‚Norddeutsche Allgemeine‘ und ‚Post‘ mit Vorliebe zu Abwehrzwecken gegen die deutschnationalen Aspirationen benützt, und täglich konnten die Wiener Pressdiener der Regierungen Badeni und Thun von dem berühmten »kalten Wasserstrahl« erzählen, der schon wieder niedergegangen sei und der die Hochverräther auf der linken Seite des österreichischen Parlaments hoffentlich ernüchtern und von ihren centrifugalen Tendenzen curieren werde.

Nun sitzen die »Hochverräther« auf der Rechten, und die Grenze, über die geschielt wird, trennt den österreichischen Staat von Russland. Diesmal ist also Russland an der Reihe, »abzuwinken«. Russland muss jetzt »deutlich« vernehmen lassen, dass es bei aller Sympathie für die slavischen Stammesbrüder von deren Existenzkampf nichts wissen will, Russland hat das ungestüme Verlangen nach Wiedererlassung der Sprachenverordnungen zu missbilligen, und Russland wird die bangenden und langenden Tschechen so tüchtig auslachen, wie's vordem nur Deutschland mit den Deutschen getroffen hat. Das habe ich, als der erste tschechische Abgeordnete die Hand nach seinem Pultdeckel führte, vorausgewusst. Pünktlich hat sich meine Erwartung erfüllt. Schon ist sie da, die »russische Stimme über die Obstruction«, und sie macht ihre Sache überraschend gut. »Nur der Verstand eines politisch Wahnsinnigen verträgt die Einbildung, dass die russische Politik Nutzen zöge aus irgendwelchen gegen den Gesammtcharakter der österreichischen Monarchie gerichteten innerpolitischen Erschütterungen .... das slavische Bewusstsein der Tschechen wird uns gewiss hoch erfreuen .... allein vorläufig sehen wir bei den Tschechenführern lediglich einen so crassen Stammesegoismus, eine so wilde und kleinliche nationale Selbstsucht ausgebildet, dass ihnen darüber sogar die Empfindung für die allernächsten Lebens-

interessen des eigenen Staates verloren geht.... die weiseste Politik des tschechischen Volkes ist die österreichische....«

Die Stimme Russlands hat mit der Stimme Deutschlands gemeinsam, dass sie beide für die »allernächsten Interessen des österreichischen Staates« ertönen. Wenn man unseren öfficiösen Schmöcken glauben wollte, haben Russland und Deutschland keine quälendere Sorge als die um den »Gesammtcharakter der österreichischen Monarchie«. Mich will bedünken, dass die russische Stimme noch geschmeidiger klingt als die reichsdeutsche. Der ministerielle Bauchredner, der sie nachahmt, bekam wohl fettere Bissen. Im ‚St. Petersburger Herold‘ ließ er sie erklingen, jenem deutschgeschriebenen, deutschliberalen Blatte, dessen »Gesammtcharakter« der der Feilheit ist und dessen »allernächste Lebensinteressen« sich so ziemlich mit denen unserer heimischen Schmutzpresse decken. In der serbischen Frage war das Blatt unserm Goluchowski gefällig, und sein Belgrader Correspondent, der über die Greuel des Hochverrathsprocesses anfangs wahrheitsgetreu zu berichten geneigt war, ließ sich in persönlicher Unterredung mit Milan »umstimmen«. Der Draht der Corruption, der zwischen Wien, Budapest, Belgrad und Petersburg »spielt«, liefert jetzt den gläubigen Lesermassen täglich neuen Aufschluss über die Zufriedenheit des serbischen Volkes mit dem patriarchalischen Regiment des Herrn Milan Obrenowitsch. Warum sollte er nicht für Zwecke der innerösterreichischen Politik zu haben sein? »Wasserstrahlen« haben Vorzugspreise. Ihre Herstellung ist ja recht umständlich. Im Wiener Pressbureau erzeugt, von dem Correspondenten des Petersburger Blattes, der natürlich in einer Wiener Redaction sitzt, übernommen, über die Grenze geleitet, von Petersburg wieder nach Wien gespritzt und in Wien endlich von allerlei reinen Händen aufgefangen ... Die bekanntesten sind die des Herrn Szeps junior. Der Herr gibt die ‚Wiener Allgemeine Zeitung‘ heraus,

die täglich 1mal, wenn's finster wird, erscheint. Die Parteischmöcke nehmen, je nach dem Bekenntnis, den deutschen oder den russischen Wasserstrahl mit Begeisterung auf. Er beide. Sein Blatt ist heute für die Stimme Russlands kein schlechterer Resonanzboden, als ehedem für die Stimme Deutschlands. Der Mann ist ein Charakter, — sozusagen der »Gesammtcharakter Oesterreichs«. Er dient einer deutschfeindlichen Regierung mit Begeisterung, aber für eine tschechenfeindliche opfert er sich auf. Er repräsentiert so recht das Widerspiel zu Herrn Kanner, der das Ministersein an sich für ein Verbrechen hält. Dabei wird mir Herr Szeps als völlig harmlos geschildert. Was ihn täglich ins Pressbureau ziehe, sei nichts als ein unwiderstehlicher Zwang, sozusagen eine reizbare Schwäche für jede beliebige österreichische Regierung. Der Verkehr mit ihr übe auf ihn eine befriedigende Wirkung, deren Gefühl ihm Lohn sei, der reichlich lohnet.

Sonst pflegt man so reine Beziehungen zwischen Publicistik und officiellen Gewalten im Fabelreich zu suchen. Auf Erden aber spottet eine internationale Gaunerbande im sicheren Machtbesitz von Druckerschwärze aller Verfolger und regiert die Gehirne willkürlicher, als es je absolutistische Regierungswillkür vermocht hat. Der liberale Fettbürger hat gläubigen Herzens in der ‚Neuen Freien Presse', im ‚Neuen Wiener Tagblatt' oder im ‚Pester Lloyd' von der wirtschaftlichen Wohlfahrt des serbischen Volkes gelesen, die ihm unter den waltenden Händen eines Zuchthäuslers blüht, und die »Abfuhr«, die jetzt der ‚Petersburger Herold' den bösen Tschechen angedeihen lässt, imponiert und schmeichelt seinem immer regen Ordnungssinn. Dass ein Pressbureau da und dort seine Kulis hat, die bei guter Fütterung die Allerweltsstimme täuschend nachquieken können, will ihm nicht eingehen. Aber wahrlich, man kann auch nach Bestechungsgeldern »über die Grenze schielen«. In den

Nachtredactionen unserer großen Meinungsanstalten wird der »Anschluss« an das Ausland besorgt, und die Wiener Journalisten, die von den eigenen Chefs so schlecht bezahlt werden, treiben eine mehr minder einträgliche Irredenta .... Ach, wenn doch der österreichische Zeitungsleser, dem das bedruckte Blatt Papier einen Offenbarungsglauben suggeriert, die Vorsehung nur einmal am Werke sehen könnte!

* * *

Berlin, den 17. Juni 1900.

ZWEIERLEI NACHTRÄGLICHES.

Zunächst etwas Nachträgliches zu dem Nachträglichen, das ich vorigen Herbst über die Dreyfus-Affaire für die ‚Fackel' schrieb. Nicht dass ich auf die Sache selbst zurückkommen wollte, oder gar Lust hätte, mit den bekannten und unbekannten Rittern vom Geist und vom Geschäft — Industrie wäre hier ein zu bösartiges Fremdwort — ein paar Hühnchen zu pflücken. Ach nein, das Bedürfnis empfinde ich nicht, und ich wollte ja eigentlich nur feststellen, dass ein solches Bedürfnis überhaupt nicht mehr vorliegt, nicht mehr vorliegen kann, seit die Hauptperson der Dreyfus-Affaire — und damit meine ich nicht Herrn Südfeld*) und seine Mit-Südfelde, sondern den Hauptmann Alfred Dreyfus — selbst sich für mich und meine Auffassung der »Affaire« erklärt hat. Dass ich diese glänzende Genugthuung nicht unter dem Scheffel versteckt lassen will, das kann mir doch Niemand verargen.

Alfred Dreyfus hat in einer Unterredung mit dem italienischen Republikaner De Felice, dem ehemaligen Abgeordneten, der bei der letzten Wahl einem Bündnis der braven Regierung mit der Maffia und Camorra erlegen ist, sich klipp und klar ausgesprochen, »dass

---

*) Der wirkliche Name des Herrn Nordau.
Anm. d. Herausgebers.

er nicht daran denke, die Revisionscampagne wieder aufzunehmen, die nur Politiker, nicht aber ihn interessieren könnte. Er für seine Person hege nur einen Wunsch, die Agitation, die sich an seinen Namen kette, beendet zu sehen. Sobald dies der Fall sei, sei der Sieg der Wahrheit sicher. Dann allerdings werde er auf streng gesetzlichem Wege und auf Grund gänzlich unpolitischer Beweise sein Revisionsverlangen wiederholen und sich an die Gerichte, nicht an die Politiker wenden. Zweifelsohne werde ihm alsdann Frankreich in ritterlicher Weise seine Ehre zurückgeben, die er seinen Kindern unverletzt hinterlassen wolle«.

Der Bericht über die Unterredung ist im Mailänder ‚Secolo' veröffentlicht; und er stimmt mit dem nach Berliner Blättern von mir citierten Resumé. De Felice ist keiner Flunkerei fähig; er ist mit der Affaire genau vertraut und hat zweifellos, sowohl objectiv wie subjectiv, die Wahrheit gesagt.

Ich weiß nicht, ob Hauptmann Dreyfus meine ‚Fackel'-Artikel über die Affaire gelesen hat — da sie in Hunderttausenden von Exemplaren in Frankreich verbreitet worden sind, ist es nicht unwahrscheinlich. Hat er sie gelesen, so hat er mir in allem, was ich gesagt, unbedingt Recht gegeben. Hat er sie nicht gelesen, so liegt eine fast ebenso wunderbare Uebereinstimmung vor, wie bei den 70 alexandrinischen Uebersetzern des alten Testaments, die, jeder von dem anderen getrennt, durch Inspiration des heiligen Geistes buchstäblich und Wort für Wort den gleichen Uebersetzungstext niedergeschrieben haben.

Das ist es gerade, was der Affaire ihren Charakter aufgedrückt hat, dass sie nicht die Ermittlung der Wahrheit über Schuld oder Unschuld des Hauptmanns Dreyfus zum Zweck hatte, sondern dass sie den Fall Dreyfus zu einer »Campagne« benützte, die mit Nothwendigkeit einen Rückschlag des französischen National-

gefühles zu Gunsten des Militarismus und des Antisemitismus zur Folge haben musste. Ich will nicht früher Gesagtes jetzt wiederholen. Nur auf einen Punkt will ich noch mit einigen Worten zurückgreifen: nämlich auf den angeblichen Hass, der den Franzosen gegen das Judenthum einwohnen soll. Dieser Hass lebt nur in der Einbildung derer, die ihn behaupten. Bis zur Einfädelung der »Affaire« gab es in Frankreich keine antisemitische Bewegung. Das Judenthum, das sich bei den Franzosen — wie bei den Italienern — auch körperlich kaum von der nationalen Bevölkerung unterscheidet, war seit der »großen Revolution« vollständig mit dem Franzosenthum verschmolzen, und die Narren, die, wie Drumont, gegen die Juden als die einzigen Erreger aller Gesellschaftsübel eiferten, blieben vereinsamt. Es bedurfte des ganzen genialen Ungeschicks der Dreyfus-Campagne, um eine antisemitische Bewegung künstlich zu erzeugen.

Die Organisatoren der »Campagne« werden an den Warnungen des 6. und des 13. Mai vermuthlich genug haben. Sie haben sich inzwischen auch überzeugt, dass in Frankreich kein Mensch dumm genug war, zu glauben, das Dreyfus-Ministerium Waldeck - Rousseau — Gallifet — Millerand sei nöthig gewesen, um die Republik zu retten. Wäre die französische Republik so schwach gewesen, dass irgend ein beliebiger Säbelrassler ihr den Hals hätte umdrehen können, dann wäre das von dem Orleanisten Gallifet besorgt worden, den die Hüter der Republik als Bock in den Garten der Republik gesetzt hatten und der eines Tags in der Kammer auch freimüthig gestanden hat, dass die Verführung des Staatsstreiches wirklich an ihn herangetreten sei.

Nach den gewaltigen Fußtritten des 6. und 13. Mai werden auch die Affaire-Politiker sich hüten, ihre Ware noch einmal an die politische Börse zu bringen. Die Hauptmacher haben es schon feierlich verschworen.

Und so ist Hoffnung vorhanden, dass Hauptmann Dreyfus, wenn er Beweise seiner Unschuld hat, seine Unschuld auch wird beweisen können, was jeden anständigen Menschen in der ganzen Welt aufrichtig freuen wird. Nur muss er des Sprichworts eingedenk bleiben: Gott behüte mich vor meinen Freunden!

Und ehe ich die »Affaire« verlasse, noch eins. Gegenüber gewissen Missdeutungen in der französischen Presse bemerke ich hier ausdrücklich, dass es mir nicht eingefallen ist, in meinen ‚Fackel'-Artikeln über die Dreyfus-Sache das Verhalten eines Theils der französischen Socialisten, meiner Parteigenossen, zu kritisieren. Meine Kritik galt vor allem der internationalen »Campagne«, die einen durch und durch reactionären Charakter trug und insbesondere in Deutschland auf die Stärkung des Militarismus, der politischen Justiz und des Chauvinismus berechnet war. Für diese internationale Campagne, die einen Druck von Außen auf Frankreich ausüben sollte und die den Erfolg der Wiederaufnahme-Bewegung von vornherein in Frage stellte, sind die französischen Socialisten, die aus der Sache Dreyfus eine Parteisache machten, in keiner Weise verantwortlich. An anderer Stelle: in der deutschen und der französischen Parteipresse habe ich mich allerdings über die Haltung der französischen Genossen gegenüber der Dreyfus-Sache und namentlich auch über den Eintritt Millerands in das französische Ministerium geäußert. Diesen Eintritt habe ich als eine schwere Verirrung betrachtet; und ich habe keinen Grund, mein Urtheil zu mildern oder gar zu widerrufen.*) Im Gegentheil. Jeder Tag bringt das Fehler-

*) Es freut mich aufrichtig, dass der verehrte Verfasser dies Urtheil auch in diesen Blättern unerschrocken fällt. Harden, der einzige parteilose Publicist in Deutschland, der die Gefährlichkeit der »Campagne« erkannt und in zahllosen Meisterartikeln nachgewiesen, hat nach dem Ausfall der Pariser Communalwahlen das Treiben der »für Freiheit und Recht kämpfenden Banditenschar« noch einmal einer gründlichen Revision unterzogen und (siehe ‚Zukunft' vom 9. Juni) die Worte niedergeschrieben: »Die Social-

hafte jenes Schrittes in grellere Beleuchtung. Doch das sind Parteiangelegenheiten und Parteiangelegenheiten gehören vor das Parteiforum. —

Und nun zu dem zweiten Nachträglichen. In meinem letzten Brief schrieb ich von der Doppelkomödie, zu der die fromme Lex Heinze — Gott habe sie selig! — den Anlass oder Vorwand gegeben hat. Ein Leser, oder vielleicht gar eine Leserin, ist am Ende so boshaft, mir die Frage vorzulegen, warum denn ich selbst bei dieser Doppelkomödie mitgespielt habe, und obendrein noch in der nicht ganz unbedeutenden Rolle des Obstructionisten. Nun, tragisch war diese Komödienrolle sicherlich nicht, und sie ist meines Wissens auch von Niemand tragisch genommen worden. Ich — und ich glaube auch andere — sind in die Sache hineingerathen und wissen selber nicht wie. Jedenfalls weiss ich's nicht. Das thut beiläufig dem Werte des »Ereignisses«, das liberale Schwarmredner und Schwarmgeister für »weltgeschichtlich« erklärt haben, nicht den mindesten Abbruch. Wenn man die größten weltgeschichtlichen Ereignisse in ihre Einzelheiten verfolgt, kommt man meistens zu der für die kleinen, mittel-

---

demokratie, die, statt in beide feindliche Lager Haubitzenkugeln zu senden, sich den *dreyfusards* innig verbündete, musste durch diese vom persönlichen Ehrgeiz der Jaurès und Millerand empfohlene Taktik geschwächt werden. Lassale und Liebknecht, so ungleich an Weltanschauung und Temperament, waren in einem Punkte einig: sie haben die Arbeiterpartei stets gewarnt, sich von der liberalen Bourgoisie einfangen zu lassen und die Schlachten der neuen Feudalherren gegen rückständige Großmächte zu schlagen. Ihre Mahnung fand in Wien und Paris taube Ohren.« Das ist leider nur zu wahr. Unsere ‚Arbeiter-Zeitung' hat die Liebknecht'schen »Affaire«-Artikel nach liberaler Weise schlankweg todtgeschwiegen und fleißig schlägt man hier die Schlachten der neuen Feudalherren. Auch nach der Ernüchterung durch den Ausfall der Gemeinderathswahlen; — nur versucht man's jetzt abzuleugnen. Harden meint auch, es sei »die alte Geschichte, das alte Mittel, nach dem jede Bourgoisie in Nöthen greift: immer, wenn ihrer Tyrannis die Sonne sinkt, erschallt der Schreckensruf von der gefährdeten Freiheit und Gesittung, immer wird dann der gläubigen Menge die Pfaffenschaft als der Erzfeind

mäßigen Menschen sehr tröstlichen Weisheit, dass die Macher des weltgeschichtlichen Ereignisses keine Ahnung von ihrer weltgeschichtlichen That gehabt haben. Als die zerlumpten französischen Soldaten der Revolution am 20. September 1792 in ihren Holzschuhen bei Valmy die geschniegelten Parade- und Mustersoldaten unter dem Gesang der Marseillaise zum Weichen brachten, da war es keinem von ihnen bewusst, dass sie am Webstuhl der Zeit ein neues Stück Weltgeschichte begonnen und das alte in die Rumpelkammer geworfen hatten. Nur auf der anderen Seite, im Lager der Deutschen, stand ein Mann mit sternhellen, durch Menschendinge sehenden Augen, der beim Anblick der zerlumpten Bürschchen, die singend dem Heere des Alten Fritz Trotz boten, seinen erstaunten Begleitern zurief: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen. Der Hellseher, der das gesprochen — Dichter, Prophet und sonst noch Einiges —, hieß Wolfgang Goethe.

Ich will die Campagne gegen die Lex Heinze nicht mit der Campagne in der Champagne vergleichen.

---

bezeichnet. Das Hausmittel hat oft gewirkt; jetzt aber wird man sich, in Paris wie in Wien, nach einer neuen Mixtur umsehen müssen.« Bis dahin hat's bei uns wenigstens noch Zeit. Unserer liberalen Bourgoisie droht von unten keine Gefahr; die Taktiker der Wiener Socialdemokratie werden mit ihr, selbst wenn ihr einst die Sonne sinkt, gemeinsam noch — »im Schatten kämpfen«. »Die Pfaffenschaft als der Erzfeind« ist ein Schlagwort, das dem liberalen Bürgerthum hierzulande die Classenkämpfer zutragen, und der Schreckensruf von der gefährdeten Freiheit und Gesittung erschallt hier in einem seltsam gemischten Chorus. Vor und nach dem Wahlkampf. Man braucht nur einen Blick in eine Nummer der ‚Arbeiter-Zeitung' zu thun, und man sieht, dass unsere proletarischen Politiker keine dringendere Aufgabe kennen, als die, den Bourgois die Kastanien aus dem Feuer der sogenannten »Reaction« zu holen. Fünfhundert Säuen kann nicht so kannibalisch wohl sein als den Bewohnern des Schottenring, wenn sie in ihrer ‚Arbeiter-Zeitung' sämmtliche Pfaffen zu »Schweinepfaffen« avanciert sehen. Dies Behagen wird selbst dann nicht geringer, wenn einmal im Quartal auch ein Rabbiner als Schweinepfaffe entlarvt wird. Anm. d. Herausgebers.

Ich wollte bloß zeigen, dass man ein Goethe — oder, im Fall der Lex Heinze, mindestens ein liberaler Journalist sein muss, um welthistorische Augenblicke zu erkennen im Augenblick. Denn sie sehen meist sehr alltäglich aus und werden gewöhnlich erst hintennach erkannt, wenn sich ihre Wirkungen bemerkbar machen und fühlbar. Eins aber steht fest: lang vorbereitete Scenen und Posen, pomphafte Aufzüge zu Wasser und zu Land sind niemals weltgeschichtliche Augenblicke, auch wenn der Schneider noch so hübsche Uniformen, der Tapezierer noch so pomphafte Decorationen verfertigt und der Champagner zu noch so klingenden Reden mit noch so gut eingeübtem Sporengeklirr begeistert hat. Die Weltgeschichte wird doch noch nicht von Militär- oder Flottenschneidern, Tapezierern und Unterofficieren gemacht. Auch nicht von Reichskanzlern und Staatssecretären, nebst Anhängsel und Rückhalt. Das zeigte sich recht deutlich bei den theatralischen Vorstellungen der Flotten- und Weltpolitik auf der Bühne des deutschen Reichstages. Umsonst wurden alle Kunststückchen der politischen Schauspielerei und obligaten Theaterreclame aufgewandt, umsonst wurde dreimal: einmal bei der ersten, einmal bei der zweiten und einmal bei der dritten Lesung der famosen Flottenvorlage ein Hofphotograph auf eine geeignet scheinende Stelle der Tribüne beordert, um auf den weltgeschichtlichen Augenblick zu lauern und ihn sofort in die Dunkelkammer zu sperren — der weltgeschichtliche Augenblick kam nicht. Und nur eine Anzahl verdutzter, gelangweilter, katzenjämmerlicher Gesichter konnten eingefangen werden.

Gelangweilte und katzenjämmerliche Gesichter gab es allerdings nicht in den Obstructionsscenen — es waren ihrer mehrere — der Lex Heinze-Komödie. Nur einige verdutzte. Freilich auch nur für den Anfang, als es dem Centrum klar zu werden begann, dass es keine Kleinigkeit war, mit der Obstruction fertig zu werden. Es fand sich jedoch sehr

bald in sein Schicksal und war nach Kräften bemüht, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Wie die Obstruction gekommen ist? Am ersten Theil der Campagne nahm ich nicht theil. Ich war damals in Italien, wo ich mich um deutsche Politik grundsätzlich nicht bekümmerte. Hätte ich die vollendete Thatsache des ersten Theiles nicht vor mir gehabt — ich hätte mich vielleicht zu der Fortsetzung nicht entschlossen. Und so gieng es auch anderen. Allein in der Politik, wie überhaupt im Leben, ist es eine vortreffliche Regel: was du angefangen hast, das führe auch durch. Und das herausfordernde Auftreten des Reichstagspräsidenten v. Ballestrem, der, seine gewohnte Zurückhaltung beiseite setzend, sich vom Centrum für die Lex Heinze einfangen ließ und plötzlich die Präsidenten-Dictatur verkündete, ließ keinen Zweifel für mich und für andere: der Handschuh musste aufgehoben werden und — auf einen Schelmen anderthalbe! Parlamentarische Obstruction gegen parlamentarische Dictatur. Dieser und jener mag die Bedeutung dieses seltsamen parlamentarischen Tourniers überschätzt und für Momente an die intellectuelle Lesart von einem weltgeschichtlichen Culturkampf um »unsere höchsten Güter« (die wir nach dem hölzernen Bilde des Holz- und Hofmalers Knackfuß ja gegen die »Gelben« und nicht gegen die Schwarzen vertheidigen müssen) geglaubt haben — allein das waren doch sehr vereinzelte Selbsttäuschungen. Wir waren uns klar darüber, dass der ganze Spectakel uns als Partei eigentlich gar nichts angieng, dass wir nicht als Vertreter des Socialismus, sondern als Verfechter der bürgerlichen Freiheit engagiert waren, und dass es sich wesentlich darum handelte, dem Centrum für das schmähliche Schachergeschäft mit der flottenkollrigen Regierung einen Klaps zu versetzen.*) Und das ist denn auch geschehen.

---

*) Hat die ganze Partei so vernünftig gedacht? Hat nicht mindestens ein Theil sich gerne zu der »intellectuellen Lesart von einem weltgeschichtlichen Culturkampf um unsere höchsten Güter«

Nicht in weltgeschichtlicher Tragik, nein, in lustiger Ulkstimmung, wie es sich für eine Komödie geziemt — nur dass die Ulkstimmung durch die furchtbaren namentlichen Abstimmungen, von denen jede genau eine halbe Stunde dauert, mitunter ein wenig zu hart auf die Probe gestellt ward.

»Aber wenn Ihr denn einmal die Waffe der Obstruction gebrauchen wollt, warum habt Ihr sie nicht gebraucht, wo Ihr als Socialisten direct angegriffen waret und wo es die Vertheidigung ganz anderer Güter galt?« Die Frage ist öffentlich gestellt worden und jedenfalls noch viel öfter nicht öffentlich.

Die Antwort lautet:

Gerade, weil die Lex Heinze nur von untergeordneter Bedeutung war, eignete sie sich für den Obstructionskampf, für den sie sich, bei höherer Bedeutung, nicht geeignet hätte. Gegen das Socialistengesetz, gegen die Umsturzvorlage, gegen das Zuchthausgesetz und dessen Zwillingsgeschwister, das Flottengesetz, haben wir keine Obstruction geübt; und keiner von uns hat auch nur an Obstruction gedacht. Und zwar deshalb, weil jeder von uns wusste, dass dies ernsthafte, aus dem herrschenden System organisch hervorgewachsene Angriffe waren, zu deren Abwehr der Flederwisch der parlamentarischen Obstruction sich so wenig eignete, wie ein Regenschirm zur Abwehr eines mit Dolch und Revolver bewaffneten Straßenräubers. In all diesen Fällen hätte die Regierung sich um unsere Obstruction nicht gekümmert; sobald sie des Spiels müde geworden, hätte man die Geschäftsordnung geändert und jeder Widerstand wäre erdrückt worden. Wir hätten nur eine

---

bekannt und sich willig als Verfechter einer nicht bedrohten bürgerlichen Freiheit engagieren lassen? Von dem socialistischen Abgeordneten Heine ist bekannt, dass er das liberale Siegesfest mitgefeiert und an der Seite des für künstlerische Freiheit und künstlerische Reclame begeisterten Herrn Sudermann — in der Versammlung bei Renz — ein förmliches Hutten-Pathos entwickelt hat.

Anm. d. Herausgebers.

Galgenfrist von ein paar Tagen gewonnen und der Obstructionskampf wäre eine einfache Chikane gewesen, keine politische Action.

Mit der Lex Heinze war es anders. Sie war eine Komödie, die höchstens von einzelnen Personen ernst genommen wurde. Der Regierung war sie gleichgiltig. Was die Lex Heinze plump an die große Glocke hängte, das — und noch viel mehr — wurde seit unvordenklichen Zeiten von der Regierung und ihren Behörden geübt, ohne dass in der bürgerlichen Presse ein Hahn darnach krähte. Und dazu kam, dass die liberale Gegenkomödie der sittlichen und intellectuellen, auch künstlerischen Entrüstung gegen die pfäffische Komödie der Tugendboldigkeit durch ihren mörderischen Reclame-Tamtam die Massen in Aufregung brachte, so dass wir mit ziemlicher Bestimmtheit den Sieg der Obstruction erwarten konnten.

Ein andermal beschäftige ich mich vielleicht mit den verschiedenen Arten der Obstruction in den verschiedenen Ländern. Für heute nur ein Wort in Bezug auf Italien. Dort hat die Obstruction unserer Freunde allerdings einen sehr ernsthaften Vorstoß der reactionären Regierung vereitelt und dieser eine schwere Niederlage bereitet. Man darf aber nicht übersehen, dass ein Vergleich der deutschen mit der italienischen Regierung durchaus unpassend ist. Die deutsche Regierung hat eine feste Grundlage, die zu erschüttern und umzustürzen sie freilich mit ebenso vielem Eifer wie Erfolg beflissen ist; die italienische Regierung entbehrt jeder festen Grundlage: zwischen dem intransigenten Papstthum, das dem neuen Königthum feindlich gegenübersteht, und der ebenfalls intransigenten Revolution, der das neue Königthum seine Existenz verdankt, wie zwischen zwei Mühlsteinen eingeklemmt, hat sie keine Wurzel im Volk und ist von den Strömungen der öffentlichen Meinung abhängig. Und die öffentliche Meinung ist in Italien auf Seiten der äußersten Linken. Das hat sich bei den Wahlen gezeigt, und das hat

der Obstruction den Sieg gegeben. So weit sind wir aber in Deutschland noch nicht, dass die öffentliche Meinung in den großen, wirklich weltbewegenden Fragen, oder richtiger in der großen weltbewegenden Frage: Socialismus oder capitalistische Reaction, auf Seiten der Socialdemokratie steht. Vorläufig ist das noch Zukunftsmusik, die freilich, wenn der selbstherrliche Imperialismus mit Volldampf im Zickzackcurs vorantorkelt, recht bald Gegenwartsmusik sein wird.

W. Liebknecht.



Die in der Politik so beliebte »Stimme des Auslands« wird neuestens auch in Kunsthändeln zu Rathe gezogen. Sie hat soeben die Bedeutung Klimts zur Freude des Herrn Bahr und der anderen kritischen Wüstlinge besiegelt. Man könnte zwar meinen, dass das Ausland mit dem leidigen Streite um die »Philosophie« nichts anderes zu schaffen hat, als dass es uns ob der Aufregung und dem Reclamegeschrei wegen eines schlechten Bildes auslacht. Das thut es ja auch, wie mir Besucher der Weltausstellung mittheilen, gründlich. Aber es gibt noch ein »officielles« Ausland, dessen Willensmeinung von dem Urtheil der ersten Pariser Künstler, von dem Geschmack der Pariser Gesellschaft völlig unabhängig ist. In Paris hat man die Bezeichnung »goût jouif«, mit der sonst gern alles Deutsche beehrt wird, diesmal ausschließlich für die Sehenswürdigkeiten der österreichischen Kunst, für die Werke unserer Secession reserviert. Ein Wiener, der mit den besten französischen Meistern gesprochen hat, versichert mir, dass die Vertreter der verschiedensten »Richtungen« in dem Urtheil einig seien, Oesterreich habe gute Decorateure, keinen Maler nach Paris

entsendet; der Respect vor den Offenbarungen der Wiener Secession sei verletzend gering, und der Eindruck, den Herrn Klimts »Philosophie« mache, sei im Gegensatz zu der Erregung der Wiener Geister eine stilgerecht philosophische Ruhe, die nur zeitweise von dem weltweisen Lächeln der Ueberlegenheit abgelöst werde. Anders hat jenes »Ausland« geurtheilt, dessen Geschmacksrichtung von den österreichischen Mitgliedern der Jury bestimmt wird. Es hat Herrn Klimt der medaille d'honneur für würdig erachtet. Welch ein Ereignis! Herr Bahr und seine kritischen Mitläufer beginnen abermals feuilletonistische Purzelbäume zu schlagen und preisen die hohe Einsicht jener Jury, die ein Werk »von ungemeiner Schönheit und Gewalt« im Nu vor allen anderen erkannt hat. Jetzt sei Herrn Klimt »Genugthuung« widerfahren, jetzt habe endlich die »Welt« auf den Protest der reactionären Wiener Universitätsprofessoren die gebührende Antwort gegeben. Die Leute ahnen gar nicht, wie recht sie haben, die freundliche Stimme des Auslands mit den vielen mürrischen des Inlands in natürliche Verbindung zu bringen. Es gibt Zusammenhänge, die aller Entfernung und aller Unbefangenheit einer künstlerischen Jury trotzen. Vor allem wäre es völlig unerfindlich, warum sich die Herren von der Secession, die wie die Aussteller aus allen Ländern in der Jury vertreten sind, die Gelegenheit entgehen lassen sollten, ihren Klimt für den einem Oesterreicher zugedachten Ehrenpreis vorzuschlagen. Der Einwand, die Secession habe sich ausdrücklich »hors concours« gestellt, gilt nicht; auch die Abneigung gegen das Geschäftemachen hat ja ursprünglich einen Programmpunkt der sich vereinigenden »reinen Künstler« gebildet. Dass es aber in der Heimat Begeisterung erwecken, dass es »die Ehre und den Ruhm unseres Vaterlandes«, wie Herr Bahr sagt, mehren soll, wenn Herr Moll sich für Herrn Klimt entscheidet, ist nicht ganz verständlich. Trotzdem hat es noch — so berichtet man mir — einer

inländischen Intrigue bedurft, um die ausländische Anerkennung für Klimt zu erzielen. Die Majorität der Preisrichter hatte sich nämlich für die Antoniusgruppe von Arthur Straßer ausgesprochen, und die österreichischen Freunde Klimts hätten beinahe nachgeben müssen. Da legte sich das österreichische Unterrichtsministerum ins Mittel, von Herrn Hartl kam die Parole, dass Klimts Philosophie absolut die Medaille erhalten müsse, und Herr v. Wiener, der für moderne Kunst fast wie für eine rasche Carrière begeisterte Herr aus dem Ministerium, arbeitete an Ort und Stelle mit Hochdruck. Dem hohen Unterrichtsministerium, das seine Autorität in Kunstdingen dem gerechten Protest gegen Klimts Deckengemälde nicht gewachsen fühlt, war es um einen sichtbaren Beweis von Erfolg und Wirkung des Bildes zu thun, und so scheute es nicht davor zurück, seine behördliche Autorität zu einer Pression auf das freie Urtheil einer künstlerischen Jury zu missbrauchen. Die österreichischen Mitglieder wurden angewiesen, die dunkle Philosophie den Collegen plausibel zu machen. Die Folge war, dass sich zahleiche Juroren absentierten und dass — mit 27 gegen 26 Stimmen Herr Klimt die Ehrenmedaille erhielt. Die eine Stimme, die den Ausschlag gab, sie war — die Stimme des Auslands. Dies die rührende Geschichte von dem Pariser Ehrenzeichen, dies die Kehrseite der Medaille, die uns seit einigen Tagen von den Officiösen der Secession mit herausfordernder Aufdringlichkeit vor die Nase gehalten wird. Herr Bahr verlangt, dass sämmtliche Oesterreicher — den inneren Wirren und aller politischen Demüthigung zum Trotz — jetzt gehobenen Hauptes einherschreiten und »Klimts Triumph« — so nennt er den Erfolg der Bemühungen des Herrn v. Wiener — als einen österreichischen Sieg empfinden. Herr Hevesi ist um einen Grad ruhiger. Auch auf ihn hat das Pariser Ereignis sichtlichen Eindruck gemacht. Aber er kann nicht nachkommen, weil er in stiller Beschaulichkeit eine

andere »Genugthuung« noch nicht ausgekostet hat. Die nämlich, dass Herr Klimt jetzt endlich seine »Philosophie«, die er ihm interpretierte, zu verstehen anfängt.

* * *

Am 13. April hat sich die ‚Neue Freie Presse‘ über die Ablehnung von Anerkennungen durch die Secessionisten geäußert. Die Secession und Herr Klimt verachten Medaillen, »da diese Auszeichnungen ihren Wert . . . durch die bei Verleihungen unausbleiblichen Compromisse mit der Zeit verloren haben.« Daher Klimts Philosophie hors concours. — Dann kam die Medaille d'honneur, errungen mit vieler Mühe bei einem Preisrichtercolleg, in dem zwar auch Gerôme sitzt, aber doch Stürmer wie Besnard, Billotte, Roll den Ton angeben. Und da schrieb das Blatt, dass »die Verleihung der Medaille zur Klärung der Begriffe über den Wert des Bildes wesentlich beitragen wird«. Zuerst Verachtung jeder Auszeichnung, dann das anmaßende Verlangen, dass sich denkende Leute um eine Medaille d'honneur kümmern und darnach schleunigst ihre Begriffe klären . . .

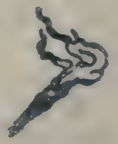
* * *

Ein Besucher der Pariser Weltausstellung schildert mir die Thätigkeit der österreichischen »Functionäre«, die gewiss nicht schuld seien, wenn von österreichischer Seite Anerkennenswertes und Anerkanntes geleistet wurde. Der Herr »Generalcommissär«, Sectionschef Exner, sei höchstens für die geschmacklose Unscheinbarkeit, genannt »österreichisches Repräsentantenhaus«, verantwortlich. Man habe den Eindruck, dass er überhaupt nur dazu da sei, um Diners zu arrangieren und, wenn's hoch geht, irgend einen österreichischen Erzherzog, der nach Paris kommt, zu empfangen. Die »Mysterien des österreichischen Generalcommissariats«, die in Nr. 38 der ‚Fackel‘ besprochen waren, liegen so klar zutage, dass sie bereits zu einer Sehenswürdigkeit der Weltausstellung geworden sind, und die anrüchige Protectionsaffaire des Architekten Baumann und deren Hintergründe sind das, was die Be-

sucher der österreichischen Exposition am meisten fesselt. Mein Berichterstatter erinnert auch an die schmachvolle Behandlung, die unsere Aussteller am Eröffnungstage erfahren mussten. Immerhin sei ihm das zaghafte Auftreten unserer Monarchie lieber, als das protzige Sichvordrängen »unserer besseren Hälfte« Ungarn. Dem Brief lag ein schmieriger Zettel bei, den mir der Correspondent mit der Bitte übersendet, ihn dem Herrn Generalcommissär zu retournieren. Der Wisch hat eine Höhe von etwa 6, eine Länge von etwa 12 Centimeter, und enthält mit Tintenschrift die Worte:

Autriche
Strasser Arthur
Antonius.

Der Einsender fand ihn im Sand, zu Füßen der Gruppe von Arthur Strasser, die so ziemlich den einzigen Erfolg der österreichischen Kunst bedeutet. Auf fast sämmtlichen Statuen seien die Namen geschmackvoll angebracht; unser Herr Exner finde es passend, für österreichische Objecte und selbst für einen Bronceguß von Riesendimensionen »Papierln« zu verwenden. Der Wisch liegt bei mir zur Abholung bereit; aber ich bin auch geneigt, ihn Herrn Exner, wenn er ihn vermissen sollte, gegen Einsendung des Portos in sein Pariser »Repräsentationshaus« zuzustellen.



Burgtheaterpolitik.

Es ist wahrhaftig nicht möglich, zu einem rechten Angriff auf Herrn Schlenther zu kommen. Auf allen Seiten wird der Mann ins Recht gesetzt. Die Motive der ihm feindlichen Burgtheaterkritiker liegen so klar zu Tage, dass selbst ein so kurzsichtiger Herr wie dieser

Schlenther die Situation erkennen und sich's wohlig in seiner gefestigten Stellung einrichten kann. Denn es ist ein alter Erfahrungssatz: Wird ein Burgtheaterdirector von der Pressclique befehdet, so mehrt sich das Vertrauen der »Maßgebenden« und jeder Angriff rückt die stets dräuende Entlassung in weitere Ferne. Als die Bande Herrn Burckhard zu loben begann, war er geliefert. Aehnlich wird's Herrn Schlenther ergehen. Heute aber darf er sich noch der Ungunst seiner kritischen Gegner erfreuen, und nach jedem herben Zeitungsurtheil, das ihm nach einer Première oder Neuscenierung ins »Löwenbräu« flattert, schmunzelnd sich sagen:

»Ich bin ja untüchtig. Es ist wahr. Ich mache ja den schmalen Rest von Burgtheaterherrlichkeit, den mir mein Vorgänger nach achtjähriger Zerstörungsarbeit hinterlassen hat, auch noch caput. Ich habe vom praktischen Theater keine Ahnung. Ich gehorche, wie's einer Schranze ziemt, jedem Wink aus dem Obersthofmeisteramt. Ich habe, um nur den Sitz eines Hoftheaterleiters drücken zu können, bewusst jenes literarische Ansehen geopfert, mit dem Ueberschätzer meiner Fähigkeiten einst meinen Namen umgaben. Ich weiß das alles und ich verrathe noch mehr: Ich habe einen kleinen Provinzschauspieler, der in Franzensbad wegen seiner die Curwirkung störenden Unfähigkeit in den ersten vierzehn Tagen des Engagements entlassen wurde, vom Herbste an engagiert, weil er der Schwiegersohn des Kammerdieners eines Erzherzogs ist. Dennoch lasse ich mir's wohl ergehen; denn ich weiß, ich habe eine Kritik über mir, die selbst die Wahrheit aus Verlogenheit sagt und die sich durch ihre Bestechlichkeit und ihren Eigennutz längst bei jenen Mächten discreditiert hat, die ich einzig zu fürchten habe. Ich weiß, dass jeder der Herren, die mir mit der Fürsorge für das verfallende Burgtheater zusetzen, seine eigene Hausmachtspolitik hat. Weiter aber, als dass ich mich entschlossen habe, »Concordia«-Mitglied zu werden, kann ich den Herren nicht entgegenkommen. So sehr liegt schließlich selbst mir das Burgtheater, um das sie klagen, am Herzen, dass ich nicht von ihnen allen Stücke annehmen kann. Ich würdige den Ehrgeiz eines Kritikers, auch von der Cassa eines Hoftheaters Tantièmen zu beziehen. Aber diese Cassa ist in meiner Directionsära so heruntergebracht, dass ich ihr mehr als jährlich einen Herzl nicht zumuthen kann. Angriffe von solchen Dramatikern, die es mir nicht verzeihen können, dass ich sie einmal in der ‚Vossischen‘ getadelt habe, sind nicht

imstande, meinen Gleichmuth und meine Stellung zu erschüttern. Ich weiß, Herr Lothar hätte nicht dem Burgtheater in Büchern und Journalen den Untergang geschworen, wenn ich ihn einstens glimpflicher behandelt hätte. Jeder unbefangen Denkende wird, selbst wenn er meine Führung des Theaters aufs schärfste missbilligt, mich gegen das Treiben der Clique und gegen das Ressentiment eines Hermann Bahr in Schutz nehmen, mancher sich vielleicht sogar sagen, ich müsse nicht der Schlechteste sein, wenn ich von einer solchen Horde täglich überfallen werde. Da las ich neulich die Recension in der ‚Wiener Allgemeinen' über die Aufführung der »Iphigenie«. Der Herr, der sie schrieb, hat mich, da mein Name in der Liste der Directions-Candidaten genannt wurde und alle Einsichtigen meiner Berufung entgegenzitterten, mit einem Hymnus begrüßt. Ich wusste damals nicht, was er eigentlich von mir erwarte. Aber heute weiß ich, worin ich ihn enttäuscht habe. Ich kann nicht alle Schauspielerinnen engagieren, muss wohl, wenn Platz für neue Unfähigkeiten geschafft werden soll, auch manche hin und wieder entlassen. Protection drängt sich von allen Seiten an mich heran, der Gagenetat darf nicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden, und wo ein Erzherzog winkt, kann ich dem andern nicht zugleich gehorchen. Wenn ein Kammerdiener und ein Kritiker zu gleicher Zeit auf mich einstürmen, so geht der Kammerdiener, bei dem sich's um ein Neuengagement handelt und der bisher noch nichts von meiner Directionsführung gehabt hat, vor. Ich kann mich nicht zerreißen. Was schert mich die nachträgliche Wuth des Kritikers? Die Vorstellung der »Iphigenie« preist er in entzückten Tönen, betheuert aber zugleich, dass sie ohne mein Verschulden, bloß »durch die Kunst zweier aufeinander eingestimmter Schauspieler zustande kam«. Ist das nicht zu läppisch? Soll ich mich selbst auf die Bühne stellen? »Von der Verantwortung dafür« — schreibt er — »dass Frau Hohenfels die Iphigenie vortrefflich gespielt hat, ist der Director vollständig freizusprechen. Er wird wohl auch selbst nicht ein Lob einstreichen wollen, das einem anderen Berather und Führer der Künstlerin gebührt. Er wird eine neue, den classischen mit dem modernen Stil vermählende Auffassung nicht für die seinige ausgeben, wenn sie von dem künftigen Director des Schauspielhauses in — Hamburg herrührt. Das Theater kann jedes Gute adoptieren, doch einer Aneignung zum persönlichen Vortheil macht sich der Director des Burgtheaters, wie ich weiß,

nicht schuldig.« Ja, was soll man da noch sagen? Hätte Frau Hohenfels nach Ansicht — oder nach der Absicht — des Herrn die Rolle schlecht gespielt, wäre ich doch sicherlich der einzige, der von der »Verantwortung» dafür nicht freizusprechen wäre; den Tadel hätte ich eingestrichen und ich hätte mich der »Aneignung« zu meinem persönlichen Nachtheil schuldig gemacht. Was kann ich dafür, dass der künftige Director des Schauspielhauses in Hamburg der Frau Hohenfels näher steht als ich, der ich nun einmal nicht ihr Gatte bin? Dass Baron Berger längst auf meinem Platze sitzen sollte und dass sein Abgang aus Wien von allen Freunden des Burgtheaters bedauert wird, weiß ich. Aber der Theaterkritiker, der auf mich so wüthend ist, weil ich Frau Hohenfels nicht geheiratet habe, vergisst, dass, wenn Baron Berger an meiner Stelle wäre, Frau Hohenfels wiederum — einem Hausgesetze zufolge — nicht am Burgtheater engagiert sein könnte. So ist es doch besser, Frau Hohenfels kann die Iphigenie am Burgtheater spielen und die Auffassung ist von Berger in Hamburg, als dass sie sie am Ende in Hamburg mit Wiener Auffassung spielen müsste. Was geht denn überhaupt den Director die Bezugsquelle einer »Auffassung«, an? Von wem meine Damen ihre Auffassungen haben, ob von einem guten Gemahl oder einem schlechten Theaterkritiker, muss mir gleichgiltig sein. Der Herr wird übrigens schon wissen, warum er anlässlich der Neuinscenierung der ‚Iphigenie' so deutlich auf den »anderen Berather und Führer der Künstlerin« zeigt. Aber ich kann ihm verrathen, dass das Personale des neuen Hamburger Theaters bereits complet ist, und wenn in der Seele der neuen Iphigenie auch »der erste Accord von Güte tönt, der die Götter mit dem Geschlecht der Tantaliden versöhnt«, so reicht doch diese Güte nicht hin, um zwei Monate vor Eröffnung eines Theaters in Hamburg die privaten Wünsche eines Wiener Recensenten zu erfüllen. So viel ich weiß, ist nichts mehr zu machen; nicht einmal, wenn der Herr sich hinsetzt und das neue Buch von Baron Berger lobend bespricht. Aber vielleicht wird an meinem Theater in der nächsten Saison wieder ein Plätzchen frei. Ich habe ja den besten Willen, allen Intentionen der Kritik gerecht zu werden. Wollen mal sehen, was sich thun lässt. Bis dahin lasse ich sie schimpfen. Wenn mich etwas im Amte halten kann, so ist's ihr Treiben. Und dem Publikum kann ich sagen: Seht, so sehen meine Widersacher aus. — Kellner, eine Halbe!«

* *
*

Zum »Wechselgastspiel« wäre natürlich noch mancherlei nachzutragen. Ad Lothar: Ein Berliner Erfolgberichterstatter nannte sein Stück ein »beziehungsreiches«. Das ist natürlich eine Verwechslung. Beziehungsreich war in diesem Falle bloß der Autor. Daher die Erfolgberichterstattung. In fast sämmtlichen Blättern war eine Notiz von einem angeblichen Lobe Fritz Mauthners über Lothars »Harlekin« abgedruckt. Die Notiz war eine Fälschung. Zwei Sätze herausgerissen und willkürlich zusammengezogen. Mauthner hat die Sache zwar wohlwollend behandelt, aber als ganz verfehlt dargestellt. Er erzählte, der erste Act habe wohl sehr stark gewirkt, aber »das eigentliche Drama später so wenig gefesselt, dass einige ernste Scenen durch lautes Lachen gestört werden konnten«. Dieser Satz wurde in Wien unterschlagen.

Zum Benehmen des Herrn Bahr: Er benützte das Gastspiel der Berliner zu täglichen, immer neu variierten Reclamen für Herrn Bukovics. Er that so viel, dass er den Wert des Grundstückes in St. Veit längst überboten haben muss. Am drolligsten war die Geschichte vom nichtangenommenen »Probecandidaten«. Das Dreyer'sche Stück, das die Berliner mit starkem Theatererfolg gaben, ist eine jedem Cassendirector willkommene Spießbürgersache. Wenn Herr Bukovics sich den »Probecandidaten« entgehen ließ, so beweist dies nur, dass er, an dem »Weißen Rössel« fett geworden, jede andere Durchschnittskomödie bereits für ein Werk der höheren Literaturgattung, die nicht Cassa macht, ansieht. Natürlich hat Herr Bukovics mit der Ablehnung des Dreyer'schen Stückes einen Unsinn begangen, natürlich wäre es mit seiner geschickten Mache und seiner öligen Freigeisterei ein Lieblingsstück des die Börse und das Volkstheater besuchenden Publicums geworden. Nun wundern sich die Leute, dass ihnen dies seltene Stück nicht erhalten bleibt. Herr Bukovics verspürt Reue und beauftragt von Berlin aus Herrn Bahr, Motive für die Ablehnung zu finden.

Und Bahr setzt sich hin und schreibt am 21. Mai im ‚Neuen Wiener Tagblatt': »Man spricht in Wien darüber, dass die Direction des Deutschen Volkstheaters den ‚Probecandidaten', der jetzt von den Berlinern mit solchem Erfolge gegeben wird, schon im Winter abgelehnt hat. Von Manchen wird ihr das sehr verübelt. Da halten wir es für unsere Pflicht, mit Entschiedenheit auszusprechen, dass wir ihr durchaus Recht geben und es bedauern würden, wenn sie sich verleiten ließe, ein anderesmal in einem

solchen Falle anders zu handeln. Kaum brauchen wir erst zu sagen, dass wir die Tendenz des Stückes billigen und in diesen Fragen von derselben Partei sind, zu der sich der Autor bekennt. Unsere Meinung wird also wohl unverdächtig sein. Aber man vergesse doch den Unterschied nicht, der zwischen dem Deutschen Theater in Berlin und unserem Volkstheater ist: jenes hat einen einzigen Eigenthümer, Herrn Dr. L'Arronge, und wenn dieser einverstanden ist, mag sein Pächter allen Tendenzen huldigen, die ihm belieben; dieses ist von Wiener Bürgern erbaut worden und das Eigenthum eines Vereins, der aus Männern aller Parteien, aller Richtungen besteht, von denen jeder wohl dasselbe Recht hat, zu verlangen, dass in seinem Theater seine Ueberzeugungen, seine politischen Empfindlichkeiten geschont werden. So ist es, und wir sind froh, dass es so ist: denn wir meinen principiell, dass es der Schaubühne nicht ziemt, sich in den Dienst irgend einer Partei zu begeben und die Tagesfragen der Politik zu verhandeln. Gar in unserer vom Hader und Hasse so zerrissenen und aufgewühlten Stadt müssen wir uns eine Stätte wünschen, die rein und unberührt vom Zanke der niedrigen Leidenschaften bleibe, eine Stätte der Freude und der Erhebung für alle Parteien und alle Classen ...« Eine solche Stätte ist ohne Frage das »Deutsche Volkstheater«, in dem kurz zuvor die Stücke der Herren Ludassy (gegen die Christlichsocialen) und Adamus (gegen die Socialdemokraten) unter den Segenswünschen des Herrn Bahr in Scene giengen, und der Weimaraner von St. Veit wünscht sich keine reinere »Schaubühne« ....

Schamloser geht's nicht mehr. Das ‚Neue Wiener Tagblatt', »demokratisches Organ«, deutschliberales Parteiblatt, will Stücke, die christlichsociale Gemüther kränken könnten, von der Bühne eines deutschen Volkstheaters verbannt wissen. Es ist gut, dass Herr v. Bukovics den »Pfarrer von Kirchfeld« schon längst in den Spielplan aufgenommen hat. Der verletzt doch katholische Zuhörer noch mehr, als der »Probecandidat«, in dem es sich um das Lehrermilieu eines protestantischen Staates handelt und den deshalb gerade unsere antiliberalen Blätter günstig beurtheilt und den Anhängern der »Los von Rom«-Bewegung triumphierend unter die Nase gehalten haben. Aber am interessantesten ist wohl die Eröffnung, dass Herr v. Bukovics politische Empfindlichkeiten zu schonen hat und dass die Gründer eines Theaters, das von einem Stamm-

publikum von Jobbern lebt, gerade in der Richtung des Liberalismus empfindlich sind. Ich meine, es wird ihnen immer noch lieber sein, wenn sie mit der Freiheit Cassa machen, als mit der Reaction Pleite. Was sagt Schapira, nach Bahr der zweite Berather des Herrn v. Bukovics, zu der Rücksichtnahme auf politische Ueberzeugungen? Ein Theater, dessen Financier Geiringer hieß, sollte ein freiheitliches Stück von seinem Repertoire ausschließen? Nimmermehr! Bahr hat gewiss den Auftrag des Directors missverstanden oder ist in seinem Uebereifer und seiner Dankbarkeit zu weit gegangen. Das Deutsche Volkstheater will zunächst eine Stätte der Aufklärung sein, dann erst eine Stätte der Freude. Freilich, da der »Probecandidat« unwiderbringlich verloren ist, muss man der »vom Hader und Hasse so zerrissenen Stadt« das »Weisse Rössel«, »Untreu« und den »Star« erhalten. Beim Klange der Sauglocke — Concordia soll ihr Name sein — werden sich die Parteien versöhnt in die Arme sinken.

* * *

Die »Rache des Ballcomités« kommt natürlich auch in den Referaten zum Ausdruck. Der Hass gegen Lewinsky datiert indes von früher; der mit dem Burgtheater fühlende Mann hat einmal dem ärgsten Schänder dieser Bühne, Herrn Burckhard, einen wohlverdienten Nachruf gehalten. Die Beurtheilung seines außerordentlichen Vansen in der neuen »Egmont«-Aufführung wäre freilich ohne die Ballversäumnis nicht so giftig ausgefallen. Auch Herr Hartmann ist ein altbewährtes Angriffsobject. Bahr schreibt: »Gar nichts weiß Herr Hartmann mit dem Machiavell anzufangen«. Das ist noch dümmer als gehässig. Mit dem Machiavell wüsste auch der größte Menschendarsteller der Welt nichts »anzufangen«. Der Schauspieler hat hier bloß zu repräsentieren. Der Dichter hat dies verabsäumt, indem er Machiavell zum simplen Mappenträger der Regentin erniedrigte. Wenn sich aber Goethe diesen Missbrauch einer geschichtlichen Gestalt erlauben durfte, ein führendes Theater muss ihr Reverenz beweisen und die Episode einem ersten Schauspieler anvertrauen. Es war einfach ekelhaft, dass man den großen Politiker bisher von Herrn Altmann spielen ließ, und aufreizend wäre es, einen episodisch verwerteten Bismarck etwa von Herrn Liebhardt darstellen zu lassen. Hier müsste Baumeister, dort muss Herr Hartmann eintreten. Es ist nichts weiter nothwendig, als dass dem Zuschauer der

Weg zur Persönlichkeit wenigstens nicht verrammelt wird. Dies hat Herr Hartmann sicherlich durch sein bloßes Auftreten bewirkt.... Die Bande hat übrigens auch Lieblinge. Da ist vor allem Herr Löwe. Dieser uninteressante Schauspieler mag den Silva in »Egmont« oder eine noch unbedeutendere Rolle spielen, es wird stets nach tüchtigen Angriffen auf Lewinsky, Sonnenthal und Hartmann heißen: »Herr Löwe traf mit gewohntem Takt das richtige Maß.« Herr Löwe ist nämlich ein Freund des Herrn Speidel. Dagegen gilt Thimig als ein Feind des Herrn Burckhard. Darum ist sein Schneider Jetter — eine der feinsten und reifsten Humorschöpfungen der deutschen Bühne — nur »manchmal komisch« und »noch zu sehr auf der Suche nach seinem Ton und nach seinen Wirkungen«. Ist dem lieben Leser noch nicht übel? Frau Mitterwurzer, das Urbild der überraffinierten Salondame, war als Mutter Klärchens einfach unmöglich. Aber sie ist der Clique befreundet: was Wunder, dass sie »eine volksthümliche Gestalt im besten Sinne gab«? Und endlich Herr Kainz, der das Glück hatte, nicht durch Ekel, sondern durch Krankheit an dem Besuche des Concordiaballes verhindert zu sein. In den Ankündigungen der neuinscenierten »Iphigenie« war bloß er, nicht Frau Hohenfels, deren Versuch man doch mehr Interesse entgegenbrachte, genannt.

Auch in dem schmalzigen Bericht über die »Prager Meisterspiele«, den der Prager Schmock der ‚Neuen Freie Presse' schickt, ist bloß sein Name verzeichnet. »Kainz führte eine ganze Reihe von Burgschauspielern an«. Herr Kainz hat nämlich auch den alten Bernhard Baumeister »angeführt«. Von dessen Gastspiel keine Silbe. Dafür werden die Genüsse, die Frl. Lilli Petri und ein Frl. Bardi den Pragern boten, ausführlich gewürdigt. Das höchste Lob erntet natürlich der Director, der bekannte Herr Angelo Neumann, der's allerdings (siehe Nr. 25 der ‚Fackel') gut versteht, mit der Prager Journalistik auszukommen. Bei ihm, versichert der Correspondent der ‚Neuen Freien Presse', finden sich »in seltenem Verein ideales, der ernsten Kunst zugewendetes Streben, die reichsten Kenntnisse und Erfahrungen eines ideenvollen Bühnenmannes mit dem praktischen Sinne des gewiegten Theaterdirectors beisammen«. Der seltene Verein ist die Prager »Concordia«, und als praktischer Theatermann bewährt sich Herr Neumann in dem Sinne, dass er die Mitglieder dieses Vereins von Zeit zu Zeit zu einer

Gratisfütterung in seine Salons einladet. Wir hätten den Herrn bekanntlich nach Wien bekommen sollen; aber die Prager wollten's nicht zugeben und wollten »ihren« Angelo Neumann nicht den Wienern gönnen, die ohnehin schon ihren Gabor Steiner haben. Auch ist unter seiner Leitung das deutsche Theater in Prag zu einem »Bollwerk für das ganze Deutschthum in Böhmen« erwachsen, und da gieng es nicht an, dass der Herr auch noch in Wien Geschäfte machen wollte. Der Prager Schmock versichert zum Schlusse seines Artikels, die »vornehmste« Auszeichnung für Herrn Neumann liege darin, dass ihn die Prager »Concordia« zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt habe . . .

* * *

Mit einer Gegenüberstellung von Urtheilen der ersten Wiener Theaterkritiker kann man oft die drolligsten Wirkungen erzielen. Herr Kalbeck beschrieb jüngst das anmuthige Köpfchen einer Burgtheaterdebutantin, Herr Bahr bestritt die Anmuth auf das entschiedenste. Diese Herren schreiben für zwei Blätter, die einer und derselben Actiengesellschaft gehören; in der Generalversammlung der »Steyrermühl« wird der Verwaltungsrath einen schweren Stand haben. Völlig possierlich sind die Meinungsverschiedenheiten über die äußere Aufnahme eines Stückes. Nackte Theaterpolitik bestimmt auch hier, wo sich's nicht um Urtheil, sondern um Reportage handelt, den Eindruck. Wenn es wahr ist, dass Schauspieler aus einer Kritik lernen sollen, so mögen sich Frl. Dumont und Herr Reicher schleunigst die Wiener Referate über »Rosmersholm« zu Gemüthe führen. In der ‚Wiener-Zeitung‘ hieß es: »Zu Beginn des Abends hastete er (Reicher) nach dem rechten Wort und dem rechten Ton. Erst im 3. und 4. Act fand er Beides. Aehnlich ergieng es Frl. Dumont . . . . auch ihr brachte erst die zweite Hälfte des Dramas Eindruck und Erfolg.« Herr Schütz in der ‚Neuen Freien Presse‘ aber schrieb: »Die Aufführung begann so interessant als möglich . . . . Rosmer und Rebekka wirkten bei Herrn Reicher und Frl. Dumont so ansprechend als möglich, aber auf der Höhe des Stückes schlug der Wahrheitscharakter seiner Darstellung um; Rosmer und Rebekka endeten theatralisch«.

* * *

Täglich erwarte ich die sensationelle Blamage der ‚Neuen Freien Presse‘, die allsommerlich, wenn die »besonnenen Elemente« der Redaction auf Urlaub sind, mit kalendarischer Nothwendigkeit über das Blatt hereinbricht. Aber es ist wohl möglich, dass das Schicksal es sich mit der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht verderben will und vorläufig beschlossen hat, die Herausgeber von dem historischen Reinfall, der ihnen vor drei Sommern passierte, noch etliche Jahrgänge zehren zu lassen. Brütende Stille lag über den Wässern. Die sengende Glut der Hundstage hatte noch nicht die zahmste Seeschlange auftauchen lassen, und es wurde immer schwieriger, die »Kleine Chronik« fertigzustellen. Da klopfte ein seltsamer Besuch an die Thüre des »localen Theiles«. Ein Matrose jenes Dampfers »Bourgogne«, der vor ein paar Tagen untergegangen war; eine wetterfeste Gestalt, der man es ansah, dass sie mit Gefahren zu ringen gewohnt war. Der Mann hatte sich gerettet, um der ‚Neuen Freien Presse‘ einen Originalbericht über die Katastrophe bringen zu können. Mit der dem Christenmenschen eigenen Zuversicht zu Herrn Benedikt hatte er Wind und Wetter getrotzt, hatte den weiten Weg vom Schauplatz der Katastrophe in die Fichtegasse nicht gescheut und war sogar um zwei Tage früher angekommen, als es nach menschlicher Kraft und der Schnelligkeit irdischer Eisenbahnen möglich war. Aber was sollte einem gläubigen, hoffnungsstarken Gemüt nicht erreichbar sein? Es galt der ‚Neuen Freien Presse‘ Originalnachrichten zu bringen, den in sommerlicher Dürre Verschmachtenden einen Labetrunk zu reichen. Und er ward mit Begeisterung empfangen. Ein geretteter Matrose, der im Hochsommer zweiundeinhalb Spalten füllt, ist wahrlich eine Seltenheit, die die ‚Neue Freie Presse‘ vor jedem Wiener Blatte voraus hatte. Am andern Tag erschien der Bericht; vorher aber musste verhindert werden, dass ein anderes Blatt, etwa das feindliche Steyrermühlblatt, von der Sache erfahre. Zwar konnte man des Mannes, der kaum das nackte Leben gerettet und nach Wien in die Fichtegasse gerannt war, sicher sein. Vorsicht aber ist, selbst wo es sich um ein auf gegenseitigem Glauben errichtetes Verhältnis handelt, am Platze. Darum gab Herr Benedikt — es war 7 Uhr — zwei Redacteuren den Auftrag, den Fremdling durch die Straßen der ihm neuen und interessanten Stadt nach »Venedig in Wien« zu führen. Und die zwei Redacteure thaten, wie ihnen befohlen war, nahmen den geretteten

Matrosen in ihre Mitte und zogen gen »Venedig in Wien«, wo nur für den Fremdling Entrée gezahlt werden musste. Und der Weg führte sie durch die Rothenthurmstraße, an dem Hause vorbei, wo die Neider und Feinde von der »Steyrermühl« saßen und robotteten. Und mit Verwunderung sahe Wilhelm Singer durch das Fenster den seltsamen Aufzug. Als es Abend ward, öffneten sich ihnen die Thore von Gabor Steiners Residenz, und im Café Opera zeigten die Redacteure dem Fremdling die Mädchen des Landes. Und er begann nach ihnen zu begehren und die Redacteure erfüllten ihm den Wunsch, den sie ihm von den Augen ablesen konnten, und riethen ihm, die 50 Gulden Honorar, die er erhalten, nicht für Kinder und Kindeskinder aufzusparen. Und eitel Lust und Freude füllte die Nacht aus. Am andern Morgen aber erschien der Bericht, den die ‚Neue Freie Presse‘ allein hatte vor allen anderen Blättern, die da sind in Israel, zweiundeinhalb Spalten. Und es herrschte großer Jubel über die Wohlinformiertheit und über den langen Artikel vom Untergang des Dampfers »Bourgogne«. Als es aber wieder Morgen geworden war, erkundigten sich die Häscher bei der ‚Neuen Freien Presse‘ nach dem Aufenthalt eines lange gesuchten Hochstaplers . . .

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Paris. Die spaltenlangen Ergüsse, mit denen wir anlässlich der »Pariser Reise« unseres Opernorchesters und des Männergesangvereines bedacht wurden, sind gewiss nichts im Vergleiche zu jener unscheinbaren Notiz, die uns die Fürstin Metternich als Kartenverkäuferin vorführt. Wir erfahren da sogar die Namen aller Logenpränumerantinnen. Hoffentlich wird uns auch gemeldet, in welchen Tönen des Entzückens sich die Damen Mandl, Porges, Ephrussi, Burger, Back, Brandeis und sonstige Repräsentantinnen des französischen Hochadels über die Erscheinung des Herrn Mahler geäußert haben. Die telegraphische Meldung, dass die Wiener Sänger so oft die Waggons wechseln mussten — »auch die Philharmoniker haben dreimal umsteigen müssen« —, hat hier zu herzzerreissenden Scenen geführt. Einigermaßen entschädigte uns das Bewusstsein, dass Herr Dr. Marmorek, von den »Pariser Schriftstellern« Herr Blowitz und »der kunstsinnige Oberst Picquart« dem Concert beigewohnt haben. Er »erschien in Civil und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Productionen der Wiener Künstler«. Seit den Schallhörnern interessiert er sich eben für Musikinstrumente. Und überdies: die Philharmoniker spielten die dritte Leonoren-Ouverture, und die ‚Neue Freie Presse‘ hatte doch einst verlangt, dass »ein neuer Beethoven« Picquarts Ruhmesthaten verewige. Picquart

wollte sich eben persönlich überzeugen, ob der alte noch ausreiche; — und dazu hat er nicht einmal der Schallhörner bedurft . . . Ein Wermuthstropfen im Freudenbecher: »Der Saal war« — berichtet wörtlich das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ — »bloß bis zur Hälfte ausverkauft.«

Leserin. Nein. Die Gräfin Lonyay ist aus den Spalten unserer Tagespresse nicht mehr zu vertreiben. Jetzt wird uns gar erzählt, dass sie auf einer Reise unwohl wurde und in St. Pölten den Zug verlassen musste. Minder schmockhafte Blätter melden dann noch, dass ein Arzt sich um die Dame bemüht hat. Wie aber drückt das die ‚Neue Freie Presse‘ aus? »Dr. Poduschka, der berufen wurde, traf die nöthigen Anordnungen zur Behebung der Magen-Indisposition, von der Gräfin Lonyay befallen worden war.«

Bruder. Sie sind im Irrthum. Das Rundschreiben, das vor einiger Zeit in den Wiener Logen circulierte und die Mitglieder anwies, freimaurerische Angelegenheiten fürder nicht allzulaut im Kaffeehaus zu besprechen, ist allerdings eine Folge meiner Publicationen, aber es wird nicht die Ursache des Unterbleibens weiterer sein. Was ich veröffentlicht — die Zurechtweisung des Bruders Bahr durch den Meister vom Stuhl —, hat doch zu sehr in allen Einzelheiten gestimmt, als dass auch der Böswilligste behaupten könnte, es sei einem Kaffeehausgespräch »abgelauscht«. Nein, ich behalte auch nach dem Rundschreiben meine zuverlässigen Logenberichterstatter. Alles Suchen und Untersuchen nützt da nichts, und bisher wurden stets nur die Unschuldigsten verdächtigt. Sehr interessant war mir die Publication des Bruders Chiavacci, der den Vorzügen der Freimaurerei eine ganze »Bezirkstratschen« in seinen ‚Wiener Bildern‘ widmete. Die Sache war lustig, wie fast alles von Chiavacci, und las sich eher wie eine Satire als wie eine Reclame. Sie enthielt sogar einige Wahrworte: »Hör'n S' mir auf«, ruft die eine Vorstadtwienerin, »zweg'n was wär' denn nachdem die Hamlichthuerei? Was brauchen sa si denn a Larven vorz'nehma und Versteckerl z'spiel'n, wann s' an Bettler an Kreuzer schenken woll'n?« Und ferner: »Dass i net lach' — wann von der Humanität die Red' is, steckt allemal a Spitzbüberei dahinter.« Bruder Chiavacci ahnt nicht, wie weise und boshaft zugleich seine Bezirkstratschen spricht. Hoffentlich singt nächstens auch der Humorist der ‚Arbeiterzeitung‘ das Lob der Wiener Logenbruderschaft. Herr Habakuk selbst ist wohl noch nicht Bruder. Dafür sind's zahlreiche andere Genossen. Ich nenne nur den Volksbuchhändler Heller, den Volksadvocaten Ingwer und jenen wüthendsten Classenkämpfer, der in Volksversammlungen principiell jeden, der einen anständigen Rock am Leibe hat, für einen Schurken erklärt und mit Vorliebe den Kampf gegen die »Doctoren« predigt: — Herrn Schuhmeier. Ein lieblicher Anblick: der erste socialistische Gemeinderath Bruder des Herrn Zifferer und ähnlicher sattliberaler »Bourgeois«, Bruder der ausgepichtesten Wiener Corruptionsjournalisten. Und da verwahrt sich noch Victor Adler gegen die

Zumuthung, dass Wiener Socialdemokraten sich je mit Liberalen versippen könnten.

Sammler. Die Hundstagshitze wirkt natürlich auf die Dummheit förderlich ein. Dennoch will ich nicht bestreiten, dass auch bei kühlerer Temperatur in einem Wiener Blatte der Satz stehen könnte, der am 10. Juni im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ zu lesen war: »Die Zahl der an Frauen ertheilten Erfinderpatente beläuft sich auf rund zwölf«. Wenn man den Schmock fragen wollte, welche eckige Zahl da wohl auf zwölf abgerundet worden sei, würde er natürlich keine Antwort wissen. Neckisch ist auch die Versicherung der ‚Neuen Freien Presse‘ im Abendblatte vom 13. d., dass ein Generalmajor der Inspicierung zweier Regimenter, die, wie sie vorher mittheilt, unter seinem Befehle ausgerückt waren, außerdem auch »u. A.« »beigewohnt« hat. Der Irrthum, der Herrn Herzl in seinem Feuilleton über Maupassant passierte, ist mir nicht entgangen. Herr Herzl mag die ganze »nachdenkliche« Art seiner letzten Jahre auf Schopenhauer-Lectüre zurückführen, aber Citate, die nicht von Schopenhauer sind, muss er ihm nicht in den Mund legen. Der Satz: »Geh' an der Welt vorüber — es ist Nichts!« stammt vielmehr aus einem sechszeiligen Spruch des heiligen Buches der Veden. Der Einfluss, den die ‚Neue Freie Presse‘ auf jeden, der mit ihr nur in flüchtige Berührung kommt, ausübt, zeigt sich am besten an dem Literarhistoriker Prof. Jacob Minor, der neulich eine Zuschrift an das Blatt, in der er sich über die Idee des phonographischen Archivs ausließ, mit den Worten schloss: »Vielleicht flicht dann auch die Zukunft den Mimen ihre Kränze!« Dass die ‚Neue Freie Presse‘ unter den Kunstwerken, die der Miller von Aichholz'sche Nachlass enthält, auch einen »Adam aus vorchristlicher Zeit« entdeckt hat, rief allgemeine Sensation hervor; interessant muss auch die Büste des Pietro Aretino sein, die der fast ein Jahrhundert vor dem Dichter lebende Meister Antonio Pollaiuolo geschaffen hat. Im Abendblatt vom 15. Juni wird ein Interview eines Pariser Journalisten mit der Fürstin Metternich abgedruckt, in dem Pauline, die Pacemacherin der Wiener Philharmoniker in Paris, ihre Schwäche für Herrn Mahler eingesteht. Man hätte aber nicht geglaubt, dass ihre Schwärmerei sich zu dem Satze versteigen könnte: »Richard Wagner äußerte sich eines Tages, nachdem er von Mahler ein Contrabass-Solo gehört hatte: ‚Erst wenn man dieses Instrument von Ihnen spielen gehört hat, weiß man, dass es Saiten hat!‘ Herr Mahler ist viel jünger als die Fürstin Pauline — glaubt; er hat nie ein Contrabass-Solo, am wenigsten eines in Gegenwart Wagners, gespielt .... Schön ist der Satz im Leitartikel des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ vom 8. Juni, vielleicht das Muster einer klaren und vor allem echt deutschen Construction: »Nicht in die Vergangenheit blickt man heute auf Seiten der Linken, und dass die Langmuth der Polen, der katholischen Volkspartei und der Rumänen erst gestern ihr Ende fand.« Das schöne »u. A.« ließ sich bisher in den meisten Fällen wenigstens dem Sinne nach erklären. Was aber bedeutet es in dem

folgenden Ausspruch, den das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ am 8. Juni gethan hat: »Das einzige radicale Wanzenvertilgungsmittel besteht unter Anderem in einer Ausschwefelung der Wohnung«?

Herrn Stefan G. Sie müssen es schon mir überlassen, zu entscheiden, was ich in meinem Blatte über die Wiener socialistische Kampfesweise zu sagen für nothwendig finde. Dass Sie in Ihrem »Rügeschreiben« sich krampfhaft bemühen, die polemischen Manieren des Herrn Habakuk zu copieren, kann ich nur mit Rücksicht auf Ihren jungen Eifer, rothe Farbe zu bekennen, entschuldigen. Sie haben eben viel nachzuholen. Vergeuden Sie aber Ihr gutes Talent nicht in zwecklosen Privatbriefen und lassen Sie es sich künftig genügen, im Feuilleton der ‚Arbeiter-Zeitung‘ für die Socialdemokratie zu sterben.

Dr. Otto Frischauer, zur Zeit Advocat. Ich glaube, Sie haben auch nach der frechen Erfindung eines Interviews mit dem Minister Rezek im ‚Wiener Tagblatt‘ von der Kammer nichts zu befürchten. Der Disciplinarrath ist ja jetzt milder denn je.

Disciplinarrath der Advocatenkammer. Fürchten sich die Herren vor ihren anrüchigen Collegen? Warum denn gar so zaghaft? Die Entrüstung über die gewiss ungeheuerliche Verhaftung eines Wiener Advocaten war doch nicht angebracht. Solchen Ereignissen kann eben am besten durch Selbstzucht, beständiges Säubern in den eigenen Reihen vorgebeugt werden. Lassen Sie Ihren Stand durch die Expensenhyänen nicht discreditieren, verhängen Sie über Advocaten, die Vertrauensmissbräuche, Erpressung an einem Clienten, Irreführung eines Gerichts oder Betrügereien begehen, nicht eine Geldstrafe von 300 Gulden, und die Behörden werden ganz anders mit Ihresgleichen verkehren.

R. K. Ich danke für die Mittheilung, aber ich habe wahrhaftig zu viel zu thun, um mich noch mit der Abwehr derartiger Thorheiten aufzuhalten. Ich glaube nicht, dass irgend ein objectiver Mensch, der die Arbeit, die ein Heft der ‚Fackel‘ erfordert, auch nur annähernd abzuschätzen vermag, mir die Bitte um vorherige Angabe des Zweckes von Besuchen verübeln kann. Wenn ein Advocat über meinen Versuch, Zeit zu ersparen, spottet, so finde ich das ja begreiflich; ihm ist der Empfang eines Besuches Selbstzweck und die Ausdehnung eines Kanzleigesprächs das beste Erwerbsmittel. So dürfen wir's dem Herrn nicht verübeln, dass er es für einen Ausfluss von »Größenwahn« hält, wenn ich, der innerhalb weniger Tage redactionelle Arbeit, Abfassung einer Broschüre, Correcturlesen, Correspondenzen und die zeitraubende Lectüre aller möglichen Blätter zu besorgen hat, die oft zwecklosen, hinhaltenden Besuche auf das Nothwendigste einschränken möchte.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von

16 bis 32 Seiten.

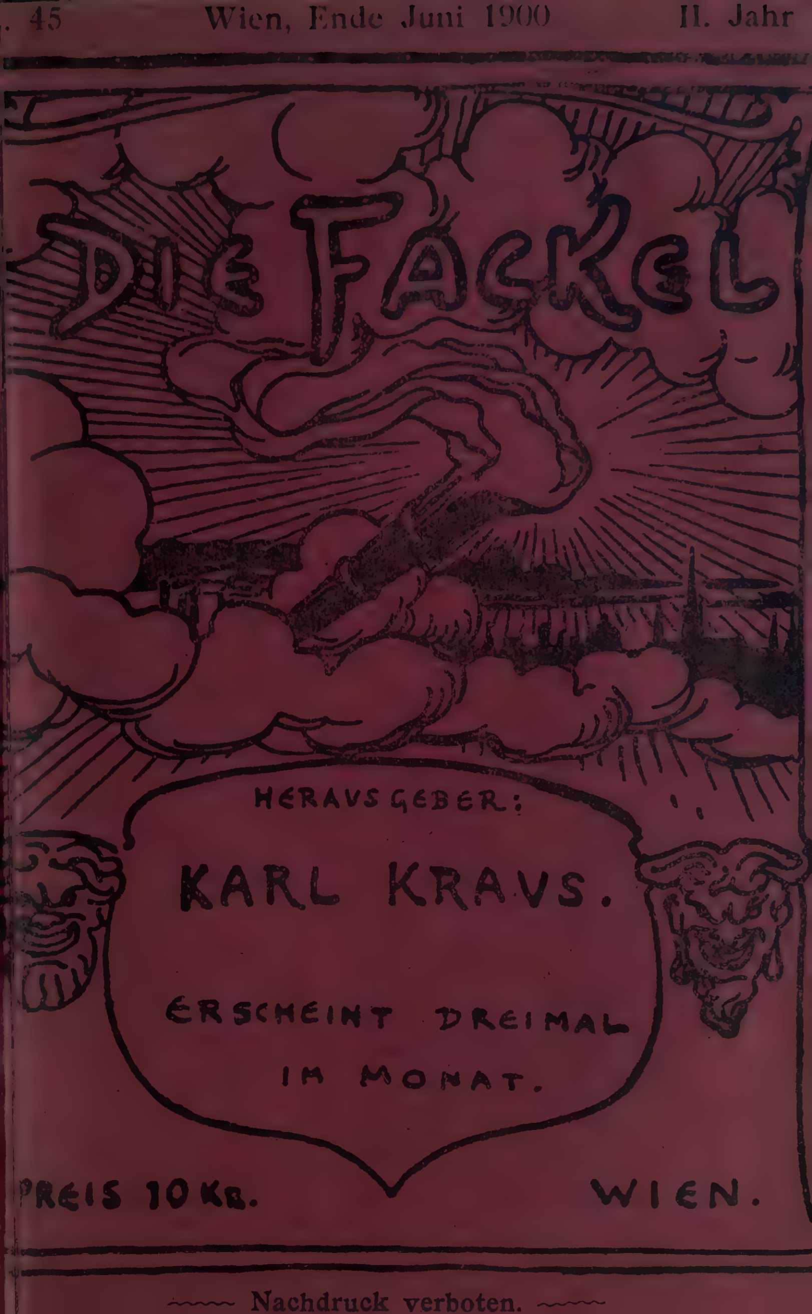
Die im ersten, zweiten, dritten und vierten Quartal der ‚Fackel' April—Juni, Juli—September, October—December und Jänner—März erschienenen je neun Hefte sind als

Band I, II, III und IV der ‚Fackel'

zum Preise von je *K* 2.— = M. 2.— durch alle Buchhandlungen und durch die Geschäftsstelle der ‚Fackel' zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert. Jeder Band enthält ein Inhaltsverzeichnis, das jedoch separat nicht abgegeben wird. Einbanddecken werden nicht hergestellt.

Der Herausgeber theilt mit, dass er Zeitmangels wegen nur nach genauer Bekanntgabe des Gegenstandes der Unterredung zu sprechen ist, und behält sich vor, Tag und Stunde im einzelnen Falle schriftlich anzugeben.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . . K	7.—
» » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . . M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Ausgabe nach der Confiscation.

DIE FACKEL

Nr. 45 WIEN, ENDE JUNI 1900 II. JAHR

Einleitung zu den Gesetzen des Charondas von Catana, welche alle Bürger auswendig wissen mussten.

Es soll auch rühmlich sein, Ungerechtigkeiten, um die man weiß, anzuzeigen, damit der Staat durch vervielfältigte Wachsamkeit über seine gute Verfassung erhalten werde. Wer angibt, thue es nur aus echtem Gemeinsinn — und verschone auch seine nächsten Angehörigen nicht, denn nichts geht ihn näher an als sein Vaterland. Doch soll man nichts, was unwissender und unvorsätzlicher Weise geschehen ist, sondern nur vorsätzliche Vergehungen anzeigen. Der Angeklagte aber, wenn er rachsüchtig gegen seinen Angeber ist, soll allgemein verabscheut und bestraft werden, als ein Undankbarer, welcher seinem Arzte, durch den er von der ärgsten Krankheit, der Ungerechtigkeit, geheilt worden, den Lohn entziehen will.



Confisciert

wurde an dieser Stelle eine den Wiener Aufenthalt Milans betreffende, den Tagesblättern wörtlich entnommene Meldung.

* *
*

Wie noch erinnerlich sein dürfte, schrieb Anfang April aus Belgrad ein Freund Oesterreichs am serbischen Hofe an den Herausgeber der ‚Fackel' (siehe Nr. 38): »Sie fragen mich, werter Herr, nicht nach meiner Meinung über König Milan, da Sie wohl wissen, dass nicht bloß alle guten Serben, sondern alle rechtschaffenen Menschen der ganzen Welt nur eine Meinung, nur ein Gefühl des Abscheus und des Ekels für diese traurige Majestät haben können, die die Pathologie mit Recht dem Strafgesetz streitig machen dürfte. — — — —

Es gibt keinen Bereich der Niederträchtigkeit oder des Verbrechens, in dem dieser Mensch sich nicht versucht hätte, jederzeit mit vollendeter Schamlosigkeit und Meisterschaft. Er hat gestohlen, er hat falsch gespielt, er hat Mörder gedungen, er hat Frauen vergiftet, die wehrlos im Staatsgefängnis gefangen gehalten wurden, er hat falsche Zeugenaussagen erkauft, er hat die Rechte des Fürsten und des Mitgliedes des königlichen Hauses, sowie seine Vaterrechte verschachert, er hat die Interessen seines Vaterlandes verlicitiert, er hat die religiösen Gefühle seiner Frau, die er verstoßen hatte, ausgeschrotet, indem er ihr mit dem Selbstmord drohte und von ihr auf diese Art Geld erpresste. Wenn einmal seine vollständige und eingehende Biographie geschrieben sein wird, wird sie sicher eines der vollendetsten Muster moralischer Verkommenheit liefern, und die Welt wird sich erstaunt fragen, wie es möglich gewesen sei, dass ein solches Ungeheuer am Ausgange des XIX. Jahrhunderts in einem Staate Mitteleuropas auf dem Throne geduldet wurde. — — — — — — —

Zwei Ursachen haben jedoch dazu beigetragen, dass das Treiben König Milans in letzter Zeit noch gefährlicher und noch verhasster wurde, dass seine Verbrechen noch größere Dimensionen annahmen als bisher. Das ist einerseits die Abnahme seiner geistigen Fähigkeiten infolge übermäßigen Alkoholgenusses und kraft der zerrüttenden Wirkung gewisser inveterierter Krankheiten, deren Geheimnis Prof. Neumann in Wien

besser kennt denn irgend jemand. Andererseits ist es aber die Furcht, die sich seiner bemächtigt hat, ist es jene eigenthümliche Gemüthsverfassung aller großen Verbrecher, wie sie so vortrefflich und ergreifend in den unsterblichen Blättern Dostojewskis geschildert ist, die sie um den Verstand bringt, sie verwirrt, sie überall Feinde und Rächer sehen lässt, die ihnen Argwohn und Misstrauen gegen die ganze Welt einflößt, bis sie endlich sterben, ohne jedoch die heilsame Tortur der Gewissensbisse durchgemacht zu haben, bis sie zugrunde gehen, bis sie erdrückt werden von der Last ihrer verfluchten Thaten. — — — — — —

Er fürchtet seine Opfer und widersetzt sich darum ihrer Freilassung. Sein Wunsch, sein unveränderlicher Wille ist nicht mehr und nicht weniger, als sie im Kerker sterben zu lassen, und um dies möglichst schnell zu erreichen, lässt er sie jeden Tag neue Torturen an Leib und Seele erdulden. —

Man weiß, dass er zu allem fähig und vollkommen gewissenlos ist. Man hat auch begriffen, dass nichts vor ihm schützt, nichts mehr genügende Sicherheit gewährt, solange Milan die Mittel in Händen hat, um zu schaden, nicht der blindeste Gehorsam, nicht das eifrigste Bemühen, seine Wünsche zu errathen und seinen Anordnungen zuvorzukommen. In seinen Anfällen, die immer häufiger und immer heftiger werden, macht er gar keinen Unterschied mehr, er kann Freund und Feind nicht mehr unterscheiden. Wenn er das noch einige Zeit fortsetzt — es ist wohl unmöglich —, so wird man sich nicht wundern dürfen, von einer Palastrevolution zu vernehmen, einer Wiederholung der Nacht des 1. April, die Serbien von diesem Ungeheuer befreien wird, das alle Neronen und alle Caligulas der Weltgeschichte in den Schatten stellt.«

* * *

Die politischen Menschen werden in Oesterreich rasch unvernünftig. Ehe aber das politische Urtheil »zum blöden Vieh« entflieht, pflegt es sich ein Weilchen bei dessen Eigenthümern, den Großgrundbesitzern, aufzuhalten. So sind denn, je nachdem Slavisch oder Deutsch Trumpf ist, feudale oder verfassungstreue Großgrundbesitzer unsere maßgebenden Parlamentarier. Wenn also Herr v. Grabmayr, der ob seiner Abneigung gegen Pultdeckel, Kindertrompeten, Federmesser und Hausknechtsausdrücke wie »freche Tschechenbrut« als ein ernster Politiker betrachtet wird, zu seinen Wählern spricht, dann erwartet man Offenbarungen über das Letztvergangene und das Nächstkommende. Was aber hat Herr Grabmayr in Meran geboten? Ich will nicht davon sprechen, dass seine Charakterisierung des Verhaltens der Tschechen einer Beschränktheit entspringt, die man selbst den Funkes und Groß nicht verzeiht, wenn man sie auch bei diesen begreift. Ich will von Herrn Grabmayr nicht verlangen, dass er sich in die Stellung der jungtschechischen Partei hineindenke: daran denke, wie diese als Führerin einer bedeutenden Majorität zuerst im Kampfe gegen die Minorität, die ein ungeschriebenes Staatsgrundgesetz von der Vorzugsstellung der Deutschen vertrat, sich erschöpfte; und wie sie dann, als sie in diesem Kampfe gesiegt, als sich's gezeigt hatte, dass eine von einer starken Majorität gedeckte Regierung selbst die Einführung drückender, höchst unpopulärer Steuern wagen durfte, ohne dass der Minorität die Aufrüttelung der Volksmassen gelang — wie sie da durch die Macht der Krone besiegt ward, in deren Namen doch kurz zuvor der verantwortliche leitende Minister der Partei die weitestgehenden Versprechungen gemacht hatte. Ich will nicht fordern, dass Herr v. Grabmayr die Logik der Schlussfolgerungen anerkenne, die die Tschechen aus diesen Vorgängen gezogen haben: dass es sich für sie darum handle, zu zeigen, dass, wenn eine Majorität mit ihnen nichts ausrichte, auch eine Majorität gegen sie nichts aus-

richten werde; und dass sie, da ihre Berufung auf den Willen der Krone Lügen gestraft worden war, den Wählern, die sich für belogen und getäuscht hielten, darthun mussten, wie sie auch angesichts der Ungnade der Krone nicht anders dächten als damals, da der Kaiser ihnen wohlwollte.

Herr Grabmayr mag die Politik der Tschechen »psychopathisch erklären«, und da ein Politiker von Psychosen nichts verstehen muss, mag er glauben, dass diese durch den suggestiven Zuspruch: »Herunter vom hohen Ross!« zu heilen sei. Wichtiger war es, was er für die Zukunft anrathen würde, das heißt: was und wie er octroyiert wissen will. Denn dass irgendein Octroi unausbleiblich ist, weiß jetzt bereits der verbohrteste Anhänger des Parlamentarismus. Die ‚Arbeiter-Zeitung' sogar, die Herrn Grabmayr höhnend sagt, seiner Weisheit letzter Schluss sei die Octroyierung, kennt kein anderes Heilmittel, als das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht — zu octroyieren. Das allgemeine Wahlrecht hält Herr v. Grabmayr für eine Chimäre, mit der ernste Politiker sich nicht befassen sollten. Und da er, der Realitätenbesitzer, ein ernster Politiker ist, will er statt der Wahlordnung die Geschäftsordnung reformiert und die Reform octroyiert wissen. Vor allem aber soll ein Sprachengesetz octroyiert werden, das im Wesentlichen dem Koerber'schen Entwurf gleichlautend wäre; nur müsste die deutsche Vermittlungssprache gesetzlich anerkannt werden. Für das Parlament zumal wären diese beiden Octrois von höchster Bedeutung. Das Sprachengesetz müsste natürlich die deutsche Vermittlungssprache als Verhandlungssprache des Abgeordnetenhauses erklären; das Geschäftsordnungsgesetz hingegen müsste das Reden im Abgeordnetenhause überhaupt nach Möglichkeit verhindern. Könnten dann die tschechischen Abgeordneten darüber klagen, dass sie, anstatt in ihrer Muttersprache, in der deutschen Vermittlungssprache zu schweigen haben?

Wenn aber Herr Grabmayr vom Octroyieren spricht, vergisst er doch keinen Augenblick, dass er ein »verfassungstreuer« Großgrundbesitzer ist. Das Octroi darf also kein Staatsstreich sein. Man muss sich wieder an den vielgeschmähten Paragraphen wenden, der ja seine Regierungsfähigkeit in den letzten drei Jahren oft genug bewiesen hat. Stand doch schon einmal der Name eines verfassungstreuen Großgrundbesitzers unter einer § 14-Verordnung. Aber Herrn Dr. Baernreither beschlichen Zweifel an der Richtigkeit seines Thuns. Er sei »der Verfassung treu bis über ihr Grab«, habe ich damals von ihm gesagt — ein Ausspruch, der Herrn Kanner, der sonst so selten mit mir einverstanden ist, so wohlgefiel, dass er ihn 14 Tage später selbst that. Als jedoch Herr Baernreither der von ihm hochgehaltenen Verfassung die letzte Ehre erwiesen hatte, da zog er sich zurück: beim Leichenschmause fehlte er. Herr Grabmayr kennt solche Bedenken nicht. Er hat sich nie die Frage vorgelegt, wer wohl der Verfassung bessere Treue bewahre: jener, der einen Paragraphen, der ein integrierender Bestandtheil der Verfassung ist, extensiv auslegen — auszerren — lässt und dadurch ein wichtiges Präjudiz für die künftige Handhabung der Verfassung schafft, oder derjenige, der in einer Krise der Verfassung, die sie aus eigener Kraft nicht zu überwinden vermag, einen operativen Eingriff empfiehlt. Ich glaube, dass jene bessere Freunde der Verfassung als Herr Grabmayr sind, die die Anwendung des § 14 auf die Sprachenfrage verwerfen und ein unverhülltes Octroi aus kaiserlicher Machtvollkommenheit herbeiwünschen.

Den Kern der Rede des Tiroler Großgrundbesitzers bilden aber die Ausführungen über die künftige Parteiengruppierung im Abgeordnetenhause. Man hat das, wie es scheint, nicht allseits richtig verstanden oder auch wohl nicht verstehen wollen. Was der Leitartikler der ‚Neuen Freien Presse' Herrn Grabmayr am 21. Juni entgegenhielt — man müsse wissen, wer die § 14-Ver-

ordnungen erlassen und wer dann die Neuwahlen leiten werde —, das hat der Redner wohl bedacht. Seine Antwort auf diese Frage lautet: Man muss vorher eine neue Majorität bilden. Herr Grabmayr will die Coalition wieder ins Leben rufen, nur will er die Slovenen, die ihr unter Windischgraetz den Todesstoß versetzt haben, ausgeschlossen wissen. Das bedeutet, dass Herr Grabmayr an ein Ministerium Alfred Liechtenstein denkt, in das ein verfassungstreuer Großgrundbesitzer — wohl er selbst —, ein Christlichsocialer und ein minder scrupulöser Herr von der deutschen Volkspartei — etwa Herr Prade — nebst einem oder zwei Polen eintreten würden.

Es ist leicht begreiflich, dass Herr Grabmayr auch bei seinen Freunden wenig Zustimmung gefunden hat. Die Herren Graf Stürgkh und Dr. Baernreither neigen nicht sehr zu den Clericalen und möchten vor allem statt Grabmayrs selbst Minister werden. Die Deutsche Fortschrittspartei weiß nicht, was sie eigentlich will; einige ihrer Mitglieder möchten allerdings gern in jeder Regierung Minister werden: aber sie sind nicht ministrabel. Ueberdies schreckt sie die Erinnerung an die Niederlage, die die Coalition dem Liberalismus gebracht hat. Die Deutsche Volkspartei aber schwankt zwischen der Abneigung gegen die Deutschradicalen, die sie dem Clericalismus in die Arme treiben könnte, und der Furcht vor ihnen, die sie selbst radical macht. Herrn Grabmayr selbst hat die Abneigung gegen die deutschradicale Invasion in Tirol zum politischen Denker gemacht. Die kräftige Sprache, in der er dieser Abneigung zu einer Zeit Ausdruck gab, da alles vor den Radicalen zitterte, hat zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Aber der Großgrundbesitzer, den die Massen nichts kümmern, brauchte wenig Muth zu solcher Sprache. Ob indes die Fortschrittspartei und die Deutsche Volkspartei den Clericalen, die für die Erneuerung der Coalition den höchsten Preis fordern, sich unterwerfen werden, ist noch sehr fraglich. Viel-

leicht doch, wenn's mit den Investitionen allzulang dauert. Nicht nur die Gregorig, auch die Fabrikanten und die Geldmänner schreien nach Brot.

* * *

In der deutsch-österreichischen Provinzpresse mehren sich die Klagen, dass die mit so großem Pathos von Herrn Körber angekündigte Reform des Pressbureaus bis jetzt noch zu keinem erfreulichen Ergebnis geführt hat. Noch immer sei es der alten Clique gestattet, die Wandlungen der Politik pressgeschäftlich auszujobbern. Das Pressdepartement war als Brutstätte der übelsten liberalen Umtriebe verrufen, aber bis heute sei wenig geschehen, um die versprochene Reinigung herbeizuführen. Der einzige Unterschied zwischen einst und jetzt, klagt ein Salzburger Blatt, bestehe darin, dass die industriösen Herrschaften, die früher das Bureau als offenen Markt behandelten und besuchten, nunmehr ihren Weg über Hintertreppen nehmen müssen; ihre Machenschaften seien darum nur noch bedenklicher geworden. Die Firmen Szeps jun. und Inlender haben nach wie vor ihre Beziehungen zum Reptilienfonds, und in Verbindung mit diesen Großhandlungshäusern obliegt eine ganze Schar betriebsamer Concordia-Mitglieder der Ausbeutung der auf dem Terrain öffentlicher Meinungsmacherei erschlossenen Goldfelder. Dabei sind die »Beziehungen« verfilzter und complicierter denn je zuvor. Herr Gustav Steinbach, der deutsch-oppositionelle Mann von der ‚Neuen Freien Presse‘, unterhält noch immer sein obscönes politisches Verhältnis mit den ‚Národní Listy‘. Wenn's finster wird, schleicht er ins Ministerrathspräsidium, um den Presskötern den mageren Knochen der Information wegzuschnappen, einen Knochen, der — um in der der ‚Neuen Freien Presse‘ geläufigen Sprache Wippchens zu sprechen — als Regierungskukuksei in oppositioneller Sauce dem Publikum serviert wird. Lässt sich Herr Steinbach von den ‚Národní Listy‘ verwenden, so darf dafür Herr Peniček an der deutschliberalen Presse mitarbeiten. An der Spitze der alten Garde aber marschiert nach wie vor Mendel Singer. Ich meine jene Garde, die für Geld und gute Informationen sich ergibt, aber nicht stirbt.

* * *

In Paris waren jüngst bekannlich auch zwei österreichische Minister, Herr v. Hartel und Herr v. Call, ausgestellt. Die Herren scherzten bei einem Bankett des Wiener Männergesangvereins und sprachen sich sonst über alles, was sie sahen, »äußerst befriedigt aus«. Am 24. meldeten die Blätter, die Minister würden am andern Tage den Ausstellungsannex — nicht »-connex«, wie die Blätter schrieben — in Vincennes besichtigen. Ueber die Beobachtungen, die die Herren in diesem Theil der Ausstellung gemaoht haben, ist uns nichts berichtet worden. Offenbar waren sie wieder »außerst befriedigt«. Sie sind ja österreichische Minister, und als solche dürfen sie keinen Anstoß nehmen, dass in der Exposition der Eisenbahnmaterialien, die sich in Vincennes befindet, vor der österreichisch-ungarischen Abtheilung eine Tafel angebracht ist, auf der — auch für unseren Sectionschef Exner deutlich — geschrieben steht:

Hongrie-Autriche.

* * *

Kein Ruhm!

»Mit Ausnahme der Contingente Russlands, Japans und Amerikas« — schreibt die ‚Neue Freie Presse' — »dürften die Truppen der anderen Mächte alle zu spät in China eintreffen . . . . Nichtsdestoweniger wird das Erscheinen von so zahlreichen europäischen Kriegsschiffen und Soldaten . . . . auf die Chinesen hoffentlich einen einschüchternden Einfluss üben. Man kann unter solchen Umständen nur bedauern, dass es der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht vergönnt ist, die glorreiche Flagge unserer Kriegsmarine ebenfalls in mehreren Häfen des himmlischen Reiches zu entfalten.« Oesterreich hat also, wie man sieht, nicht einmal das Glück, zu spät in China einzutreffen. Herr Benedikt ist ein Patriot, der seinem Vaterlande diesen Ruhm vergönnt hätte. Wenigstens hat jetzt die ‚Neue Freie Presse' unseren »gemeinsamen« Ministern den Vorwand für eine Verstärkung unserer Flotte geliefert . . . .



DER OBERSTE GERICHTSHOF ÜBER DEN GRÜNDERRECHTSUNFUG BEI DER CREDIT-ANSTALT.

Der Oberste Gerichtshof sagt in seinem das Vorgehen der Creditanstalt geradezu billigenden Urtheil:*) »Berücksichtigt man nun, dass im vorliegenden Falle die neuen Actien den Begründern genau zu demselben Course von 330 fl. per Actie angeboten wurden, wie den Actionären, und dass auch das zur Geldbeschaffung gebildete Garantieconsortium die nicht bezogenen Actien zu demselben Preise zu übernehmen hatte, sowie, dass die Differenz zwischen diesem Uebernahmscourse und dem damaligen Börsencourse im Hinblicke auf die notorische Eigenschaft der Actien der Creditanstalt als eines internationalen Speculationspapieres und die hiedurch bedingten großen Schwankungen im Preise desselben keineswegs als eine übermäßig große und mit dem übernommenen Risico in keinem angemessenen Verhältnisse stehende angesehen werden kann, so ergibt sich, dass im vorliegenden Falle die Umstände nicht darnach geartet sind, um die objectiven Voraussetzungen auch nur eines gemischten, theils entgeltlichen, theils unentgeltlichen Geschäftes oder die Absicht zum Abschlusse eines solchen annehmen zu können.«

Da die Leser der ,Fackel' an kürzere Sätze gewöhnt sind, so werde ich mir die Zerlegung dieser Periode in einzelne Behauptungen gestatten und hiebei den Sinn jedes einzelnen Gedankens möglichst klar und treu hervortreten lassen.

Die Entscheidung sagt:

1. Die Einräumung des Bezugsrechtes an Rothschild und die anderen Gründer sei nicht unentgeltlich geschehen.

---

*) Morgenblatt der ,Neuen Freien Presse' vom 22. Mai 1900, S. 11. In Erwartung einer authentischen Veröffentlichung oder Berichtigung wurde der Abdruck dieser Ausführungen verzögert. Leider ist diese noch immer nicht erfolgt.

2. Auch nicht theils entgeltlich, theils unentgeltlich. Denn:

a) Der Uebernahmscours stand in einem angemessenen Verhältnisse zum Risico. Dies wird nicht so gerade heraus behauptet, sondern es wird gesagt: Er stand keineswegs in keinem angemessenen Verhältnis.

b) Die Actionäre genießen denselben Vortheil.

c) Der gleiche Cours galt auch für die Uebernahme nicht bezogener Stücke durch das Garantieconsortium.

Also vor allem: Die Einräumung des Bezugsrechtes war kein unentgeltliches Geschäft, weil der Uebernahmscours der Actien keineswegs in keinem angemessenen Verhältnisse zum Risico stand! Der Oberste Gerichtshof hat hier offenbar übersehen, dass durch den angefochtenen Beschluss nicht die Actien selbst zu dem, wie er meint, in keinem unangemessenen Verhältnisse zum Risico stehenden Course verkauft, sondern das Bezugsrecht auf Actien ohne jede Gegenleistung zugewendet worden ist. Das ist jedoch etwas ganz anderes. Wenn ich jemandem Wertpapiere um 100.000 Gulden verkaufe, so ist dies gewiss im allgemeinen kein unentgeltliches, sondern ein Kaufgeschäft, wenn es auch klar sein mag, dass der Käufer nach menschlichem Ermessen die Wertpapiere jederzeit mit Gewinn verkaufen kann.

Wenn ich mich aber verpflichtet habe, jemandem Wertpapiere um 100.000 fl. zu verkaufen, ohne dass der andere die Pflicht hat, sie zu kaufen, oder irgend eine andere Gegenleistung übernommen hätte, so habe ich ihm offenbar ganz unentgeltlich das Bezugsrecht auf die Wertpapiere eingeräumt, selbst wenn der Preis von 100.000 fl. »keineswegs in keinem angemessenen Verhältnis zum Risico« stünde, umsomehr aber, wenn es klar ist, dass derjenige, dem das Bezugsrecht eingeräumt worden ist, jederzeit nicht bloß die Wertpapiere sehr vortheilhaft verkaufen, sondern sogar für die Abtretung des Bezugsrechtes selbst 10.000 fl. haben kann.

Die Argumentation des Urtheils verwechselt zwei sehr verschiedene Dinge: die Einräumung der Bezugsrechte, die geschenktes, bares Geld waren, und den Kauf der Actien auf Grund des eingeräumten Bezugsrechts. Die Actien haben die Käufer freilich nicht ganz umsonst erhalten.

Und nun bedenke man. Angefochten ist nicht unmittelbar das Uebernahmsgeschäft, sondern der Beschluss, mittelst dessen den Gründern das einseitige Recht eingeräumt wurde, 20.833 Actien à 330 fl., also ungefähr 42 fl. unter dem damaligen Tagescours zu beziehen. Solche einseitige Bezugsrechte bilden an der Börse einen Handelsartikel für sich, — sogar wenn sie auf den Tagescours lauten. Sie brauchen ja nur im Falle der Steigerung der Course ausgeübt zu werden, bieten also eine reine Gewinnchance. Im vorliegenden Falle wurden sie sofort an der Börse gehandelt und waren nach dem Course zur Zeit der Einräumung über eine Million wert. Die Creditanstalt räumte also Rechte ein, die sofort um eine Million veräußert werden konnten, sie that dies wie die Entscheidung anerkennt freiwillig, sie erhielt für die Einräumung dieses Rechtes im Werte einer Million gar kein Gegenrecht, und der Oberste Gerichtshof findet, dass hierin keine Liberalität liegt!

Damit nicht genug. Die Entscheidung beruft sich darauf, dass ein Garantieconsortium zur Uebernahme der nicht bezogenen Actien, also zur Uebernahme des Risicos gegründet wurde, für das der gleiche Cours von 330 fl. gilt. Wären die Actien vor der Ausübung des Bezugsrechtes im Course unter 330 fl. gefallen, so hätten die Gründer nach dem Gesagten ihre Rechte eben nicht ausgeübt und die Actien wären der Creditanstalt liegen geblieben. Um sich gegen diese höchst unwahrscheinliche Eventualität zu sichern, wurde ein Garantieconsortium gegründet; dieses hat — selbstverständlich gegen Entgelt — die Verpflichtung übernommen, in diesem Falle die Actien zum Course von

330 fl. zu übernehmen. Für das Garantieconsortium bedeutete also der Cours von 330 nicht den Cours, zu welchem es die Actien wirklich bekam,*) sondern den, zu welchem es die Actien im ungünstigen Falle hätte nehmen müssen. Für die Gründer dagegen bedeutete der Cours von 330 fl. den Cours, zu welchem sie die Actien bekamen, aber nicht nehmen mussten. Das Garantieconsortium hat also gegen Entgelt die Verpflichtung übernommen, auch bei einem Course von 300 330 fl. zu bezahlen. Die Entscheidung folgert hieraus, dass der Beschluss angemessen war, nach welchem die Gründer bei einem Course von 400 die Actien um 330 fl. verlangen durften. Ich habe viel darüber nachgedacht, welche Art von Schlussoperation hier vorliegt.

Und noch ein ganz ähnliches Räthsel! Das Garantieconsortium war, wie gesagt, zur Tragung des Risicos gebildet, es sollte jenes Risico den Gründern abnehmen, welches sonst der Käufer bis zur Ausführung des Kaufes zu tragen hat. Gleichwohl wird in demselben allerdings langen Satze, in welchem das Urtheil das Garantieconsortium und dessen Aufgabe erwähnt, von einem Risico der Gründer gesprochen. Ich habe vergeblich alle Mühe, die die Ehrerbietung gegen das höchste Gericht erheischt, aufgewendet, um herauszubekommen, welches Risico den Gründern aus dem angefochtenen Beschluss erwachsen ist und den niedrigeren Cours rechtfertigt.

Der Oberste Gerichtshof meint offenbar, es sei möglich, dass die Actien nach A u s ü b u n g des Bezugsrechtes unter 330 fl. gefallen wären, dann hätten die Bezugsberechtigten, die ihr Bezugsrecht ausgeübt hätten, dadurch Verlust erlitten. Ich wiederhole aber: geschenkt wurden nicht die Actien, sondern das Recht, die Actien zum Course von 330 fl. zu beziehen, damals für jede Actie einen Wert von etwa 42 fl. darstellend. Das Risico gieng

*) Von einzelnen Versäumnissen in der Ausübung des Bezugsrechtes abgesehen.

nicht aus der Einräumung angefochtener Beschlüsse, sondern aus der Ausübung des Bezugsrechtes hervor. Wenn ich jemandem einen Bauplatz schenke, damit dieser ihn verkaufe oder ein Haus darauf baue, und ihm überdies Baumaterialien zu einem angemessenen oder gar zu einem lächerlich niedrigen Preise verkaufe, so ist die Schenkung des Bauplatzes nicht weniger eine Schenkung, weil das Haus später verbrennen und der Beschenkte dabei sein ganzes Vermögen verlieren kann, trotzdem er für die Baumaterialien gar nicht viel gezahlt hat. In diesem Gleichnisse bedeutet der geschenkte Bauplatz das geschenkte Bezugsrecht, die Baumaterialien die Actien, die zu dem »angemessenen« Preis von 330 fl. zu haben waren.

Die Verwechslung zwischen der durch den angefochtenen Beschluss begründeten Rechtslage, die den Gründern eine bare Million ohne Gegenleistung eintrug, und dem durch die Ausübung des Bezugsrechtes geschaffenen Rechtsverhältnisse durchzieht die gesammte Begründung. Aber auch wenn man dieses Rechtsverhältnis selbst ins Auge fasst, so ist es klar, dass es auf einem theils entgeltlichen, theils unentgeltlichen Geschäfte beruht. Die gleiche Logik, die in jenem Kaufe der Creditactien zum Course von 330 fl. den Bestandtheil einer Freigebigkeit (aus fremden Taschen) nicht erkennt, würde dazu führen, dass, wer heute Creditactien zwölf Percent unter ihrem Course an einen guten Freund verkauft, trotzdem ihm an der Börse der volle Courswert geboten wurde, damit ein durchaus entgeltliches Geschäft abschließt, und wenn er falliert, nicht wegen Vermögensverschleuderung belangt werden kann. Er hat nur mitleidsvoll den Käufer für das Risico entschädigt, das mit dem Ankauf eines Wertpapieres verbunden ist.

Und nun noch das bezeichnende Argument, dass ja auch die Actionäre die Actien um den gleichen Cours von 330 fl. erhielten!

Gewiss hat die Anstalt ihren Actionären durch Einräumung des Bezugsrechtes grossen Vortheil zu-

gewendet, aber das war deswegen keine unzulässige Schenkung, weil die Anstalt mit den Actionären in ihrer Gesammtheit ein und dasselbe sind. Die Anstalt schenkt den Actionären Gründerrechte ebensowenig, wie sie ihnen die Dividende schenkt. Aber daraus folgt gewiss nicht, dass es keine Schenkung ist, wenn sie einem andern als den Actionären Bezugsrechte zuwendet.

Alles in allem haben die Begründer des Urtheils den Begründern der Creditanstalt einen wichtigen Dienst erwiesen, ihnen ein Ehrenzeugnis ausgestellt, das niemand verstehen wird, der die Sache versteht. Der Eindruck bei den zunächst Getroffenen kann nur sein, dass der Oberste Gerichtshof den Männern, die das Interesse Rothschilds und der anderen Gründer höher stellen als die ihnen anvertrauten Interessen, noch lange nicht gewachsen ist. Es ist mir recht schwer geworden, dies auszusprechen. Denn ich schätze die reiche Lebens- und Rechtserfahrung, die in vielen Entscheidungen unseres höchsten Gerichtes lebt, und ehre die Ruhe und Leidenschaftslosigkeit. mit der es seines hohen Amtes pflegt. Auch ist es gerade kein Vergnügen, langweiliges juristisches Einmaleins zu predigen, in einer Sache, in der die höchste juristische Autorität des Reiches den freilich sehr interessanten Satz: »Zweimal zwei ist fünf« auf ihre Fahne geschrieben hat. Aber ich durfte nicht schweigen. Gerade die Ehrerbietung gegen den obersten Gerichtshof und die Erkenntnis der Bedeutung seiner sittlichen Anschauungen zwangen mich, die meinen nochmals zu vertheidigen. Meine Entrüstung beruht nicht in erster Linie auf der Thatsache, dass Bankdirectoren die ihnen anvertrauten Vermögensinteressen preisgeben, sondern darauf, dass dies ohne Scham und Scheu im vollen Lichte einer — allerdings höchst verdächtigen — Oeffentlichkeit geschah. Mir schien aus dem Verhalten des Herrn von Mauthner und seines Gefolges die nunmehr bestätigte Meinung hervorzuleuchten, dass

man in Oesterreich alles wagen dürfe, wenn man die ‚Neue Freie Presse' zur Parteigängerin gemacht hat. Als Oesterreicher und Rechtslehrer war ich verpflichtet, mich der Aufforderung, diese Auffassung zu brandmarken, nicht zu entziehen. Und es erscheint mir diese Handlungsweise umso gerechtfertigter und — ich sage es frei heraus — verdienstlicher, je weniger sich die Rechtsprechung fähig erweist ad coercendam malitiam huius generis hominum.

Prof. Dr. Karl Adler.

Czernowitz, im Juni 1900.

* * *

Der Schwiegersohn.

Ganz flüchtig und so nebenher war vor einigen Tagen im volkswirtschaftlichen Theile der ‚Neuen Freien Presse' eine Notiz »en petits caractères« — dieser Kunstausdruck aus dem Druckereigewerbe ist hier wörtlich zu verstehen — abgedruckt, die besagte, dass bei der Verwaltung der k. k. priv. Böhmischen Commercial-Bahn, an Stelle eines gewissen in Ungnade gefallenen oder verstorbenen Freiherrn Pereira-Arnstein, Herr Redlich zum Verwaltungsrathe ernannt, pardon: »gewählt« worden ist. Leute, denen die Familienbande, die die Eisenbahnen mit der Haute finance verknüpfen, kein Geheimnis sind, werden errathen haben, dass dieser Herr Redlich ein Schwiegersohn des Herrn v. Taussig, gerade so, wie die Böhmische Commercial-Bahn eine Schwiegertochter der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft ist, — welche Schwiegertochter bis nun die Schwiegereltern ein bedeutendes Stück Geld wegen heimlicher Jugendsünden gekostet hat. Männiglich ist bekannt, dass der gesammte Actien- und Prioritätenbestand — mit Ausnahme des für Strohmänner deponierten Theiles — dieser im Verborgenen blühenden Eisenbahn im Besitze der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft ist und eine Erwerbung um einen »das Doppelte des Wertes« übersteigenden Kaufschilling darstellt, die noch immer zu einem der dunkelsten Punkte der an dunkeln Punkten so reichen Vergangenheit des ehemaligen General-Directors der Staats-Eisenbahn, de Serres, gehört.

Warum nun, wird man fragen, ist der Schwiegersohn des Herrn v. Taussig zum Verwaltungsrathe der Böhmischen Commercial-Bahn ernannt worden? Viel trägt ja die Sache nicht ein, kaum auf Cigarren für diesen Millionär, Sohn und Schwiegersohn eines Millionärs, sagen wir jährlich 800 bis 1200 Gulden. Das hängt nämlich so zusammen: Die B. C. B. wird als Vorstufe zu höheren Würden des Schwiegersohnes ausgewählt, sie ist die A B C-Schule, die der Anfänger durchmachen muss, um dann in die Verwaltungen der Oesterr. Nordwestbahn, der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft etc. etc. aufzusteigen. Aber auch nebenher fallen kleinere oder größere Beneficien ab, ein Verwaltungsrath bekommt eine sogenannte Verbandfreikarte, die ihn berechtigt, auf allen österreichischen, ungarischen, deutschen, belgischen und rumänischen Bahnen in der I. Classe umsonst zu fahren, was doch für einen so armen Schlucker auch nicht zu verachten ist.

Wie man sieht, ist Herr Taussig, wenn er gut aufgelegt ist, bereit, von der hohen Finanzpolitik, die darin besteht, dass er ehemalige Minister, Geheimräthe und Hofchargen bei seinen stets gefüllten Krippen einstellt, manchmal in das intimere Gebiet der Familienpolitik herabzusteigen, um seinem Schwiegersöhnchen eine Geburtstagsfreude zu bereiten.

Die Berührung intimer Familienangelegenheiten bei Besprechung der Besetzungen von Verwaltungsrathstellen ist unvermeidlich. Aber sie ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Es sollte lediglich wieder einmal die Frage aufgeworfen werden, ob es denn unbedingt erforderlich ist, dass in der Verwaltung großer Unternehmungen immer nur die Unfähigsten Sitz und Stimme haben, und ob es denn wirklich ein so großes Unglück wäre, wenn einmal auch nur ein einziger Fachmann in die Verwaltung einer Eisenbahngesellschaft gewählt würde. Wie viele ehemalige General-Inspectoren, Directoren von Bahnen u. s. w. wären glücklich, in die Verwaltung einer Eisenbahn gewählt zu werden, wo sich heute die faulste Unwissenheit, nobelste Unfähigkeit und das scrupelloseste Jasagerthum breit machen.

* * *

Matura.

Im Nachfolgenden spricht ein Vertheidiger der Matura,*) der sich aber gegen die Mängel und Verkehrtheiten, die der Institution anhaften, und gegen die Missbräuche, denen sie Gelegenheit bietet, in nicht minder offenherziger Weise wendet:

Einige Worte dem heutigen System der »Befreiungen«. Allgemeiner Brauch oder Vorschrift ist es, einen Schüler, der aus Geschichte oder Physik »lobenswert« in den Semestralzeugnissen erhalten hat, von der Prüfung aus jenen Gegenständen zu »befreien«. In den meisten Fällen erfolgt unter dieser Voraussetzung auch eine Befreiung von der Prüfung aus der deutschen Sprache. Nun sind es aber gerade diese Gegenstände, die so recht darthun, ob der Schüler es versteht, einen ausgedehnten Stoff zu beherrschen. Ob der Candidat allgemeines Verständnis besitzt und logisch denkt, ob er bis zu einem gewissen Grade die Sprachen beherrscht, darüber vermag sich der Lehrer nicht nur ebensogut, sondern viel besser und verlässlicher während der Studienzeit Gewissheit zu verschaffen. Nicht so auch darüber, ob jener einen ausgedehnten Stoff bewältigen kann. Deshalb sind gerade die Befreiungen von der Prüfung aus den genannten Gegenständen so gefährlich, während gegen eine Befreiung aus Latein, Griechisch oder Mathematik, zumal hier die schriftliche Prüfung schon vorausgegangen ist, nichts einzuwenden wäre. Diese übel angebrachten Erleichterungen führen dann zu der traurigen Consequenz, dass Schüler, die am Gymnasium stets Vorzugszeugnisse erhielten — die sie auf Grund des Studiums einzelner Lectionen erwarben —, an der Hochschule Schiffbruch leiden. Dass manche einsichtige Lehrer die Fähigkeit, einen größeren Stoff zu beherrschen, für nothwendig halten, zeigt sich in der Abhaltung von Prüfungen am Schlusse eines jeden Semesters. Diese Prüfungen bilden wohl eine gute Vorübung für die Matura, allein der Stoff eines Semesters ist zu klein, als dass sie die Matura ersetzen könnten.

---

*) Vgl. den in Nr. 9 (Ende Juni 1899) erschienenen Artikel, der sich vornehmlich mit den Schrecken der in diesen Tagen wieder bevorstehenden »Mündlichen« beschäftigt hat. Mögen die Vorsitzenden dieser längst zur Farce gewordenen Prüfung von der alten Sitte, statt Fragen Fallen zu stellen, lassen und wenigstens als Richter, nicht als Ankläger den nach achtjähriger Untersuchungshaft vor sie Hintretenden gegenüberstehen!

Eine Woche ist den Abiturienten vor der mündlichen Reifeprüfung freigegeben. In den letzten Monaten des zweiten Semesters der Octava beschäftigen sich nur die wenigsten mit dem laufenden Unterrichtsstoffe. Mathematische Aufgaben, Uebersetzungen aus Hauler und Hintner werden in der Regel nur von einem Schüler der Classe ausgearbeitet — die übrigen fertigen vor Beginn des Unterrichtes in aller Eile Copien davon an. Für die lateinischen und griechischen Autoren müssen die verschiedenen gedruckten Uebersetzungen herhalten, der »Schulmann«, der »Fritz«, der »Freund« und wie sie alle heißen mögen. Es ist die Zeit, wo jeglicher Schwindel blüht. Die Uebertragung wird in den Autor hineinstenographiert, oder es werden gar einzelne Blätter der gedruckten Uebersetzung eingelegt. Mitunter folgt dann eine Entdeckung, ein Donnerwetter, eine schlechte Sittennote, eine schlechte Qualification bei der Vorconferenz zur Matura und in der Regel die Reprobation. Der in gewissem Sinne unter unwiderstehlichem Zwange ausgeführte Schwindel erzeugt eine solche Raffiniertheit, dass bei der schriftlichen Matura zu Abwehrmitteln gegriffen werden muss, die einen Uneingeweihten zu der Annahme drängen, er habe es mit einer Bande alter, mit allen Salben geschmierter Verbrecher und nicht mit einigen achtzehnjährigen Burschen zu thun. Man stellt die Bänke weit auseinander, damit sich die Candidaten keine Zettel zureichen können. Die Bedrängten halten einen Kriegsrath ab. Am nächsten Tage erscheinen sie mit zerrissenen Sohlen; in die Oeffnung wird der heilbringende Zettel gesteckt und dann auf compliciertem Wege dem Vordermanne übermittelt. Welche Angst die Professoren vor den — Anstandsorten haben, dürfte allgemein bekannt sein . . .

Viel zuträglicher für Moral und Erfolg wäre es, wenn den Abiturienten nicht eine Woche, sondern einige Monate, vielleicht das ganze zweite Semester, zur gründlichen Vorbereitung freigegeben würden. Während dieser Zeit soll der Verkehr mit den Lehrern in freien Zusammenkünften fortgesetzt werden. Die Lehrer würden den jungen Leuten als freundschaftliche Berather gegenüberstehen und nicht als Wachmänner, die allen Scharfsinn aufbieten müssen, um einen Schwindel zu verhüten, und schließlich in der Regel den vereinten Kräften der Schüler doch unterliegen.

* * *

Dem Artikel »Sittenpolizei« in Nr. 43 war, wie sich jetzt herausstellt, eine Art »vorwärtsschauender Actualität« eigen. Unsere großen Blätter haben über den Czernowitzer Scandal und einen ähnlichen Vorfall, der sich kurz zuvor in Wien abspielte, geschwiegen. Es fiel ihnen auch nach dem Erscheinen des Artikels nicht ein, den Verfasser in diesem Punkte Lügen zu strafen. Dafür haben sie ihm bezüglich einer anderen Behauptung schon nach zwei Tagen ausdrücklich recht gegeben. »Die Männer, die unsere Zeitungen schreiben«, hieß es, »kennen diese Uebel wohl. Aber zur Besserung heimischer Uebelthäter ist von unseren Blättern längst das Prügelknabensystem eingeführt worden. Man geißelt Schäden im Ausland und thut, als hoffe man, dass die Schädiger im Inland dadurch abgeschreckt werden. So oft ein Berliner Schutzmann eine anständige Frauensperson zu nächtlicher Stunde behelligt, regnet es Telegramme und Notizen. Unverwandt halten die Journalisten den Blick nach Westen gerichtet, um alles aufzuspüren, was in England, Frankreich und Deutschland Tadelnswertes sich ereignen mag. Darüber wird denn begreiflicherweise übersehen, was bei uns selbst und etwa weiter östlich in der Monarchie geschieht.« Zwei Tage nach Erscheinen von Nr. 43 hat es Telegramme aus Paris über einen »ungeheuerlichen Missgriff« der dortigen Polizei gegeben. Eine kleine Schauspielerin war — als ob dergleichen gar so »ungeheuerlich« wäre — der geheimen Prostitution verdächtigt, verhaftet und einer ärztlichen Visitation unterzogen worden. Sämmtliche Blätter, voran natürlich die ‚Neue Freie Presse‘, besprachen das Ereignis in hundert und mehr Zeilen. Polizei da und dort; aber in Paris war's eine Schauspielerin und daheim waren's Dienstboten . .

* * *

Die Inseratenrazzia, die ich gegen die Gelegenheitsmacherinnen des Freisinns eingeleitet, hat endlich die Unterstützung der Presspolizei gefunden. Der Personalstand der Staatsanwaltschaft ist, wie man mir erzählt, neuestens um zwei Beamte vermehrt worden, die ausschließlich mit der Lecture des Annoncentheils unserer Tagesblätter beschäftigt sind. Das ist recht löblich, aber ich fürchte, die Herren werden bald über Langeweile zu klagen haben. Die Administrationen sind jetzt gewarnt, und die Blätter haben durch prononcierte Ablehnung von Unzuchtsinseraten (siehe Nr. 43) ein Uebriges gethan. Die neuen Beamten mögen sich durch derlei Unschuldsbetheuerungen nicht verblüffen lassen. Mit verdoppelter Aufmerksamkeit müssen sie von jetzt an zumal die schlichten »Heiratsanträge« überprüfen. Es wird sich ja mit der Zeit ein Merkmal entdecken lassen, das die echten von den gemachten unterscheidet. Lückenloser

ist der Nachweis der Kuppelei wohl nie erbracht worden als durch die neulich an dieser Stelle reproducierten Antworten und Rathschläge, die unsere Zeitungen liebebedürftigen Lesern und Leserinnen ertheilten. § 512 b) und c) St.-G. besagt, dass diejenigen der Uebertretung der Kuppelei sich schuldig machen, die aus dem »Zuführen« ein Geschäft machen oder »sonst sich zu Unterhändlern in unerlaubten Verständnissen der in a) geschilderten Art gebrauchen lassen«. Die bekannte Aufführfrau in der Fichtegasse ist dem Beispiel der Steyrermühldame gefolgt und hat am 24. Juni — also 14 Tage nach meinen letzten Betrachtungen — das folgende umfassende Geständnis abgelegt:

— — —: In dieser Fassung nicht zulässig, könnte nur als Heiratsantrag erscheinen, Preis 4 K 50 h.

Was bezwecken also die »Heiratsanträge«, die die ‚Neue Freie Presse‘ unentwegt publiciert? Und was bezwecke ich mit dem unermüdlichen Hinweis auf diese Annoncen? Auch die verbohrtesten Gegner können mich ernstlich nicht der Geschmacklosigkeit für fähig halten, dass es mir darum zu thun sei, gegen den privaten Endzweck dieser öffentlichen Ankündigungen einen Sittlichkeitsfeldzug zu predigen. Mir ist es vielmehr ausschließlich und einzig um die Belehrung der Oeffentlichkeit über die Art jener Freiheit zu thun, die unsere liberalen Zeitungsunternehmer meinen, wenn sie gegen kunstfeindliche Vorstöße der sogenannten »Reaction« eifern. Nicht dass ihre Liebeskunden, sondern dass die publicistischen Gelegenheitsmacherinnen, die ein offenes Geschäft haben, abgefasst werden, verlangte und verlange ich. Nach § 513 St.-G. ist die Strafe für die Uebertretung, der sich die ‚Neue Freie Presse‘ durch Aufnahme eines »Heiratsantrages« schuldig macht, »strenger Arrest von drei bis zu sechs Monaten; sie ist aber zu verschärfen, wenn die Schuldigen das Gewerbe bereits durch längere Zeit fortgesetzt haben.« Die ‚Neue Freie Presse‘ besteht — wenn ich nicht irre — seit dem Jahre 1864.



ATTA TROLL.

Herr Wessely hat sich gegen Heine ausgesprochen, Herr Noske hat sofort eine Action eingeleitet, um das Grab des Dichters mit einem Kranz zu schmücken. Eine Reihe ähnlicher Kundgebungen steht noch in Aussicht. Sollten sie durchgeführt werden, so wird über die «Affaire» noch ein abschließendes Wort zu sagen sein. Für heute nur die Bemerkung, dass Herr Frischauer in Paris den ganzen Rummel: die klobige Entrüstung des Wiener Stadtrathes, die Verlegenheit des Wiener Männergesangvereines und die Tempelklagen der Wiener liberalen Presse, durch sein erfundenes Telegramm verschuldet hat. Offenbar wollte der Pariser Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' für einen Collegen, der auch Pariser Briefe geschrieben hat, und der überdies der Bruder des ehemaligen Chefredacteurs des ‚Fremdenblatt' Freiherrn v. Heine war, etwas thun. Herr Benedikt benützte die Gelegenheit zu einer Charakteristik Heines, die mit den Worten begann: »Töne hat er gefunden — —« (was soll ich Ihnen sagen): — Herr Benedikt versichert, dass »nur Deutsche Heine ganz in sich aufnehmen« können. Und wir hatten bisher geglaubt, dass gerade die Leser der ‚Neuen Freien Presse' ein Specialverständnis für Heine besitzen. Wenigstens wurde der Dichter den gleichgiltigen Rüpeleien des Stadtrathes gegenüber in diesen Tagen beharrlich und mit seltener Ungeschicklichkeit als ein jüdisches National-Heiligthum vertheidigt. Herr Benedikt preist den Sänger so vieler schöner Volkslieder. Aber jeder Zeile seines Leitartikels merkt man es an, dass er die ganze Lyrik Heines einer einzigen Stelle seiner Prosaschriften zu opfern bereit ist, jener einen Stelle, da Heine das Lob der Schaletspeise singt und die Hoffnung ausspricht, dass einst die christliche Kirche, »wenn ihre heiligsten Symbole, sogar das Kreuz, seine Kraft verloren«, den Schalet adoptieren werde ..... Einen Gesichtspunkt gibt es für mich, von dem aus in der ganzen Sache klar zu sehen ist. Stellen wir uns doch, anstatt über

die belanglose Rohheit und Unbildung Einzelner Jeremiaden anzustimmen, vor eine Wahl. Was ist förderlicher für die jetzt so sehr beschrieene »Cultur«: Wenn die Greißler von einem Lyriker nichts wissen wollen oder wenn die Börseaner sich seiner annehmen?

*

Zwei antisemitische Blätter und Heine.

‚Deutsche Zeitung‘, 25. Juni:

Wir erhalten aus unserm Leserkreis folgendes Schreiben: »Gestatten Sie, dass ich Sie auf einen Vorfall aufmerksam mache, der meine tiefste Entrüstung hervorgerufen hat und der verdient, der Oeffentlichkeit bekanntgemacht zu werden. Meine Tochter besucht die städtische Volksschule in der Stiftgasse. Am vorgestrigen Tag wurde nun von Seite des betreffenden Classenlehrers ein Ausflug nach Weidlingau veranstaltet und für diesen Zweck eigens das Lied des Juden Heine: »Leise zieht durch mein Gemüth« einstudiert. — Ich frage: gibt es nicht gute und schöne Lieder anständiger christlicher Dichter und Componisten genug, und wozu wird gerade Heine bevorzugt?«

‚Deutsches Volksblatt‘, 26. Juni:

»Im Parke von St. Cloud sollte uns eine Ueberraschung zutheil werden, die sich wohl Keiner erträumt hätte. Auf einer Wiese lagerten und spielten Kinder, Knaben und Mädchen, unter Aufsicht eines Herrn und zweier Klosterschwestern. Ohne viel auf das Treiben der Kinder zu achten, schritten wir in Gesprächen begriffen vorüber. Plötzlich stimmten die Kinder ein Lied an und wie von einem Zauberschlage gebannt blieben wir stehen. Alle sahen wir uns verwundert und verblüfft an. War denn das möglich? Die Kinder sangen ja deutsch. Vollkommen reines Deutsch. »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten«, klang es uns mit frischen Stimmen entgegen und ergriffen lauschten wir dem schlichten Gesange der Kleinen. In diesem Momente vergaß man den Autor des Liedes, nur unsere geliebte Muttersprache drang an's Ohr und stärker fühlten wir die Pulse pochen. Im fremden Lande, ein deutscher Sang aus Kinderbrust, das that ganz unsagbar wohl, manchem stahl sich ein Thränlein in das Auge — und er hatte sich desselben wahrlich nicht zu schämen.«

*

Herr Pötzl ist nicht nur in seinem Genre ein feiner Künstler, sondern auch, was für Herrn Wilhelm Singer unter Umständen wichtiger ist, ein Christ. Darum darf er sich nicht damit begnügen, kleine Meisterwerke wienerischen Dialecthumors und lustige Verspottungen neuwienerischer Narrheiten für das ‚Neue Wiener Tagblatt' zu liefern. Von Zeit zu Zeit tritt vielmehr die gebieterische Nothwendigkeit an ihn heran, Christ zu sein, bloß Christ und nichts als Christ. Freilich gehört auch dazu ein Talent, diese angeborene Eigenschaft sich im Milieu des ‚Neuen Wiener Tagblatt' unversehrt bewahrt zu haben, und so prüft denn der Chefredacteur in entscheidenden Momenten, ob Pötzl noch der alte geblieben ist. Wird irgendwo in Oesterreich das Märchen vom Ritualmord verbreitet, so klopft es an die Thüre des Zimmers, das Herr Pötzl im Bureau des ‚Neuen Wiener Tagblatt' innehat. Herr Singer tritt schüchtern ein und fragt behutsam, ob Pötzl nach zwanzigjähriger Thätigkeit bei der Steyrermühl schon an den Ritualmord glaube oder ob er sich seiner Umgebung bereits so sehr assimiliert habe, dass er an den Ritualmord nicht mehr glauben könne. Pötzl erwidert, er sei ein guter Christ und bereit, für morgen den Leitartikel zu übernehmen. Oder der Stadtrath hat sich gegen Heinrich Heine vergangen. Selbst wagt die Redaction des charakterlosesten Blattes keinen Einspruch. Alles was sie der Resolution entgegenzusetzen hat, fasst sie in die Mahnung zusammen, der Beschluss des Stadtraths sei »etwas zu früh« gefasst, weil die Thatsache der Kranzniederlegung »noch gar nicht sicher« sei, und überdies sei es »ein Vorkommnis, das gar nicht zum Wirkungskreise der Gemeinde gehöre, wenn eine Deputation als Privatleute in Paris weilender Wiener Sänger einen Kranz auf dem Grabe Heines niederlegt.« Die Redaction als solche traut sich nicht — so muss denn Herr Pötzl helfen. Wieder klopft Herr Singer an seine Thüre und fragt ihn, wie er über Heine denke. Pötzl erwidert, er sei ein guter Christ und bereit,

für morgen den Leitartikel zu übernehmen. Der Leitartikel erscheint. Aber entweder war er Herrn Singer — Pötzl nannte die Schmach des Jahrhunderts eine »Zeiterscheinung«, die »nun einmal nicht wegzuleugnen ist« — zu antisemitisch oder — Pötzl spielte Heine förmlich gegen die Rathhausherren aus — zu philosemitisch. Jedenfalls sah sich Herr Singer veranlasst, dem Artikel ein Geleitwort voranzuschicken, in dem er erklärte, dass die Anschauungen Pötzls ein »subjectives Gepräge« tragen und »zum Theil von der politischen Richtlinie des Blattes abweichen«. Bekanntlich hat das ‚Neue Wiener Tagblatt' zwar sehr viele Annoncen, aber gar keine politische Richtlinie. So ist es denn immerhin möglich, dass ein Gelegenheitsartikel, der selbst keine hat, von ihr zum Theil abweicht...

* *
*

Der Selbstmord der anmuthigen Schauspielerin hat wieder die schlechtesten journalistischen Instincte entfesselt. An sich war es natürlich gar keine Sache, die den Publicisten herausfordert. Aber die liberale Presse erkannte die Sensation, die antisemitische die jüdische Abstammung des Verführers. Das Geschrei über den »Wüstling« war natürlich läppisch. Man ist gewohnt, solch ein Wort heute nur mehr zur trockenen Charakterisierung in Gerichtssaalnotizen zu finden. Plötzlich wird es im Ton der sittlichen Erregung gesprochen, als ob der sexuale Cynismus eines einzelnen Individuums weiter interessant oder ein öffentlicher »Uebelstand« wäre, den man in langen Artikeln »bekämpfen« müsste. Unwiderstehliche hat's auch schon vor Herrn Stößel gegeben, und wo ein nicht eingelöstes Eheversprechen im Spiele war, haben die Gerichte das ihre gethan. Hier fehlt die einzige Zeugin; so könnte man sich vielleicht die Zeitungsgerichtsbarkeit gefallen lassen, wenn sie nicht gar zu oberflächlich und abgeschmackt ausfiele. Und was hat die Rächer an's Werk getrieben? Sie war eine Schauspielerin. Und was hat sie milder gestimmt? Er ist ein Theaterarzt. Was die Angelegenheit möglicherweise zur öffentlichen gemacht hätte, ward kaum gestreift: die Frage, ob Missbrauch des Amtes vorlag. Sie hätte zu Betrachtungen über die Thätigkeit der Theaterärzte im Allgemeinen

hinübergeleitet. Und mit so allgemeinen Betrachtungen, die manchmal auch riskant sind, gibt sich unsere Presse nicht ab. Ueberdies verdankt sie doch den Theaterärzten so interessante »Localfälle«.

* * *

Ein Leser macht mir die erfreuliche Mittheilung, dass weder Titel noch Programm meiner Zeitschrift originell seien. Kein Geringerer als Hans v. Bülow habe im Jahre 1864 eine ‚Fackel‘ ins Leben gerufen, die er zwar von einem Anderen redigieren ließ, aber mit seinem Geiste füllte. Ich bin für diese Feststellung einer historischen Priorität dankbar und freue mich, Bülows Briefen, die jener Leser dem ahnungslosen Epigonen sendet, einige Sätze entnehmen zu können, die geradezu an Inhalt und Schicksal der heutigen Wiener ‚Fackel‘ anzuknüpfen scheinen.

Im Jahre 1864 schrieb Hans v. Bülow an Joachim Raff »Möchtest Du eine neue Theater- und Musikzeitung empfehlen, deren erste Nummer vorigen Sonnabend erschienen ist und Artikel von Weitzmann und meiner Wenigkeit bringt? Sie heißt — nach meiner Taufe — ‚Die Fackel‘, kritische Wochenschrift zur Beleuchtung der Theater- und Musikwelt . . .« Am 29. Jänner 1864 schrieb Bülow an Dr. K. Gille: »Schönen Dank, dass Sie sich für die ‚Fackel‘ interessieren. Können Sie sie nicht in Weimar empfehlen?« Am 30. Jänner: »Wegen der ‚Fackel‘ bekomme ich grobe Briefe — das ist ihnen Geschäftsstörung! Hier wirkt das Blättchen übrigens mehr als ich gehofft. Es war mir ein solches Organ unerlässlich . . . .« Am 7. Februar an Cornelius Gurlitt: »Vielleicht haben Sie sich unterdeß die Nummern der ‚Fackel‘, die ich mir erlaubt habe, Ihnen vorzulegen, etwas angesehen und werden errathen, warum ich mich bei einer Theaterzeitung nebst meinem Freunde Weitzmann betheilige. Es ist ein Keim, ein Embryo, ein »gib mir wo ich stehe« — diesen Anfang entwickeln soll unsre Sorge sein. Vielleicht wird mit der Zeit eine wirkliche Künstlerzeitung daraus. Einstweilen ist es unsre Absicht, in der Musikwelt aufzuräumen, allen Schutt u. s. w. zu signalisieren, kurz der Anarchie und dem Unfug auf musikalischem Gebiete, wo immer derselbe unerträglich, entgegenzutreten, rücksichtslos, schroff. Denn die Leute haben hartes Fell und Masken über den Ohren.

Wollen Sie mir, wird Freund Böie mithelfen wollen? Senden Sie mir eine Beleuchtung des Treibens in Hamburg ein, eine rücksichtslose, keine mit der Sache (der schlechten) zusammenhängende Persönlichkeit schonende. Mein Ehrenwort, dass ich das Manuscript von mir aus in die Redaction liefere, zur Vorsorge dasselbe copieren lasse, Ihnen das Original remittiere, kurz, dass weder Sie, noch ein Strohmann, den Sie etwa wählen möchten, compromittiert werden ....«

Sogar das »Blättchen« — die in Todschweigeblättern häufig wiederkehrende Bezeichnung — hat Bülow vorweggenommen. Furchtsame Gewährsmänner habe ich oft und oft brieflich beruhigen, ihnen versprechen müssen, dass ihre »Beleuchtung des Treibens« auf dem oder jenem Gebiete nur durch meine Hände gehen werde. Freilich, die Absicht, »in der Musikwelt aufzuräumen«, habe ich bisher trotz wiederholtem Appell an die betheiligten — leider oft nur allzu »betheiligten« — Kreise nicht durchführen können. Dafür aber hätte ich mir nie träumen lassen, dass schon sechsunddreißig Jahre vor mir irgendwo der Satz niedergeschrieben wurde: »Wegen der ‚Fackel‘ bekomme ich grobe Briefe — das ist ihnen Geschäftsstörung!«

* *

Achtung!

Erfolgdepeschen über Hermann Bahrs »Star« in Breslau gefälscht. Nicht hereinfallen! Misserfolg so ausgesprochen, dass Truppe, die »Star« aufführte, nach der zweiten Vorstellung Gastspiel abbrechen musste.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn Szeps junior. Nichts Neues bei Hofe? Erzherzogin Maria Theresia wird wohl schlechthin nicht anders können, als Ihrem Rathe zu folgen und den Wiedervermählungsplan aufzugeben. Aber wie steht's mit der Lonyay? Haben wir gegründete Hoffnung, dass sie sich mit dem König Leopold versöhnt oder nicht? Nein? Wirklich nicht? Kalt und ernst verweisen Sie mich auf die ‚Wiener Allgemeine‘ vom 20. Juni, allwo Sie schrieben: »Vor einigen Tagen wussten mehrere Blätter zu melden, dass Gräfin Lonyay am

18. Juni sich nach Gastein begebe, woselbst um diese Zeit König Léopold, der Vater der Gräfin Lonyay weilen werde. An diese angebliche Thatsache wurde selbstverständlich der Commentar geknüpft, dass bei diesem Anlass die Aussöhnung zwischen Vater und Tochter stattfinden werde. Wir haben diese Thatsache nicht übernommen, da sie uns bei unserer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse nicht glaubwürdig erschien. Nun ist der kritische Tag, der 18. Juni, vorübergegangen, ohne dass das angesagte Ereignis stattgefunden hätte, und wir haben alle Ursache, zu vermuthen, dass noch ziemlich viel Wasser vom Schwarzwald nach Sulina fließen wird, bevor jene Prophezeiung sich verwirklichen dürfte. Wir meinen vielmehr, dass in dem gespannten Verhältnis, das zwischen dem König der Belgier und seiner Tochter infolge der Wiederverheiratung derselben sich entwickelt hat, keine Aenderung bis auf Weiteres eintreten wird. Jene Ursachen, welche eben für die Verstimmung des Königs der Belgier maßgebend waren, dürften auch heute noch nicht behoben werden und so dürfte nicht nur der 18. Juni, sondern die ganze Saison in Gastein vorübergehen, ohne dass dieser Ort der Schauplatz der Versöhnung zwischen Vater und Tochter geworden wäre«. Das ist kurz und klar. Es wird noch ziemlich viel Wasser vom Schwarzwald nach Sulina fließen. Sie werden bitter, mein Herr, wenn Sie von den Folgen einer Mesalliance sprechen. Die Ursachen der Verstimmung des Königs der Belgier dürften »bis auf Weiteres« nicht behoben werden. Natürlich: solange sich Stephanie nicht von dem ungarischen Grafen lossagt. Aber ich glaube, Sie setzen's — bei Ihrer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse — durch! Und schauen Sie sich doch auch ein wenig um den Erzherzog Franz Ferdinand um! Wenn Sie die pragmatische Sanction nicht hochhalten, dann weiss ich wahrhaftig nicht, was noch in diesem Oesterreich geschehen wird. Aber freilich, hier wissen Sie nur schwelgend von einem »Zug des Herzens« zu berichten, der neuestens wirklich ein Hofseparatzug geworden zu sein scheint. Nachdem die staatsrechtlichen Schwierigkeiten mit Ungarn behoben waren, galt es noch mit den Herren von der ‚Wiener Allgemeinen' ins Reine zu kommen. Wie erwartungsvoll mag man bei Hofe am 25. Juni dem Resultate der Redactionsconferenzen und speciell dem Erscheinen des 6 Uhr-Abendblattes entgegengesehen haben! Und wie freudig mag man es aufgenommen haben, als Sie und mit Ihnen die anderen Herren von der Presse die Worte fanden: »Nun steht nichts mehr im Wege, dass diese zwei Herzen, die sich gefunden, sich auch vereinigen!«

Leserin. Sie meinen, dass ich »leider nur zu sehr Recht behalte: die Gräfin Lonyay werden wir nicht los.« Die Dame habe nachgerade eine Berühmtheit erlangt, die der der verflossenen Prinzessin Chimay in nichts mehr nachstehe. »Gott behüte aber«, schrieben Sie, »die Gräfin Lonyay vor ferneren Magen-Indispositionen! Nicht bloß der Dame selbst wegen, sondern auch zur Schonung der armen Leser, auf die ein derartiges Leiden eine ansteckende Wirkung

ausübt. Diese Erfahrung habe ich an mir selbst gemacht. Auf dem Bahnhof in Attnang trug es sich zu, dass ein Unvorsichtiger mir ein Exemplar der ‚Neuen Freien Presse' mit in das Coupé gab. Ich überwand den Ekel, der mich beim bloßen Anblick dieses Blattes immer ergreift, und begann zu lesen, mit einer Empfindung, als ob mir eine Spinne über die Haut kröche. Und es währte gar nicht lange, da starrte sie mir entgegen: die Magen-Indisposition der Gräfin Lonyay. Mir wurde ebenfalls übel, ach, so gründlich übel, und bis St. Pölten war es noch so weit, und kein Dr. Poduschka in der Nähe. Und nun frage ich, ob ich nicht ein Recht habe, die ‚Neue Freie Presse' zu belangen. Ein Wirt, der einem Gast eine Speise vorsetzte, bei deren bloßem Anblick einem übel wird, würde sicherlich bestraft werden. Und was unser vornehmstes Blatt mit jener Notiz gethan hat, war doch im Wesen ganz dasselbe. Herr Benedikt sollte sich ein Beispiel an Herrn Singer nehmen, der es neulich sogar über sich brachte, ein Festgedicht von Herrn Gutmann, das dieser geschäftskundige Herr zum 70. Geburtstag Leschetizkys verfasst hat, nicht abzudrucken. Ob aber deshalb, weil Herr Gutmann im Sommer nicht inseriert, oder um der ‚Fackel' nicht Brennmaterial ins Haus zu tragen, weiß ich nicht.« Unsere Schmöcke sind nach Ihrer Ansicht die beneidenswertesten der Welt. Wo hat es sich je ereignet, dass ein Erzherzog und Thronfolger eine Gräfin zu so gelegener Zeit geheiratet hätte? Preise Gott, Israel, alle Noth hat nun ein Ende. Von Seeschlangen wird keine Notiz genommen, und würde jetzt selbst die ganze Bemannung der »Bourgogne« in der Redaction erscheinen, Schmock würde sie nicht sehen; denn — er zählt bereits die Tupfen auf den Nachthemden der Gräfin Chotek und erörtert gleichzeitig die sich daraus ergebenden staatsrechtlichen Fragen. Und Herr Singer lässt sich's am eigenen Gesudel noch nicht genügen, und citiert die ganze stamm- und gesinnungsverwandte Budapester Schmutzpresse. Wer imstande ist, das zu lesen und dabei gesund zu bleiben, der ist gegen Magen-Indispositionen — der Gräfin Lonyay — gefeit.

•

Anonymus. Soll ich Graphologen spielen? Nun, die Unterschrift lässt auf Feigheit schließen, der sonstige Inhalt der Karte auf Dummheit. Weil ich von dem in Goethes »Egmont« auftretenden Machiavell als dem »großen Politiker«, als der »geschichtlichen Gestalt« sprach, habe ich durchaus nicht bewiesen, dass ich die »Elemente geschichtlicher Kenntnis« nicht innehabe. Welch niederschmetternde Aufklärung, dass Niccolò Machiavelli 1527 gestorben ist, als Egmont 5 Jahre alt war und dass Goethes Drama 1567—68 spielt! Ich bin zerknirscht und zu meiner Schande fällt mir selbst noch überdies ein, dass der historische Staatsmann Machiavelli auch sein Lebtag nicht in den Niederlanden war und nie als Berather der Regentin Margarethe fungiert hat! Aber siehe da — auch mit Egmont stimmt's nicht. Das ist ja auch nicht die historische Gestalt, denn die hatte 12 Kinder und kein Clärchen. Ja, Goethe hat's eben ver-

standen, mit den historischen Gestalten umzuspringen. Aus Egmont hat er Egmont gemacht und aus Machiavell Machiavell. Aber vielleicht können Sie mir beweisen, dass er bei diesem an den berühmten Fürstenberather gar nicht gedacht hat? Ich wäre Ihnen sehr verbunden. Dass er sich seines Namens bediente, um einem leeren Stichwortbringer Relief zu geben, ist's, was schon andere vor mir einen »Missbrauch« nannten. Goethe durfte sich ihh erlauben. Sie dürfen sich nichts erlauben, als höchstens eine anonyme Schmähkarte.

Besorgter Vater. Ohne nochmalige Erkundigung konnte ich Ihre Mittheilung nicht verwerten. Jetzt wird mir von anderer Seite bestätigt, dass der »etwa 17jährige Handelsschüler«, dessen Selbstmord die ,Neue Freie Presse' in neun Zeilen am 2. Juni gemeldet hat, Schüler des I. Jahrgangs der Wiener Handelsakademie war. Nun freilich sollte der schon nach dem vierten Selbstmord in die Residenz Sonndorfer gerufene Staatsanwalt nicht länger zögern. Nach Ihrem Bericht war der Knabe »am Donnerstag eingetragen worden, weil er eine Rechnung nicht mitschrieb«. Von der unglücklichen Liebe, die in der bestochenen Presse als Motiv der That bezeichnet wurde, sei keine Rede. Immerhin sollen pädagogische Erlebnisse in der Anstalt des Herrn Sonndorfer an diesem Selbstmord nicht ausschließlich schuld sein. Rührend ist nur wieder die Einmüthigkeit der journalistischen Helfer. Sollte Herr Sonndorfer — abgesehen von seiner Verbindung mit den Administrationen — mit der ,Correspondenz Wilhelm', die ja alle Selbstmordfälle berichtet, sein Specialabkommen haben? Man hat noch nie gelesen, dass sich ein Handelsakademiker umgebracht hat. Immer waren es nur Handelsschüler schlechtweg, — und in Wien gibt es ja viele Handelsschulen. Herrn Sonndorfer dürften, da doch sein jährlicher Bedarf ein großer ist, bei der ,Correspondenz Wilhelm' besondere Bedingungen eingeräumt sein.

Speculant. Die Erklärung des Collegen Wittgenstein hat gewiss den »bei diesen schlechten Zeiten« vertrocknenden Börsenhumor auf ein Weilchen aufgefrischt. Der Ton der verfolgten Unschuld passt vortrefflich zu dem sonstigen Inhalt des »Economisten«, in den sie sich geflüchtet hat. Herr Wittgenstein weiß so wenig von Courstreiberei, wie Herr Benedikt von Pauschalien. Darum bittet jener diesen, er möge seine Zuschrift aufnehmen und ihm so die Möglichkeit gewähren, sich »der Verantwortung zu entledigen«, die ihm »bei weiterem Stillschweigen zugeschoben werden könnte«. Hat sich je Herr Benedikt der Verantwortung entledigt, die ihm bei »weiterem Stillschweigen« zugeschoben wurde? Herr Wittgenstein mag sich sonst naiv stellen; über die Blätter zu klagen, die ihn seit längerer Zeit der verwegensten Börsenmanipulationen beschuldigen, steht ihm schlecht an. Wenn die »Volkswirte« des ,Wiener Tagblatt', des Scharf'schen Montagsblattes und ähnlicher Journale Anticorruptionisten werden, so hat ein Wittgenstein zu wissen, was man in solchen Fällen thut.

Musiker. Sie übersenden mir ein Circular des Musikalienhändlers und Clavierverleihers Gutmann, um mir zu beweisen, dass der Mann nicht nur ein Dichter — als der er sich wieder beim Leschetizky-Jubiläum bewährte —, sondern auch ein Schriftsteller ist. Seine regen Beziehungen zur Wiener Tagespresse haben seinem Stil genützt und ihn zu den folgenden Sätzen ermuntert: »Trotzdem, dass wir schon mehrere Jahre unseren verehrten Kunden uns mitzutheilen erlaubten, dass sich Stimmer herumtreiben, die sich als von unserer Firma geschickt in den Familien eindrängen, kommen fort und fort Klagen über schlechte Stimmungen an uns, von denen wir absolut nichts wissen.« Und: »Wenn diese, sich einschleichenden Individuen für ihre wertlosen Leistungen nicht bezahlt werden, so werden sie endlich aufgeben, sich als Bedienstete von uns auszugeben und unsere verehrten Kunden zu schädigen, da die Leistungen solcher, als Stimmer und Claviermacher sich ausgebenden Leute im günstigsten Fall nur das Instrument nicht verderben, auf keinen Fall aber eine Leistung zu Stande bringen, durch die, die betreffende Kunde befriedigt erscheint.« »Bei nächster Gelegenheit als Sie Ihr Clavier gestimmt haben wollen, bitten wir, sich der beigeschlossenen Correspondenzkarte zu bedienen.« Bei nächster Gelegenheit als Herr Gutmann wieder dem Fürstbischof Gruscha im Concertsaale die Hand küssen sollte, wird man ihm zurufen müssen, dass es schlechte Stimmungen erzeugt, wenn ein Herr mit so ausgesprochen östlichem Deutsch sich in den Familien eindrängt: — in den katholischen.

Sammler. ‚Neue Freie Presse', 16. Juni: Von der Gattin Gladstones wird gemeldet, dass sie ihn »als er vor zwei Jahren nach langer Krankheit starb, trotz der Last ihrer Jahre treulich pflegte und nicht von seiner Seite wich.« 18. Juni: »In dem Befinden der bedauernswerten Schauspielerin . . . ist eine wesentliche Besserung eingetreten. Das Mädchen . . . befindet sich im Allgemeinen Krankenhause. Die Befürchtung, dass die Verunglückte auch innere Verletzungen erlitten hat, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Die Patientin befindet sich heute etwas schlechter...« Innerhalb sechs Zeilen wird versichert, dass es der wesentlich gebesserten Patientin schlechter geht; »ich bin 24½ Jahre Arzt,« — schreibt mir ein Leser aus der Provinz — »aber in meiner ganzen Praxis ist mir ein ähnlicher Fall nicht vorgekommen.« Noch interessanter ist eine am 20. Juni erzählte Familiengeschichte. »Aus dieser Ehe« — heißt es da — »giengen vier Söhne und zwei Töchter hervor, welch Letztere mit dem Grafen von Flandern vermählt ist.« Grammatikalisch knapper und witziger könnte man selbst eine Vermählung der siamesischen Zwillinge nicht anzeigen.

Habitué. Von den einander so widersprechenden Urtheilen, die über die beiden im Burgtheater gastierenden Riesen, die Herren Schmidt und Diegelmann, gefällt wurden, hat mir das des Kritikers

der ‚Wiener Allgemeinen' am besten gefallen. Ueber Herrn Schmidt schrieb er lapidar: »Jedenfalls soll man sich seiner versichern. Die Recken sind selten. Man muss sie nehmen, wo man sie findet«.

Genosse. Herr Habakuk hat Recht behalten. An dem »Kaiserhuldigungs-Fackelzug« habe ich nicht theilgenommen, trotzdem ich »wie ein alter Veteraner« über die Wiener Socialdemokratie zu schimpfen pflege. Aber ich schimpfe nicht, sondern gehe als alter Veteraner hinter einer »schönen Leich'« einher . . .

Marianne W. Sie schicken mir eine Beschwerde, die eigentlich die Expedition der ‚Fackel' angeht, der ich aber doch auch ein redactionelles Interesse abgewinnen kann. »Für den Fall,« schreiben Sie, »als Ihnen dies nicht schon bekannt sein sollte, theile ich Ihnen mit, dass die ‚Fackel' — im Gegensatze zu früher — auf dem Tische der Zeitungsverschleißerin des Südbahnhofes nicht wie alle anderen Zeitungen offen aufliegt, sondern erst auf besonderes Verlangen unter dem Tische hervorgeholt wird. Diese Handlungsweise entspricht gewiss nicht dem Interesse der Verkäuferin, und doch verbirgt sie, wie ich beobachtet habe, auch neue Nummern den Blicken der Zeitungskäufer. Sollte da die Direction der Südbahn ein Machtwort gesprochen haben?« An den Verlag der ‚Fackel' sind von anderen Seiten ähnliche Zuschriften gelangt, aber die Ihre enthält gleich die redactionelle Pointe der Angelegenheit. Wenn die Passagiere der Südbahn — es gibt ja auch solche, die nicht im Jargon der »Localzugstudien« empfinden — die ‚Fackel' lesen wollen, so werden sie sich sie zu verschaffen wissen. Ich gönne der Südbahnverwaltung den harmlosen Scherz einer Bahnhofcensur, die, wenn in Deutschland missliebige Blätter überhaupt nicht auf den Perrons verkauft werden dürfen, sich mit dem Verstecken einer Zeitschrift begnügt. Herr Chlumecky will der armen Verkäuferin das Geschäft wohl nicht ganz verderben; aber verübeln kann ich's ihm nicht, dass er in seinem Hause ein Blatt, das ihn so oft verächtlich gemacht hat, nicht aufliegen sehen will. Ueberdies ist es ganz vernünftig, die Südbahnreisenden der Zeitungslectüre nach und nach zu entwöhnen und ihre Gedanken nur auf die Gefahren der bevorstehenden Reise zu concentrieren. Wer mit der Südbahn fährt, hat wahrhaftig an ernstere Dinge zu denken, als an die Lectüre einer Zeitschrift — und möge es selbst eine solche sein, die ihm öfter den Ernst der Situation eindringlich vor Augen geführt hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Der Herausgeber theilt mit, dass er Zeitmangels wegen nur nach genauer Bekanntgabe des Gegenstandes der Unterredung zu sprechen ist, und behält sich vor, Tag und Stunde im einzelnen Falle schriftlich anzugeben.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.



